Hans von Müller

Gesammelte Aufsätze über E.T.A. Hoffmann

Herausgegeben von
Friedrich Schnapp



Verlag Dr. H. A. Gerstenberg · Hildesheim
1974

Anmerkung des Verlages:
Wir danken den Originalverlagen für die freundliche Genehmigung zum Abdruck der einzelnen Beiträge.

Reprographischer Nachdruck von Aufsätzen aus den Jahren 1901-1936 mit Genehmigung der Originalverlage
Herstellung: fotokop wilhelm weihert kg, 61 Darmstadt
Best.-Nr. 238 00437 · ISBN 3 8067 0437 6

Inhaltsverzeichnis

(Mit Quellenangabe der einzelnen Stücke)

* = Neusatz
** = Erstveröffentlichung

VORWORT

Es scheint mir ein glücklicher und guter Gedanke, die verstreuten, zum Teil kaum mehr zugänglichen Aufsätze Hans von Müllers über E.T.A. Hoffmann im Reprint-Verfahren und im Neudruck wiederzugeben, um sie den Freunden Hoffmanns und den Forschern, die sich mit Leben und Werk des großen Romantikers beschäftigen, im Zusammenhang vorzulegen. Gern bin ich der an mich gerichteten Aufforderung des Verlages Dr. H.A. Gerstenberg gefolgt, die „gesammelten Aufsätze" in dieser Weise neu herauszugeben.

Bei der Sichtung des Materials galt es, Aufsätze, die eigene Anschauungen und Forschungsresultate Hans von Müllers darbieten, von solchen zu trennen, welche lediglich oder größtenteils Mitteilungen neu entdeckter Hoffmannscher Schriften oder Briefe enthalten. Die zweite Gattung mußte ausgeschieden werden; doch ist die Grenze nicht immer scharf zu ziehen.

So war zwar der Aufsatz *Aus E.T.A. Hoffmanns Kapellmeisterzeit* (Neue Rundschau, Januar 1903), der in der Hauptsache aus 17 bis dahin unbekannten Briefen und den Erinnerungen Friedrich Speyers besteht, unbedenklich fortzulassen; dagegen mag der Ausschluß der beiden Aufsätze *E.T.A. Hoffmann als Musikalienhändler* und *E.T.A. Hoffmann als Musikschriftsteller* (Süddeutsche Monatshefte, Dezember 1907 und Januar, März 1908 – vereint als Privatdruck 1908 unter dem Titel *Hoffmann und Härtel. Neue Mitteilungen über ihren Verkehr in den Jahren 1799–1819* erschienen) nicht so selbstverständlich sein. Auch hier besteht der Inhalt zu einem großen Teil aus neu entdeckten Briefen, andrerseits aber entspricht die Abhandlung über Hoffmanns Beiträge zur Allgemeinen Musikalischen Zeitung dem Forschungsstand jener Zeit und ist mittlerweile in solchem Maße überholt, daß ein Wiederabdruck nur Verwirrung stiften würde. Bedauerlich bleibt es immerhin, daß nun auch Müllers kritische Auseinandersetzung mit dilettantischen Herausgebern wegfallen mußte, weil sich hier die Methodik (und das Temperament) des Verfassers höchst charakteristisch äußert.

Ausgeschieden wurden ferner einige kurze Rezensionen, Erwiderungen und dergl., die ein Wiederaufleben kaum rechtfertigen können.

Mehr als eine bloße Entschädigung dafür möge die vollständige oder teilweise Aufnahme von Vor- oder Nachworten und von Exkursen aus größeren Publikationen angesehen werden.

Eine bemerkenswerte Bereicherung erhält der vorliegende Band dadurch, daß darin vier Aufsätze zum erstenmal gedruckt erscheinen. In der Abhandlung über das Murr-Kreisler-Werk habe ich mir erlaubt, einen bibliographischen Abschnitt, der die Jahre 1828 – 1912 umfaßt, wegzulassen und die Verweisungen auf Seitenzahlen des *Kreislerbuches* und dessen Gegenstück, der *Lebens-Ansichten des Katers Murr* (Leipzig 1903 und 1916) in solche auf Band- und Seitenzahlen der Originalausgabe des Murr-Kreisler von 1820 und 1822 abzuändern.

Die Aufsätze sind nach Möglichkeit chronologisch geordnet und lassen so das Werden und Wachsen der Hoffmann-Forschung und Hoffmann-Erkenntnis 36 Jahre hindurch verfolgen.

Daß vor allem die frühen Aufsätze hier und da noch (meist übernommene) Unrichtigkeiten enthalten, ist begreiflich. Derlei Irrtümer werden zwar in der Mehrzahl durch spätere Darlegungen korrigiert, sind aber gleichwohl in den Anmerkungen auf S. 767–781 berichtigt worden. Acht der insgesamt 35 Stücke wurden aus technischen Gründen neu gesetzt; vier sind Erstveröffentlichungen.

Seine literarischen Verdienste hat Müller selbst in einem Aufsatz umrissen, den er Mitte März 1925, kurz vor seinem 50. Geburtstag, abfaßte. Es handelte sich damals darum, den Redaktionen von Zeitschriften und Zeitungen Material zu längeren oder kürzeren Gedenkartikeln zuzuleiten, wobei der von sich in der dritten Person sprechende anonyme Autor auf alle ihm sonst eigene Zurückhaltung Verzicht zu leisten hatte. Wir geben die eigenhändige Niederschrift dieser Selbstbetrachtung am Schluß des Buches faksimiliert wieder.

Zu diesem autobiographischen Abriß wäre ergänzend hinzuzufügen, daß Hans von Müller, am 30. März 1875 in Kiel als Sohn des Regierungsbaumeisters Gustav v. Müller geboren, das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvierte, dann in Berlin und Kiel Geschichte, in Marburg und Rostock Rechts- und Staatswissenschaften und wieder in Berlin Verwaltungs- und Verfassungsgeschichte studierte. In seinen letzten Studienjahren half er Eduard Grisebach bei dem *Weltliteratur-Katalog eines Bibliophilen* und bei der um die Jahrhundertwende erschienenen Hoffmann-Ausgabe (insbesondere der Herstellung des 10., das Murr-Kreisler-Werk enthaltenden Bandes). 1897–1899 war er Mitarbeiter an der Nietzsche-Ausgabe des Nietzsche-Archivs in Weimar und lebte seit November 1899 dauernd in Berlin. Wichtige Funde im Nachlaß J. E. Hitzigs bei dessen Enkel, dem Geheimen Medizinalrat und Universitätsprofessor Dr. Eduard Hitzig in Halle im Frühjahr 1901 gaben seinen Arbeiten auf Jahre hinaus eine andere Richtung, und Hoffmann bleibt fortan das zentrale Thema seiner Forschungen als Privatgelehrter.

Die Stellung als „wissenschaftlicher Hilfsarbeiter“, die Hans von Müller seit September 1915 an der Königlichen Bibliothek, der späteren Preußischen Staatsbibliothek, bis zu seinem Tode bekleidete, entsprach durchaus nicht seinem Wissen und Können; doch hat er sich darüber nie beklagt.

Was seine Publikationen betrifft, so begegnet man bisweilen dem Vorwurf, daß Hans von Müller nicht imstande gewesen sei, einmal begonnene größere Vorhaben zu Ende zu führen. Die Gründe dafür, daß Manches Stückwerk blieb, lagen aber weniger in der außerordentlichen Gründlichkeit und Genauigkeit des Autors, als vielmehr in den Verhältnissen der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Die Inflation hatte die Verarmung des Bürgerstandes und den wirtschaftlichen Zusammenbruch zahlreicher Verleger zur Folge; Verlagshäuser, die noch weiter existierten, wurden vielfach von neuen Männern mit anderen Zielsetzungen geleitet; hinsichtlich der künftigen Entwicklung herrschte eine allgemeine Unsicherheit. Davon geben Müllers hinterlassene geschäftliche Korrespondenzen betrübliche Beweise.

Mit knapper Not gelang es ihm, die *Zehn Generationen deutscher Dichter und Denker* 1928 erscheinen zu lassen; eine ganze Anzahl weiterer Manuskripte blieb druckbereit liegen, so die Fortsetzung von *Hoffmann und Jean Paul*, der zweite Band der *Berlinischen Geschichten* Hoffmanns und *Drei Liebeserlebnisse E.T.A. Hoffmanns*. Von dem letztgenannten Werk, das ursprünglich als „reales“ Gegen-

stück zu Barbier-Carrés Drama *Les Contes d'Hoffmann* konzipiert war und Dora Hatt in Königsberg, Julie Mark in Bamberg und Johanna Eunike in Berlin in ihren Lebenskreisen und in ihren Beziehungen zu Hoffmann darstellt, lag 1944 der Fahnensatz des ersten Teils bei Gräfe und Unzer in Königsberg fertig vor; die *Erste Liebe* wurde dann 1955 von Walther Bulst bei Lambert Schneider in Heidelberg herausgegeben.

Im Herbst 1941 verlor Hans von Müller seine zweite Gattin, mit der ihn nur vier glückliche Jahre vereinten. Am 2. Dezember 1943 wurde seine Wohnung bei einem schweren Luftangriff auf die Reichshauptstadt sehr stark mitgenommen; Mitte Februar des folgenden Jahres holte er sich bei der Arbeit in den ungeheizten, eisigkalten Räumen eine Lungen- und Rippenfellentzündung, die tödlichen Verlauf nahm.

Am 18. Februar wurde er in das Martin-Luther-Krankenhaus in Wilmersdorf gebracht, wo bei unausgesetzten Fliegeralarmen und dem Detonieren der Bomben an eine reguläre Pflege nicht zu denken war, und wo man das nackte Leben der Patienten durch Hin- und Hertransport vom Krankenzimmer in den Keller und wieder zurück zu erhalten suchte. Dort starb Hans von Müller am 8. März 1944; am 17. März wurde er auf dem Stahnsdorfer Waldfriedhof in Gegenwart einer kleinen Trauergemeinde begraben. Außer einer in Budapest verheirateten Schwester hinterließ er keine nahen Angehörigen.

Noch sechs Wochen vor seinem Tode hatte Hans von Müller einem optimistisch gesinnten jüngeren Verleger den ausführlichen Entwurf einer siebenbändigen Publikation vorgelegt, worin *E.T.A. Hoffmann, seine Persönlichkeit und sein Leben unmittelbar in den Urkunden dargestellt* werden sollte. Die stolze Reihe war in folgender Weise geplant:

I. **Hoffmanns Tagebücher**

II. Erläuterungen zu den Tagebüchern; dazu die erste vollständige Veröffentlichung des sog. Notatenbuchs

III.–IV. **Hoffmanns Briefwechsel**

V. Beigaben zum Briefwechsel: Nachwort, Anmerkungen und Verzeichnisse

VI. **Die Aufzeichnungen von Hoffmanns Bekannten** (mit kritischen Erläuterungen)

VII. **Hoffmann und seine Umwelt.** – Zusammenfassung und Ergänzung der Urkunden über seine Persönlichkeit und sein Leben.

Der Verlagsvertrag war schon zu Neujahr 1944 abgeschlossen worden, und in Erwartung des nicht mehr fernen Kriegsendes verpflichtete sich Hans von Müller aus freien Stücken, alljährlich das druckfertige Manuskript eines Bandes abzuliefern. Er sah die Vollendung seines Lebenswerkes in greifbare Nähe gerückt.

Hamburg, im Oktober 1973 — Friedrich Schnapp

Neues

von und über

E. T. A. Hoffmann.

**Sein Berliner Verkehr,
das Schicksal seines Nachlasses
und die Entstehung der Hitzig'schen Biographie.**

Nebst Hoffmann's letztem Brief
und einem Fragment aus einem Jugendbriefe
mitgetheilt von

Hans von Müller.

Berlin 1901.

Da es bekannt war, daß Hoffmann's Wittwe die Papiere ihres Mannes, insonderheit die Tagebücher, sofort nach dessen Tode an Eduard Hitzig übergeben hat, mußte es der erste Schritt einer methodischen Erforschung von Hoffmann's Leben sein, dem Verbleib von Hitzig's Nachlaß nachzuspüren. Aus Kürschner's Litteratur-Kalender entnahm ich, daß der Geheime Medicinalrath Eduard Hitzig in Halle ein Berliner sei, vermuthlich also ein Nachkomme von Hoffmann's gleichnamigem Biographen: ich suchte den Herrn daraufhin auf, fand meine Annahme bestätigt und durfte am 10. und 11. Mai 1901 die auf Hoffmann bezüglichen Bestandtheile von Hitzig's Nachlaß durchsehn, die seit dem Tode des Erblassers, 1848, unberührt geblieben waren.

Es ergaben sich dabei Enttäuschungen, aber auch sehr erfreuliche Ueberraschungen. Durch Hitzig selbst ist vieles von Hoffmann's Hand verstreut oder vernichtet worden; dafür fanden sich ungemein wichtige Nachrichten von Dritten über Hoffmann, auf deren Erhaltung man kaum hatte hoffen dürfen: die näheren Angaben über beides sind im Aufsatz II S. 2—4 zu finden.

Zu beklagen ist es namentlich, daß Hoffmann's Tagebücher in fremde Hände gerathen und, wie es scheint, nicht zur Veröffentlichung zu erhalten sind. Im Gegensatz dazu kann man die hochherzige Erlaubniß zur unbeschränkten Verwerthung der noch im Familienbesitz befindlichen Hitzig'schen Papiere nicht dankbar genug anerkennen, zumal der unbefangene Betrachter öfters genöthigt ist, den Dichter gegen seinen Biographen in Schutz zu nehmen. Daß Hitzig dem alten Freunde in den letzten Jahren innerlich fern stand und ihm darum beim besten Willen nicht gerecht werden konnte, das haben schon Ellinger 1894 und mit besonderem Nachdruck Grisebach 1899 ausgesprochen; ich habe im Aufsatz I, der zur 79. Wiederkehr von Hoffmann's Todestag am 25. Juni 1901 in der Frankfurter Zeitung erschien, an der Hand von Hitzig's eigenen Worten verfolgt, wie die Entfremdung zwischen Hoffmann und Hitzig in Berlin stufenweise gewachsen ist, eine Entfremdung, die auch zuletzt von beiden nur äußerlich überwunden worden ist. Vorher, am 14. Juni d. J., hatte ich bereits an der selben Stelle über das Schicksal von Hoffmann's Nachlaß und die Entstehung der Hitzig'schen Biographie berichtet (Aufsatz II). Diese Ausführungen bilden den Kern der beiden Aufsätze, die ich hier in Separatabzügen vorlege. Lose angehängt sind in I neue Angaben über vier Berliner Freunde Hoffmann's, namentlich über Ludwig August von Rebeur und Johanna

Eunike; in II Mittheilungen aus der Jugend des Dichters, besonders über seine Tante Sophie, die bisher allgemein — in Deutschland wie in Frankreich — als seine musikalische Lehrmeisterin gefeiert worden ist. Ich füge hier noch hinzu, daß sie älter als Hoffmann's Mutter war und bei dessen Geburt das dreißigste Lebensjahr bereits überschritten hatte.

Beide Aufsätze sind schnell aufs Papier geworfen und haben ihren Zweck vollkommen erfüllt, wenn sie mir für das auf dem Umschlage angekündigte Werk noch rechtzeitig einiges Material zuführen. Auf den Umschlag darf ich schon deswegen verweisen, da ich dort u. a. die Namen von Hoffmann's Vater, Mutter und Bruder zum ersten Male bekannt gebe. Näheres wird man künftig in der zweiten Abtheilung der angekündigten Sammlung finden.

Vor dem Lesen bitte ich folgende fünf unumgänglich nothwendigen Berichtigungen vorzunehmen:

I, S. 2 unten: statt der Parenthese „(bis zu Hoffmann's letzter Erkrankung)" lese man „außer wenn Hoffmann, wie im Frühjahr 1819 und in den letzten Monaten, durch Krankheit zu Hause gehalten wurde und für Besuch empfänglich war";

S. 8 Mitte: hinter „beikommenden" eine Parenthese einzuschieben, die sich an der Stelle in Hoffmann's Dictat findet: „(sollte wohl eigentlich heißen: beispringenden)";

ebenda unten: st. 25. **Mai** l. 25. **Juni**;

II, S. 3 letzte Zeile des Textes: st. Loeft l. Loest [Goedeke² VI 468 f.];

S. 5 Mitte: st. „Theile —" l. „Theile ..." [Lücke].

Sechstens bemerke ich noch auf Wunsch meines verehrten Meisters Eduard Grisebach, daß das I, S. 7 unten erwähnte Sonett schon bei Goedeke verzeichnet ist; bei Grisebach ist es jedoch zum ersten Male wieder abgedruckt. Statt „Himmelskeim entstammt" steht übrigens im „Gesellschafter" „entstrahlt", was aber vielleicht auf einem Druckfehler beruht.

Die Redaction hat mehr Worte gesperrt, als mir lieb ist, und Hoffmann's „Recensionen" (I 7 Mitte) sowie seines Onkels „Meinungen vom heiligen Geist" (II 5 Mitte) überflüssiger Weise in Anführungszeichen gesetzt; im übrigen bin ich ihr aber zu großem Dank verpflichtet für die nahezu ungekürzte Aufnahme der beiden Aufsätze, die sich übrigens auch seitens der hiesigen Presse einer freundlichen Beachtung zu erfreuen hatten. Auch der Frankfurter Societäts-Druckerei möchte ich hier meinen Dank für die saubere Herstellung der Abzüge wiederholen.

I.

E. T. A. Hoffmann war am 27. September 1814 aus Leipzig in Berlin eingetroffen. Sein höchster Wunsch war eine Anstellung als Kapellmeister. In der That interessirte sich der Intendant Graf Brühl für seine Musik; am 22. Oct. 1815 wurde, zur Gedächtnißfeier der vierhundertjährigen Herrschaft der Hohenzollern in den Marken, Fouqué's Festspiel „Tussilo" im Opernhause gegeben, zu dem Hoffmann die Chöre gesetzt hatte. Aber ehe seine Oper „Undine" auf die Bühne kam, hatte er sich mit Rücksicht auf seine Frau am 1. Mai 1816 dazu entschließen müssen, der Künstlerschaft einstweilen Valet zu sagen und seine durch die Folgen der Schlacht bei Jena 1806 unterbrochene Richterlaufbahn wieder aufzunehmen. Am Kammergericht fand er als etwas jüngeren Kollegen Julius Eduard Hitzig wieder, mit dem er von 1804 bis 1807 in Warschau verkehrt hatte, und auf die Schilderung dieses ihn überlebenden Mannes sind wir bisher im Wesentlichen angewiesen gewesen, um uns von Hoffmann's Berliner Leben ein Bild zu machen.

Aber so hübsch Hitzig's Schilderung von Hoffmann's Warschauer Leben ist, so schief ist seine Dar-

stellung von den letzten Jahren des Dichters. In der That mochte es schwer für ihn sein, dem alten Freunde hier gerechtzuwerden. Hoffmann hatte in Warschau nicht ungern mit Hitzig verkehrt (wenn ihm auch Andere, wie der Dichter Heinrich Wilhelm Loest, näher standen), denn Hitzig konnte ihm mancherlei aus der Berliner Literatur mittheilen, was in Hoffmann's letzte Aufenthaltsorte Posen und Plock noch nicht vorgedrungen war. Aber jetzt stand es eher umgekehrt; Hoffmann war in Bamberg und in Sachsen unter den stärksten inneren und äußeren Erlebnissen zum Künstler gereift, während Hitzig ruhiger geworden war und sich immer mehr dem extremen Pietismus zuneigte, der sein höheres Alter kennzeichnet. Trotzdem bemühte sich Hitzig ersichtlich, Hoffmann zu protegiren und gewissermaßen für seinen Kreis mit Beschlag zu belegen; er veranstaltete gleich am Tage seiner Ankunft ein großes Diner für ihn und begnügte sich auch fernerhin nicht damit, ihn intensiv zum Familienverkehr heranzuziehen, sondern wußte Hoffmann auch zu bewegen, sich allabendlich mit ihm und seinen Freunden in einem Café zu versammeln. Hoffmann ließ sich das gefallen, solange er noch keinen andern Verkehr hatte. Als er jedoch als Komponist der „Undine" und als Erzähler bekannt wurde, ließ er den allzu anhänglichen Freund allmählich fallen; dieser vermochte ihn nur noch auf zwei, drei Jahre zur Theilnahme an einem wöchentlich stattfindenden Club, dem Serapions-Club, heranzuziehen. Außerhalb desselben sahen sich Beide kaum mehr (bis zu Hoffmann's letzter Erkrankung), sondern Hoffmann zog es vor, mit geistreichen Weltmännern in kleinen Diners und Abendgesellschaften und mit Künstlern, vor Allem dem herrlichen Devrient, bei Lutter und Wegener zu verkehren und sich so von den amtlichen und literarischen Arbeiten, auf die sich hinfort seine immense Arbeitskraft konzentrirte, zu erholen. Daneben war er in den letzten Jahren ein eifriges Mitglied der jüngeren „Lie-

dertafel", für die er, wie Georg Ellinger festgestellt hat, mehrere Männerchöre komponirt hat.

Hitzig stellte diese für ihn allerdings ärgerliche Entwicklung in seinen anonymen Mittheilungen „Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß" folgendermaßen dar:

„Keinen ihm näherstehenden Freund fand Hoffmann jetzt in Berlin als Hitzig . . . wirklich lebte Hoffmann in der ersten Zeit seines jetzigen Aufenthalts in Berlin nur für den engsten Kreis seines alten Freundes . . . Für die Abende hatte Hitzig . . . ein anspruchsloses Kaffeehaus gewählt, . . . und hier bildete sich bald um Hoffmann und seine nächsten Freunde als Centrum ein größerer, lebendiger und in sich höchst zufriedener Zirkel, dessen spätere Auflösung keiner der dazu gehörigen Theilnehmer mit Gleichgiltigkeit trug."

Allmählich aber, Hitzig weiß selber nicht recht, wie, „machte es sich nicht mehr, wie sonst", und Hoffmann siedelte aus Hitzig's anspruchslosem Kaffeehaus in Devrient's Weinstube über.

„So wäre denn der Punkt bezeichnet, von welchem aus Hoffmann's Versinken begann, und, nach den mechanischen Gesetzen des Falles, am Ende leider mit furchtbarer Schnelle." Freilich, „eine Oase voll duftender Blumen (!) tauchten, in den ersten Jahren des wüsten Weinhauslebens, die Serapions-Abende aus demselben auf. Hitzig nämlich, dem es wehe that, Hoffmann seinen wahren Freunden um des Umganges mit Zechbrüdern willen ganz entfremdet zu sehen, hatte die Einrichtung begründet, daß man einmal in der Woche in Hoffmann's Wohnung zusammenkam, . . . wobei . . . die höchste Mäßigkeit als Hauptgesetz angenommen war, ein Grundsatz, von welchem auch, so lange jene Zusammenkünfte bestanden, nicht abgewichen wurde. Die Grundpfeiler dieses Vereins bildeten nächst Hoffmann, Contessa, Koreff, ein ausgezeichneter Arzt, und Hitzig. Ein vortrefflicher ineinandergreifendes Quatuor mochte nicht leicht zu finden sein" u. s. w.

Wie man sieht, ist der Blick des Biographen nicht ganz ungetrübt. Aber verdenken kann man es Hitzig von seinem Standpunkte aus nicht, wenn er nur mit Unmuth auf diese scheinbare Treulosigkeit des Freundes zurückblicken kann, denn sicherlich hatte er sich Hoffmann gegenüber nichts zu Schulden kommen lassen,

sondern war von diesem nur wegen der Verschiedenheit der Temperamente und Begabungen allmählich fallen gelassen worden.

Leider hat Hitzig nur über den mehr oder weniger intensiven Verkehr Hoffmann's mit ihm selbst und mit seinen Freunden berichtet. Die anderen Bekannten des Dichters nennt er nicht einmal bei Namen, und um sie ausfindig zu machen, ist man auf zufällige Funde angewiesen. Wie schon gesagt, waren es im wesentlichen zwei Kreise, in denen Hoffmann sich wohlfühlte: erfahrene und geistreiche Weltmänner einerseits und Künstler andererseits. Von beiden Typen möchte ich zwei Beispiele nennen: von den Herren aus der Gesellschaft den Hauptmann Freiherrn v. Lüttwitz sowie den späteren Kammerherrn und Ministerresidenten von Rebeur, von den Künstlern Ludwig Devrient und Johanna Eunike. Rebeur und Devrient sind, soweit wir wissen, unter Hoffmann's Berliner Bekannten seine einzigen Duzfreunde gewesen.

Ferdinand Moritz Freiherr v. Lüttwitz (aus Schlesien, geb. 27. October 1773, gest. zu Gorkau i. Schl. 7. Juli 1831) war schon mit zwölf Jahren als Fahnenjunker zur Armee gekommen, hatte dann aber früh den Dienst quittirt und nur vorübergehend wieder im Jahre 1806 die Waffen ergriffen, indem er als Hauptmann eine der Hauptbastionen der Festung Cosel gegen die französischen Belagerer vertheidigte. Er war früh in der Wachtstube einer unbezwinglichen Leidenschaft für das Spiel anheim gefallen, die ihn Jahrzehnte hindurch nicht verließ. Sonst wird sein Zartgefühl und seine Selbstlosigkeit gelobt; als vielgereister und belesener Mann war er in Cirkeln geistreicher Männer gern gesehen, auch recensirte er viel, namentlich Theaterstücke. Heine schildert (als Korrespondent des Rheinisch-Westfälischen Anzeigers) in einem Berliner Brief vom 26. Januar 1822 seine „hohe feierliche Gestalt" im Gegensatz zu Hoffmann, dem „kleinen beweglichen Männchen mit den ewig

vibrirenden Gesten"; er bezeichnet Lüttwitzens Recension des „Kater Murr" (in der Vossischen Zeitung vom 12. Januar 1822) als „klassisch" — was freilich nicht allzu ernst zu nehmen ist.

Ludwig August v. Rebeur (geb. zu Berlin 30. October 1777, gest. ebenda 23. Juni 1840) war der letzte Sprosse eines nur kurze Zeit blühenden, aber ruhmvollen preußischen Geschlechtes. Sein Urgroßvater, der Sohn eines Lausanner Advokaten, war bei der Krönungsfeier in Königsberg 1701 mit seinem Bruder, dem Erzieher des damaligen Kronprinzen, in den Adelstand erhoben worden. Dessen Enkel Christian Ludwig v. Rebeur war von 1764 bis 1784 Präsident des Kammergerichts und ist besonders durch seine mannhafte Haltung in dem Prozeß gegen den Müller Arnold in der Geschichte der preußischen Justiz bekannt geworden. Unter seinen sieben Kindern befand sich Caroline Wilhelmine v. Wobeser, die Verfasserin des Buches „Elisa, oder das Weib wie es seyn sollte", und Hoffmann's Freund Ludwig August v. Rebeur. Dieser hatte sich von Jugend auf in den vornehmen und geistreichen Kreisen Berlin's bewegt und gehörte u. A. auch zu den intimsten Freunden von Bismarck's Eltern. Er war, wie Lüttwitz, ein weitgereister, welterfahrener Mann, dabei ein feiner Kenner der spanischen Kunst und der französischen, wie der zeitgenössischen deutschen Literatur und — last not least — ein Feinschmecker ersten Ranges. Neben einer kostbaren Gemäldesammlung und einer geradezu unheimlich reichhaltigen Garderobe hinterließ er bei seinem Tode eine kleine, aber auserlesene Bibliothek; der Katalog, vierhundert Nummern enthaltend, ist noch im Manuskript erhalten und liest sich wie ein Auszug aus Grisebach's Katalogen — allerdings enthalten diese von den vierzehn gastronomicis, die der alte Kammerherr besaß und benutzte, nur eines: den Brillat-Savarin. (Das Billet Hoffmann's an ihn, das Grisebach entdeckt und in der Einleitung zu seiner ausgezeich-

neten Ausgabe veröffentlicht hat, ist eine bedauernde Absage an den Freund, der ihn mit anderen Freunden zu einem Champagnerdiner geladen.)

Hoffmann's Verkehr mit Ludwig Devrient (Daniel Louis D., geb. zu Berlin 15. December 1784, gest. ebenda 30. December 1832) und dessen Persönlichkeit sind allgemein bekannt; eine köstliche, mit unmittelbarster Frische wiedergegebene Szene, die sich am Abend des 1. Mai 1820 nach der Aufführung des zweiten Theiles von „Heinrich IV." unter den Freunden abgespielt haben soll, hat Grisebach in einer alten Hamburger Zeitung aufgefunden und am angegebenen Orte wieder abgedruckt. Eine andere, fast ebenso lustige Geschichte hat der Akademieprofessor Friedrich Wilhelm Gubitz in seinen unfreiwillig-komischen „Erinnerungen" aufbewahrt. Er kam einst um 11 Uhr mit zwei Schauspielern bei Lutter und Wegener vorbei und fand, daß es höchste Zeit sei zu Bette zu gehen.

„Der fast sechs Fuß hohe, derbkräftige Nagel und der auch handfeste Stein hatten aber, wie sich nachträglich entdeckte, einen Gewaltstreich verabredet: der Eine ergriff mich bei den Schultern, der Andere bei den Füßen, und so, wie sehr ich widerstrebte, schleppten sie mich hinein, gradhin in das Eckzimmer, wo Devrient und Callot-Hoffmann mit ihrem Anhange saßen. Tobende Lust begrüßte in solchem Kreise, wo mancherlei Ueberspannung herrschte, den an mir vollbrachten Zwang; ich mußte mir ein Zutrinken gefallen lassen und es selbst üben.... Nach meiner Wohnung kam ich jedoch erst Morgens vier Uhr, und aus jenem Eckzimmer habe ich mir den unvergänglichen Widerwillen gegen Champagner geholt, was gewiß kein Unglück ist."

Ein Billet Hoffmann's an Devrient besitzt der Verlagsbuchhändler Geibel in Leipzig mit der (aus Könnecke's Bilderatlas bekannten) Zeichnung, die die Freunde im Restaurant darstellt; ein ähnliches Billet vom 9. Januar 1821 besitzt Schreiber dieser Zeilen, aber die begleitende Zeichnung ist hier weniger fröhlich: Hoffmann sitzt im Schlafrock auf dem Lehnstuhl und bittet den Freund um einen Krankenbesuch.

Er fügt aufmunternd hinzu, Lüttwitz sei **nicht** da, woraus also hervorgeht, daß sich Devrient wenigstens damals mit dem geistreichen Baron nicht gut stand.

Johanna **Eunike** (geb. in Berlin um 1798, gest. ebenda 28. August 1856 als Gattin des bekannten Malers Prof. Franz **Krüger**), deren Eltern beide angesehene Mitglieder der Berliner Oper waren, trat im August 1809 zum ersten Male öffentlich auf; Gesang und Spiel des elfjährigen Mädchens fanden die wärmste Anerkennung, auch von berufenen Kritikern wie dem Berliner Referenten der Allgemeinen Musikalischen Zeitung. Am 12. Februar 1813 war dann ihr Debut bei der königlichen Oper, und, wie es in derselben Zeitschrift heißt, fanden sich alle Kunstfreunde in ihren Erwartungen bei Weitem übertroffen. Einen ihrer höchsten Triumphe feierte sie, als sie am 3. August 1816, dem Geburtstag des Königs, die **Undine** in Hoffmann's Oper creirte; der Beifall wurde vielleicht nur noch übertroffen bei ihrem Auftreten als Ännchen in Weber's „Freischütz" (s. Hoffmann's „Recensionen" bei Grisebach Bd. XV, S. 85 und 91, wo berichtet wird, Weber habe bei seinem Dank sie und die Agathe [Mad. **Seiler**] mit vor die Rampe geführt; sie sang diese Rolle in den Jahren 1821—1824 69 Mal). Hoffmann stand mit ihr in einem herzlichen, väterlichen Freundschaftsverhältniß und hielt sie über seine literarischen Arbeiten stets auf dem Laufenden. So sandte er ihr am 2. März 1820 — wohl zu ihrem Geburtstage — den soeben erschienenen ersten Band der „Lebens-Ansichten", die er seinem **Kater Murr** in den Mund gelegt, mit einem Sonett des **dichtenden Katers**; es ist unterzeichnet „Murr étudiant en belles lettres et chanteur très renommé". Obgleich dieses Gelegenheitsgedichtchen eher in eine Sammlung von Hoffmann's Briefen als unter seine Schriften gehört, hat es Grisebach, der es im „Gesellschafter" entdeckt hat, einstweilen in seinen XV. Band aufgenommen, auf den ich also verweise. Am 8. Januar 1822

sandte er den neuen Jahrgang von Sauerländer's „Rheinischem Teschenbuch" mit seiner Erzählung „Die Räuber" zur Kenntnißnahme an Hitzig „mit der Bitte um baldige Rückgal e, da ich es der Johanna E. verehren will". Am 1. Mai endlich sandte der Todtkranke sein letztes Buch, den von der Censur glücklich wieder freigegebenen „Meister Floh" an sie mit einem rührenden Billet, dem letzten Briefe, den wir von ihm kennen. Wie es scheint, fand Hoffmann mit Recht, daß der Aushilfsschreiber, dem er die Worte diktirt, zu elend geklext hatte, und ließ das Billet noch einmal abschreibe ; so hat sich die erste Niederschrift in seinem Nachlaß erhalten. Sie lautet:

Johanna!

Ich sehe Ihren freundlichen Blick, ich höre Ihre süße, liebliche Stimme: ja oft lispelt mir in schlaflosen Nächten entgegen: „Morgen so hell" ꝛc. Dies tröstet mich für die namenlosen Leiden, welche mich schon seit viertehalb Monaten nicht von dem Siechbette frei lassen. Gelähmt an Händen und Füßen, bin ich außer Stande, Ihnen beikommenden Meister Floh selbst zu überreichen. Hier ist er, aber mittelst Uebersendung. Lesen Sie, lachen Sie, denken Sie alles dabei, was Ihr fröhlicher Sinn, Ihr feiner Takt Ihnen eingibt, und wogegen — kein Minister etwas einwenden kann. Gott mit Ihnen, ich hoffe Sie bald wiederzusehen.

Berlin, den 1ten May 1822.

*

Acht Wochen sollte er noch weiter leben in dem Zustande, den er hier schildert. Am 25. Mai 1822 Morgens 10½ Uhr starb er, am 28. wurde er (nach dem Begräbnißregister der Jerusalemer Kirche) auf dem „III. Kirchhof" vor dem Hallischen Thore beigesetzt. Und am folgenden Tage, während seine „wahren Freunde" Hitzig und Fouqué in Erwägungen darüber eintraten, ob die Seele des Sünders gerettet sei, versammelten sich die gottlosen „Zechbrüder" zu einer

T o d t e n f e i e r in Hoffmann'schem Sinne. Friedrich F ö r s t e r hatte dazu einen Gesang gedichtet (anscheinend nach der damals noch nicht so abgeleierten Melodie des Arndt-Hanitsch'schen Liedes „Sind wir vereint zur guten Stunde"), ein prachtvoll trotziges Lied von der Ueberwindung des Todes durch die Herrlichkeit des schaffenden Künstlergeistes. Wir lassen es hier (nach der ersten Veröffentlichung im „Zuschauer" vom 6. Juli 1822) zum Schlusse folgen:

N a c h r u f

an unsern Freund **E. T. A. Hoffmann.**

In der jüngeren Liedertafel gesungen.

Es wird kein Kranz von uns gewunden,
Daß seine Rosen nicht verblühn;
Des Lebens schöne Feierstunden,
Sie gehen auf, sie fahren hin.
Wir reichen traulich uns die Hände,
Wir meinen wohl, wir halten fest;
Und ob uns auch ein Gott verbände,
Wir scheiden bald von diesem Fest.

Nur Eines ist uns unverloren.
Und fürchtet nicht des Grabes Haft:
Der G e i s t, der aus dem Geist geboren,
Das Unvergängliche erschafft. —
So schied ein Freund aus unserm Bunde,
Er sprach uns manches heitre Wort,
Er lebt in jeder guten Stunde
Bei uns in seinen Liedern fort.

Wir suchen Dich nicht in den Tiefen,
Wir suchen Dich nicht hoch und fern;
H i e r wehn die Geister, die Dich riefen,
Des Weines und der Liebe Stern.
Und soll Dich Glockenton geleiten
Auf Deines Lebens letztem Gang,
Wohlan! so laßt die G l ä s e r läuten
Zu hellem, frohen Festgesang!

II.

Die Vossische Zeitung brachte am 2. Juli 1822 einen anonymen Nekrolog auf Hoffmann, in dem es nach einer summarischen Würdigung des Verstorbenen heißt: „Doch eine Charakteristik und Aufzählung von Hoffmann's sämmtlichen Schriften wird in einem Büchlein erscheinen, das drei seiner ältesten und bewährtesten Freunde zum Vortheil seiner Wittwe herausgeben wollen, und worin dem Publikum des Interessanten überhaupt viel geboten werden wird. Wir begnügen uns hier, darauf im voraus aufmerksam zu machen."

In der That ist zehn Monate darauf eine Biographie Hoffmann's erschienen, die im wesentlichen von drei Freunden des Verstorbenen verfaßt war. Ob diese mit der hier erwähnten identisch sind, mag dahingestellt bleiben. Die faktischen Verfasser jener Biographie sind Theodor Gottlieb v. Hippel, der Verfasser des „Aufrufs an mein Volk", damals Regierungs-Chefpräsident zu Marienwerder; ein Dr. med. Speyer, damals Physicus am Landgericht zu Bamberg; und Julius Eduard Hitzig, damals Kriminalrath am Kammergericht zu Berlin. Hippel schilderte ausführlich Hoffmann's Jugend (die Jahre 1776/95, kursorisch dann die Zeit bis 1808), Speyer — ein rechter Vetter von Hoffmann-Kreisler's Julia — beschrieb die Zeit, die er gemeinsam mit ihm in Bamberg verlebt hatte (1808/13), und Hitzig konnte aus eigener Wahrnehmung über Hoffmann's Leben in Warschau (1804/07) und Berlin (1814/22) berichten. Er übernahm es auch, die

Lücken durch Auszüge aus Hoffmann's Tagebüchern *) und Briefen auszufüllen und das Ganze zu redigiren. In den Beiträgen seiner Mitarbeiter nahm er dabei manche Streichungen vor und fügte dafür zwei überflüssige ästhetische Abhandlungen seiner „jungen Freunde" Häring und Marx an; ferner bereicherte er seine Kompilation durch den Wiederabdruck von fünf Arbeiten, die Hoffmann in Berliner Zeitschriften veröffentlicht hatte: dem „Schreiben eines Klostergeistlichen" (aus dem „Freimüthigen" von 1803), dem Bericht über die Bamberger Calderon-Aufführungen (aus den „Musen" von 1812) und den drei rührenden Skizzen „Des Vetters Eckfenster", „Naivetät" und „Die Genesung" (aus dem „Zuschauer" von 1822). So wuchs sich das in jener Nekrolog-Notiz angekündigte „Büchlein" zu einem zweibändigen Werke aus, das Anfang Mai 1823 anonym zu Berlin erschien.

Von den Materialien, die der Biographie zu Grunde liegen, hat Hitzig die Tagebücher und die Entwurfbücher Hoffmann's verschenkt; er konnte, wie er in den dreißiger Jahren an Dorow schreibt, nicht leicht einem Autographensammler, der sich an ihn wandte, abschlagen, wonach sein Herz begehrte. Einen Theil mag er auch vernichtet haben; denn, wie er demselben Dorow mittheilt, hatte er drei volle Monate dazu verwandt, ganze Berge der pikantesten vertraulichen Mittheilungen aus einem Zeitraum von fast 40 Jahren nach genauer Durchsicht dem Feuer zu übergeben. Indessen wird der größere Theil dieser Bücher wohl

*) Hoffmann's Wittwe übergab alle Papiere zu beliebiger Verwendung an Hitzig; die übrigen Sachen wurden versteigert. Hippel verwandte sich mit Erfolg dafür, daß sie eine Pension erhielt. Nach Auflösung des Hausstandes begab sie sich alsbald in ihre polnische Heimath zurück, wo ihre Angehörigen noch lebten: ihre alte Mutter, die Wittwe des Posener Stadtpräsidenten Rorer-Trzynski, ihre Schwester und ihre mit dem Landrath von Lekrycki in Deutsch-Ostrowo verheirathete Nichte. Unter den wenigen Andenken an ihren zwanzigjährigen Ehestand, die sie behielt, befand sich der kupferne Theekessel, in dem sie ihrem Manne, wie dieser in einem Einladungsbillet an Devrient rühmt, den Punsch stets „sehr amön" bereitet hatte. Noch vor ihrem

noch vorhanden sein; Hoffmann's Plocker Tagebuch, aus den Jahren 1803 und 1804, ist im Besitze des Geheimen Hofraths Professor Kürschner in Eisenach, der in dem betreffenden Bande seiner „Deutschen National-Literatur" eine Seite daraus hat facsimiliren lassen. Schon aus einer Vergleichung dieser Seite ergibt sich die Unvollständigkeit und Ungenauigkeit der Hitzig'schen Auszüge, und es wäre mir also sehr erwünscht, zu einer Gesammtausgabe von Hoffmann's Tagebüchern und Briefen, die ich vorbereite, möglichst viel Originale zur Vergleichung zu erhalten. Alle Besitzer von Hoffmann-Autographen bitte ich also hiermit inständigst, mir ihre Schätze zu diesem Zwecke auf einige Tage anzuvertrauen.†)

Alles andere Material zur Biographie befindet sich jedoch noch heute im Nachlasse Hitzig's; dessen Enkel, der Geheime Medicinalrath Professor Dr. Hitzig zu Halle an der Saale, hat die Benutzung dieser Papiere gütigst gestattet. Von Hoffmann sind vorhanden 23 Briefe an Hitzig, 2 Briefe an Andere und 4 sonstige kleine handschriftliche Stücke, sowie die acht Nummern des „Zuschauer" von 1822 mit dem „Eckfenster" und der „Genesung"; ferner 6 Briefe an Hoffmann; über Hoffmann endlich die Manuscripte der Mitbiographen Hippel und Speyer und eine Anzahl zum Theil wichtiger Briefe, darunter 8 von Hippel und je einer von Hoffmann's Wittwe und von seinem besten Warschauer Freunde, dem Dichter Heinrich Loest.

(Ende der 50er Jahre zu Warmbrunn erfolgten) Tode übergab sie diese Reliquie der noch heute hochbetagt in Dresden lebenden Tochter von Hoffmann's rechtem Vetter Johann Hoffmann (gest. um 1805 als Assessor) und jetzt ist er wohlverwahrt im Besitze von deren Enkelin, einer liebenswürdigen jungen Dichterin in Dresden.

†) Meine Adresse ist: Berlin NW 7, Dorotheenstraße 65. Ich selber besitze 34 Hoffmann-Autographen, darunter 24 eigenhändige Briefe mit Datum und Unterschrift. Von diesen ist die Hälfte in der Einleitung zu Grisebach's vortrefflicher Hoffmann-Ausgabe abgedruckt; die übrigen sind erst später in meinen Besitz gelangt und harren noch der Veröffentlichung. D. Verf.

Hippel hat seiner ausgezeichneten Darstellung von Hoffmann's Jugend, aus der Hitzig nur einen gedrängten Auszug gebracht hat, als Belege zehn Quarthefte mit Abschriften resp. Auszügen von 48 Briefen beigefügt, die Hoffmann in den Jahren 1794—1808 an ihn gerichtet hatte. Hitzig hat 4 von diesen Briefen ganz weggelassen und auch die übrigen 44 nur fragmentarisch mitgetheilt. Gleich im ersten Briefe, vom 7. December 1794, hat er eine Erzählung unterdrückt, deren Mittheilung jeden Freund Hoffmann's erfreuen wird, da die Art, wie hier der 18jährige Student einen Dummenjungenstreich beschreibt, schon den künftigen großen Humoristen erkennen läßt. (Hoffmann's erstes Buch erschien zwanzig Jahre nach der Abfassung dieses Briefes.) Er schreibt, wohl in Anknüpfung an eine Mittheilung des Freundes:

*

„Die über Lindhorst's schmucke weißgebleichte Reithosen ausgeschüttete Mißlauge*) ist mir sehr komisch vorgekommen; mir fiel dabey etwas ein, wovon ich nicht weiß, ob ichs Dir erzählt habe.

Wie Andacht und Frömmigkeit, die immer mit goldenem Zepter in unsrer Familie geherrscht haben, es heischte, daß wir unsre Sünden bereuen und zur Communion gehn mußten, wolte der dicke Sir**) recht anständig erscheinen und wusch daher Freytag vorher aus seinen schwarzen Hosen sehr sorgfältig die Rudera des Durchfalls einer unverschämten Schwalbe und der fetten Theile der Sauce eines wohlschmeckenden Ragouts, hing sie bey sehr schönem Wetter unter sein Fenster und watschelte darauf zum hypochondrischen Freunde. — Unter der Zeit entstand ein heftiger Platzregen; kaum sah ich die durchnäßten Hosen, als ich den unwiderstehlichen Trieb fühle, dem Platzregen

*) Lindhorst war ein Bekannter der Freunde, der ihnen oft zur Zielscheibe diente — längst todt. Diese skurrile Anekdote war eigentlich die: L., ein Mann in mittlern Jahren, der Reinlichkeit u Eleganz überaus liebte, wollte seine auf einer Jagd schmutzig gewordenen Hosen selbst bleichen u versah sich in der Lauge.

**) Die leibige gewöhnliche Benennung des Onkels Otto.

ein wenig zu Hülfe zu kommen: ich leerte also 5 Gießkannen und 3 volle Pots de Chambre auf die unglücklichen Hosen aus, welches alles sich sehr schön einzog und sie dermaßen schwer machte, daß der Bindfaden, woran sie hingen, sie kaum zu halten vermochte. — Als Sir Ott nach Hause kam, war der erste Gang zu seinen Hosen. Flossen gleich nicht helle Thränen über die rothbrauen Wangen seines Angesichts, so verriethen doch klägliche Seufzer die Angst seines Herzens und Schweistropfen wie Perlen auf der orangenen Stirne den Kampf seiner Seele — 3 Stunden wand er die Communions-Hosen, um alles Wasser hinaus zu bekommen. Des Abends klagte er sein Unglück der ganzen Familie und bemerkte zugleich, daß mit dem Platzregen häßliche Theile und verderbende Dünste heruntergefallen wären, die totalen Mißwachs verursachen würden, denn der Eimer Wasser, den er seinen Hosen ausgepreßt, hätte ganz bestialisch gestunken: worüber denn, als eine Landplage, die ganze Familie seufzte, ausgenommen die Tante, welche lächelte und versteckt äußerte, daß der Gestank wohl aus der Auflösung gewisser angetrockneter Theile — entstanden seyn könnte. — Ich gehörte zu der Parthie, die die Landplage annahmen, und bewieß, daß, wenn die Wolken hellgrün aussähen, es immer so wäre —. Der Onkel vertheidigte die Reinigkeit seiner Hosen und sagte, sie wären so orthodox, wie seine „Meinungen vom heiligen Geist."

*

Die Randnoten zu dieser Schnurre stammen von H i p p e l, der sie zu Hitzig's Orientirung mit Blei an den Rand geschrieben hat. Die Lücke gegen Schluß findet sich so in der Abschrift. Die Orthographie der Abschrift ist belassen, die Interpunktion hie und da geändert. Der Name Lindhorst kehrt im „Goldenen Topf" wieder. — Zur Sache selbst wäre die ausführliche Schilderung zu vergleichen, die Hippel von Hoffmann's häuslichem Leben, namentlich von seinem Verhältniß zum O n k e l macht; indessen wollen wir uns heute auf die T a n t e, als die erfreulichere Erscheinung, beschränken. Hippel sagt von ihr, nachdem er über Hoffmann's Großmutter und Mutter gesprochen, nur wenige Worte, die Hitzig mit leichten stilistischen Korrekturen übernommen hat:

„Geistreich, gesellig und heiter war dagegen die Tante. Sie war die einzige im Hause, die seinen Geist begriffen hatte. Sie pflegte und liebte ihn über Alles, ja sie verzog ihn eigentlich. Er vergalt ihre Liebe durch die treuste Anhänglichkeit. Selbst in den Jahren, als er schon zum Jüngling gereift war, war sie die Vertraute aller seiner Schwächen. Keine Andere hat Hoffmann auch in der Jugendgeschichte Kreisler's gemeint, wenn er ihr das rührende Denkmal setzt."

Jeder wird bei diesen etwas unvorsichtigen Worten sich des phantastischen Berichts erinnern, den Kreisler im „Kater Murr" (Bd. I, S. 148/81, in Grisebach's Gesammtausgabe Bd. X, S. 80—94) von seiner Jugend gibt. Die Erzählung beginnt possenhaft: es ist von der Erbsensuppe die Rede, die Kreisler's Vater sich bei dessen Geburt über den Bart gießt, sodann von der atlassenen Nachthaube der Großmutter eines Lautenisten Turtel u. dgl.; dann wird der Bericht in „natürlichstem Uebergang" tief wehmüthig, indem der Erzähler auf seine junge Tante zu sprechen kommt, die bei dem Monsieur Turtel Unterricht gehabt und es zur Virtuosität auf der Laute gebracht hat: er schildert, wie die Himmelstöne ihres Spiels ihn als Kind in süße Träume gewiegt haben und wie sie dann noch in blühender Jugend gestorben. Der Schmerz des dreijährigen Kindes um diesen Verlust wird besonders ergreifend geschildert: er sei so betäubend gewesen, heißt es, daß der darauf erfolgende Tod der Mutter kaum Eindruck auf Kreisler gemacht habe.

Aber gerade dieser Umstand mußte zur Vorsicht mahnen. Denn, wie man weiß, starb Frau Hoffmann, als Ernst 20 Jahre alt war; und beim Tode der Demoiselle Dörffer zählte dieser sogar 27 und war Regierungsrath in Plock: eine Tagebuchnotiz vom 1. Januar 1804 erwähnt kurz den „Tod der alten Tante in Königsberg, der mich vielleicht zum vermögenden Manne gemacht hat." So fragte denn Hitzig erst bei seinem Mitarbeiter an, ob er diese Stelle meine und was daran historisch sei. Die Antwort, mit der ich diese vorläufigen Mittheilungen beschließe, wird jeden künftigen Biographen Hoffmann's davor bewahren, allzu kühne Rückschlüsse von Hoffmann's Dichtungen auf sein Leben zu machen; man hat denn doch Hoffmann's Phantasie und Gestaltungskraft arg

unterschätzt, wenn man bisher mit Gervinus allgemein annahm, er begnüge sich hier und anderswo damit, wie in Memoiren „das Selbstangeschaute unmittelbar darzustellen". Hippel erwiderte nämlich in einem auch sonst wichtigen Brief d. d. Marienwerder, den 31. Januar 1823:

„Allerdings mein' ich die Tante aus Kreisler's Jugendgeschichte im Kater Murr, den ich aber, weil er verliehen, nicht zur Hand habe. Sie sang nicht, sie spielte weder Klavier noch Laute, aber sie war eine achtungswerthe alte Jungfer, die einzige im Hause, die H. begriff. Wahrheit ist hier weniger als Dichtung. Ich glaube, sie hieß Sophie."

Zu E. T. A. Hoffmann:

Verzeichnis der Schriftstücke von ihm, an ihn und über ihn, die im Besitze seines Biographen Hitzig gewesen sind.

Ehe ich den Zweck des nachfolgenden Verzeichnisses erkläre, muß ich bitten, mir einige sehr persönliche Bemerkungen zu verstatten über die Arbeiten, in deren Zusammenhang es entstanden ist.

Seit 1895 hatte ich nebenher Material gesammelt für eine abschließende Ausgabe und Biographie Hoffmanns, die ich zu seinem hundertsten Todestage, 1922, vorzulegen gedachte. Da erschien 1899 die vortreffliche Ausgabe seiner Dichtungen von Eduard Grisebach, die auch an dieser Stelle gebührend anerkannt worden ist; sie mahnte mich, das, was mir noch zu tun übrig blieb, nicht mehr so lange aufzuschieben, und ich beschleunigte nunmehr die Vorarbeiten. Die letzten Ziele sind einerseits eine vollständige Ausgabe von Hoffmanns kleinen Schriften[1]) und anderseits eine Biographie, die auf breiter Grundlage unter psychologischen Gesichtspunkten durchzuführen wäre.

Ellingers Biographie (1894) und Grisebachs Biographische Einleitung zu seiner Ausgabe (1899) bieten ja bereits lebensvolle Bilder von Hoffmanns Entwicklung, und jede von beiden Arbeiten hat ihre eigentümlichen Vorzüge. Beide beruhen aber doch in allem Wesentlichen auf dem Material, das seit 1839 vorlag, und dem wenigen, was seitdem aus den Nachlässen Fouqués (durch Kletke), Tiecks (durch Köpke) und Pücklers (durch Ludmilla Assing) ver-

[1]) In drei Abteilungen: 1. Erzählungen, Scherze und Aphorismen; 2. Abhandlungen: a) freie Aufsätze, b) Rezensionen; 3. Pläne, Gelegenheitsdichtungen, einige amtliche Arbeiten. Dazu als Anhang: Chronologische Bibliographie aller Hoffmannschen Drucke (Schriften, Kompositionen und Stiche).

öffentlicht worden ist; an ungedruckten Zeugnissen sind von beiden fast nur die Bestände der Königlichen Bibliothek in Berlin verwertet worden. Daraus ergab sich die Nötigung, erst das biographische Material selber, vor allem Hoffmanns Briefwechsel, zu sammeln und einheitlich vorzulegen.[1])

Bei dieser Vorarbeit des Sammelns handelt es sich um drei Arten von Aufgaben: erstens sind die Nachkommen von Hoffmanns Verwandten und Bekannten sowie die Rechtsnachfolger seiner Verleger festzustellen, um Mitteilungen aus den Nachlässen oder Verlagsarchiven zu ersuchen und womöglich für selbständige Mitarbeit zu gewinnen; zweitens sind die Hoffmann-Autographen, die in öffentlichen und privaten Sammlungen liegen, zusammenzustellen; drittens sind die urkundlichen und öffentlichen Zeugnisse über Hoffmanns Leben in den Städten aufzusuchen, in denen er gelebt hat.

Die Orientierungsarbeiten hierfür sind im wesentlichen erledigt. Ich stehe einerseits in direkter Verbindung mit den beiden um 1700 sich trennenden Zweigen der bis 1540 zurückzuverfolgenden Familie Bagieński-Hoffmann (insbesondere auch mit den Nachkommen von Hoffmanns rechten Vettern Johann und Heinrich Hoffmann), anderseits mit den Erben von Hippel, Hitzig, Speyer, Kunz und Julia Marc; nicht hoch genug kann ich das liebenswürdige Entgegenkommen rühmen, das ich überall gefunden.

Als reichste Fundgrube erwies sich der Hitzigsche Nachlaß: erstens sind noch fast alle Briefe Hoffmanns an Hitzig vorhanden, zweitens ist Hoffmanns eigener Nachlaß von dessen Witwe an Hitzig übergeben, und drittens hat Hitzig außerdem ein reiches Material gesammelt für seine Biographie Hoffmanns und die Nachträge zu derselben.

Die Briefe Hoffmanns und das sekundäre biographische Material hat Hitzig aufgehoben, dagegen ist Hoffmanns Nachlaß nur teilweise in seinen Händen geblieben. Die Tagebücher hat er außer geringen Resten verbrannt, die Musikalien sind, soweit sie nicht vorher schon fortgegeben waren, in den vierziger Jahren in den Besitz des Königs Friedrich Wilhelm IV. gekommen, der sie im Februar 1847 der Königlichen Bibliothek in Berlin überwies.

Als Hitzig 1849 starb, blieb sein gesamter Nachlaß im Hause; wie man aus Paul Heyses Jugenderinnerungen weiß, wohnten daselbst auch Hitzigs Schwiegersöhne, Franz Kugler und der General Baeyer.

[1]) Ich hoffe, das gesamte Material nebst einem biographischen Abriß (in vier Bändchen) übers Jahr vorzulegen; ich darf hier wohl erwähnen, daß ich an Briefen bisher 210 von und 20 an Hoffmann dem Wortlaut nach kenne (gedruckt waren bisher, mehr oder weniger vollständig, 142 beziehungsweise 4 Stück, die sich auf zwanzig Publikationen verteilen). Vier illustrierte Privatbriefe habe ich, als Probe, im diesjährigen Februarheft der 'Insel' veröffentlicht.

Nach Kuglers Tode 1858 zog dessen Witwe Clara Kugler mit ihren Söhnen Bernhard und Hans nach München; von den Hoffmannschen Sachen sind anscheinend nur einige Zeichnungen dorthin mitgenommen, die dann nach dem tragischen Ende von Clara und Hans Kugler 1873 in Paul Heyses Besitz übergingen.

Die übrigen Papiere, die in Unordnung geraten waren, blieben in Berlin; sie wurden, in durchaus zufälliger Teilung, von dem genannten General Baeyer und von Hitzigs Sohn, dem Geheimen Regierungs- und Oberbaurat Friedrich Hitzig, verwahrt. Jetzt gehören sie der Tochter des ersteren, Frau Emma Ribbeck in Leipzig, und dem Sohne des letzteren, dem Geheimen Medizinalrat Professor Dr. Eduard Hitzig in Halle a. S.

Am 10. und 11. Mai 1901 habe ich den Hallischen, am 25. Januar 1902 den Leipziger Teil des Hitzigschen Gesamtnachlasses durchsehen dürfen und die auf Hoffmann bezüglichen Sachen geordnet. Mit nicht genug zu rühmender Liberalität wurde mir sofort erlaubt, das ganze Material behufs wissenschaftlicher Benutzung in meine Berliner Wohnung[1]) zu nehmen, wo es noch heute liegt.

Diese Papiere möchte ich hier verzeichnen. Am Schluß jeder Gruppe deute ich in eckigen Klammern an, wo und wie dieses Material bereits von Hitzig verwertet ist; um die Hinweise zu vereinfachen, stelle ich eine kurze Aufzählung seiner Hoffmann-Publikationen voran. Bibliographische Vollständigkeit der Angaben (speziell Zählung der Textseiten und Beilagen), sowie eine Beurteilung der Leistungen ist dabei nicht erstrebt.

Hitzigs Publikationen über Hoffmann.

1823 April I. Hoffmann (Verfasser der Fantasiestücke in Callots Manier) in Warschau 1804—1807. (Abend-Zeitung, Nr. 93—95.)

„ Mai II. Einiges zur Charakteristik Hoffmanns. (Der Gesellschafter, 71.—73. Blatt.)

„ „ III. Aus Hoffmanns Leben und Nachlass. Herausgegeben von dem Verfasser des Lebens-Abrißes Friedrich Ludwig Zacharias Werners. Erster | Zweiter Theil. Berlin, Dümmler, 1823. (Preis broschiert 3 Thlr. 8 Gr.)

„ Sept. IV. Nachträgliches zu dem Buche: Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß. Von dessen Herausgeber. (Abend-Zeitung, Nr. 231—234.)

Diese vier Aufsätze handeln ohne besondere Überschriften

1. von Devrient und den anderen „Zechbrüdern";
2. über die Schriftstellerei von Frauen;
3. über drei Briefe an Hitzig: von Lichtenstädt, von einem Unbekannten, von Loest;

[1]) Friedenau bei Berlin, Rönnebergstraße 14.

4. Entschuldigung, daß das Erscheinen der Werner-Biographie sich verzögert hat. In einer Randnote wird behauptet, Houwald habe Hoffmann nahegestanden (??); in einer anderen wird Hitzigs Anonymität mit den zwei Gründen erklärt, daß sich für einen Beamten Schriftstellerei nicht zieme und daß das Wort „ich" vermieden werden müsse.

1825 Anfang V. Nachträge zu dem Werke: Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß. (Die letzten Erzählungen von E. T. A. Hoffmann ... Zweite Abteilung [Berlin, Dümmler, 1825] S. 341—400.) Darin: Vorwort.

A. Noch etwas Briefliches von Hoffmann:
1. (Brief über Sondershausens Zehn Jungfrauen.)
2. (Fragmente aus vier späteren Briefen an Hippel.)

B. Über Hoffmann. Von Stephan Schütze.

C. Nachträgliches. Vom Herausgeber. Darin:
(1) = IV 1.
(2) = IV 3, aber statt des Briefs von Loest leider einer von und einer über den Schauspieler Leo.
(3) Über einige Kritiker Hoffmanns. Eingeschoben eine Episode über die Entstehung des Klein Zaches.

1831 VI. Aus Hoffmanns Leben und Nachlass. Herausgegeben von dem Verfasser des Lebens-Abrisses Friedrich Ludwig Zacharias Werners. Neue vermehrte und verbesserte Ausgabe. Erstes — Sechstes Bändchen. Stuttgart, Brodhag, 1831. (E. T. W. Hoffmanns erzählende Schriften in einer Auswahl. Herausgegeben von seiner Witwe Micheline Hoffmann geborene Rorer. 3. 6. 9. 12. 15. 18. Bändchen.)

Enthält III + V mechanisch hintereinandergestellt. Einige früher abgekürzte Namen sind nunmehr ausgeschrieben, sechs Zeilen über Hoffmann im Auslande sind hinzugefügt.

1839 VII. [Rezension von Toussenels Hoffmannübersetzung.] (Gesellschafter, Literarische Blätter Nr. 7.)

1839 VIII. E. T. A. Hoffmanns Leben und Nachlaß. Von Julius Eduard Hitzig. Erster — Dritter Band. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. (E. T. A. Hoffmanns Erzählungen aus seinen letzten Lebensjahren, sein Leben und Nachlaß. In fünf Bänden. Herausgegeben von Micheline Hoffmann, geb. Rorer. Vollständige, rechtmäßige Ausgabe. Dritter — Fünfter Band. Stuttgart, Brodhag, 1839.)

= VI + VII, d. h. also III + V + VII mechanisch hintereinander gestellt. Die in V fragmentarisch mitgeteilten 4 Briefe an Hippel sind nunmehr vervollständigt und 9 neue abgedruckt; vier Schlußzeilen vom 1. Juli 1839 sind hinzugefügt. Ferner hat die Verlagshandlung Noten und Anhänge von Kunz und Fouqué hinzugefügt.

1841 IX. [Notiz über eine mißverständliche Benutzung von Hoffmanns (III, 2, 60 mitgeteiltem) Calderon-Scherz.] (Gesellschafter, Bemerker Nr. 11.)

A. Hoffmanns Briefe an Hitzig.

1. Warschau 1807 April 20 (der Brief selbst verloren, die Beilage, 2 S. 8°, in Halle).

2.	—	—	—	28	: 4 S. 8° (Leipzig).
3.	—	—	Mai	14	: 4 S. 8° (Halle).
4.	Berlin	1807/08			: (nur der Schluß, 2 S. 8°, in Leipzig; Anfang mit Datum abgerissen).
5.	—	—			: (nur der Schluß, 1/2 S. 4°, in Halle; Anfang mit Datum abgerissen. In beiden Briefen wird irgendeine diskrete Angelegenheit behandelt worden sein.)
6.	—	1807	Juli	22	: 1 S. 4° (Halle).
7.	—	—	August	22	: 1 S. 4° + Beilage 1 S. 8° (Halle).
8.	Bamberg	1809	Januar	1	: 4 S. 4° (Halle).
9.	—	—	Mai	25	: 4 S. 8° (Halle).
10.	—	1812	April	28	: 4 S. 4° (Halle).
11.	—	—	Juli	1	: 1 S. 4° (Halle).
12.	—	—	—	15	: 1 S. 4°, mit Nachschrift von Hitzig an Fouqué (Halle).
13.	—	—	August	15	: 1 S. 4°, ebenso (Leipzig).
14.	—	—	Oktbr.	4	: 2 S. 4° (Halle).
15.	—	—	Novbr.	30	: 3 S. 4°, mit Nachschrift von Hitzig an Fouqué (von Hitzig an Fouqué geschenkt; jetzt im Besitze des Herrn Alexander Meyer Cohn in Berlin).
16.	Dresden	1813	Dezbr.	1	: 3 S. 4° (Halle).
17.	Leipzig	1814	Juni	8	: 2 S. 8° (Halle).
18.	Berlin	1820	Ende		(jedenfalls ins Manuskript der Biographie geklebt und mit diesem verloren).
19.	—	1821	Novbr.	30	: 1 S. 16° (von Hitzig an Dorow geschenkt; wo jetzt, unbekannt).
20.	—	1822	Januar	8	: 1 S. 4°
21.	—	—	—	18	: 1 S. 8°
22.	—	—	—	30	: 1 S. 8°
23.	—	—	Februar?		1 S. 4° (Halle).
24.	—	—	März	1	: 1 S. 8°
25.	—	—	—	2	: 1 S. 8°
26.	Berlin	1822	März	4	: 1 S. 8°
27.	—	—	April Anf.?		1 S. qu.-8°
28.	—	—	—	14	: 1 S. 4° (Halle).
29.	—	—	— Ende?		1 S. 4°

Bis Nr. 22 eigenhändig mit Tinte, 23—27 eigenhändig mit Blei, die letzten beiden dem Schreiber diktiert und mit eigenhändigem Schluß.

[Hitzig hat in III die 6 Nummern 1. 2. 3. 7. 18. 19 vollständig abgedruckt (19 ist dann von Dorow faksimiliert), bruchstückweise ferner die 6 Nummern 8. 9. 12. 13. 14. 16. In den 'Briefen an Fouqué' steht Nr. 15. Von den anderen 16 Nummern ist bisher kein Satz gedruckt.]

B. Hoffmanns Nachlaß.

Über die Musikalien mit Einschluß der Textbücher (auch des selbstgefertigten zur 'Pilgerin') habe ich soeben, im zweiten Juniheft der 'Musik' (Berlin, Schuster & Loeffler; S. 1651/66), berichtet.[1]

1) Die kleine Publikation ist 'Hoffmann-Reliquien' überschrieben und bringt 1. Hoffmanns Rezension von Beethovens Egmont-Musik, 2. eine Bibliographie der bisher gedruckten Kompositionen Hoffmanns (9 Nummern), 3. ein Verlagsangebot Hoffmanns aus dem Herbst 1807 mit einem Verzeichnis seiner damals vorliegenden Kirchen- und Kammermusik (12 Nummern), 4. ein Verzeichnis der 1822 vorhandenen Musikhandschriften Hoffmanns (24 Nummern). Ferner enthält das Heft eine Arie und eine Karikatur Hoffmanns.

Auf die hinterlassenen Zeichnungen komme ich an einem dritten Orte zurück. [1])

Hier soll nur über die literarischen und persönlichen Papiere berichtet werden:

a. Rein literarische Manuskripte:

(Soweit bekannt, alle in Quart.)

1. Ein einzelner Bogen aus einem Heft, mit „2." bezeichnet. Auf der ersten Seite anscheinend der Schluß einer ersten Fassung der 'Ahnungen aus dem Reiche der Töne'; die übrigen $7^1/_2$ Seiten enthalten den Anfang einer Erzählung 'Der Freund. Brief an Theodor.' (Leipzig.)

2. Ein grüngebundenes Heft mit den Seitenzahlen 3—60. S. 1 und 2 (wohl Titelblatt) sind herausgeschnitten, auf S. 3—59 steht vollständig der 'Revierjäger', S. 60 ist weiß. (Leipzig.)

3. Ein ebenso gebundenes Heft mit 17 ungezählten Blättern. Auf dem ersten der Titel

Nachtstücke.
Herausgegeben
vom Verfasser der Fantasiestücke in
Callotts Manier

Der Sandmann

D. 16 Novbr: 1815 Nachts 1 Uhr

Es folgt der Text des Sandmanns; das erste Blatt fehlt, sonst scheint alles vorhanden zu sein. (Leipzig.) [2])

4. 'Neueste Schicksale eines abentheuerlichen Mannes. Mitgeteilt von E. T. A. Hoffmann' (unvollendet, vermutlich mit Absicht abgebrochen). (Wo?)

---

[1]) Ich kenne zwei Ölbilder von Hoffmanns Hand; das eine stellt Hoffmann und Marcus, das andere die Familie Kunz dar. Ferner kenne ich zwei von den Aquarellserien, die er zur Veröffentlichung bestimmt hatte: die drei Berliner Schauspielerkarikaturen von 1807/08 und die drei Leipziger Napoleonkarikaturen von 1814. Diese acht Bilder und eine Anzahl weiterer Versuche in Aquarell sind zwar herzlich schlecht, ebenso die Vignetten zu Werners Kreuz an der Ostsee, zu den Fantasiestücken und den Kinder-Märchen. Falls aber der Wunsch, sie kennen zu lernen, allgemein ist, würde ich später der geplanten Biographie einige davon beigeben. Einstweilen reproduziere ich zwei kleine Bamberger Selbstportraits in meinem 'Kreislerbuch' (siehe unten S. 367 Anmerkung 1): ein Aquarell und einen Ausschnitt aus dem Ölportrait der Familie Kunz.

[2]) Außer diesen drei in Leipzig liegenden kenne ich nur zwei rein literarische Manuskripte von Hoffmanns Hand, die ich beide in den letzten Jahren von Autographenhändlern erworben habe:

1. Ein Bogen 4° (8 ungezählte Seiten): 'Des Kapellmeisters, Johannes Kreisler, musikalische Leiden': erste, später vielfach veränderte Fassung des bekannten Aufsatzes aus der Allgemeinen Musikalischen Zeitung von 1810, der dann in die 'Fantasiestücke' aufgenommen wurde (gekauft von Otto Aug. Schulz in Leipzig);

2. ein Blatt 4° ohne Seitenzahl: das vorletzte Blatt des 'Hundes Berganza' genau in der Fassung des ersten Drucks in den Fantasiestücken von 1814 (aus der Posonyischen Sammlung, von Friedrich Cohen in Bonn gekauft).

5. Hoffmanns letztes Manuskript: 70 Seiten, auf dem Krankenbette diktiert. [1]) Inhalt: S. 1—18 'Die Genesung. Fragment aus einem noch ungedruckten Werk von E. T. A. Hoffmann.' S. 19—69 'Der Feind' (unvollendet, durch Hoffmanns Tod abgebrochen; die 'Genesung' hingegen ist wohl nur als Fragment entworfen und das „ungedruckte Werk" eine Mystifikation). (In Leipzig liegen von diesem Manuskript S. 1—12. 17 f. 67—69; das ganze übrige Manuskript des 'Feindes' wird nach Nürnberg gesandt worden sein, die drei Schlußseiten sind der vielen Hörfehler wegen wohl noch einmal abgeschrieben.)

[Hoffmann hatte die 'Ahnungen aus dem Reiche der Töne' im Frühjahr 1814 ans Morgenblatt eingeliefert, sie wurden aber erst im Februar 1816 dort gedruckt, nachdem Hoffmann die Arbeit bereits für 'Johannes Kreislers Lehrbrief' in den Fantasiestücken verwendet hatte. — Der 'Revierjäger' war für die Fantasiestücke bestimmt, wurde von Kunz refüsiert und erschien dann unter dem Titel 'Ignaz Denner' im ersten Bande der Nachtstücke. Eröffnet wird dieser Band durch den 'Sandmann'. — Die 'Genesung' übergab Hoffmann wenige Tage vor seinem Tode (vermutlich in einer Abschrift) an seinen Landsmann Symanski, in dessen 'Zuschauer' sie am 4. und 6. Juli 1822 erschien.

Von den drei Sachen, die Hoffmann nicht mehr zum Druck gegeben hat, erscheint der 'Freund' zum ersten Male in meiner populären Sammlung 'Das Kreislerbuch'. [2]) Die Arbeit stammt aus früherer Bamberger Zeit und ist noch sehr unreif, aber stofflich merkwürdig, da sie Kreislern im Wahnsinn vorführt. — Die 'Neuesten Schicksale' stehen als einziges größeres ineditum in Hitzig III. — Der 'Feind' erschien einige Monate darauf in Fouqués Frauentaschenbuch für das Jahr 1824.]

b. Versuche und Gelegenheitsdichtungen

(Leipzig). [Ungedruckt.]

1. Fragment eines unbekannten Versuchs im Stile von Jean Paul und Sterne. Mit Illustrationen. 2 S. 8⁰.

2. 'Die Feuersbrunst. Ein DosenGemählde von Rembrand.' Bleistiftzeichnung und Anfang einer fabulierenden Erklärung à la Lichtenberg. 2 S. 8⁰.

3. 'Die Nonne an die Braut (bey Ueberreichung eines GebetBuchs).' Polterabendgedicht von 52 reimlosen Zeilen. 2 S. 8⁰.

4. '(Rektifiziertes Sonett) An den Dichter des Trauerspiels Carlo.' Parodistisches Sonett auf 1 S. 8⁰, unterschrieben

D'E.[lvons] & H[offmann].

---

[1]) Vorher hatte Hoffmann diktiert:

1. den Schluß des 'Meisters Floh' (beendet 28. Februar, abgesandt an Wilmans in Frankfurt 7. März, erschienen daselbst Ende April);

2. 'Des Vetters Eckfenster' (beendet 14. April, erschien vom 23. April bis zum 4. Mai in Symanskis 'Zuschauer' Nr. 49—54; das unmittelbare Vorbild ist Kretschmanns 'Scarron am Fenster' in Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf 1798);

3. 'Meister Johannes Wacht' (schon vor Beendigung des 'Eckfensters' begonnen; lag bei Hoffmanns Tode bei Engelmann in Heidelberg, wurde aber dann an Max in Breslau gegeben als Ersatz für die im November 1821 auf 'Schnellpfeffers Flitterwochen' vorgeschossenen 25 Friedrichsd'or und erschien in einer Sammlung von 'Geschichten, Sagen und Märchen' mit der Jahreszahl 1824).

[2]) Das Kreislerbuch. 29 Stücke Text, 4 Kompositionen, 5 bildliche Darstellungen von E. T. A. Hoffmann, zusammengestellt von Hans von Müller. Leipzig, Insel-Verlag 1902.

(Ferner befindet sich in Leipzig noch ein schlechtes Gedicht auf Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise, unterzeichnet H. K., zweifellos von Hoffmanns Hand; wahrscheinlich des Scherzes wegen abgeschrieben.)

c. Tagebücher, Entwurfbücher, Entwürfe.

1. Das Plocker Tagebuch, Winter 1803/04 (anscheinend von Hitzig verschenkt, soll ganz oder teilweise im Besitz des Geheimen Hofrats Professor Joseph Kürschner in Eisenach sein).

2. 'Miscellaneen, die literarische und künstlerische Laufbahn betreffend. Angefangen im Exil, im August 1803.' (Wo? Hitzig hat später ein Blatt daraus mit Einträgen vom 14. und 15. März 1808 an Dorow geschenkt.)

3. Die Tagebücher aus der Kapellmeisterzeit, beginnend Bamberg 1809 und endend in Berlin 1815. Anscheinend gebundene Bücher von starkem (bläulichen und weißen) Schreibpapier. (Von Hitzig vernichtet, da Hoffmann darin „die Bekenntnisse aller seiner Schwächen" niedergelegt. In Leipzig sind nur fünf herausgerissene Blätter; auf den zwei weißen steht von Hitzigs Hand 1809, auf den drei blauen 1812.)

4. 'Drey verhängnißvolle Monathe! (Auszug aus meinem Tagebuch für die Freunde.)' Unvollendet. Beginnt „Dresden Den 15 August 1813" und hört beim 29. August mitten im Satz und in der Zeile auf, mit den Worten „— wie gut es, daß ich". 3 S. 4⁰. (Halle.)

5. 'Lichte Stunden eines wahnsinnigen Musikers. Ein Buch für Kenner.' Skizze, vermutlich von 1811/12. (Wo?)

6. Ein Notizbuch mit einzelnen Einfällen; einige davon publizierte Hoffmann, zu abgeschlossenen Aphorismen ausgearbeitet, in seinen 'Flüchtigen Bemerkungen und Gedanken über mancherlei Gegenstände. (Nach dem Französischen des Barons von L*****.)' in Symanskis 'Freimüthigem für Deutschland' Nr. 36. 44. 45 vom 19. Februar, 2. und 3. März 1819. (Wo?)

7. Ein Oktavblatt mit 2 Zeilen Notizen (Leipzig).

8. Desgleichen mit einer Anekdote von 4 Zeilen (Leipzig).

9. Ein Doppelblättchen in 16⁰ mit 14 Zeilen Notizen aus der letzten Zeit, vielleicht für den 'Schnellpfeffer' (Halle).

[Aus 1 hat Hitzig in III einzelne Stellen ungenau veröffentlicht; hoffentlich werde ich in der Lage sein, das Buch nach dem Original zu bringen. — Von 2 hat Dorow die eine Seite des ihm geschenkten Blattes faksimilieren lassen; Hitzig gibt in III nur den Inhalt des literarischen Teiles an. — Aus 3 hat Hitzig in III relativ geringfügige Auszüge gegeben, die auch den größten Teil der noch vorhandenen fünf Blätter enthalten. — 4 steht bis auf die zitierten letzten Worte in Hitzig III, ebenso 5. — Aus 6 bringt Hitzig III Auszüge, er verlegt irrtümlich das ganze Buch in Hoffmanns letztes Lebensjahr. — 7 ist ungedruckt, 8 steht in Hitzig III, 9 ist wieder ungedruckt.]

d. Korrespondenz

(Konzepte, nicht abgeschickte Briefe, erhaltene Briefe), chronologisch geordnet.

1.	1817	Juli	10 Hoffmann an seinen Bruder (unvollendet, nicht abgeschickt): 2 S. 4⁰ (Halle).
2.	1819	Mai	8 Friederike Krickeberg geb. Koch (Berliner Schauspielerin) an Hoffmann: 4 S. 4⁰ (Halle).
3.	—	August	15 Stephan Schütze an Hoffmann: 1 S. 4⁰ (Leipzig).
4.	—	Dezbr.	3 Karl Winckler an Hoffmann: 2 S. 4⁰ (Leipzig).
5.	1820	Januar	20 Ludwig Robert an Hoffmann: 2 S. 4⁰ (Leipzig).

6.	—	Februar	11	Gebrüder Wilmans (Verleger in Frankfurt) an Hoffmann: 2 S. 4⁰ (Leipzig).
7.	—	März	2	Hoffmann an Johanna Eunike: Konzept eines Gratulationssonetts, 1 S. 8⁰ (Leipzig).
8.	—	—	23	Beethoven an Hoffmann (jedenfalls von Hitzig an einen Sammler geschenkt).
9.	—	Mai	22	Fouqué an Hoffmann: 2 S. 4⁰ (Leipzig).
10.	—	Juni	5	Graf Brühl an Hoffmann: 2 S. 4⁰ (Halle).
11.	1821	Januar	2	Amadeus Wendt an Hoffmann: 3 S. 4⁰ (Leipzig).
12.	—	—	16	Hetsch, Architekt und Mitglied der Kunstakademie in Kopenhagen, an Hoffmann: 4 S. 4⁰ (Halle).
13.	—	März	26	Oehlenschläger an Hoffmann (jedenfalls von Hitzig einem Sammler geschenkt).
14.	—	Juli	14	Freiherr von Biedenfeld an Hoffmann: 1 S. 4⁰ (Leipzig).
15.	—	Novbr.	25	Josef Max (Verleger in Breslau) an Hoffmann: 3 S. 4⁰ (Halle).
16.	1822	Januar	24	Koreff an Hoffmann: 2 S. 4⁰ (Leipzig).
17.	—	Februar	12	Gebrüder Wilmans an Hoffmann: 2 S. 4⁰ (Halle).
18.	—	März	4	Josef Max an Hoffmann: 2 S. 4⁰ (Leipzig).
19.	—	—	19	Annullierte Quittung Hoffmanns an die Bibliothek der K. Schauspiele (er hatte sich die Partitur der Undine geliehen, um ein neues Vorspiel zu komponieren): 1 S. fol. (Halle).
20.	—	Mai	1	Hoffmann an Johanna Eunike: erstes Diktat eines Billets; 1 S. 4⁰ (Halle).

21. Undatierter Brief eines C. H. Saemann an Hoffmann: 4 S. 4⁰ (Leipzig).

[Davon bei Hitzig III Nr. 1 (unter Abkürzung der Ortsnamen). 8. 13. — Später sind veröffentlicht Nr. 7 (im 'Gesellschafter' vom 1. Juli 1833) und Nr. 20 (von mir, in der Frankfurter Zeitung vom 25. Juni 1901). Die übrigen 16 Stücke sind ungedruckt.]

Anhang:

Ein fremdes Manuskript aus Hoffmanns Nachlaß: 'Die Sterbelustigen. Eine Posse in einem Aufzug von W. v. D'Elpons.' (Halle).

C. Papiere, die später in Hitzigs Besitz gekommen sind.

a. Geschäftliches kurz nach Hoffmanns Tode (Halle). [Ungedruckt.]

1. Briefe des Verlegers Joseph Max an Hoffmann, Kudowa 30. Juni 1822 und an Hoffmanns Witwe, 2. Juli 1822; am Rande des letzteren hat Hitzig den Inhalt seiner Antwort vom 12. Juli vermerkt.

2. Amtliche Mitteilungen Hitzigs an einen Kammergerichtssekretär bezüglich der Inventur des Nachlasses (Wein und Musikalien). Es geht daraus hervor, daß die Witwe am 4. Juli schon abgereist war und daß die Nachlaß-Auktion erst später stattfand.

3. Sammelliste für Hoffmanns Grabstein und Rechnung des Steinmetzen (für den Denkstein 30 Taler, für sonstige Ausgaben 31 Taler 12 Gr.).

b. Materialien und Mitteilungen biographischer Art bis zum Erscheinen der Biographie III:

1. von Hippel 7 Briefe Marienwerder 1822 Juni 29. Oktbr. 9. Novbr. 16. 30. Dezbr. 4. 21. 1823 Januar 31.

Als Beilagen: 1822 Novbr. 30: 3 Hefte mit den Abschriften von 20 Briefen; Dezbr. 4: 1 Heft mit Hippels Erinnerungen an Hoffmann (82 S. 4⁰), 1 Originalbrief von Ende Oktober 1794 (3 S. 8⁰) und 7 Hefte mit den Abschriften von 27 weiteren Briefen; 1823 Januar 31: eine vorher unterdrückte Stelle aus einem Briefe.

Zusammen also an Beilagen: 1 Heft Erinnerungen und als Anhang dazu 1 Originalbrief von 1749 sowie 10 Hefte und ein Blatt mit Abschriften von 47 Briefen aus den Jahren 1794—1808. Diese Abschriften sind nicht vollständig, aber in dem, was sie bieten, diplomatisch getreu. (Alles in Halle; leider fehlt je ein Blatt aus dem 2. und dem 10. Briefheft.)

2. von Speyer: eigenhändige 'Notizen über Hofmanns Aufenthalt zu Bamberg'. 13 S. Fol. (Halle).

Ferner einige Blätter mit Entwürfen und Notizen Hitzigs (Leipzig), sowie Abschriften von Hoffmanns Zeugnissen und Hoffmanns Testament (Halle) und ein Auszug aus Webers Rezension der 'Undine' (Leipzig); die Manuskripte zu Hitzigs, Härings und Marxens Texten scheinen nicht erhalten zu sein.

[Von den 48 Briefen an Hippel sind 43 (mit starken Streichungen) als Beilagen im 1. Band von III gedruckt. Die Aufsätze von Hippel und Speyer sind gekürzt und stilistisch gefeilt in III aufgenommen, zum Teil auch Hippels sehr wichtiger Brief vom 31. Januar 1823. Wir werden beide Aufsätze nebst Hippels Briefen im zweiten Bande unserer 'Hauptquellen' zusammen mit den Erinnerungen von Hoffmanns anderen Bekannten vorlegen.]

c. bis zum Erscheinen der Nachträge in der Abend-Zeitung IV:

1. von Hoffmanns Witwe: 1 Brief Deutsch-Ostrowo 1823 Mai 10: 1 S. 4⁰ (Halle).

2. von Anselm von Feuerbach: 1 Brief Ansbach 1823 Mai 19 (Halle).

3. von Fouqué: 1 Brief Nennhausen 1823 Juli 6: 2 S. 4⁰ (Halle).

4. von Hippel: 1 Brief Marienwerder 1823 Mai 14 (Halle).

5. von Lichtenstädt: 2 Briefe aus Breslau (der erste verloren oder in Leipzig, der zweite, 1823 August 1, in Halle).

6. von Heinrich Loest: 1 Brief Münster 1823 August 15: 4 S. 8⁰ (Halle).

7. von Johann Philipp Schmidt: 4 Briefe, Berlin 1823 Mai 9. 14. Juli 14. 21. (Halle).

8. „von einem fernen Freunde, dessen Handschrift er [Hitzig] seit fast zehn Jahren nicht gesehen, und in dem, wenn er ihn nennen wollte, man einen Mann erkennen würde, den ganz Deutschland als einen seiner Edelsten hoch verehrt, der endlich wohl, so weit dies Prädikat überhaupt gegeben werden kann, den Namen eines vollendeten Christen verdient" (Abend-Zeitung vom 29. September 1823): 1 Brief (verloren oder in Leipzig).

[Wichtig nur 6 und 7. Aus 8 ist in IV eine lange larmoyante Stelle, aus 6 eine kürzere, wichtige über Hoffmanns Musik zitiert, die dann in V. VI. VIII wieder weggelassen ist. Auf die Reklamation in 7 ist bei Aufzählung von Hoffmanns Mitschülern in VI statt „Schmidt" gesagt „J. P. Schmidt, als Komponist rühmlich bekannt". Auf 5 antwortet Hitzig in IV.]

d. bis zum Erscheinen der weiteren Nachträge hinter den 'letzten Erzählungen' V:

1. von Hippel: 1 Brief Oppeln 1824 Dezbr. 2. Beilage: ein elftes Heft mit vierzehn späteren Briefen Hoffmanns (die sich beim Umzug nach Oppeln gefunden hatten) in diplomatischer Abschrift, „ausgeschlossen jedoch eine starke Stelle im letzten Brief". (Der Brief liegt in Leipzig, die Beilage ist verloren, vielleicht 1839 als Druckvorlage nach Stuttgart geschickt und nicht zurückgekommen.)

2. von Leo (Schauspieler): 1 Brief Weimar 1823 Novbr. 8: 6 S. 4⁰ (Halle).

3. von Stephan Schütze: 1 Brief Weimar 1824 Dezbr. 11: 2 S. 8⁰. Beilagen: a) Manuskript von 5 S. 4⁰ mit Erinnerungen an Hoffmann, unterzeichnet „St. Schütze", b) Brief an Schütze über Leos Tod Weimar 1824 Dezbr. 8 (Unterschrift abgekürzt und unleserlich): 3 S. 4⁰. (Alle 3 Stücke in Halle.)

4. von Karl Sondershausen: 1 Brief Weimar 1824 Dezbr. 12 (weist Hitzig hin auf eine lobende Besprechung seiner 'Zehn Jungfrauen' in einem Briefe Hoffmanns, der in der Abend-Zeitung veröffentlicht worden war): 2 S. 8⁰ (Halle).

5. ein anonymer Brief mit Wappenabdruck (Bitte, den 'Feind' und die 'Marquise de la Pivardière' in die Nachträge zur Biographie mit aufzunehmen): 2 S. 4⁰ (Halle).

[Von den 5 Briefen an Hitzig ist nur der 2. in V abgedruckt. — Von den neu aufgefundenen Briefen Hoffmanns an Hippel, der Beilage zu 1, heißt es in der Vorrede zu E: „das Pikanteste daraus ist der öffentlichen Mittheilung nicht fähig, und der Rest, unter dieser Voraussetzung, — caput mortuum." Es werden denn auch nur 4 „unbedeutende" Stellen im 2. Band mitgetheilt. Erst vierzehn Jahre darauf, in VIII, sind 13 von den Briefen mehr oder weniger vollständig veröffentlicht worden. — Von den Beilagen zu 3 ist das Manuskript vollständig, der Brief über Leos Tod auszugsweise in V mitgeteilt; 4 hat dazu Anlaß gegeben, den erwähnten Hoffmannschen Brief in V wieder abzudrucken, die Bitte in 5 ist dagegen in einer Randnote abgelehnt und erst 1839 erfüllt.]

e. Spätere Briefe an Hitzig,

z. T. mit den Konzepten von Hitzigs Antworten (Leipzig). [Ungedruckt.]

1. Korrespondenz mit Reimer und mit Duncker & Humblot vom Juli 1826: Reimer will eine Gesamtausgabe herstellen, Duncker & Humblot weigern sich, die 'Elixiere des Teufels' dazu herzugeben.

2. Korrespondenz mit den Gebrüdern Franckh in Stuttgart einerseits und Reimer anderseits, vom Jahre 1827: Hitzig bietet, ohne Reimer zu fragen, im Namen von Hoffmanns Witwe den Gebrüdern Franckh eine neue Ausgabe seiner Biographie nebst einer Auswahl aus Hoffmanns Taschenbuch-Beiträgen an; Reimer erlaubt nach längerem Sträuben, daß auf zehn Jahre, bis 1837, der Inhalt der Serapions-Brüder mit einbezogen wird. Es werden sechs Lieferungen zu drei Bändchen geplant, jede enthält 2—3 Geschichten und 1 Stück Biographie. Von den 15 aufgenommenen Geschichten sind 13 aus den Serapions-Brüdern! Die Witwe erhält 2000 Taler. Schlägt die Publikation ein, so sollen die noch fehlenden späteren Almanachsbeiträge als Supplement nachgeliefert werden. — Die erste Lieferung erscheint. Mittlerweile aber hat sich Reimer doch noch mit den anderen Buchverlegern, insbesondere mit Duncker & Humblot,[1] geeinigt und gibt eine zehnbändige Sammlung von Hoffmanns Büchern heraus, beginnend mit den Serapions-Brüdern, die auch einzeln (bedeutend billiger als vorher) abgegeben werden. Gebrüder Franckh sehen ein, daß sie nun keine Aussicht mehr haben und stellen den Druck ihrer teuer bezahlten Auswahl unter Ausbrüchen ohnmächtiger Wut gegen Reimer ein.

3. Korrespondenz mit der Brodhagschen Buchhandlung in Stuttgart, 1830. 31: Brodhag hat den größeren Teil von Franckhs Verlag übernommen und findet auch den Kontrakt mit der Hoffmann vor. Unbekannt mit den guten Gründen, die die Aufgabe des Unternehmens veranlaßt haben, druckt er alle 18 Bändchen der geplanten Auswahl; die bereits gedruckten 3 werden, als zu unscheinbar, aus dem Handel zurückgezogen.

---

[1]) Der Vertrag mit Duncker & Humblot, 4. Juli 1827, liegt im Archiv der Firma in Leipzig.

4. Korrespondenz mit derselben Firma 1837/39: Die Auswahl hat (wie vorauszusehen war) dem Verlage nur Schaden gebracht; Brodhag schiebt das auf das unscheinbare Taschenformat und wünscht Oktav. Reimer gibt jetzt die Serapions-Brüder nicht wieder frei; statt dessen vervollständigt Brodhag mit Hülfe von Carl Friedrich Kunz in Bamberg die Sammlung, die eine Gesamtausgabe von Hoffmanns kleinen Schriften und Briefen, nebst Zeichnungen und biographischen Nachrichten darstellen soll. Leider war es Brodhag nicht vergönnt, diesen guten Plan in der wünschenswerten Weise durchzuführen: Hitzig verweigerte die Aufnahme der 'Blandina' und verbot, Hoffmanns Briefe separat zusammenzustellen; Fouqué teilte Brodhag auf Anfrage mit, er könne Hoffmanns Briefe an ihn nicht finden, und sandte statt dessen seine dürftigen Erinnerungen. So mußte die Sammlung unvollkommen bleiben. Die fünf Bände, die nunmehr als Fortsetzung der Reimerschen Sammlung erschienen, bilden jedoch mit dieser zusammen noch heute die einzige Sammlung von Hoffmanns Schriften, Entwürfen, Tagebüchern und Briefen. — Ein (nicht ganz vollständiger) Nachdruck dieser 15 Bände erschien in Einem Quartbande 1841 bei Baudry in Paris; hier ist Brodhags Idee durchgeführt, die Briefe sind, soweit Hitzig sie als numerierte Beilagen gegeben hatte, gesondert am Schluß des Bandes zusammengestellt.

5. Korrespondenz mit Hieronymus Truhn und Dr. Franz Commer über die Herausgabe des musikalischen Nachlasses: 1838/41.

6. Endlich liegen noch fünf spätere (uninteressante) Briefe der Witwe aus Breslau vor: je einer von 1838. 39. 41. 43. 44. Die Witwe starb Ende der fünfziger Jahre in Warmbrunn.

Diese Papiere habe ich aus einem Wust von tausend Zeitungsblättern, Familien- und anderen Briefen, Akten und dergleichen herausgesucht, gereinigt, geglättet und nicht ohne Mühe zusammengestellt; besondere Schwierigkeiten machten die nur teilweise paginierten Briefhefte Hippels, die unmittelbar als Druckvorlage verwendet und dazu größtenteils in einzelne Blätter zerschnitten waren.

Man wird verstehen, wenn ich mehr als jeder andere den dringenden Wunsch habe, daß diese nunmehr geordneten Papiere auch zusammenbleiben und nicht in der alten chaotischen Teilung nach Leipzig und Halle zurückwandern. Auch die Wiedervereinigung der anderen von Hitzig hinterlassenen Papiere, unter denen besonders zahlreiche Briefe aus den Kreisen des Nordsternbundes, von Zacharias Werner und Fouqué in Halle liegen (was in Leipzig ist, ist mir nur teilweise bekannt), wäre höchst erwünscht. Vielleicht entschließen sich die pietätvollen und uneigennützigen Besitzer dieser Schätze, Frau Emma Ribbeck und Herr Geheimrat Hitzig, die Sachen in Gestalt einer Hitzig-Stiftung zu Ehren ihres Großvaters letztwillig oder gemeinsam bei Lebzeiten einer öffentlichen Sammlung zuzuwenden. Es käme dafür ohne Frage in erster Linie die Königliche Bibliothek zu Berlin in betracht, da Hoffmann und Hitzig selber in Berlin gestorben sind und der musikalische Nachlaß des ersteren sich bereits in derselben Sammlung befindet.

Hans von Müller in Berlin bittet folgende weiteren Berichtigungen und Ergänzungen seiner Mitteilungen „Zu E. T. A. Hoffmann" (Band 9, S. 360 bis 372 zu bringen:

„(S. 364) A 1] Der Brief selbst ist von Hitzig an einen Sammler verschenkt und liegt jetzt, nach freundlicher Mitteilung von Herrn Karl Ende in Hannover, im Kestner-Museum daselbst.

(S. 367) B c 1. 2] siehe Band 10, S. 589—592.

3] Die Jahrgänge 1812, 1813 und 1815 haben sich nachträglich noch in Halle gefunden. Im Jahrgang 1812 fehlen nur die drei bereits in Leipzig gefundenen Blätter, 1813 ein unbekanntes Blatt, 1815 nichts. Die Nürnberger „Schreib-Almanache" für 1812 und 1813 enthalten nahezu Tag für Tag Aufzeichnungen über Hoffmanns Beschäftigungen und Stimmungen und geben zum erstenmal ein authentisches Bild seines täglichen Lebens. In dem „Schreib Kalender auf das Gemein-Jahr 1815. Herausgegeben von der Königl. Preußischen Kalender Deputation in Berlin" reichen die Tagebucheinträge leider nur bis zum 3. März, brechen also kurz vor der Bekanntschaft mit Ludwig Devrient ab. Der Kalender ist trotz seiner fiskalischen Herkunft auf elendem Schreibpapier gedruckt, und das mag Hoffmann diese Aufzeichnungen verleidet haben. Was an tagebuchartigen Aufzeichnungen Hoffmanns sich bis jetzt gefunden hat oder erschließbar ist, gedenke ich noch in diesem Jahre als besonderes Büchlein herauszugeben. Die Aufzeichnungen vor und nach dem Aufenthalt in Bamberg sind bereits durchgearbeitet und noch benutzt für den (fast fertig gesetzten) zweiten Band meiner Sammlung „E. T. A. Hoffmann im brieflichen und persönlichen Verkehr".

Anmerkung des Verlages:
Die Seitenverweise beziehen sich auf die Paginierung in eckigen Klammern.

Nachträgliches zu E. T. A. Hoffmann.

Im neunten Bande des Euphorion habe ich S. 365—368 ein Verzeichnis der literarischen und persönlichen Papiere in Hoffmanns Nachlaß gegeben. Einige Nummern konnte ich nur nach der Tradition anführen; so hatte ich unter den Tage- und Entwurfbüchern an erster Stelle zwei Manuskripte angeführt: das „Plocker Tagebuch" und die „Miscellaneen". In Wirklichkeit handelt es sich dabei nur um ein Manuskript, das ich seitdem aus Joseph Kürschners Nachlaß erworben habe und nachstehend beschreiben möchte.

Die Handschrift besteht aus 18 Bogen Oktav in einem derben Halblederband. Von den 144 Blättern, die ursprünglich darin waren, sind aber 23 herausgerissen; bei den meisten wird Hoffmann selber das getan haben, einzelne Blätter, die einen abgeschlossenen, an sich interessanten Text trugen, mag Hitzig an Sammler verschenkt haben. Er erwähnt in einem Briefe an Dorow seine Schwäche, „nicht leicht einem Autographen-Sammler, der sich an mich wandte, haben abschlagen zu können (sic), ihm zu geben wonach sein Herz begehrte". Tatsächlich sandte er Dorow mit diesem Briefe ein Blatt aus unserm Manuskript, das die Themata der am 15. März 1808 an Naegeli gesandten Kompositionen enthielt und das Dorow dann in Faksimile mitgeteilt hat.

Zunächst mag der Bestand des Buches spezifiziert werden: ich gebe im nachstehenden von jedem Bogen an, welche Blätter fehlen, welche weiß sind und welche Text enthalten:

A 1 mit Text
2 fehlt
3—6 mit Text
7 fehlt (zusammen mit 2 ausgerissen vor Benutzung)
8 mit Text (Fortsetzung von 6)
B 1 von Hoffmann weggeschnitten bis auf einen dünnen Streifen
2 mit Text
3—6 fehlen
7. 8 mit Text
C 1 fehlt
2—4 mit Text (schließt unmittelbar an B 8 an)
5—7 weiß
8 / D 1—8 / E 1. 2 } mit Text
3—6 fehlen
7 weiß
8 / F 1. 2 } mit Text
3—6 fehlen
7. 8 / G 1—8 / H 1. 2 } weiß
3—6 fehlen
7 mit Text
8 fehlt
J 1—8 / K 1—6 } mit Text
7. 8 fehlen
L 1—8 / M 1. 2 } weiß
3 mit Text
4 weiß
5—8 / N 1—4 } mit Text
5—8 / O 1—4 } weiß
5—8 / P 1 } mit Text
2 weiß
3. 4 mit Text
5—8 / Q 1—8 / R 1—8 / S 1—8 } weiß

Es sind also 121 Blätter vorhanden. Diese enthalten (auf insgesamt 102 beschriebenen Seiten) vier Arten von Aufzeichnungen, die Hoffmann nebeneinander geführt hat und die durch dazwischenliegende weiße Blätter und zum Teil durch Schmutztitel deutlich geschieden sind. Der erste Teil des Buches enthält, außer einem Aufsatz, Briefkonzepte und vermischte geschäftliche Notizen vom 9. August 1803 bis zum 1. September 1808. Der zweite Teil wird durch zwei unvollendete Singspiele gebildet, deren erstes im März 1804 geschrieben ist. Der dritte Teil besteht aus einem Tagebuch, das vom 1. Oktober 1803 bis zum 10. März 1804 reicht. Der vierte Teil endlich enthält verschiedene fremde Gesangstexte, die Hoffmann sich zum komponieren abgeschrieben hat.

Den zweiten Teil (C 8—H 6) hat Hoffmann am seitlichen Rande um 1/2 cm beschnitten (wohl kurz nach Beginn der Arbeit an den Singspielen), um die drei Hauptteile gleich durch den Griff unterscheiden zu können. Man hat daher zuerst den Eindruck, daß das Buch aus drei etwas ungleichen Heften zusammengebunden ist; die Untersuchung der Bogen erweist jedoch die ursprüngliche Zusammengehörigkeit des Ganzen, auch erkennt man, daß der Schnitt nicht kunstgerecht (vom Buchbinder) ausgeführt ist.

Im einzelnen enthalten die vier Teile folgendes:[1])

I.

[Titel:] Miscellaneen | die litterarische und künstlerische | Laufbahn betreffend. | Angefangen im Exil und zwar im August | 1803. (A 1 a)

[Angebot einer Clavierfantasie für das Repertoire des clavécinistes] An Herrn Hans Georg Naegeli zu Zürich, d. d. Warschau [statt Plock] den 9 August 1803, unterz. Guiseppo [sic] Dori. — „Abgegangen nach Berlin zur weitern Versendung d. 9. Aug. 1803." — „Antwort erhalten den 15 9br: 1803. Totaliter misglückt". (A 3 a. b)

Schreiben eines KlosterGeistlichen an seinen Freund in der Hauptstadt. Unterz. G. D. [= Guiseppo Dori.] (A 4 a—5 b) — [Begleitschreiben dazu] An den Buchhändler Sander in Berlin [als Verleger des Freimüthigen] d. d. W[arschau st. Plock] d. 19. Aug. 1803, unterz. G. D. [= Guiseppo Dori]. — „Abgesendet d. 21 Aug: 1803". (A 6 a) [Zwei Monate darauf schreibt Hoffmann unter das Briefconcept feierlich die bibliographische Notiz zu dieser seiner einzigen vorbambergischen litterarischen Publication:]

Eingerückt im Freimüthigen
am 9 September 1803.
D. 26 Oct: 1803.
Hff

An den CollegienRath von Kotzebue mit dem Lustspiel Der Preis. [Ohne Datum und Unterschrift.] — „Abgesendet d. 22 Septbr. 1803." (A 6 b) [Dazu] Nachschrift. (A 8 a) [Später hinzugesetzt:] „Günstige Beurtheilung des Preises im

[1]) Hoffmanns Überschriften habe ich nicht in Anführungszeichen gesetzt, nur seine Zusätze und Zwischenbemerkungen.

Freymüthigen" (ebenda). [Auf der Rückseite des Blattes zufällige Notizen: Preise von angezeigten Instrumenten und Büchern.] — [Verlagsangebot des Preises] An den Buchhändler Froelich in Berlin, d. d. 14. Febr. 1804. (B 2 a)

[Angebot einer Sonate für das Repertoire des clavécinistes] An den Buchhändler Naegeli in Zürich, d. d. 4. März 1804. — „Keine Antwort!" (B 2 b) „Zwey-Jährige Stille!" (B 7 a)

[Begleitschreiben zum Canonicus von Mayland] An den Schauspieler Bethmann in Berlin d. d. Warschau d. 28 Junius 1806 (B 7 a—8 a); [als Einlage dafür ein Brief] An Werner (B 8 b. C 2 a—3 a). „Werners Antwort vom 8. 7br: 1806" [folgt erste Zeile dieser Antwort: C 3 a].

„Große Katastrophe! | Ankunft in Berlin" [Juli 1807. Darauf genaue Notizen über alle späteren Verhandlungen mit Auswärtigen, namentlich mit Gräff in Leipzig, mit Naegeli in Zürich, mit Soden und Cuno in Bamberg; am Schluß dann:] „d. 1. Septbr. [1808] in Bamberg angekommen". (C 3 b. 4 a).

II.

Der Renegat | Ein Singspiel in zwey Aufzügen. | März 1804. (C 8 a—E 2 b) [Bricht unten auf der Seite in der 5. Scene des 1. Aktes ab; war vielleicht auf den dann fehlenden Bll. E 3—6 noch etwas weitergeführt.]

Faustina | Ein Singspiel in einem Aufzuge. [Bricht in der 2. Scene ab. (E 8 a—F 2 a)

III.

[Tagebuch vom Winter 1803/04] (H 7 a. J 1 a—K 6 b [vollständig].)

IV.

[Fremde Gesangstexte: italienische (zum Teil mit deutscher Uebersetzung)] (M 3 a. 5 a—6 a. N 2 a—4 a); [dazwischen:] NachtMusik. | Aus der Genovefa des Mahler Müller. (M 7 a—N 1 a); [Kirchentexte] (O 5 a—P 1 a).

Bemerkungen für meine minorennen Expedienten (P 3 a. 4 a).

Hoffmann selber hat von dem allen nur das 'Schreiben eines KlosterGeistlichen' veröffentlicht. Hitzig hat das Buch genau durchgesehen und das Wichtigere inhaltlich mitgeteilt; wörtlich hat er nur einige Stellen aus dem Wintertagebuch von 1803/04 wiedergegeben. Jedoch auch in diesen von ihm publizierten Stellen hat er die Namen fortgelassen, die zum Teil biographisches Interesse haben. So schildert Hoffmann mit besonderer Liebe, wie er am 13. Februar 1804 in Königsberg Malchen Hatt als erwachsenes Mädchen wiedersieht, die Tochter seiner Jugendgeliebten, der vor vier Jahren verstorbenen Frau Hatt. Hitzig hat den Namen Hatt durch das neutrale N. ersetzt, und dieser Buchstabe hat zu der Annahme verleitet, daß Malchen das uneheliche Kind eines Schulmädchens Amalie Neumann gewesen ist, der Hoffmann zwölf Jahre vorher als Gymnasiast vergeblich Fensterpromenaden gemacht hatte.

Der erste Teil der Handschrift ist unschätzbar als offenbar vollständiges Repertorium aller vorbambergischen Versuche Hoffmanns, als Komponist oder Schriftsteller an die Öffentlichkeit zu kommen. Man darf hier sagen: quod non est in actis, non est

in mundo. Der Text der hier inhaltlich resümierten Briefkonzepte wird im Laufe des Winters im II. Bande meiner Sammlung 'E. T. A. Hoffmann im brieflichen und persönlichen Verkehr' erscheinen. Die beiden Singspiele erscheinen im diesjährigen ersten Oktoberheft der 'Musik'.

Selbstanzeige des 'Kreislerbuchs'

In der Einleitung hat der Herausgeber über seinen Gegenstand zu reden, aber in der Selbstanzeige über seine Erwägungen, seine Gründe und Absichten: darum möge man es mir nicht verargen, wenn ich hier ganz persönlich erzähle, wie ich auf diese wunderliche Edition verfallen bin.

Als Schüler war ich durch Grisebachs Buch vom ‚Goethe'schen Zeitalter der deutschen Dichtung' auf Hoffmanns ‚Kater Murr' aufmerksam geworden und das Werk wurde bald eins meiner Lieblingsbücher. Wie bekannt, hat Hoffmann dieses Werk nicht mehr vollendet; die vorliegenden beiden Bände enthalten eine tiefpersönliche Schrift, die ‚Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler', in siebzehn Fragmenten, die wahllos hineingestreut sind in eine behagliche Philistersatire, die ‚Lebensansichten des Katers Murr'. Begründet wird dieses Durcheinander damit, daß der Kater die Biographie als gedrucktes Buch vorgefunden und herausgerissene Lagen davon beim Niederschreiben seiner ‚Lebensansichten' als Unterlage oder zum Löschen verwendet habe; die Blätter seien im Manuskript liegen geblieben und wieder mit abgedruckt worden. Weniger bekannt ist, daß das Katerbuch nur den dritten Theil dieser beiden Bände füllt, sodaß die Kreislerbiographie schon dem Umfange nach als der Hauptbestandtheil erscheint.

Als Student überlegte ich mir zuerst in den Osterferien 1895, bei schlechtem Wetter in Venedig, ob es sich nicht lohnen würde, dieses seltsam zusammengewürfelte Buch neu herauszugeben, und zwar so, daß die Kreislerbiographie, das Katerbüchlein und Hoffmanns Herausgeber-Bemerkungen zu beiden Schriften sich schon äußerlich durch den Druck schieden; so sollte dem Freunde Hoffmanns die Möglichkeit gegeben werden, die Biographie Kreislers auch ohne Unterbrechung durch Heterogenes zu lesen. In den nächsten Jahren behielt ich diesen Plan ständig im Auge, wenn ich auch einstweilen nicht daran denken konnte, ihn auszuführen. Meinem Meister Grisebach, den ich inzwischen auch persönlich kennen gelernt hatte, wurde Ende 1898 von dem Verleger Max Hesse in Leipzig der

Antrag gemacht, Hoffmanns Schriften herauszugeben, und er nahm die Aufforderung an, nachdem ihm Vollständigkeit der Ausgabe in Bezug auf den rein literarischen Theil der Schriften zugestanden war. Ich bat um die Vergünstigung, innerhalb dieser Gesammtausgabe mein Lieblingsbuch, den ‚Kater Murr', zu übernehmen, und das Buch erschien nach meiner Druckvorlage als zehnter Band der Werke und einzeln. Der ungenaue Titel der Einzelausgabe stammt weder von Grisebach noch von mir, sondern vom Verleger; der Text genügt den wesentlichen Anforderungen an korrekte Wiedergabe.

Bei der Arbeit an dieser Ausgabe studirte ich zum ersten Male eingehend die schwierige Fabel der Kreislerbiographie und kam zu dem überraschenden Ergebniß, daß die im ersten Fragment geschilderte Namenstagsfeier ohne jeden Zweifel die selbe Feier ist, zu der Meister Abraham am Schluß des zweiten Bandes Kreislern einlädt. Der bekannte Theil der Handlung schließt also nicht, wie bisher angenommen wurde, mit diesem letzten Fragment des zweiten Bandes, sondern mit dem ersten Fragment des ersten Bandes. Diese Beobachtung stieß meinen alten Plan um. Ein Neudruck des Doppelwerkes mit bloßer Unterscheidung der Bestandtheile schien mir jetzt nicht mehr zu genügen; wollte man die Kreislerbiographie rein zur Anschauung bringen, so mußte man die Kreislerfragmente separat geben, in chronologischer Reihenfolge. Ein zuverlässiger Text des Doppelwerkes war ja nun daneben für zwölf Groschen zu erhalten.

Im Sommer 1901 faßte ich diesen neuen Plan näher ins Auge und stellte ein Druckmanuskript her. Ich merkte dabei zu meinem Schrecken, daß es zu einer chronologischen Anordnung nicht mit einer bloßen Umstellung der vorhandenen siebzehn Fragmente gethan sei. Das Durcheinander der Kreislerfragmente wird nämlich nicht, wie man denken sollte, damit motivirt, daß der Kater die Lagen durcheinandergeworfen hat. Der Kater läßt vielmehr die Stücke in der Reihenfolge, in der er sie vorfindet; aber der Verfasser des zerrissenen Buches, der Biograph Kreislers, hat selbst schon die Ereignisse in diesem Durcheinander erfahren und den Bericht demgemäß stückweise niedergeschrieben. Wollte man also die Kreislerfragmente in chronologischer Ordnung geben, so mußte man den Text der Fragmente selbst antasten und die gelegentlichen Bemerkungen des Biographen über die Reihenfolge ausmerzen.

Ich habe Monate lang geschwankt, ob ich das thun dürfe. Denn das hieß geradezu: Hoffmann verbessern. Das war ein Unternehmen, das mich vielleicht vor jedem Menschen von wissenschaftlicher Zucht — mich selbst nicht ausgenommen — diskreditiren mußte. Es ist nicht abzusehen, was daraus entstehen sollte, wenn jeder das Recht hätte, das Werk eines anderen nach seinem Geschmack zurechtzustutzen; die schlimmste Barbarei würde einreißen, wenn das allgemein als erlaubt gilt. Aber es giebt keine Regel, die nicht Ausnahmen duldet, die nicht unter Umständen gebieterisch eine Ausnahme verlangt. Ein solcher Fall schien mir hier vorzuliegen. Die Ungunst des Schicksals, das es Hoffmann versagte, den dritten, einheitlichen und aufklärenden Band zu geben,

und Hoffmanns unglückseliger Einfall, in die ersten beiden Drittel ein Katertagebuch hineinzustreuen, hatten im Verein die Kreislerbiographie nahezu ungenießbar gemacht. Ich machte wiederholt die Erfahrung, daß Menschen von feinem Geschmack durchaus nicht zum Lesen des Buches zu bewegen waren, weil das allem Stilgefühl ins Gesicht schlagende Durcheinander sie abschreckte. So habe ich das odium auf mich genommen, die Kreislerbiographie so herzustellen, wie sie Hoffmann vorgeschwebt hat, wie er sie vielleicht selbst in einer zweiten Ausgabe gestaltet hätte: denn am Schluß des zweiten Bandes wird er der Katerbeigabe bereits müde und verspricht, sie im dritten Bande fortzulassen.

Um die ersten beiden Bände zu rechtfertigen, hat man wohl gesagt, daß in der Kreislerbiographie die eine Seite von Hoffmanns Kunst sich zeige und im Katerbuch die andere. Der Gegensatz zwischen beiden Bestandtheilen ist aber ein anderer. Es liegt damit so, wie Franz Blei in seinem grundlegenden Essay über Hoffmann*) ausführt: daß nur der Kreislertheil uns Hoffmann als Dichter zeigt, während im Katertheil der Humorist, der witzige Literat zu uns spricht. In der Kreislerbiographie liegt schon Hoffmanns ganzes Wesen und seine ganze Kunst beschlossen. Auf der einen Seite zeigt uns der Dichter das unheimlichste Grauen, das aber nicht, wie in den „Elixieren des Teufels" und kleineren älteren Versuchen, in die Außenwelt projicirt ist, sondern im Innern der beiden kranken Personen, Hedwigas und Kreislers, wüthet; daneben bietet er unvermittelt die burleske Satire auf den Duodezhof, in der die besten neueren Leistungen der Art vorweggenommen sind. Das Alles würde freilich die Kreislerbiographie nicht zu etwas Außerordentlichem und ihren Verfasser nicht zu einem großen Dichter machen. Aber das Werk ist nicht nur bunt und reich an starken Gegensätzen der Oberfläche; es ist auch tief und zart. Es ist, mit einem Wort, eine der großen und rücksichtslosen Selbstdarstellungen, deren es nur wenige in der Literatur giebt. Hoffmann und Kreisler gehen ohne Rest in einander auf: wer den einen kennt, kennt den andern; wer den einen mißversteht, kann auch über den andern nicht mitreden.

Sind nun auch die kleinen Schwierigkeiten durch die Rekonstruktion beseitigt, so bleiben doch die großen, die der dritte Band hinwegräumen sollte, bestehen. Man wird mir nicht den Vorwurf machen können, den Hoffmann in Anschluß an die ‚Automate' gewissen Erzählern macht, daß der Boden „zuletzt mit dem historischen Besen so rein gekehrt wird, daß auch kein Körnchen, kein Stäubchen bleibt", daß man „so ganz abgefunden nach Hause geht, daß man so gar keine Sehnsucht empfindet, noch einmal hinter die Gardine zu kuken". Sicher hat mancher Leser der Kreislerbiographie zum Schluß den Wunsch, „hinter die Gardine zu kuken". Aber der Tod hat auf immer die Gardine zugezogen.

Um nun doch nach Möglichkeit den fehlenden dritten Theil zu ersetzen und die abgeschlossene Darstellung von Hoffmanns Helden zu geben, an der ihn

*) Prinz Hypolit und andere Essays. Leipzig, Insel-Verlag, 1902.

selbst der Tod gehindert hat, lasse ich aus Hoffmanns sonstigen Veröffentlichungen und aus seinem Nachlaß die übrigen Werke folgen, die Kreislern zum Gegenstand haben, nebst den wichtigeren von denen, die er als Werke Kreislers bezeichnet hat.

Im Text folgen auf die Kreislerbiographie einige ältere Aufsätze, darunter der Anfang (acht Seiten) einer bisher ungedruckten Brieferzählung ‚Der Freund', die uns Kreislern im Wahnsinn verführt. Ich habe dieses Stück, wie ich bekennen muß, nur mit großen Bedenken in die Sammlung aufgenommen. Es stammt aus den ersten Jahren von Hoffmanns Schriftstellerei und ist in der Form überaus unreif, fast knabenhaft; Hoffmann hat in der That gute Gründe gehabt, es nicht drucken zu lassen. Immerhin wollte ich es seinen Freunden nicht vorenthalten, da es dem reiferen Hoffmann nicht mehr vergönnt war, den Ausgang seines Helden zu schildern. Der textliche Theil schließt mit einem ersten Entwurf der ‚Lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers', von denen noch die Rede sein wird. An Compositionen enthält die Sammlung vor Allem das schöne Agnus dei aus der Missa in D in einem Klavierauszuge Hans Pfitzners; dann folgen drei kleinere, ebenfalls Kreislern zugeschriebene Stücke. Von den Bildern hebe ich zwei bisher unbekannte Selbstportraits Hoffmanns aus der bamberger Zeit hervor: das eine mit der Unterschrift ‚Kapellmeister Johannes Kreisler', das andere als Titelkupfer zu den ‚Lichten Stunden' gedacht.

So vereinigt das ‚Kreislerbuch' achtzig Jahre nach Hoffmanns Tode all seine Schöpfungen in Wort, Ton und Bild, die mit Kreislers Namen verknüpft sind. Die Sammlung als Ganzes wendet sich zunächst an solche, die Hoffmann noch gar nicht oder (was fast das selbe bedeutet) nur als Novellisten kennen, und hofft, seine persönlichsten Schöpfungen zugänglicher zu machen, als sie durch die Ungunst der Verhältnisse bisher waren. Aber auch Denen, die den ‚Kater Murr' kennen und in der Originalfassung vorziehen, hoffe ich, durch mein Buch einen nützlichen authentischen Kommentar zu Hoffmanns Hauptwerk zu liefern; zunächst durch die Musik- und Kunstbeilagen, dann aber durch den Text. Denn wer den Genuß des Werkes ganz ausschöpfen will, muß die Mosaiksteinchen, die der Künstler sorglos verstreut, vorher einmal zum Bilde zusammenfügen; danach mag er die Theile wieder auseinanderreißen und sich an dem bunten Durcheinander erfreuen, wie Hoffmann selbst es darbietet.

Ich habe der Sammlung eine kurze Darstellung von Hoffmanns Leben und Schaffen vorangestellt, so weit die Bekanntschaft damit unmittelbar zum Verständniß der Kreislerschriften beiträgt, und lasse dieser Darstellung eine Analyse der Kreislerfabel folgen. Die Darstellung von Hoffmanns Leben beruht im Detail durchweg auf den letzten Quellen, die ich zum großen Theil erst aufgefunden habe und an anderem Ort zeigen werde. Namen, Geburts- und Todesjahre habe ich in der Regel nur bei den Personen angegeben, für die sie bisher nicht bekannt waren. Der Charakter der Darstellung wurde bestimmt durch die Erwägung, daß es sich bei einem kurzen Abriß, wie meinem, zunächst darum handelt, die großen Linien festzustellen, in denen dieses Leben verlaufen ist, und daß es dabei mehr auf die inneren, richtunggebenden Erfahrungen als auf die

Zufälligkeiten der äußeren Verhältnisse ankommt. So habe ich als die Haupterlebnisse der früheren Zeit die drei Fälle unglücklicher Liebe dargestellt, die Hoffmanns Wesen die Prägung gegeben haben, und für das letzte Jahrzehnt das jähe Auf und Ab seiner Produktion. Ich zeige, wie Hoffmann fast die ganze Zeit seines literarischen Schaffens hindurch, von 1812 bis 1822, verfolgt wird von dem Plan eines großen ästhetisch-phantastischen Werkes, den ‚Lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers'. Er setzt mehrfach dazu an, verschiebt aber immer wieder die Niederschrift. Er beginnt ferner zweimal eine erzählende Einleitung zu diesem Werk: in der Zeit der ersten literarischen Uebung den ‚Freund', in der Zeit der Meisterschaft die ‚Biographie Kreislers'. Im Verhältniß zu diesem literarischen Lebensplan erscheinen die übrigen musikalischen Stücke, also die älteren Kreisleriana, der ‚Ritter Gluck' und der ‚Don Juan', als inhaltliche Vorübungen, der ältere Roman, die ‚Elixiere des Teufels', als technische Vorstudie; die drei souverainen Märchen Hoffmanns, der ‚Goldene Topf', ‚Klein Zaches' und die ‚Prinzessin Brambilla', bleiben für sich als kleine Meisterwerke bestehen, aber seine ganze übrige Produktion sinkt diesen Gruppen gegenüber zur Unterhaltungliteratur herab. Namentlich die ersten berliner Jahre, in denen der größte Theil der in den ‚Serapionsbrüdern' vereinigten Erzählungen entstand, fasse ich als eine Zeit der Dürre auf, die nur dadurch fruchtbar für Hoffmann wurde, daß er in ihr sich technisch als Erzähler vollendete. So durfte er eines Tages wagen, mit der nun erlangten Meisterschaft im Handwerk zurückzukehren zu den alten Gegenständen, die ihm am Herzen lagen, zu den hohen lyrischen Stimmungen. Ich suche im Einzelnen nachzuweisen, wie ein inneres Erlebniß — die Genesung aus schwerer Krankheit — und drei zufällige redaktionelle Arbeiten ihn veranlaßt haben, im Frühjahr 1819 gerade den Stoff der Kreislerbiographie zu ergreifen.

Auf diese Darstellung lasse ich den Versuch folgen, die Kreislerbiographie als Ganzes zu überblicken. Bisher hat man das uns Vorliegende als ein zweibändiges Ganze betrachtet, dem nur ein Schlußkapitel fehlt. Ich vergegenwärtige mir zunächst, daß es sich um drei gleich große Theile handelt, deren jeder einen bestimmten Theil der Vorgeschichte und einen bestimmten Theil der Handlung enthält. Nun analysire ich zunächst den ersten Theil für sich und stelle fest, welche Lücken er noch in der Vorgeschichte läßt; dann untersuche ich in der selben Weise den zweiten Band. Durch scharfes Beobachten einzelner Spuren gelingt es mir, einiges bisher nicht bemerkte festzustellen, wie den Verbleib der entführten Chiara; das Endergebniß ist aber doch, daß fast alle wichtigen Vorgänge der Vorgeschichte eben so wie der Schluß der Handlung sich erst im dritten Bande enthüllen sollten. Wir vermögen also nicht ein Gesammtbild der Handlung zu gewinnen, sondern müssen uns an die herrlichen Einzelheiten halten; aber auch diese Einzelheiten wirken erst, wenn man sie in Ruhe in ihrer Umgebung betrachten kann und nicht gestört wird durch die hineinblitzenden Reflexe eines heterogenen Werkes.

In einem kurzen Nachbericht endlich gebe ich genau Rechenschaft über mein Verfahren bei der Redaktion der Kreislerbiographie, so daß der Leser sich danach

die Originalfassung der Fragmente in jedem Wort herstellen kann; bei dieser Gelegenheit theile ich dann auch einige Beobachtungen über Hoffmanns Eigenthümlichkeiten in Sprache und Schreibung mit, die vielleicht diesen oder jenen sprachkundigen Leser interessiren und als Vorarbeit für eine künftige philologisch-kritische Ausgabe von Hoffmanns Schriften nützlich werden können.

[Aus der Einleitung zum 'Kreislerbuch']

Seit der Auffindung von Hitzigs Nachlaß* ist es möglich, von dem Wesen und dem Leben seiner Freunde Fouqué, Werner, Hoffmann und Chamisso eine unmittelbare Anschauung zu erhalten.

Ueber Hoffmanns Jugend klären uns die bisher nur auszugsweise bekannten Erinnerungen seines Freundes Theodor Gottlieb von Hippel auf, die durch Königsberger Kirchenbücher ergänzt werden; über die Bamberger Zeit haben wir wichtige Aufzeichnungen des Dr. Friedrich Speyer erhalten. Diese Texte gedenke ich mit anderen übers Jahr in einer Sammlung der Hauptquellen von Hoffmanns Bio-

* Ueber die Geschichte dieses Nachlässes habe ich kurz berichtet in einem Aufsatz ‚Zu E. T. A. Hoffmann: Verzeichniß der Schriftstücke von ihm, an ihn und über ihn, die im Besitze seines Biographen Hitzig gewesen sind.' Der Aufsatz befindet sich in ‚Euphorion, Zeitschrift für Litteraturgeschichte', hg. v. August Sauer, Bd. IX, Heft 2/3 (Leipzig und Wien, Fromme, 1902), S. 360–372.

graphie vorzulegen; hier möchte ich Hoffmanns Leben nur soweit in wenigen Strichen zeichnen, als es sich in seiner Biographie des Kapellmeisters Kreisler wiederspiegelt, und dabei zeigen, wie ihm dieses Werk allmählich aufgegangen ist. Ich stelle im folgenden Hoffmanns Leben und Schaffen also nur unter diesem Gesichtspunkt dar und übergehe mit Absicht vieles aus seinem äußeren Leben und manche seiner Hauptwerke, wie die älteren Opern, den ‚Don Juan', die ‚Elixiere des Teufels', ‚Klein Zaches' und die ‚Prinzessin Brambilla'.

In den Königsberger Kirchenbüchern wird 1740 ein „Burggraf" Böteri genannt, von dem wir bisher einen Sohn und zwei Töchter kennen. Der Sohn lebte bis 1795 als Advokat zu Königsberg; von den Töchtern war die eine vermählt mit dem Pfarrer Friedrich Christoph Hoffmann in Tapiau (gest. 1758, aus der alten ostpreußischen Pastorenfamilie Bagieński-Hoffmann*), die andere mit dem angesehenen Hofgerichts-Advokaten Johann Jacob Dörffer in Königsberg**.

Der dritte Sohn des Pfarrers Hoffmann, Christoph Ludwig Hoffmann (1736—1796), trat in die Fußstapfen seiner Oheime Böteri und Dörffer und wurde Advokat am

---

* Eine Genealogie der Familie von 1540 bis auf die Gegenwart hat Theodor Hoffmann gegeben im ‚Genealogischen Handbuch Bürgerlicher Familien', hg. von B. Koerner (Berlin, Bruer, 1900), Bd. VII, S. 163—175. Herr Carl G. von Maassen hatte die Güte, mich auf diese entlegene Publikation aufmerksam zu machen.

** Die Nachrichten über seine Nachkommen verdanke ich dem Herrn Vikar Langkau in Königsberg. Die vollständigen Genealogien der Familien Böteri, Hoffmann und Dörffer werde ich an anderem Orte vorlegen.

Königsberger Hofgericht. Als solcher heirathete er mit einunddreißig Jahren, am 29. Oktober 1767, das sechste Kind Dörffers, seine Cousine Lovisa Albertine Dörffer (1748—1796). Die Ehe wurde aber nach zwölfjähriger Dauer getrennt, bald nachdem am 24. Januar 1776 als dritter Sohn unser Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann geboren war. Der Vater ging als Justizkommissar nach Insterburg, die Mutter zog mit dem jüngsten Kinde zurück in ihr elterliches Haus; sie lebte dort still bei ihrer Mutter mit zwei älteren, unverheiratheten Geschwistern, Otto Wilhelm Dörffer (1741—1811) und Johanna Sophie Dörffer (1745—1803).

Diese beiden waren es, die die Erziehung des kleinen Ernst leiteten. Ueber beide sind wir durch Hippel gut unterrichtet. Otto Wilhelm, der „O weh-Onkel", wie Hoffmann ihn nach den Anfangsbuchstaben seiner Vornamen nannte, war bei seinem ersten Versuch als Advokat gegen den älteren Hippel kläglich unterlegen und nahm dann bei Gelegenheit einer Justizreform seine Entlassung mit dem Titel eines Justizrathes. Er war sorgfältig erzogen, aber ohne alle Begabung, und widmete sich ausschließlich einer „diätetisch geordneten Vegetation". Der Neffe übersah ihn bereits mit zwölf Jahren völlig und wechselte kaum ein Wort mit ihm, ohne ihn zu mystificiren. Desto inniger war sein Verhältniß zu „Tante Füßchen": sie verstand und liebte ihn, und er wandte ihr bis in seine Jünglingszeit alle seine Liebe zu. „Sie sang nicht, sie spielte weder Klavier noch Laute", war aber „geistreich, gesellig und heiter", eine „geistreiche, achtungswerthe alte Jungfer", wie es anderswo heißt. Sie war zu der Zeit, wo Hoffmann im Hause lebte, 34 bis 51 Jahre alt, muß sich aber zart und duftig erhalten haben.

Als unser Hoffmann die Kindheit und die Schul- und Universitätsjahre hinter sich hatte, starb die Mutter. Er verließ nun Königsberg und ging nach Glogau zu einem jüngeren Onkel, seinem Pathen Johann Ludwig Dörffer (1743—1803). Dieser war Regierungs-, Ober-Consistorial- und Pupillenrath daselbst, und Hoffmann lebte zwei Jahre dort, als Stubenkamerad und intimer Freund seines gleichaltrigen lustigen Vetters Ernst Ludwig Hartmann Dörffer. 1798 kam der Oheim an das Geheime Obertribunal in Berlin; der Neffe, der mittlerweile Referendar geworden, ging mit ihm und ließ sich ans Kammergericht versetzen.

Damit war zugleich ein Erlebniß Hoffmanns endgültig abgeschlossen, das ihn, wie Hippel erzählt, schnell und über seine Jahre hinaus entwickelt hatte und von entscheidendem Einflusse auf sein ganzes Leben wurde. Als achtzehnjähriger Student hatte er in Königsberg eine „reizende Frau, voll Sinn und Gefühl für die Künste", kennen gelernt und sie in der Musik unterrichtet. Sie war, fast noch ein Kind, an einen fünfzigjährigen Kaufmann verkuppelt worden, einen Elenden, den sie mit Aufopferung ihres Vermögens vor der Strafe des betrügerischen Bankerotts retten mußte. Jetzt schenkte sie dem jungen Lehrer „ihre Gunst, und er ergab sich ihr mit der vollen Lebendigkeit frischer Jugend . . . Eine neue Welt war ihm aufgegangen, aber zugleich war er in ein Meer gerathen, dessen Wogen den Ankerlosen hin und herwarfen. Er hatte ein Herz gewonnen, das er sein nennen und doch nicht besitzen durfte; im täglichen Wiedersehen lag das tägliche Scheiden, und mit der Fülle des Genusses mischte sich die Gewißheit des sichern Verlustes. Mit dem Becher der höchsten Lust der Liebe wurden ihm ihre bittersten Qualen beschieden. — Er fühlte es tief, wie sehr dieses

Mißverhältniß an seinen edelsten Kräften zehre, und verdankt er dieser Zeit gleich die vertraute Bekanntschaft mit den Tiefen des menschlichen Herzens, die wir in seinen Schriften wiederfinden, . . . so brachte doch das Bewußtsein dieser Lage . . . eine Zerrissenheit in seine Seele, deren Wunden bis an seinen Tod noch kenntlich waren."

Anfang 1800 bestand er das Staatsexamen, und wurde in die neuen polnischen Provinzen geschickt. Sieben Jahre war er dort an drei „Regierungen" (Oberlandesgerichten) thätig: erst als Assessor in Posen, dann, nachdem er die junge, hübsche und unbedeutende Tochter des dortigen Bürgermeisters und Stadtpräsidenten Rorer-Trzynski geheirathet, als Rath in Plock und in Warschau. — In seiner freien Zeit beschäftigte er sich mit Malen, mehr noch mit Musik; unter anderem haben wir aus jener Zeit noch seine Missa in D.

Ende 1806 verlor er seine Stellung durch die französische Occupation, der die Abtretung Polens an den König von Sachsen folgte, und wandte sich im Sommer 1807 in der Hoffnung auf anderweitige Beschäftigung nach Berlin, nachdem er seine Frau und das einzige Töchterchen zu seiner Schwiegermutter nach Posen gesandt hatte. Aber er fand keine Stellung, und die kleine Cecilia starb. In seiner dumpfen Verzweiflung fand er Trost bei der zweiten Frau, die ihm näher trat, und deren heilsamen Einfluß auf ihn er später dankbar geschildert hat (S. 38/39 unseres Textes). Es war eine junge, kinderlose, mit einem Syphilitiker verehelichte Frau, deren Gatte, ein höherer Beamter, auf einer langen Dienstreise abwesend war. Sie wird ihn darin bestärkt haben, seine Beamtenlaufbahn aufzugeben und sich ganz der Kunst zu widmen (S. 11 unseres Textes). — Von den Compositionen der Berliner Zeit sind hier die

sechs ‚Canzoni per 4 voci alla capella' zu nennen, insbesondere die Hymnen ‚Ave maris stella' und ‚O sanctissima'. — Schließlich gelang es ihm, eine Stelle als Musikdirektor in Bamberg zu erhalten. Er holte seine Frau aus Posen ab und traf am 1. September 1808 mit ihr in Bamberg ein, das Herz von stolzen Hoffnungen geschwellt. Er ersetzte hinfort seinen dritten Namen Wilhelm durch Mozarts Vornamen Amadeus.

In Bamberg warteten seiner jedoch Mißerfolge und Enttäuschungen. Als Dirigent fiel er beim ersten Versuch durch — er hat das nie verwunden und sich nie schriftlich darüber geäußert — und als Componist konnte er sich nicht nach Wunsch bethätigen. Ueber Eine Aufführung sind wir näher unterrichtet; wir geben hier kurz den Thatbestand. In Bamberg residirte der apanagirte Herzog Wilhelm in Bayern mit seiner Gemahlin Maria Anna. Sie hatten zwei Kinder, Elisabeth (geb. 1784) und Pius (geb. 1786). Die Herzogin Elisabeth war kürzlich an den Marschall Berthier verheirathet worden und lebte jetzt, wo der Gemahl in Spanien kämpfte, wieder bei den Eltern. Ihren Namenstag feierte der Theaterdirector Cuno am 19. November 1808 mit einer Festvorstellung, und der unglückliche Hoffmann mußte dazu einen Prolog ‚Die Pilgerin' dichten und componiren. Er hat einem Freunde zu Neujahr 1809 sehr amüsant darüber berichtet und als besonders drollig hervorgehoben, wie die Fürstlichkeiten sich bei der richtigen Stelle der „Dichtung" in der Loge weinend umarmten. In dem selben Briefe spricht er die Hoffnung aus, die Gemahlin des Herzogs Pius (die neunzehnjährige Herzogin Amalie, später Großmutter der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich) im Gesange zu unterrichten, da er nunmehr „auf gewisse Weise bey Hofe introduzirt" sei.

Die Kriegsereignisse machten ihm aber wieder einen Strich durch die Rechnung: er mußte sich unter Schwierigkeiten als Klavier- und Gesangslehrer durchschlagen und begann Rezensionen und freie musikalische Aufsätze für die ‚Allgemeine Musikalische Zeitung' in Leipzig zu schreiben. Am 12. Januar 1809, also kurz vor Vollendung des dreiunddreißigsten Lebensjahres, sandte er als ersten derartigen Versuch seinen genialen ‚Ritter Gluck', „einen kleinen Aufsatz, dem eine wirkliche Begebenheit in Berlin zum Grunde liegt", an den Herausgeber des Blattes, Rochlitz, mit dem er schon seit anderthalb Jahren in Verbindung stand; der Aufsatz erschien, mit allerlei naseweisen Aenderungen des Redacteurs, am 15. Februar.

Die nächste derartige Arbeit war dann eine bitter satirische Darstellung seiner Lage in Bamberg, unter der Ueberschrift: ‚Des Kapellmeisters, Johannes Kreisler, musikalische Leiden'. Er beschreibt, so heißt es, auf der weißen Schlußseite eines Notenheftes die Qualen, die er soeben in einer Theegesellschaft beim Geheimen Rath Röderlein erduldet hat; die Seite ist vollgeschrieben, und er fährt fort:

> auf dem weißen Rande des Titels will ich Ihnen, meine Herrn, die Sie mich fragen, warum ich mich denn bey Röderleins so quälen lasse, warum ich denn nur überhaupt hingehe, antworten: „Ich gebe Unterricht, meine Herrn! ich gebe Unterricht. — Die Verleger sehen jetzt nur die allerglänzendsten Sterne, Schwanzsterne sind ihnen am liebsten!" —*

In durchweg umgearbeiteter Form erschien dieser Aufsatz am 26. September 1810 in der Allg. Mus. Ztg. unter

* Das Manuskript befindet sich im Besitze des Unterzeichneten; diese erste Fassung wird hoffentlich einmal eine Ausgabe von Hoffmanns kleinen Schriften eröffnen.

der Ueberschrift ‚Johannes Kreislers, des Kapellmeisters, musikalische Leiden'.

Kreisler ist hier durchaus Hoffmann selber, der Aufsatz ist reine Situationsschilderung ohne eingelegte Fabel. Nur am Schlusse erscheint die Liebe zu einer Gesangsschülerin als Vorspuk der künftigen Julia-Tragödie. Zunächst aber bildete Hoffmann die Figur des Kreisler in anderer Richtung weiter. Er nahm sich Anfang 1812** vor, seine „Ansichten der Musik und vorzüglich der inneren Struktur der Tonstücke" einem wahnsinnigen Musiker in den Mund zu legen, „um jeder anscheinenden Excentrizität Platz und Raum zu gönnen"; und er beschloß, hierzu abermals die Figur des Kreisler zu verwenden. Wohl als Einleitung zu diesem theoretisch-phantastischen Werk war die Brief-Erzählung ‚Der Freund' gedacht, in der wir den wahnsinnigen Kreisler nach der Flucht aus der Irrenanstalt finden. Die Abfassungszeit dieses Stückes läßt sich nicht genau bestimmen, es ist aber keinesfalls später als Anfang 1814 entstanden. Aber es mag ihm bei der Arbeit zum Bewußtsein gekommen sein, daß er noch nicht reif sei, seine letzten

* Von Juni 1809 bis April 1812 hat Hoffmann anscheinend allen brieflichen Verkehr mit Bekannten ruhen lassen, aber von 1809—1815 desto fleißiger Tagebücher geführt, die neben genauer Fixirung der äußeren Ereignisse die intimsten Aufzeichnungen über seine Stimmungen, oder, wie Hitzig es ausdrückt, „die Bekenntnisse aller seiner Schwächen" enthielten. Aus diesem Grunde hat denn auch Hitzig die Bücher 1823 verbrannt, wie Thomas Moore im Jahre darauf die Tagebücher Byrons, und wie später gleiche Rücksichten die Vernichtung von Schopenhauers εἰς ἑαυτόν und die Geheimhaltung von Nietzsches persönlichster Schrift, dem ‚Ecce homo', veranlaßt haben. Wir haben für diese Zeit nur Hitzigs magere Auszüge aus den Tagebüchern, die Bamberger Theaterzettel und die Erinnerungen von Speyer, Holbein und Kunz.

Einsichten zu verkünden, und die Niederschrift der ‚Lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers' wurde noch verschoben.

Die nächste Arbeit, in der Kreisler auftritt, sind ‚Johannes Kreislers Gedanken über den hohen Werth der Musik' — eine ironische Weiterführung der ‚Musikalischen Leiden'. Sie erschien in der Allg. Mus. Ztg. am 29. Juli 1812*.

In das Jahr 1812 fallen ferner wichtige Compositionen Hoffmanns. Wir nennen hier die Arien ‚Prendi l'acciar ti rendo' und ‚Mi lagnerò tacendo', sechs Duettinen, die in dem leidenschaftlichen Trennungsduett ‚Ah che mi manca l'anima' gipfeln, und endlich die Oper ‚Undine', die er im Spätjahre begann.

In die selbe Zeit fiel der Abschluß seines letzten großen Liebeserlebnisses. Wie er in den Jünglingsjahren glühend die junge Frau geliebt, die er in der Musik unterrichtete, so hatte ihn in der Mitte der dreißiger Jahre eine heftige Leidenschaft für eine junge Schülerin in Bamberg erfaßt, Julia Marc (1796—1864). Aber während jener ersten großen Liebe seligste Erfüllung zu Theil geworden war, lag hier der Fall vor, daß ein gereifter Mann ein harmloses junges Mädchen, das kaum den Kinderschuhen entwachsen war, heimlich vergötterte. Julia wird kaum etwas davon gemerkt haben, wohl aber die Mutter, die Hoffmann dann den Unterricht entzog, um ihn einer Sängerin zu übertragen; bald darauf wurde Julia von der Mutter mit einem reichen, jungen Kaufmann vermählt, einem Dummkopf, Wüstling und Trunkenbold.

---

* Rochlitzens Verballhornungen erstrecken sich hier anscheinend bis auf den Titel („Dissertatiuncula" statt „Gedanken"; im Inhaltsverzeichniß des Jahrgangs verbessert).

Das war das letzte große und einschneidende Erlebniß Hoffmanns, und das ging ihm nun nach durch die zehn Jahre, die er noch zu leben hatte. Zunächst entledigte er sich seines bitteren Grolles gegen alle, die an dieser Heirath schuld waren, in der ‚Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza'. Er läßt den Hund neben allerlei allgemeinen Betrachtungen einen Bericht über die Ereignisse im Marcschen Hause geben, der freilich künstlerisch wenig durchgebildet ist und stellenweise an Klatsch grenzt. Die Hoffmannsche Fassung, die sich noch 1836 im Besitze des Verlegers Kunz befand, ist noch nicht aufgefunden*; wir kennen nur die wesentlich gemilderte und gekürzte Form, in der Kunz den Aufsatz schließlich druckte. Im ‚Berganza' tritt Julia als Cecilia auf und wird mit Kreislern nur einmal flüchtig in Verbindung gebracht; dieser erscheint dann noch zweimal lediglich als litterarische Maske Hoffmanns (für Urtheile über Novalis und Werner); nur Eine Stelle berichtet uns kurz über sein Schicksal: er sei in eine Irrenanstalt gebracht und aus ihr entsprungen.

Nach längeren Besprechungen mit dem Bamberger Leihbibliotheksbesitzer Kunz, der sich ihm als Verleger anbot, beschloß Hoffmann, dem ‚Berganza' seine älteren Aufsätze beizugeben und sie durch einige neue zu vermehren. Den ‚Musikalischen Leiden' und den ‚Gedanken über Musik' schließt sich die Satire ‚Der vollkommene Maschinist' an; zwei von seinen zahlreichen Beethoven-Rezensionen vereinigte er zu

* Einige Seiten daraus hat Kunz in dem genannten Jahre mitgetheilt; wenn nicht mehr, hoffen wir wenigstens diese einmal mit Hoffmanns sonstigen kleinen Schriften vorlegen zu können.

einem Aufsatz ‚Beethovens Instrumental-Musik'; vierzehn Aphorismen reihte er zusammen zu einer Serie, die er in Erinnerung an einen boshaften Scherz des Vetters Dörffer ‚Höchst zerstreute Gedanken' nannte; vor allen Dingen aber schrieb er den wundervollen Abschiedsgruß an die ewig Verlorene, ‚Ombra adorata!' Diese sechs Stücke faßte er als ‚Kreisleriana' zusammen, als den Nachlaß des wahnsinnigen Kreisler, den ihm dessen Schülerin Fräulein von B. zugänglich gemacht habe. Diese ‚Kreisleriana', der ‚Ritter Gluck', der ‚Berganza' und drei weitere Arbeiten erschienen dann unter dem Titel ‚Fantasiestücke in Callots Manier' in zwei Bänden 1814.

Vorher hatte Hoffmann Bamberg verlassen. Zum Abschiede hinterließ er seinem Verleger Kunz ein Gemälde, das diesen mit seiner Familie darstellt; am Fuße des Bildes ist ein Exemplar der projektirten ‚Lichten Stunden' abgebildet mit Kunzens Verlagsfirma und Hoffmanns Portrait als Titelkupfer.

Während der Kriegsereignisse setzte Hoffmann seine Kapellmeisterthätigkeit in Dresden und Leipzig fort, ohne hier auf die Dauer mehr Glück zu finden. Ende 1813 entwarf er hier drei Arbeiten für den geplanten dritten Band der Fantasiestücke: zunächst das herrliche Märchen ‚Der goldene Topf', sodann, in Anknüpfung daran, eine phantastische Darstellung der Kriegsereignisse in Dresden (später unter dem Titel ‚Erscheinungen!' fragmentarisch veröffentlicht), endlich eine Reihe loser ‚Scenen aus dem Leben zweier Freunde', von denen er um die Jahreswende drei Proben in der Allg. Mus. Ztg. veröffentlichte. Die Handlung* des inhaltlich ersten Fragments mit der Ueberschrift

* Neben der Handlung laufen längere theoretische Darlegungen, darunter eine Schilderung der Wetterharfe.

‚Die Automate', ist für uns von Wichtigkeit, sie ist kurz folgende:

> Ferdinand liebt eine Sängerin, die er nur einmal, vor Jahren, gehört und gesehen hat. Er befragt ein weissagendes Automat, den „redenden Türken", ob der glücklichste Moment seines Lebens sich wiederholen werde. Der Türke erwidert: „Unglücklicher! in dem Augenblicke, wenn du sie wiederfindest, hast du sie verloren! —" Die Freunde erfahren, daß die Einrichtung des Automats von einem Professor X. herrührt; sie suchen ihn auf, er macht ihnen aber nur mechanische Kunststücke vor. Bei einem Spaziergange vor der Stadt hören sie wieder die Stimme jener Sängerin und erblicken den Professor in dem Garten, aus dem jener Klang ertönt. Sie wollen ihn am nächsten Morgen abermals aufsuchen, „aber noch ehe Ferdinand diesen Entschluß ausführen konnte, trieb ihn ein neues Ereigniß ohne Rast und Ruhe dem Verhängniß entgegen, das der redende Türke in geheimnißvollen Worten angedeutet hatte."

Man sieht, Hoffmann war sich über den Fortgang der Geschichte noch nicht klar. Er ließ sie denn auch liegen, ebenso die ‚Erscheinungen' und gab in dem dritten Bande nur den ‚Goldenen Topf'.

Von März bis September 1814 erschienen in der Allg. Mus. Ztg. die Satiren ‚Nachricht von einem gebildeten jungen Mann' (16. März) und ‚Der Musikfeind' (1. Juni), die beide im Tone der ‚Musikalischen Leiden' gehalten sind, ferner die schönen Aufsätze über den Effekt in der Musik (20. Juli) und über alte und neue Kirchenmusik (31. August, 7. und 14. September). Der Abfassung nach fallen ferner in diese Monate ‚Kreislers musikalisch-poetischer Clubb' und, wenigstens teilweise, die ‚Ahnungen aus dem Reiche der Töne'.

In ‚Kreislers musikalisch-poetischem Clubb' besteht der musikalische Theil in Fantasien über den Charakter der Töne, der poetische in den Bruchstücken eines romantischen Schauspiels ‚Prinzessin Blandina'. Der erste Akt wird voll-

ständig mitgetheilt, von den anderen beiden nur der Inhalt angegeben. Der erste Akt ist eine Sammlung von läppischen Witzen* und schlechten Versen, aber mitten in dieser Wüste findet sich eine Blume, eine der süßesten Hymnen der Liebe, die Hoffmann gedichtet hat. Der nachfolgende Monolog des Helden Amandus könnte wie die ‚Ombra adorata‘ aus Kreislers eigenem Munde kommen:

> Welch ein neues Leben ging mir auf! — Dunkle Stimmen, die in meinem Innern tönten, wehen nun in freudigem lauten Gesange durch Flur und Wald und verkünden ein wunderbar Geheimniß, das sonst in meiner Brust ruhte wie ein tödtender Schmerz! — Es ist mir, als verstehe ich jetzt erst mein Saitenspiel, das oft, wie im bewußtlosen Traum von meiner Hand berührt, in seltsamlichen, wonnevollen Ahnungen erklang. — Und doch kann ich es nicht mit Worten sagen, was herrlich und glänzend wie mit tausend goldnen Sonnenstrahlen mich umleuchtet, ja, was so verständlich mir die Blumen, die Gebüsche, die Quellen zulispeln. — Nie gedachte, nie empfundene Melodien, aber wie mit einem einzigen überschwenglich herrlichen Ton zusammenstrahlend, durchbeben mein Innerstes, und ist nicht dieser Ton, von dem erfüllt meine Brust in unnennbarer Sehnsucht brennt, Sie — Sie selbst? — Alle schelten mich thöricht und vermessen, daß ich, der ich nie verstand die Waffen zu führen, mit dem ungeschlachten Mohrenkönig Kilian zu kämpfen mich unterfange und weissagen mit dem Tod; aber giebt es denn wohl für mich nur irgend eine Gefahr? — Seitdem ich durch Sie — Ihr — mein wahres Seyn, den höheren Geist in mir erkannt habe, weiß ich, daß der Gesang nicht außer mir wohnt, ich selbst bin der Gesang, und der ist unsterblich! — Zerschlägt Kilian das Instrument, so wird der darin wie in ein enges Gefängniß gebannte Ton frei und licht daher schweben und ich werde in Ihr — Sie selbst seyn. Ebensowenig wie

* Darunter der von den Soldaten, die von den Vorgesetzten geschlagen werden, um dann den Feind wieder zu schlagen.

> die Luft, kann Kilian den Geist, der mein Ich — der der Gesang ist, verwunden oder tödten. So wie Sie die unaussprechliche Sehnsucht der Liebe ist, die wie der Athem des Lebens meine Brust hebt, so werde ich dann selbst das Lied seyn, das emporquillt aus den Saiten, die Ihre Schwanenhand berührt! — Ja! in den aufschwellenden Tönen des Liedes, das von Ihren rosigen Lippen strömt, werde ich von meiner Liebe, von meiner Sehnsucht singen. —

Von den folgenden Akten erfahren wir nur,

> daß Blandina keinesweges den Amandus heirathet, dieser vielmehr durch den hämischen Roderich irdisch untergeht. Amandus zieht nach seinem irdischen Untergange als singender Schwan durch die Lüfte und rettet Blandina aus den Klauen des Teufels, der sie als Elementargeist täuschte und ins Verderben locken wollte. Ihr Herz bricht in des Gesanges höchster Seeligkeit.

Und Kreisler seufzt, nachdem er dies berichtet,

> ich wollte, irgend ein Roderich stieße mich nur gleich hinterrücks vom Felsen herab und ich schwämme wie Amandus als Gesang durch den reinen Aether.

Am 27. September 1814 kam Hoffmann nach Berlin. Das erste Zusammentreffen mit Fouqué (das dieser 1839 näher geschildert) veranlaßte eine gemeinsame Publikation in den ‚Musen‘: Fouqué verfaßte einen Brief des Barons Wallborn (einer Figur aus seiner Novelle ‚Ixion‘) an Kreisler mit einem Vorwort, in dem er auf die neu erschienenen ‚Fantasiestücke‘ hinwies; Hoffmann ließ einen Brief Kreislers an Wallborn folgen. In dem Vorwort hierzu (das zuletzt 1841 in der ersten Fassung abgedruckt ist) spricht Hoffmann zuerst aus, der letzte Anstoß zu Kreislers Erkrankung sei „eine ganz fantastische Liebe zu einer Sängerin“ gewesen; Kreisler deute das in einem nachgelassenen Aufsatz ‚Die Liebe des Künstlers‘ an. „Diesen Aufsatz,“ fährt Hoffmann fort, „so wie mehrere andere, die einen ganzen Cyklus des Reingeistigen in der Musik bilden, gedenke ich künftig unter dem allgemeinen

Titel ‚Lichte Stunden eines wahnsinnigen Musikers' herauszugeben."

An demselben Tage wie Fouqué lernte Hoffmann Chamisso kennen, bald darauf, durch Hitzig, auch den eben erschienenen ‚Peter Schlemihl'. Beides veranlaßte ihn Anfang 1815 zu einer Dichtung ‚Die Abenteuer der Sylvesternacht'. Der Verfasser begegnet hier seiner Jugendgeliebten Julia wieder, die er als Frau eines Anderen findet; nachher trifft er Peter Schlemihl, den Mann ohne Schatten, und als dessen Gegenstück Erasmus Spikher, dem eine Giulietta sein Spiegelbild entwendet.

Die ‚Abenteuer der Sylvesternacht' leiten den vierten und letzten Band der ‚Fantasiestücke' ein, ihnen folgen als Abschluß des Bandes die übrigen hier genannten Aufsätze, mit Ausnahme der Abhandlung über die Kirchenmusik und des Briefes ‚Der Freund'. Der Sammelname dieser Aufsätze war wiederum ‚Kreisleriana'. Von den ‚Ahnungen aus dem Reiche der Töne' ist der erzählende Theil einer anderen Person Namens Chrysostomus* in den Mund gelegt; darauf folgt, als Erläuterung Kreislers, die erste Hälfte des theoretischen Theils, während die zweite gestrichen ist. Eine neue Einleitung und ein neuer Schluß lassen das Ganze als ‚Johannes Kreislers Lehrbrief' erscheinen. Die Ankündigung der ‚Lichten Stunden' ist in gemilderter Form wiederholt; es heißt, sie „könnten vielleicht bald erscheinen".

Dieser letzte Band der ‚Fantasiestücke' erschien zur Ostermesse 1815, im Meßkatalog kündigt Kunz neben dieser

* Der 24. Januar, Hoffmanns Geburtstag, ist der Tag Johannes Chrysostomi (vgl. S. 48 unseres Textes); daher Johannes Kreisler und Chrysostomus.

Novität die ‚Lichten Stunden' für Michaelis an. Hoffmann erhielt seine Autorexemplare des vierten Bandes im Mai und dankt dafür s. d. 24. Mai. In demselben Briefe kündigt er die baldige Aufführung der ‚Undine' an; vielleicht lag diesem Schreiben das Aquarell bei, das ihn mit der ‚Undine' auf dem Notenpult darstellt und die Unterschrift trägt: ‚Der Kapellmeister Johannes Kreisler in Haustracht, nach dem Leben gezeichnet von Erasmus Spikher.'

In dem gleichen Briefe versprach Hoffmann, das Manuskript der ‚Lichten Stunden', das er auf fünfundzwanzig Druckbogen taxirte, Ende Juli einzusenden. Er verschob jedoch das Werk, das sich ihm unter den Händen änderte, von Jahr zu Jahr. Am 8. März 1818 schreibt er an Kunz: „Die ‚Lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers' habe ich Ihnen zugesagt; es versteht sich daher von selbst, daß sie bei keinem anderen Verleger erscheinen. Indessen kann und werde ich sie vor der Hand nicht erscheinen lassen — vielleicht erst darüber von Todes wegen disponiren. Das Buch ist ganz etwas Anderes worden, als ich im Sinn hatte."

Hoffmann war in diesen Jahren nicht in der Stimmung, etwas Persönliches zu produciren. Die ersten Berliner Jahre, etwa von Frühjahr 1815 bis Frühjahr 1819, stehen unter dem Zeichen der tiefsten Resignation. Er war gescheitert, es war zu Ende mit seinen Künstlerträumen. Längere Zeit hatte er noch gehofft, Kapellmeister in Berlin zu werden. Dann hielt er es wenigstens für möglich, eine Subaltern-Sinecure im Ministerium zu erhalten, die ihm Muße und Unabhängigkeit zur Bethätigung in der Kunst ließe; aber es half nichts, er mußte wieder ins Joch. Am 1. Mai 1816 wurde er am

Kammergericht fest angestellt; am 30. August schreibt er Hippeln:

> Bei dem Kammergericht fällt mir natürlich mein Geschäftsleben ein, das ich wie den Klotz des Baugefangenen hinter mir herschleppe und glaube, es sey nun einmal die Strafe meiner vielen Sünden, daß ich in der freien Luft nicht ausdauern konnte, und in den Kerker zurück mußte, so wie der verwöhnte Stubenvogel, dem das Futter so lange zugereicht wurde, daß er im Freien seine Atzung selbst zu suchen nicht mehr vermag.

Zu Ende war es auch mit dem Schaffen in der Musik, trotz des Erfolges der ‚Undine', und zu Ende, so glaubte er, war es auch mit der großen Dichtung. In demselben Briefe finden sich die tief verzweifelten Worte: „Ich schreibe keinen goldnen Topf mehr! So was muß man nur recht lebhaft fühlen und sich selbst keine Illusion machen!"

Er verlegte sich statt dessen auf die Produktion leichter Unterhaltungsliteratur. Er schrieb die hübschen Sachen, durch die er populär wurde und es in gewissem Maße noch ist: die Kindermärchen vom ‚Nußknacker' und vom ‚Fremden Kind', die ‚Fermate' und den ‚Artushof', den ‚Kampf der Sänger' und ‚Meister Martin', die Erzählung vom alten Dogen und der jungen Dogaressa. — Er that das mit schlechtem Gewissen, denn er fühlte, daß er nicht mehr Persönliches gab, wie in den ‚Fantasiestücken'; aber doch war diese Zeit nützlich für ihn, denn er bildete sich in ihr eine virtuose Technik der Erzählung aus. Man braucht nur den ‚Freund' zu lesen, um zu verstehen, wie sehr ihm die im Anfang noch mangelte; der ‚Goldene Topf' war ein Zufallswurf gewesen, wie er ihm nicht ohne weiteres zum zweitenmal gelingen konnte.

Diese unterhaltsamen Geschichten machten Hoffmann bei Publikum und Verlegern überaus beliebt, so daß er Ende 1818 daran gehen konnte, die bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete in zwei Bänden von mehr als 1200 Seiten unter dem Titel ‚Die Serapions-Brüder' gesammelt vorzulegen. In diese Sammlung nahm er unbefangen alles hinein, was noch nicht in seinen bisherigen Büchern festgelegt war. Allerdings reproducirte er von den theoretischen Aufsätzen im wesentlichen nur den über Kirchenmusik, dagegen übernahm er z. B. die Bruchstücke der ‚Scenen aus dem Leben zweier Freunde' im wesentlichen so wie sie waren*. Die ‚Automate' scheint er anfangs noch haben weiter führen wollen; er ersetzt die Schlußzeilen, die wir oben S. XIX wörtlich citirt, durch weitere $3^1/_2$ Seiten mit folgendem wunderlichen Inhalt:

> Ferdinand verreist. Ludwig erfährt bald darauf, „wie des Professors mechanische Kunststücke nur aus einer untergeordneten Liebhaberei hervorgegangen, und daß tiefes Forschen, tiefes Eindringen in alle Theile der Naturwissenschaft eigentlich der unausgesetzte Zweck alles seines Strebens sey."
>
> Nach zwei Monaten erhält Ludwig von Ferdinand einen Brief, wonach die Sängerin im Beisein des geheimnißvollen Professors in einer Dorfkirche einem russischen Offizier angetraut sei; aber dennoch sei eine nie gefühlte Ruhe und Heiterkeit in seine Seele gekommen: er habe sie nicht, wie der Türke geweissagt, verloren, denn sie sei im innern glühenden Leben ewig sein. — Von anderer Seite erfährt Ludwig jedoch, daß der Professor die Stadt gar nicht verlassen habe; Ferdinands Erlebniß war also nur eine Traumvision.

* Das ebenso unverständliche Fragment ‚Erscheinungen' (s. o. S. XVIII), mit dem er 1817 Gubitzens ‚Gaben der Milde' bedacht, wurde dann bei Fortsetzung der Sammlung 1821 im vierten Bande verwerthet.

Mit dieser „unartigen Mystifikation" schließt das Fragment in den ‚Serapions-Brüdern'; es wird der „Fantasie des Lesers" überlassen, nach diesem „Ruck" „sich selbst beliebig fortzuschwingen". Hoffmann beruft sich dabei auf Goethes ‚Nußbraunes Mädchen'. „Vor allem hat auf mich aber", fährt er fort, „das Goethesche Fragment jenes allerliebsten Märchens von der kleinen Frau, die der Reisende im Kästchen mit sich führt, einen unbeschreiblichen Zauber geübt". Vielleicht aber brach Hoffmann nur deswegen ab, weil er während der Arbeit zu dem Entschlusse gekommen war, die Fabel anderweitig zu verwerthen.

Etwa in derselben Zeit nämlich, wie die Vorbereitung dieser bunten Sammlung, beschäftigte ihn eine andere redaktionelle Arbeit, die er ernster nahm: er hatte sein erstes Buch, die ‚Fantasiestücke', für eine zweite Auflage durchzusehen. Die wichtigste Aenderung, die er dabei vornahm, bestand darin, daß er die Blandinen-Fragmente ausschied. Aber wie er nun als technisch fertiger Erzähler den „höchst vortrefflichen" Plan für den zweiten und dritten Akt des Stückes wieder las, den Kreisler dem „Clubb" zum besten giebt, wie er ferner die Einleitungen zu den beiden Reihen ‚Kreisleriana' wieder durchging, die ‚Ombra adorata' und die Erzählungen des Berganza von Kreislers und Ceciliens Schicksal, da kam ihm, so scheint es, blitzartig der Gedanke, alles dieses sammt der begonnenen Automaten-Geschichte zu verbinden zu einem großen Roman, einer Biographie Kreislers.

Dazu kam noch, daß eine dritte Edition ihn in diesen Monaten direkt an seine musikalische Thätigkeit in Bamberg erinnerte: Anfang 1819 nahm sich ein Verleger seiner ‚Sechs italienischen Duettinen für Sopran und Tenor' an, die, wie

wir sahen, aus der Zeit seiner höchsten Leidenschaft für Julien stammten.

Und in der That, er empfand sich wieder als Kreisler, er schrieb wieder in Kreislers Namen. Als am 10. März 1819 die liebenswürdige Friederike Krickeberg, einst Gentzens Geliebte, das Experiment machte, ein Concert auf der Glasharmonika zu geben, verwahrte der Kapellmeister Johannes Kreisler sich dagegen in einem Briefe von tödtender Ironie im ‚Freimüthigen'.

Diese äußeren Anregungen erhielten eine ernste Resonanz durch ein eingreifendes inneres Erlebniß. Im Frühjahr 1819 verfiel Hoffmann in eine lebensgefährliche Krankheit, die ihn mahnte, sein letztes Wort nicht mehr aufzuschieben. Im Rausche der Genesung — er fühlte sich nach der Krankheit „auf eine beinahe unanständige Weise gesund" — machte er sich an die Conception der ‚Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler'. Dieses Werk sollte sein ganzes Wesen und sein ganzes Leben wiederspiegeln; es sollte so die persönliche Einleitung und Rechtfertigung werden für sein theoretisches Hauptwerk, die ‚Lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers', auf dessen baldiges Erscheinen er auch im zweiten Abdruck der ‚Fantasiestücke' wieder hinwies.

Auf S. 1—298 des vorliegenden Buches ist es unternommen, die Erzählung, wie sie Hoffmann vorschwebte, in drei Theilen zu rekonstruiren. Im folgenden möchten wir unter Verweisung auf die Seitenzahlen unseres Textes kurz den Gang der Handlung skizziren, dann die Technik der Erzählung besprechen und zum Schlusse einige Worte wagen über den künstlerischen Rang des Werkes.

Die Elemente der Fabel ergeben sich aus dem Vorstehenden. Die bisher noch unbestimmte Figur Kreislers aus den Fantasiestücken wird verstärkt durch den Amandus aus der ‚Blandina' und den Ferdinand aus den ‚Automaten'. In seiner Geliebten vereinigen sich die Cecilia aus dem ‚Berganza', Fräulein Amalie alias Fräulein von B. aus den ‚Kreislerianis', die Blandina aus dem „romantischen Spiel' und die Sängerin aus den ‚Automaten'; sie wird jetzt Julia genannt, wie das Urbild. Aus den ‚Automaten' wird der gesammte Apparat der „psychischen Correspondenzen" herübergenommen. Der Professor X., der unheimliche, alle Verhältnisse durchschauende und beherrschende Magnetiseur, der nach außen hin als harmloser Taschenspieler auftritt, wird zu Kreislers Lehrmeister, dem Meister Abraham. Das Orakel des Professors, der redende Türke, wird vertauscht mit der Goetheschen „kleinen Frau im Kasten", der Chiara; andere Züge aber wiederholen sich genau: den Besuch der Freunde beim Professor finden wir dann bis ins Einzelne nachgebildet in Juliens Besuch bei Abraham*. —

Der erste Theil
(S. 3—137)

berichtet uns Kreislers Erlebnisse in Sieghartsweiler und enthält außerdem folgende Facta der Vorgeschichte:

Abraham Liscov baut als junger Mensch die Orgel in der Hauptkirche von Göniönesmühl (S. 4. 100). Er wandert dann als Taschenspieler umher und beerbt einen

* Die Liebhaber der alleinseligmachenden Detailanklänge können in der Kreislerbiographie auch die Wetterharfe aus den Automaten wiederfinden und aus der Blandina den Scherz von den geschlagenen und schlagenden Soldaten.

anderen Taschenspieler Namens Severino. In dessen Nachlaß findet er die Vorrichtung für ein geheimnißvolles Orakel, das von einem Zigeunermädchen Chiara bedient wird. Liscov heirathet Chiara und zieht weiter als Taschenspieler mit ihr umher (S. 100—110). „Gewisse Umstände", die wir im dritten Theil erfahren sollen (S. 110), bringen ihn nach der kleinen Residenz Sieghartsweiler; es liegt in seinem Plan, „sehr geheimnißvoll aufzutreten". Der Fürst, der Hang zum Geheimnißvollen hat (S. 16), hört von ihm und sucht ihn auf (S. 17 f. 111); Abraham selbst erhält Wohnung im Schloß (S. 18), Chiara wohnt verborgen bei einem ihm vertrauten Mann in Sieghartshof und kommt nur Nachts zu ihm (S. 111). Als der alte Fürst stirbt (S. 19. 111) und Abraham nach Göniönesmühl zurück will, bleibt Chiara einmal aus, er hört nichts von ihr wieder (S. 111).

Er kehrt also allein nach Göniönesmühl zurück, lebt dort wieder als Orgelbauer (S. 111. 5) und wird als älterer Mann der Lehrer des kleinen Johannes Kreisler (S. 3—9), der nach dem Tode seiner Tante Füßchen (S. 52 f.) allein bei einem Oheim, dem O weh-Onkel, aufwächst (S. 59—62).

Nachdem Johannes erwachsen (S. 10), verläßt Abraham wieder Göniönesmühl (S. 9); wohin er sich zunächst wendet, erfahren wir erst im zweiten Theil.

Johannes widmet sich nicht der Musik, sondern wird, einem Oheim in der Residenz nacheifernd, Beamter (S. 10. 63—65). Die Invasion des Feindes zwingt ihn jedoch, das Amt niederzulegen (S. 10), und er findet in den Tagen der allgemeinen Verwirrung ein Asyl bei der jung verwittweten Räthin Benzon (S. 38. 11). Sie ermahnt ihn, sich ganz der Kunst zu widmen, und verschafft ihm eine Stellung als Kapellmeister an einem großherzoglichen Hofe (S. 11). Er lebt dort fünf Jahre (S. 32), giebt das Amt aber auf, da

er seine künstlerischen Absichten nicht durchzuführen vermag (S. 40—42). Sein alter Lehrer, Meister Abraham, der mittlerweile wieder nach Sieghartsweiler gegangen ist, fordert ihn auf, ebenfalls dorthin zu kommen (S. 43), und Kreisler macht sich, ohne Abschied zu nehmen, auf den Weg (S. 42).

Dem alten Fürsten von Sieghartsweiler, Abrahams Gönner, war sein Sohn Irenäus in der Regierung gefolgt. Er hat von seiner Gemahlin Maria zwei Kinder, den blödsinnigen Prinzen Ignaz und die Prinzessin Hedwiga; die einflußreichste Dame seiner Umgebung ist die Räthin Benzon, deren Tochter Julia mit der Prinzessin Hedwiga wie eine Schwester aufwächst. — Aus der Jugend der Prinzessin erfahren wir zwei wichtige Ereignisse. Als dreijähriges Kind spielte sie viel mit einem Maler Leonhard Ettlinger, der die Fürstin liebte (S. 87) und darüber wahnsinnig wurde. In einem Anfall von Tobsucht wollte er die kleine Prinzessin ermorden (S. 84—86). Später verfiel diese einmal in eine tödtliche Krankheit und war schon von den Aerzten aufgegeben; da saß in einer Nacht plötzlich eine unbekannte Frau an ihrem Bett und lullte sie ein in süßen Schlummer, von dem sie genesen erwachte (S. 127). — Fürst Irenäus wurde später mediatisirt, behielt aber die Hofhaltung bei (S. 12—15). Bald nach der Mediatisirung kehrte Abraham zurück nach Sieghartsweiler (S. 20 f.) und ließ, wie wir sahen, sogleich (S. 21, Z. 5) auch Kreislern dorthin kommen.

Mit Kreislers Ankunft im Park von Sieghartsweiler setzt die eigentliche Erzählung ein (S. 21). Kreisler trifft dort die Prinzessin und Julien, und jene entsetzt sich vor ihm (S. 22—31), da er Ettlingern ähnlich sieht, als sei er dessen Bruder (S. 86), während Kreisler und Julia Wohl-

gefallen an einander finden. Er begiebt sich zuerst zum Meister Abraham, erst nach Verlauf mehrerer Tage zur Räthin Benzon (S. 36); diese spricht die Hoffnung aus, er werde Julien im Gesang unterrichten (S. 44).

Im Verlaufe der Zeit stellt er sich dem Fürsten vor (S. 67), der schon durch Abraham von ihm gehört hat. Bald darauf kommt er auf einer Abendgesellschaft bei der Benzon auch mit der Prinzessin zusammen (S. 73), diese versöhnt sich mit ihm und bittet ihn, auch sie zu unterrichten.

Die erste Unterrichtsstunde wird jedoch unterbrochen (S. 92) durch die Ankunft des Prinzen Hektor. Dieser ist General in neapolitanischen Diensten. Sein Vater, ein gleichfalls mediatisirter Freund des Fürsten Irenäus, ist kürzlich gestorben, und Hektor kommt jetzt, um sich persönlich um Hedwiga zu bewerben (S. 112—114). Wie er Julien erblickt, fällt sie ihm sofort auf, und er heftet einen langen Blick auf sie (S. 116), der sie vor Angst fast erstarren macht (S. 119). Das Empfangsfest schließt mit einem Ball, bei dem der Prinz Hedwiga an sich drückt, worauf diese in eine Ohnmacht verfällt (S. 117). — Die Benzon wacht bei der Prinzessin (S. 119), und diese erholt sich (S. 118); Julia träumt unterdessen, daß sie Kreislern an die Brust sinkt, aber der Prinz sie fortreißt, da sie ihm verfallen sei. Sie hofft trotzdem, daß Kreisler sie schützen werde vor dem Prinzen (S. 121—122). — Julia spielt am nächsten Mittag mit Ignaz, zur Freude der Mutter (S. 123). — Abends holt die Prinzessin sie ab in den Park. Dort wird Hedwiga von einer Schwäche überfallen, aber von der wunderbaren Frau, die sie schon einmal als Kind geheilt, wieder hergestellt (S. 123—127). Die Benzon spricht

bei der Meldung davon in sich hinein: „Hm! — die Alte ist bei ihr gewesen — mag das diesmal hingehen!“ (S. 128).

Prinz Hektor weiß in der Folge seine Galanterien geschickt zwischen Hedwiga und Julien zu theilen; Kreisler fürchtet Schlimmes für sie. Meister Abraham giebt ihm ein Medaillon als Waffe gegen den Prinzen; welche Bewandtniß es damit hat, sollen wir erst im zweiten Theile erfahren. Bei Hektors nächstem Versuch, sich Julien zu nähern, hält Kreisler es ihm entgegen. Der Prinz entflieht, sendet Kreislern jedoch sogleich seinen Adjutanten nach, der im Park auf jenen schießt. Der Prinz verläßt Sieghartsweiler in der selben Nacht, nachdem er schriftlich dem Fürsten baldige Rückkehr versprochen; am Morgen findet man Kreislers Hut mit Blutspuren. Er selbst bleibt verschwunden. —

Der zweite Theil
(S. 138—286)

spielt auf zwei Schauplätzen. Wir erfahren, was in den nächsten Monaten ohne Kreisler in Sieghartsweiler weiter geschieht (S. 138—220) und was andererseits Kreisler fern von Sieghartsweiler erlebt (S. 221—286). In beiden Hälften ergeben sich außerdem wiederum wichtige Theile der Vorgeschichte, die wir hier abermals vorannehmen.

Irenäus hat, wie wir jetzt erfahren, bei Antritt der Regierung unter Billigung der Benzon Chiara fortschaffen lassen, „wohin,“ sagt er, „weiß ich nicht einmal, da ich mich darum nicht weiter bekümmert“ (S. 187). Die Benzon dagegen kennt Chiaras Aufenthalt*; zweifellos ist

* Sie stellt S. 157 dem Meister Abraham in Aussicht, ihm Chiara wieder zu verschaffen, falls er ihren eigenen Plänen nicht entgegenwirken will.

die Alte, die Hedwiga zweimal rettet und die nur der Benzon bekannt ist, mit Chiara identisch*.

Die Benzon hat an dem Tage, da sie den Rath Benzon heirathete, den Mann kennen gelernt, „der alle Gluth der innigsten Liebe, deren die weibliche Brust nur fähig", in ihr entzündete (S. 154). Wer es war, sollte wohl im dritten Theil erzählt werden, ebenso, ob sie mit ihm in Liebesverkehr trat.

Später lernte sie den Fürsten Irenäus kennen (S. 155) und schenkte ihm ihre Gunst (S. 156); er mußte einmal, um nicht ertappt zu werden, aus dem Fenster springen (S. 204). Ihre gemeinsame Tochter Angela (S. 185 f.) erhielt vom Fürsten eine Rente ausgesetzt, wurde aber ins Ausland geschickt. Seit ihrem zweiten Jahre lebte sie in Neapel unter dem Schutze einer Zigeunerin, Magdala Sigrun (S. 284); sie erhielt die Rente von einer Augsburger Bank ausgezahlt (S. 279).

Prinz Hektor hat, wie sich plötzlich herausstellt, einen älteren (S. 277) Bruder Namens Antonio, der zusammen mit ihm Officier in Neapel war **. Antonio wurde durch Magdala Sigrun auf die schöne Angela aufmerksam gemacht und heirathete sie heimlich. Hektor gab seinem Bruder aber Gelegenheit zur Eifersucht, und dieser vergiftete Angela. Hektor wollte Angela rächen, Antonio wurde jedoch — wie er später behauptet, durch ein Wunder — gerettet (S. 281).

* Sie spricht S. 127 eine Sprache, die Julia niemals gehört hat — offenbar die Zigeunersprache.

** Die Figur des Antonio, vielleicht auch die der Angela scheinen erst während der Niederschrift des zweiten Buches erfunden zu sein; S. 112/13 erscheint Hektor durchaus als einziger Sohn seines Vaters.

Meister Abraham hat sich, wie wir nunmehr erfahren, von Göniönesmühl vor etwa zehn Jahren nach Neapel begeben und ist dort wiederum unter dem Namen Severino als Taschenspieler aufgetreten (S. 216. 283); er lebte dort gleichzeitig mit Hektor, Antonio und Angela. Er lernte Magdala Sigrun kennen, und sie vermochte ihm Spuren der verlorenen Chiara nachzuweisen (S. 283—284). Als Angela von Antonio vergiftet und Antonio von Hektorn verwundet war, wandte Magdala sich an Abraham und gab ihm das Medaillon, das wir dann in Kreislers Händen sehen: es trägt nur außen Antonios Bildniß, in der Kapsel ist ein Bild Angelas und Documente über den Doppelmord (S. 284).

Magdala Sigrun verließ dann Neapel (S. 284); wohin sie ging, soll der dritte Theil erzählen. Abraham blieb vorläufig in Neapel; er leistete Hektorn einen wesentlichen Dienst (S. 213) und kam mit beiden Brüdern noch „in mancherlei Berührung"; das Nähere darüber wird dem dritten Theil vorbehalten (S. 284).

Antonio wurde nach seiner wunderbaren Errettung Mönch und nennt sich als solcher Bruder Cyprianus. Er empfing in Rom einen besonderen Auftrag zur Visitation der Klöster (S. 171).

So viel zur Vorgeschichte. Von dem Ueberfall des Adjutanten auf Kreisler erfahren wir sodann das Nähere: der Schuß hat Kreislern nur gestreift, dieser aber hat den Adjutanten tödtlich mit seinem Stockdegen verwundet. Er flieht, trifft unterwegs seinen Freund, den Benediktinermönch Hilarius, und wird von ihm mitgenommen in das Kloster Kanzheim, wo er komponirt und dirigirt (S. 221—231).

Die Prinzessin Hedwiga fällt in dem Augenblick, wo sie den Schuß auf Kreislern hört, in eine starrkrampfartige Lethargie (S. 152); sie erwacht mehrere Tage darauf wieder durch einen Schuß, den der schwachsinnige Prinz Ignaz auf einen Vogel abgiebt (S. 165—166). Der Prinz verwundet sich dabei, wird von der Fürstin zärtlich getröstet (S. 165) und von Julien verbunden (S. 163. 169), während die erwachte Prinzessin, um die die Fürstin sich auffallend wenig bekümmert (S. 163 oben, 165 unten), auf Kreislers Guitarre spielt (S. 163).

Am selben Tage begiebt sich der Fürst zum Meister Abraham (S. 145) und schüttet ihm sein Herz aus (S. 148). Abraham stellt ihm in Aussicht, daß sich „in ganz kurzer Zeit aufklären werde, wo Angela geblieben; mancher Trug werde dann vernichtet werden, manche Täuschung zerrinnen“ (S. 188).

Die Benzon wünscht aus Gründen, die das dritte Buch enthüllen sollte (S. 148), auf das dringendste, daß Hedwiga Hektorn heirathet (S. 148. 246). Sie sieht, daß Hedwiga Kreislern liebt, und nimmt an, daß auch Kreisler die Prinzessin liebt; sie muß also die Vereitelung ihres Planes befürchten und bittet den ihr befreundeten Kanzheimer Abt, Kreislern zum Eintritt in das Kloster zu veranlassen (S. 246). Der Abt versucht das (S. 239), Kreisler klärt ihn aber auf, daß er nicht Hedwiga, sondern Julien liebe (S. 248). Trotzdem theilt die Benzon der Prinzessin mit, daß Kreisler thatsächlich die Absicht habe, ins Kloster zu treten (S. 185), und die Prinzessin glaubt es ihr (S. 173), nimmt aber die Nachricht mit Fassung auf (S. 185). Sie liebt Kreislern mit verzehrender Gluth, und sie weiß, daß Hektor Julien liebt; aber sie ist entschlossen, dem Prinzen zu folgen.

Eines Nachmittags setzt sie Julien dies auseinander (S. 173—177); am Abend dieses Tages geschehen gleichzeitig drei Dinge:

1. Die Benzon legt beim Thee dem Fürsten nahe, Julien mit dem schwachsinnigen Ignaz zu verheirathen (S. 181).

2. Julia wird, nachdem sie heimgekehrt, in Abwesenheit der Mutter vom Prinzen Hektor überfallen, umschlungen und geküßt (S. 192—193); dieser springt bei der Heimkehr der Räthin aus dem Fenster (S. 198) und flieht zu einem Pavillon, in den ihn der bestochene Castellan einläßt (S. 199).

3. Chiara theilt auf geheimnißvolle Weise Abraham mit, sie sei durch einen aufgedrungenen Eid verhindert, sich ihm zu zeigen, aber bald könne sich alles wenden. Er solle vollbringen, was Gott gebiete (S. 186).

Am nächsten Morgen (S. 198 Z. 10) meldet sich Prinz Hektor schriftlich beim Fürsten und theilt mit, Eifersucht habe ihn veranlaßt, sich verborgen zu halten (S. 206); er kommt dann selbst und begrüßt den Fürsten, den Hof und darauf die Damen (S. 211—212). Die Prinzessin beherrscht sich, Julia droht ohnmächtig zu werden, Meister Abraham kommt ihr mit Aether zu Hilfe. Hektor erkennt ihn als Severino; Abraham verspricht, über seine Geheimnisse zu schweigen, so lange Hektor Kreislern und Julien in Ruhe lasse (S. 212—214). Er begiebt sich dann mit Julien ins Fischerhäuschen und versichert ihr, sie habe nichts zu fürchten. Sie aber bittet verzweifelt den Himmel, sie vor sich selber zu schützen. Meister Abraham ist betroffen darüber und warnt sie vor ihrer Mutter (S. 216—220).

Hektor muß bald darauf zurück in den Dienst und fährt nach Neapel (S. 185).

Die Benzon wird vom Kaiser in den Grafenstand erhoben und macht dem Fürsten Irenäus Aussicht auf einen

Thron. Ihre Tochter Julia soll demnächst den Prinzen Ignaz, Hedwiga gleichzeitig Hektorn heirathen. (Ebenda.)

Meister Abraham hofft jedoch, diese Doppelhochzeit verhindern zu können durch besondere Maßnahmen am Namenstage der Fürstin Maria; es ist aber dazu erforderlich, daß Kreisler anwesend ist. Er bittet also Kreislern, zu kommen. (Ebenda.)

Dieser hat unterdessen noch zwei Erlebnisse im Kloster gehabt.

Antonio-Cyprianus ist auf seiner Visitationsreise auch nach Kanzheim gekommen. Er beabsichtigt, dort strengere Zucht einzuführen und die Pflege der künstlerischen Musik zu verbannen.

Anscheinend ist er orientirt über den Ausgang des Ueberfalls auf Kreisler, den sein Bruder Hektor veranlaßt hatte. Hektors Werkzeug, der Adjutant, war nach seiner Verwundung in den Pavillon gebracht und ist dort nach längerem Siechthum (S. 266) gestorben. Er wird Nachts durch einen Benediktinermönch (der in Cyprianus' Auftrag handelte, wenn es nicht gar Cyprianus selber war) und vier Männer (S. 175—176) in die Abtei gebracht, und auf Cyprianus' dringendes Ersuchen wird noch in derselben Nacht die Leichenfeier im Kloster abgehalten. Dabei fällt ein halb wahnsinniger Zigeunerbube Giuseppe Kreislern an, um seinen Bruder, den Adjutanten, zu rächen; Antonio-Cyprianus, der ihn kennt, weist ihn hinaus und befiehlt ihm, zur „Altmutter" zu gehen (S. 268); wer diese ist (Magdala Sigrun oder Chiara?), woher Giuseppe und der Adjutant Hektors stammen, sollen wir im dritten Theil erfahren.

Kreisler bedankt sich am andern Tage bei Antonio-Cyprianus; dieser wirft ihm heftig seine künstlerische Thätig-

keit im Kloster vor, Kreisler bringt ihn durch sein Medaillon zum Schweigen und dazu, daß er seine Sünden bekennt (S. 273—281). Am Tage darauf verspricht der Abt Kreislern, ihm bei seinen Plänen zu helfen, und ergänzt Cyprianus' Bericht (S. 283—284). Kreisler hatte bereits die Absicht, nach Sieghartsweiler zurückzukehren (S. 271), und wird nun durch Abrahams Brief darin bestärkt. —

Im

dritten Theil

sollte sich der Rest der Vorgeschichte enthüllen und zwar die wesentlichen, grundlegenden Theile der Vorgeschichte. In Hoffmanns älterem Roman, den ‚Elixieren des Teufels', stellt sich zum Schlusse eine unerwartete Verwandtschaft heraus, die alles bisher Unbegreifliche erklärt. So ist auch in der Kreislerbiographie die Hauptfrage die nach der wahren Herkunft der Prinzessin Hedwiga. Daß sie von Irenäus und der Fürstin abstammt, ist unwahrscheinlich*. Ihre Eltern können Abraham und Chiara sein** oder die Benzon und deren erster Geliebter (S. 154)***; ihr südlich-

* Abraham scheint näheres darüber zu wissen; er sagt S. 104 geheimnißvoll zu Kreisler: „Sprechen wir ein andermal von der Prinzessin." Ferner erinnere ich an sein Wort zum Fürsten: „Mancher Trug wird vernichtet werden" u. s. w. (s. o. S. XXXIV) und an das kühle Verhalten der Fürstin zu Hedwiga gegenüber ihrer Herzlichkeit gegen Ignaz (s. ebenda).

** Chiara und Hedwiga sind magnetisch (S. 104); Chiara pflegt Hedwiga heimlich und nennt sie ihr armes Kind (S. 127). Nur ist nicht abzusehen, warum Hedwiga dann der Fürstin untergeschoben sein soll.

*** Die Benzon hat ungewöhnlichen Einfluß auf Hedwiga, geistig (S. 15) und seelisch (S. 118); Hedwiga und Julia werden öfters Schwestern genannt (S. 168. 212; die Benzon nimmt unvergleichlich mehr Antheil an dem Wohlergehen der Prinzessin als die Fürstin selber (S. 163. 165 f.), und sie hat den dringenden Wunsch, Hedwiga mit Hektorn zu verheirathen (S. 148).

brünetter Habitus (S. 113—115) wäre im ersten Falle von der Mutter, im zweiten vom Vater ererbt, der ein Verwandter der beiden italienischen Prinzen sein kann. Zweitens ist auch Kreisler „in ein Geheimniß verflochten, ohne es zur Zeit ganz zu kennen" (S. 270); er sieht, wie wir hörten, Ettlingern ähnlich wie ein Bruder (S. 86). Drittens bestehen zwischen beiden, Hedwiga und Kreislern, geheimnißvolle magnetische Wechselbeziehungen: Kreisler fühlt jedesmal einen elektrischen Schlag, wenn er die Hand der Prinzessin berührt (S. 75. 80. 104), ja wenn er nur lebhaft an sie denkt (S. 246); und sie fällt in Starrkrampf in dem Augenblick, da auf ihn geschossen wird (S. 152). — Andererseits bestehen, wie wir schon sahen, zwischen den beiden italienischen Prinzen und anderen Personen Beziehungen, die wir nicht kennen.

Geschrieben ist vom dritten Theil nur ein kleines Stück (S. 287—298), aus dem wir von der Vorgeschichte nichts, aber von dem Fortgange der Handlung Folgendes erfahren:

Abraham hat erkannt, daß Kreisler dem Untergange geweiht ist: in seiner Brust ruht der Wahnsinn wie „ein gährender Vulkan, in jedem Augenblicke vermögend loszubrechen

Am meisten spricht aber die Stelle S. 182 Z. 6—14 für diese Annahme; sie scheint mir fast beweisend zu sein. Die Benzon spricht „dumpf und leise", mit gesenktem Blick vor sich hin, die Mutter der Prinzessin sei „sich immer klar, verständig, von jeder zu heftigen verderblichen Leidenschaftlichkeit frei gewesen"; sie ist überrascht und gespannt, wie der Fürst zu glauben scheint, sie könne damit Jemanden anders meinen als die Fürstin. Gleich darauf (S. 188) bebt sie vor Angst, wie sie hört daß Abraham droht ihre Täuschungen zu enthüllen. — Denkbar wäre z. B., daß sie Hedwiga der Fürstin statt Angela untergeschoben hat und daß Angela eigentlich das Kind der Fürstin ist. Aber was wäre hier nicht denkbar.

in verderblichen Flammen, rücksichtslos alles um sich her verzehrend" (S. 289). Trotzdem will der Meister auf jener Namenstagsfeier eine verzweifelte magnetisch-psychische Kur versuchen, die Kreislers „ganzes Ich gewaltsam erfassen" sollte. „Wie einem zum Tode Siechen" soll „Arzenei, dem Orkus selbst entnommen," ihm „Tod bereiten oder Genesung" (S. 290).

In der That kehrt Kreisler auf die Einladung des Meisters hin nach Sieghartsweiler zurück, aber er rennt alsbald, „der Himmel weiß, von welchen Furien der Hölle getrieben", wieder fort „wie ein Wahnsinniger" (S. 289).

Bei Beginn der Feier läßt Abraham ein Kreislersches Lied spielen; Julia meint, Kreisler sei wieder da, die Prinzessin erwidert laut mit schmerzlicher Heftigkeit: „Nein nein — ach niemals!" Durch den weiteren Verlauf des Festes wird Julia heiter angeregt, während die Prinzessin tief in sich gekehrt ist. Aber da Kreisler fehlt, bleiben die Vorkehrungen wirkungslos (S. 296) und bringen über beide Mädchen „nichts als die Qual beängstigender Träume — Schmerz — Entsetzen" (S. 289). Auch Abraham selber muß sich entsetzen vor dem Gedanken, was für ein Spiel er unternommen, wie er „gewaltsam den Faden, den das dunkle Verhängniß geschlungen, zerreißen wollen" (S. 298). —

Er läßt also, wie zu vermuthen ist, die Dinge ihren Gang gehen; Kreisler und Hedwiga verfallen ihrem Schicksal, während Abraham und Chiara wieder vereinigt werden. Julia wird vielleicht durch ein Lied Kreislers vor Hektorn bewahrt, wie Amandus nach seinem Tode als singender Schwan Blandina rettet (s. o. S. XXI); sie bezeichnet ja selber (S. 122) Kreislern als den wohlthätigen Geist, der sie schützen werde vor dem Prinzen. — —

Wie in dem Briefe gegen die Krickeberg, nimmt Hoffmann in der Kreislerbiographie Gelegenheit, die neue Ausgabe seiner Fantasiestücke zu erwähnen. Außerdem nennt er, zum Theil mit naivem Selbstlob, seine Lieblingscompositionen: im ersten Theil die Hymnen Misericordias domini cantabo (S. 9), Ave maris stella und O sanctissima (beide S. 124), sowie das Duett Ah che mi manca l'anima (S. 75 f.); im zweiten Theil die Missa in D (speziell das Agnus dei: S. 236 f.) und die Arie Mi lagnerò tacendo (S. 192). In dem einzigen vorhandenen Stücke des dritten Theiles wird ebenfalls das Ave (S. 296) und die Arie (S. 294) erwähnt; das Folgende hätte vielleicht eine Analyse der Undine gebracht, für die Hoffmann auf dem Todtenbette ein neues Vorspiel komponiren wollte und mit der er Kreislern schon zwei Mal zusammengebracht: auf dem Bilde, das er Spikhern zuschreibt, und in dem Briefe an Wallborn.

Ueber die Art der Darstellung sind vier Bemerkungen zu machen.

Hoffmann erzählt, wie schon aus der Inhaltsangabe ersichtlich, nicht naiv episch, sondern verfährt wie der Dramatiker: er beginnt an einem Punkte, wo die Handlung schon weit fortgeschritten ist, und läßt die Vorgeschichte sich erst allmählich enthüllen. Diese Technik liegt, wie schon angedeutet, bereits in den ‚Elixieren des Teufels' vor; sie ist hier noch feiner ausgebildet. Im ersten Theil erfahren wir von der Vorgeschichte nur Einzelheiten ohne größere Zusammenhänge, ebenso im zweiten Theil, wo erst gegen Schluß ein größerer Rückblick möglich wird; die wesentlichen Beziehungen, die allen Vorgängen zu Grunde liegen, sollte der dritte Theil bringen. Vielleicht darf hier an ein neueres Beispiel für diese Technik erinnert werden, ein Werk, das allerdings psychologisch

und technisch raffinirter ist als unsere alte Kreislerbiographie: Ibsens Rosmersholm. Dort ergeben sich die meisten Vorgänge der Vorgeschichte im vorletzten, die untersten Triebfedern der Handlung im letzten Akt; ohne diesen Akt könnte der hingebendste und scharfsinnigste Leser das Stück nicht verstehen. So ähnlich liegt es hier, wenn die Fabel auch naiver und die Technik im Vergleiche zu Ibsens Stück von einer gewissen robusten Einfachheit ist.

Wie beim Aufbau des Ganzen geht Hoffmann auch im einzelnen nicht episch, sondern dramatisch vor. Wir erfahren nämlich die Vorgänge, auch die nach Beginn der eigentlichen Erzählung liegenden, zum großen Theile nicht unmittelbar, sondern aus den Berichten von Handelnden oder Zeugen: die Handlung ist größtentheils dialogisirt. Bisweilen stellen die Dialoge einen Fortschritt der Handlung dar, öfters aber sind sie an sich gleichgültig, nur Einkleidung der mitgetheilten Vorgänge (z. B. die Abschnitte S. 44—65 u. S. 287—298).

Die beiden bisher besprochenen Eigenthümlichkeiten, die allmähliche Aufhellung der Vorgeschichte und die Dialogisirung der Handlung, ist in unserer Rekonstruktion beibehalten; sie gehen nicht über das Maß des auch sonst üblichen hinaus. Aber Hoffmann hat sich damit nicht begnügt, sondern als Romantiker aus Tiecks Schule, als ein Dichter, der das gefährliche, selbstmörderische Spiel mit der Form liebt, noch zwei weitere Schwierigkeiten künstlich in das Werk hineingebracht.

Erstens erzählt er nicht im eigenen Namen, sondern läßt die Vorgänge von einem etwas altfränkischen Biographen berichten, der die Ereignisse erst während der Niederschrift des Buches erfährt. Dieser Biograph kann

nicht in chronologischer Folge vorgehen, da, wie er klagt,

> dem unglücklichen Erzähler nur mündlich, brockenweis mitgetheilte Nachrichten zu Gebote stehen, die er, um nicht das Ganze aus dem Gedächtnisse zu verlieren, sogleich verarbeiten muß. Wie es eigentlich mit der Mittheilung dieser Nachrichten herging, sollst du, sehr lieber Leser! noch vor dem Schlusse des Buchs [nämlich im dritten Theil!] erfahren, und dann wirst du vielleicht das rhapsodische Wesen des Ganzen entschuldigen, vielleicht aber auch meinen, daß, trotz des Anscheines der Abgerissenheit, ein fester durchlaufender Faden alle Theile zusammenhalte.

Mehrere ähnliche Stoßseufzer des Biographen habe ich S. 383—386 zusammengestellt und bitte, sie dort nachzulesen.

Der „Biograph" wirft also die Ereignisse bunt durcheinander und fängt z. B. sein Buch mit einem Stücke des dritten Theils an. Das genügt aber unserm Jongleur-Erzähler noch nicht. Dieses fragmentarische und unübersichtliche Buch des Biographen wird — so fingirt Hoffmann weiter — auf Löschpapier gedruckt, es erhält sich aber nur ein Exemplar, und zwar das in der Bibliothek des Meisters Abraham. Dessen Kater, Namens Murr, arbeitet an einer Autobiographie; er zerreißt jenes Buch und verwendet einzelne Lagen als Schreibunterlage oder zum Löschen, und diese werden dann mit der Autobiographie des Katers abgedruckt.*

* In der Vorrede zum ersten Bande sagt Hoffmann, das sei versehentlich, ohne sein Wissen, geschehen; im zweiten Bande hat er das vergessen und verräth sich als bewußten Herausgeber der Fragmente, indem er daselbst auf S. 312 konstatirt, daß der Kater an der Stelle vier Blätter des Buches herausgerissen habe.

Wir sollen also, so scheint es, nur Fragmente von Fragmenten erhalten. Aber es scheint nur so: in Wirklichkeit stimmen die Fragmente des Buches, die der Kater conservirt, fast überein mit den Fragmenten der Handlung, die der Biograph erfährt, so daß von dessen supponirtem Buche nur einzelne Sätze und Satztheile fehlen. Es ist ein Zeichen des technischen Dilettantismus, den Hoffmann auch als Dichter nie ganz verlor, daß er zu zwei solchen Fiktionen greift, während eine genügt hätte.

Wie bereits ausgesprochen, hat Hoffmann die „Brocken" der Kreislerbiographie eingestreut in die Autobiographie des Katers Murr. Von Hause aus mag er beabsichtigt haben, diesen Kater mit der Handlung zu verknüpfen; Murr sollte in Kreislers Pflege übergehen und vermuthlich, ähnlich wie Berganza, von seinem Standpunkte aus über Kreislers Schicksale berichten. Aber seltsam, Hoffmann läßt schließlich den Kater in dem Moment abbrechen, wo er Kreislern zum ersten Male sieht, so daß die ‚Lebensansichten' des Katers auch inhaltlich gänzlich aus der Handlung herausfallen. Es heißt, der Kater habe sein Buch nicht vollendet: fortan werde die Kreislerbiographie allein gegeben werden, nur einige anscheinend von Kreisler inspirirte „Reflexionen und Bemerkungen" des Katers* sollten „hin und wieder an schicklichen Stellen" eingefügt werden. — Hoffmann muß einen triftigen Grund gehabt haben, wenn er mitten im Buch, am Schlusse des zweiten Drittels, plötz-

* Gemeint sind offenbar u. a. die Aphorismen, die Hoffmann einstweilen als ‚Flüchtige Gedanken und Bemerkungen über mancherlei Gegenstände. (Nach dem Französischen des Barons von L*****.)' Anfang 1819 im ‚Freimüthigen für Deutschland' veröffentlicht hatte — eine schwache Fortsetzung der ‚Höchst zerstreuten Gedanken'. Wir geben sie in diesem Buche nicht und verweisen auf die geplanten ‚Kleinen Schriften'.

lich auf diese Zuthat verzichtete. Sollte es ihn selber gereut haben, daß er sein persönlichstes Buch muthwillig einer perversen Laune preisgab? Wer weiß, ob er nicht bei einer zweiten Auflage die Katerstücke auch aus den ersten beiden Bänden entfernt hätte, wie er 1819 mit Recht die ‚Prinzessin Blandina' aus dem ‚Musikalisch-poetischen Clubb' gestrichen hatte. —

Gewiß ist das Katerbüchlein, das übrigens nur etwa ein Drittel der ersten beiden Bände füllt und also noch nicht ein Viertel des Ganzen ausgemacht hätte*, an sich eine virtuose Leistung der Satire. Die Satire ist mit solcher Hingebung durchgeführt, daß sie stellenweise fast in Wohlwollen umschlägt für ihren Gegenstand, den armen viechsmäßigen drolligen Philister, der doch nichts dafür kann, daß er Philister ist. Und von manchem wird ja auch die Art und Weise, wie Hoffmann diesen „skurrilen Scherz" mit der Kreislerbiographie zu einer „etwas bizarren Szenerie" verbunden hat, als besonders glücklich und reizvoll empfunden. Ich kann freilich in dieser Verbindung nur eine krankhafte Roheit sehen, den Ausdruck einer Seele, die der naiven, ganzen Gefühle nicht mehr fähig ist oder doch nicht mehr wagt, sich zu ihnen zu bekennen. Das kranke Gemüth greift zu perversen Stimulantien, es erträgt das Leben nur noch in dem schmerzhaften, rasenden Wechsel von entgegengesetzten, einander aufhebenden Stimmungen. Das weibliche Gegenstück Kreislers, die Prinzessin Hedwiga, in der der schmerzensreiche Dichter alles verkörpert, was in ihm krank war, sagt in einer der schauerlichsten Stellen des Buches (S. 80) nach einem solchen Scenenwechsel:

* Es ist neuerdings auch separatim herausgegeben (mit Illustrationen von Ernst Liebermann) bei Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig.

> Sie haben mich ganz mit sich ausgesöhnt, lieber Kreisler! — O jetzt verstehe ich Ihren springenden Humor. Er ist köstlich, in der That köstlich! — Nur in dem Zwiespalt der verschiedensten Empfindungen, der feindlichsten Gefühle, geht das höhere Leben auf!

In diesen Worten haben wir den ganzen ‚Kater Murr'. Das Buch ist eine wundervolle, die untersten Tiefen aufwühlende Symphonie, die nur zufällig mit dem Schluß anfängt und dann scherzhafter Weise siebzehn Mal mitten im Takt unterbrochen wird von einer hübschen, amüsanten, zum Schreien lustigen Operettenmusik. — Wer das völlig empfindet und dann aushält, der braucht allerdings unser Buch nicht.

Der erste Band dieses seltsamen Doppelwerks erschien zu Weihnachten 1819 unter dem umständlichen Titel:

> Lebens-Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern. Herausgegeben von E. T. A. Hoffmann. Erster Band. Berlin, 1820 bei Ferdinand Dümmler. (8°, XII + 400 S.)

Der Band enthält von der Kreislerbiographie das Fragment unseres dritten Theils, sowie die Fragmente unseres ersten Theils in etwas anderer Reihenfolge.

Zu Weihnachten 1821 erschien der zweite Band mit der Jahreszahl 1822 (Titelblatt + 406 S.), wenige Tage, nachdem Hoffmann seinen Freunden den Tod seines eigenen Katers Murr mitgetheilt hatte. Der Band enthält unseren zweiten Theil, aber so, daß immer ein Sieghartsweiler und ein Kanzheimer Fragment abwechseln.

Den dritten Band hat Hoffmann nicht mehr zu Papier

gebracht; er erkrankte nach Beendigung des zweiten und starb am 25. Juni 1822.

Hoffmanns Sorgfalt für das Werk erstreckte sich bis auf die Einbände, die er mit eigenen Zeichnungen schmückte. Auf dem Vorderdeckel jedes Bandes sollte eine Scene aus der Autobiographie des Katers stehen, auf dem Rückdeckel eine aus der Biographie Kreislers. — Der Entwurf für den Rückdeckel des dritten Bandes — Kreisler im Wahnsinn — ist aus Hitzigs Reproduktion von 1823 bekannt. Die Decken zu den ersten Bänden — eine freie Darstellung Kreislers als Magus und eine Illustration zu S. 264 — kommen öfters antiquarisch vor in späteren Abzügen von den retouchirten Platten; Exemplare der beiden Bände in den Originaldecken gehören dagegen zu den Seltenheiten des Büchermarktes. Von jedem Bande hatte Hoffmann für sich einige Exemplare auf doppeltstarkem, weißem Papier abziehen lassen; den ersten Band sandte er in einem solchen Exemplar am 24. Juni 1820 nach Marienwerder an seinen treuesten Freund Hippel, den zweiten Band übergab er ihm in Berlin zugleich mit oder wenige Tage nach der lithographirten Todesanzeige des Katers Murr im Dezember 1821. Alle drei Reliquien, die beiden Bände und die kleine Anzeige, befinden sich jetzt in meinem Besitz; ich verdanke sie der verschwenderischen Güte der verehrten Frau, der ich diese Sammlung zu eigen gebe in tiefer Dankbarkeit für den werkthätigen Antheil, den sie von Anfang an meinen Bemühungen um Hoffmann geschenkt hat: Frau Hildegard Tieffen in Friedenau, der Urenkelin Hippels.

Nach Hitzigs glaubwürdigem Bericht sollte der dritte Theil der Höhepunkt des Werkes und damit der Höhepunkt

von Hoffmanns Schaffen sein. Dadurch, daß er fehlt, fehlt uns die Gesammtanschauung des Werkes; das Buch ist ein Torso ohne Kopf und Fuß, wie es ‚Rosmersholm‘ ohne die beiden letzten Akte, ja schon ohne den letzten Akt sein würde. Wir müssen uns also an das Einzelne halten, an einzelne Figuren und einzelne Stellen, und man möge es dem Herausgeber nicht verargen, wenn er hier auf einige Einzelheiten hinweist, die ihm besonders am Herzen liegen; andere mögen sich andere Lieblingsstellen und Lieblingsfiguren suchen, Hoffmann ist reich genug dazu.

Von den einzelnen Scenen des Buches sind vielleicht die am größesten, die Kreislers aufkeimenden Wahnsinn und Hedwigas Liebe zu Kreislern schildern. Von jenen ist die Schilderung höchst merkwürdig, die Hoffmann-Kreisler S. 39 giebt von der unbestimmten, sinnlosen Angst und Unrast, die ihn seit der Kindheit verfolgt, sodann die beiden Todtengespräche: das mit Ettlinger S. 95—97 und das mit dem Adjutanten des Prinzen Hektor S. 265—267; das erstere ist besonders charakteristisch für Hoffmann-Kreisler, indem es zeigt, wie er seine Angst zu ironisiren und dadurch zu betäuben weiß. Liest man diese drei Stellen in ihrer kunstvollen Steigerung hintereinander, so ahnt man, zu welch furchtbarer Gewalt der Dichter im dritten Theile aufgestiegen wäre, von dessen Finale uns Kreislers schrille Verzweiflungsrufe im ‚Musikalisch-poetischen Clubb‘ einen Vorgeschmack geben.

Von den Scenen der Hedwiga möchte ich zwei hervorheben. Erstens die Abendgesellschaft bei der Benzon S. 72—81: Hedwiga erkennt Kreislern, ihn, den niemand kennt; sie sieht mit hellseherischer Deutlichkeit, wie auch seine Saiten zum Zerreißen gespannt sind, und in dem Augenblick flammt in heißen Strahlen ihre Liebe empor. Zweitens ihr Gespräch mit Julien S. 168—177: sie gesteht dem sanften

Kinde, das Kreislern in süßer Einfalt ahnt und ihm kindlich vertraut, ihre Liebe, die ebenso unbezwinglich ist wie hoffnungslos.

Ueberhaupt ist von den Charakteren wohl die Hedwiga am tiefsten erfaßt und am gewaltigsten dargestellt: diese Mischung von verzehrender Sinnlichkeit und unbesiegbarer Selbstbeherrschung, von schneidendem Hohn und hinsterbender Schwermuth, von stolzer Schönheit und unheilbarer Krankheit gehört zu dem Entzückendsten und Erschütterndsten, was je ein Dichter dargestellt. Ich nenne sie vor Kreislern, denn bei dieser Figur hatte Hoffmann es leicht: er brauchte nur sich zu kopiren, und dazu genügte ein bischen Ehrlichkeit und Psychologie. Immerhin ist ja auch das nicht jedem gegeben. Hoffmann-Kreisler ist nichts weniger als gesund. Freilich, er setzt seinen Stolz darein, für hart und spöttisch gehalten zu werden; er ist cynisch bis in seine Selbstgespräche, bis in die Sprünge seines Stiles hinein. In Wirklichkeit ist er krank, hoffnungslos krank. Aber er ist der stolzeste und schamhafteste Kranke, von dem ich in der Literatur weiß. In der Schamhaftigkeit, mit der er sein Leiden verhüllt, in dem Stolz, mit dem er sich umgürtet, um jedes zudringliche Mitleid abzuweisen, kann ich ihn nur mit Einem vergleichen, dem er sonst wahrlich nicht ähnlich sieht — mit einem jüngst Gestorbenen, dessen Namen ich nicht nennen mag, weil alle Gassen davon widerhallen. Wie dieser Tapferste kann er einem zum Trost werden, zum Vorbild, wenn man selbst schwer zu leiden hat und gewillt ist, sich von keinem dreinreden zu lassen. Und in diesem Sinne ehre ich die Kreislerbiographie als eines der großen Andachts- und Trostbücher.

Wenn ich nun das Wagniß unternehme, die Kreislerbiographie aus dem vorhandenen Material so zu rekonstruiren, wie sie Hoffmann vorgeschwebt hat, und sie mit dem Namen der genannten Freundin hinauszusenden, so thue ich das in dem Bewußtsein, daß dieses unser Buch den Juden ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit sein wird. Die Letzteren, die kalten Wissenschaftler, werden mit Recht kopfschüttelnd fragen, was wir denn eigentlich wollen mit dem Buche? ob es eine Edition sein solle oder eine Neudichtung oder was wir uns dächten? Und die Ersteren, die orthodoxen Hoffmannverehrer, werden uns der Tempelschändung zeihen und werden bitter klagen, unheilige Hände hätten frevelnd des Dichters feinstes Gewebe zerfasert. Jüngst traf ich einen dieser Gläubigen, einen lieben Menschen aus Wien. Als ich ihm meinen Plan auseinandersetzte, sagte er: „Aber gehns, dees ist nicht nett. Das ist doch grad so hübsch, wie sich immer ein Kreislerfragment und ein Katerfragment folgen.“ Ich erwiderte schüchtern, daß selbst ihm, dem Kenner, doch vielleicht manches erst klar werden würde, wenn er die Kreislerstücke ohne Unterbrechung hinter einander läse. „Ja, ist denn überhaupt ein Zusammenhang drin?“ war die grenzenlos erstaunte Antwort.

Vielleicht erkennt dieser Freund Hoffmanns und mit ihm andere aus unserer Publikation, daß sich in der That ein ungefähres Bild von Kreislers Geschichte gewinnen läßt, wenn man die fremdartigen Zuthaten aus Hoffmanns Hauptwerk streicht und statt dessen das Verwandte aus seinen sonstigen Arbeiten beigiebt. Wie ich im Einzelnen dabei verfahren bin, zeige ich mißtrauischen Lesern im Nachbericht. Dort nenne ich auch die freundlichen Mitarbeiter, ohne deren Hülfe das Buch nicht die Beilagen erhalten hätte, die es jetzt zieren. Ich spreche hier allen

meinen herzlichen Dank aus, insbesondere meinem verehrten Freunde Hans Pfitzner, der uns das Agnus dei aus der Missa in D wieder zugänglich gemacht hat und hoffentlich noch einen Verleger findet für den lange geplanten Klavierauszug der „Undine".

Anfang November 1902

[Nachwort zu den 'Märchen der Serapionsbrüder']

Vorbemerkung.

An dieser Stelle soll erzählt werden, wie Hoffmann dazu kam, unsere drei Märchen zu schreiben, wie er sich der Aufgabe entledigt hat und wie seine Arbeit bei Mit- und Nachwelt aufgenommen worden ist; daneben sollen Einzelheiten erklärt und die Grundsätze unserer Textbehandlung dargelegt werden. Da aber unser Büchlein weniger der Forschung dienen soll als dem unmittelbaren Genusse alter und junger Kunstfreunde, so haben wir die philologischen Mitteilungen möglichst eingeschränkt zugunsten der ästhetischen und literarhistorischen. Diese sind in der vorliegenden neuen Ausgabe vermehrt; die knappen bibliographischen Andeutungen der ersten Ausgabe sind dagegen weggelassen.

Die Zahlen im Nachwort bezeichnen die Seiten unserer Ausgabe; dahinter stehen in der Regel entweder kleine Zahlen, die die Zeilen bezeichnen, oder Buchstaben, die einen größeren Teil der Seite bezeichnen: o bedeutet das obere Drittel (oder die obere Hälfte), m das mittlere Drittel und u das untere Drittel (oder die untere Hälfte). Ein kleines f dagegen bedeutet die erste folgende Seite.

Von den sieben Titelabkürzungen bedeuten (H. = [E. T. A.] Hoffmann):

Hitzig: Aus Hoffmann's Leben und Nachlass. 2 Theile. (Berlin, Dümmler, 1823.)

Sucher: Les sources du merveilleux chez H. Par Paul S. (Paris, Alcan, 1912 [tatsächlich schon 1911 erschienen].)

Ellinger 15: E. T. A. Hoffmanns Werke. Fünfzehnter Teil. (Berlin usw., Bong [1912].)

Hippel: Hoffmann und Hippel. Das Denkmal einer Freundschaft. (Berlin, Gebr. Paetel, 1912.)

Bw: Hoffmanns Briefwechsel (mit Ausnahme der Briefe an Hippel). Heft 1—3. (Ebenda 1912.)

Die beiden letztgenannten Publikationen bilden Bd. 1 und 2 der Sammlung

E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr. Sein Briefwechsel und die Erinnerungen seiner Bekannten. In drei Bänden . . . herausgegeben von Hans von Müller.

Maassen 6: H's Sämtliche Werke. Hist.-krit. Ausg.... von Carl Georg von M. Sechster Band. (München u. Lpz., Gg. Müller, 1912.)

Voigt: „Zeherit“ in H's ‘Meister Floh’. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift, hrsg. von Heinrich Schröder. (Heidelberg, Winter.) Jahrg. 1914.

I. Nußknacker und Mausekönig.

1.

Der Musikdirektor Hoffmann, der älter war als Fouqué und Kleist, Brentano und Arnim, hatte schon u. a. zehn Opern komponiert und neben tief eindringenden theoretischen Aufsätzen die kleinen musikalischen Dichtungen ‘Ritter Gluck’, ‘Kreislers Leiden’ und ‘Don Juan’ verfaßt, als er in seinem 38. und 39. Lebensjahr, vom 26. November 1813 bis zum 15. Februar

1814, zu Dresden und Leipzig sein poetisches Hauptwerk schuf, das Märchen 'Der goldne Topf'. Die Handlung spielt in der unmittelbaren Gegenwart zu Dresden; und wie der Dichter im Beginn der 4. Vigilie ausspricht, will er uns durch das Märchen recht vor Augen führen, daß das romantische Reich des Traumes, der Illusion, der Phantasie, in dem es nicht die beengenden Schranken von Zeit, Raum und Kausalität gibt, nicht unerreichbar über oder vor uns, sondern in uns liegt, daß wir nur zu wollen brauchen, um mitten drin zu stehen.

Im 'Goldnen Topf' war ein reiner Jüngling, Anselmus, der Träger dieser Idee. Noch näher lag es, diese Rolle dem Kinde zuzuerteilen, dessen Phantasie noch nicht durch die Erfahrung gelähmt ist. In diesem Sinne schrieb Hoffmann seine ersten beiden Berliner Märchen: 'Nußknacker und Mausekönig' als die Illusion des Puppenmütterchens Marie, und das 'Fremde Kind' als die Illusion der beiden Naturkinder Felix und Christlieb.

2.

In den ersten Berliner Jahren hatte Hoffmann die Neigung, mit seinen teils wiedergefundenen teils neu erworbenen poetischen Freunden zusammenzuarbeiten. So verabredete er am 13. Januar 1815 auf einer Abendgesellschaft, mit Chamisso, Contessa und Hitzig gemeinsam einen Roman zu schreiben; dieser Plan blieb — man darf sagen zum Glück — liegen, nachdem Chamisso am 15. Juli seine Weltumseglung angetreten hatte (Bw 233/35 Note).

Vielleicht fällt schon in dieselbe Zeit der Plan,

unter Mitarbeit von Contessa und Fouqué ein Märchenbuch herauszugeben. Wenigstens klagt Hoffmann am 8. Mai Fouqué, die Arbeit, die er als Volontär am Kammergericht zu leisten habe, mache es ihm unmöglich, das versprochene Märchen zu schreiben (Bw 228). Sechs Tage darauf zählt er abermals Fouqué auf, was er alles an Gerichtsakten und alten literarischen Verpflichtungen auf dem Halse habe (Bw 230 f).

Erst fünf Vierteljahre darauf, nachdem Hoffmann wieder fest angestellt war als Richter, trat man dem Unternehmen ernstlich näher. Hoffmann, der allein von den Dreien seinen Wohnsitz in Berlin hatte, übernahm es, die Verhandlungen mit einem Verleger zu leiten und die Illustrationen zu liefern. Er stand damals mit zwei Berliner Firmen in Verbindung. Duncker & Humblot hatten am 16. Mai 1815 die 'Elixiere des Teufels' in Verlag genommen (Bw 234), die — 1801 von Georg Reimer gepachtete — Realschulbuchhandlung Ende desselben Jahres die 'Nachtstücke' (Hoffmanns Angebot vom 24. November s. Bw 247 f). Hoffmann wandte sich zunächst an Duncker & Humblot, zumal die 'Nachtstücke' noch nicht erschienen waren. Duncker & Humblot aber lehnten den Verlag ab und stießen Hoffmann dadurch „sehr vor den Kopf" (Reimer an Hitzig 29. Juli 1826). Dieser bot nunmehr der Realschulbuchhandlung das Büchlein an, indem er sich „sehr empfindlich" über die Behandlung seitens der jüngeren Firma äußerte; und Reimer ließ sich bereit finden, das Märchenbuch zu drucken und gut zu honorieren (Reimer an Hitzig 27. Februar 1827).

Als erster lieferte Contessa seinen Beitrag, das sehr hübsche 'Gastmahl'. Dann kam Fouqué mit der phantasielosen Arbeit 'Die kleinen Leute'. Während diese Stücke schon im Druck waren, vollendete Hoffmann sein Märchen, 'Nußknacker und Mausekönig', und zeichnete vom 14. bis zum 16. November unter Fieberanfällen für jedes der drei Märchen eine Anfangs- und eine Schlußvignette, die er am 16. mit dem Texte seines Märchens an Reimer sandte (Bw 275 f*). Die Vignetten wurden, jedenfalls der Eile wegen, äußerst roh lithographiert, und das Bändchen wird, wenn überhaupt, nur noch mit genauer Not zu Weihnachten erschienen sein. Hoffmann erhielt zwölf Freiexemplare, von denen er seinen Mitarbeitern je vier abgab (Bw 294).

3.

Jetzt zu Hoffmanns Märchen.

Zum vorigen Weihnachtsabend hatte Hoffmann, wie Hitzig berichtet (2, 109), für dessen Kinder die Burg Ringstetten aus seiner letzten Oper 'Undine', deren Aufführung damals bevorstand, gemalt, aufgebaut und prachtvoll von innen erleuchtet. Das künstliche Werk wird aber, nachdem es genügend bestaunt war, die

* Das unschätzbare Himburg-Weidmann-Reimersche Gesamtarchiv ist in den achtziger Jahren für — 5000 Mark an einen Antiquar verschleudert, und im Laufe der letzten zwölf Jahre haben sich erst sechs Briefe wieder zusammengefunden, die sich auf die Kindermärchen von 1816 und 1817 beziehen. Sie sind im folgenden unsere Hauptquelle.

Kinder bald gelangweilt haben, weil sich gar nichts daraus machen, nicht damit spielen ließ.

An dies Fiasko knüpft Hoffmann nur in löblicher Selbsterkenntnis an (12, 6—11. 17, 21—19, 20). Er gibt zu, daß das Kind nicht nur Automaten spielen sehen will, sondern selbst eingreifeu will als Regisseur und Dichter. Er läßt also Fritz als umsichtigen Offizier seine Soldaten kommandieren und entwickelt vor allem ein eigentümlich schöpferisches Verhältnis der kleinen Marie zu den Puppen.*

Zunächst steht Marie zu ihren Puppen wie jedes Kind: sie spielt gerne mit ihnen, weiß aber, daß es Puppen sind. Sie hat das Gefühl der halb-bewußten, willkürlichen Illusion, wie es abgeschwächt die Erwachsenen im Theater haben: „Bin ich nicht ein thöricht Mädchen, daß ich . . . glaube, das Holzpüppchen da könne mir Gesichter schneiden!“ (30 m). Allmählich aber kommt sie in das Reich der vollen Illusion, unter wiederholter Nachhilfe (des Wundfiebers

---

* Hoffmanns Liebling Marie Hitzig (geb. 1809) starb jung nach schweren Leiden im Januar 1822: Hoffmanns schönen Beileidsbrief s. Bw 471 f. Fritz ist kein anderer als der Geheime Regierungs- und Ober-Bau-Rat Friedrich H. (1811—1881), der die Börse und die Reichsbank in Berlin, die Technische Hochschule in Charlottenburg u. a. geschaffen hat und nach dem die Hitzigstraße benannt ist. Die ältere Tochter Eugenie H. (1807—1843), die Hoffmann später unter den Hörern des Märchens nennt (s. u. 328 u), verheiratete sich 1826 mit Johann Jacob Baeyer, dem Begründer der internationalen Erdmessung (gest. 1885 als preußischer Generalleutnant).

und) des Paten Droßelmeier-Hoffmann. Und bald findet sie sich besser darin zurecht als der Führer. Wie sie ihm die große Schlacht schildert, die sie im Geiste geschaut, erwidert ihr der Dichter: „Ey, Dir liebe Marie ist ja mehr gegeben als mir und uns allen; . . . Du regierst in einem schönen blanken Reich." (85 u.) Und wie sie den Rosensee mit seinen Schwänen schaut, erwidert der Nußknacker, der diesmal den Chorus agiert: „So etwas kann denn doch wohl der Onkel niemals zu Stande bringen; Sie selbst viel eher, liebe Demoiselle Stahlbaum." (104/05.) Und „Marie soll noch zur Stunde Königin eines Landes seyn, in dem man überall . . . die allerherrlichsten, wunderbarsten Dinge erblicken kann, wenn man nur Augen darnach hat" (124/25) — ganz wie Anselmus im 'Goldnen Topf' zum Schlusse als Herr auf Atlantis lebt.

Wird es in den beiden Märchen dem Lehrmeister bisweilen zu arg, so fährt er durch ein gellendes „Hey, hey!" dazwischen: Lindhorst-Hoffmann zu Anselmus am Schluß der 1. und in der Mitte der 4. Vigilie, Droßelmeier-Hoffmann zu Marie S. 122 m; aber beide müßten nicht Substitute unseres Dichters sein, wenn sie nicht gleich wieder fortführen, ihre Zöglinge in ihren Illusionen auf alle Art zu bestärken.

Ist es schon äußerst schwierig, ein Märchen in dieser Weise dauernd im Zwielicht zu halten, so ist es fast unmöglich, diesen Charakter auch am Schlusse zu bewahren. Der Schluß des 'Goldnen Topfes' genügt denn auch nicht ganz, noch weniger der von 'Nußknacker und Mausekönig'. Es ist hier Hoffmann nicht

mehr gelungen, der Illusion ihren diskreten, verschwebenden Charakter zu bewahren; Droßelmeiers entzauberter Neffe, der Marien heimführt, fällt grob materiell aus der Märchenwelt heraus, wie die unterste Sprosse der Himmelsleiter aus Jakobs Traum herausgefallen ist in das Reliquiar zu Doberan. Der letzte Absatz bemüht sich vergebens, durch „soll", „sagt man" u. dgl. nachträglich einen Schleier vor diese Körperlichkeiten zu senken und die zerstörte Stimmung wieder herzustellen.

4.

Eine Eigentümlichkeit unseres Märchens, zu der sich bei Hoffmann nur noch im 'Goldnen Topf' und in der 'Brambilla' Ansätze wiederfinden, ist der Versuch, die Stimmung durch klingende freie Rhythmen unmittelbar dem Hörer zu suggerieren.

Hoffmann konnte wie Jean Paul keine sprachlich guten Verse machen; auch die parodistischen sind als solche mißglückt. Dagegen zeigt sich auch in seinen unbeholfensten Versuchen (z. B. dem bekannten Dedikationsgedicht an die Eunike, Bw 398) ein glückliches Bemühen um die musikalische Klangwirkung. In unserem Märchen beachte man z. B. das Schnurren im ersten Uhrenlied S. 32; das Schnurren und Ticken und Schlagen im zweiten Uhrenlied S. 50 (das natürlich eintönig und schnarrend vorzulesen ist, wie der Pate es hersagt); das Vorwiegen des klaren, wachen a in der Reveille S. 35; die knackenden Töne des Nußknackers S. 35/36; endlich den Wechsel in dem wunderschönen Wasserlied S. 106, wo erst die Mücken,

Fische, Vögel mit leichten, hellen Lauten, dann die „Rosenwogen“ mit dumpfen, schweren angeredet werden.

5.

Auch über den Stoff des Märchens ist noch etwas zu sagen, da er die Haltung des Ganzen wesentlich beeinflußt hat.

Hoffmanns Thema berührt sich mit dem des Froschmäusekrieges, nur daß den Mäusen statt der Frösche die Puppen gegenüberstehen, da die Geschichte in der Weihnachtszeit und im Zimmer spielt. Als Herrscher der Mäuse wird nach Analogie des durch die Schwänze zusammenhängenden Rattenkönigs * ein

* In der Aufklärungszeit, seit 1767, gehörte es zum guten Ton, die Existenz des Rattenkönigs anzuzweifeln oder schroff zu verneinen. Auch Blumenbach, der ihn ruhig in den ersten drei Ausgaben seines berühmten 'Handbuchs der Naturgeschichte' aufgeführt, ließ ihn von der vierten an beschämt weg. Erst 1820 erstand dem bedrängten Prätendenten ein Vorkämpfer, der ihn nach fünfzigjähriger Verkennung wieder zur Geltung brachte: Johann Joachim Bellermann, der Stifter der Berliner Scholarchendynastie, erzählt in seiner Broschüre 'Über das bisher bezweifelte Daseyn des Ratten-königes' unter Beibringung unanfechtbarer Zeugnisse und einer Abbildung, daß Zimmerleute 1772 in Erfurt beim Abbruch eines Kornspeichers einen lebenden Rattenkönig von 12 Tieren gefunden, getötet und auf den Mist geworfen, wo Bellermann ihn dann gefunden hatte. Anhangsweise teilt er einige zwanzig weitere Fälle mit. — Nach seiner Angabe am Schluß der Broschüre haben ältere Naturbeschreiber, die er aber leider nicht nennt, „den Rattenkönig für den Führer und Aufseher

Mausekönig* mit sieben Köpfen vorgeführt, als König der Puppen eine Nürnberger Puppe, die anfangs Hampelmann gewesen, dann aber zum Nußknacker ausgebildet worden war (74f. 123).

Wie im Froschmäusekrieg die Ilias, sehen wir hier die Napoleonischen Schlachten, die Niederlage und den Sieg der Deutschen, nachgebildet; und die Übertragung menschlicher Verhältnisse auf diese kleinsten Wesen wirkt mit Notwendigkeit außerordentlich parodistisch. Der „begeisterte Nußknacker" (36 m), der „begeisterte Worte" an die Truppen richtet (39 u), ist ebenso drollig wie der General Pantalon, der aus Angst mit dem Kinn

---

der Gattung ausgegeben" und behauptet, „er habe seinen Thron und seinen Hofstaat u. d. m."

Arthur Sakheim macht (E. T. A. Hoffmann [Leipzig, Haessel, 1908] S. 202/03) darauf aufmerksam, daß Hoffmann in dem Brief, den er am 7. Dezember 1794 an Hippel in das Dorf Arnau bei Königsberg schrieb (Hippel 44,10), den dortigen „Mäusekönig" erwähnt, der „unmöglich harmonischer lachen kann" als Hippels Bote es tut mit seinem „dreymahligen feinen hihi".

* Grimms Wörterbuch (Heyne und Lexer) kennt nur ein Wort „Mäusekönig", u. z. in der gänzlich abweichenden Bedeutung von Zaunkönig — wie es ein Buch mit dem Titel „Phantasiestücke" nur von Hoffmanns Nachahmer Weisflog kennt!! Zwei weitere Pröbchen für die — bekanntlich von Wilhelm Grimm inaugurierte und erst 1880 von Franz Muncker in der 'Allgemeinen Deutschen Biographie' gesprengte — solidarische Feindschaft der Germanisten gegen unseren Dichter, mit der die dankbare Liebe der Franzosen in dem Menschenalter von 1830—1860 auf das beschämendste kontrastiert.

wackelt (39 u) und der Oberst, der seine Pension in der hintersten Ecke des dritten Faches verzehrt (96 m). Berühmten Mustern nachgebildet sind die euphemistischen Ausdrücke für Flucht (42 m. u. 44 m). Kostbar ist es, wenn die Mäuse mit Kot schießen (42 m) und wenn gar ein tollkühner Mäuse-Rittmeister einem Chinesischen Kaiser den Kopf abbeißt und dieser im Fall eine Meerkatze erschlägt (43 f).

Einmal in diesen Ton gekommen, fährt Hoffmann so fort. Das Gegenstück zur Parodie der Schlacht ist die Parodie auf das Hofleben, die H. später mit größerer Kraft in der Biographie Kreislers durchführte. Die stete Vermengung von Staats-, Hof- und persönlichen Angelegenheiten wirkt unwiderstehlich komisch. Gleich der große Wurstschmaus im Anfang (56—59) ist ein Kabinettsstück; sodann die Gleichgültigkeit, mit der, je nach Verdauung (68 f) und Stimmung Auszeichnungen verliehen (Brillantdegen + Sonntagsrock 68 o) und Verbannung (80 m) oder Todesurteile (68 u) ausgesprochen werden. Ferner ist die Titulatur mit großer Liebe durchgeführt: die ausschlaggebende Person am Hofe ist der Hof-Astronom, zugleich Geheimer Ober-Zeichen- und Sterndeuter; seine Tochter wird von Geheimen Oberwärterinnen bewacht, und die feindlichen Mäuse werden von Katern mit dem Charakter Geheimer Legationsräte ferngehalten.

Zum Hofe oben gehört die loyale Untertänigkeit unten: der Gipfel der Menschheit ist eine „geborne Prinzessin" (53 u. 114 o. m); alles feiert wie rasend ihre Geburt (54 o), und da sie dem Reichskanzler die Ehre erweist, ihn in den Finger zu beißen, so weiß

„das entzückte Land", daß sie Geist, Gemüt und Verstand besitzt (54 u).

Auch die Religion scheint im Vorbeigehen à la Offenbach bedacht zu werden: „Conditor! Conditor! Conditor!" (111 m). — Dann bekommt das Theater sein Teil: das Drahtballett, das immer dasselbe macht, und die Musikanten, denen der Brodkorb zu hoch hängt (101 u); ferner die Wissenschaft, die in Kontroverse steht über „O Jemine" oder „Au weh" (54 u), und der Kaufmannsgeist, mit dem Astronom und Arkanist ihren Mann aufsparen und ruhig erst zwanzig gesunde Menschen sich die Zähne ausbeißen lassen (75 u. 76 f).

Am liebenswürdigsten wirkt Hoffmanns wiederholte Verspottung seiner eigenen Häßlichkeit (10 m. 21 m. 25 f. 51 o. m). —

Bei diesem außerordentlichen Reichtum an verborgenen satirischen Zügen, die sich durchaus nur an die Erwachsenen wenden, ist es allerdings kaum zu vermeiden, daß der Dichter bei Gelegenheit ganz unverhüllt aus der Rolle fällt und sich gewissermaßen über seine kindlichen Zuhörer lustig macht. Dazu gehört das Gespräch „mitten in Asien" mit seinen blödsinnigen Nürnberger Knittelversen 70 f, das mit dem Bekenntnis aufhört, es sei doch „gänzlich egal", wo und wie man die fatale Nuß suche; dazu gehören ferner die ungenierten Theaterzitate: „Ein Pferd — ein Pferd — ein Königreich für ein Pferd!" (45 m), der Pachter Feldkümmel und die Jungfrau von Orleans (89 m. 90 o), das Unterbrochene Opferfest' (111 o).

Neben diesen groben Dissonanzen hören wir hin

und wieder die feinen, nur stilistischen, die eins der beliebtesten und wirkungsvollsten Kunstmittel unseres Virtuosen sind, und die in der Regel in der Wahl eines heterogenen Adjektivs oder Adverbiums bestehen: sich merklich rühren 37 m, schicklich krauen 63 m, erklecklich saufen 68 m; nützliche Befehle 42 o, viele vortreffliche Könige und sehr angenehme Prinzen 55 u.

Hoffmann ließ sich eben etwas gehen in diesem Märchen, während es ihm beim 'Goldnen Topf' geglückt war, sich „recht in steter Spannung und Aufmerksamkeit" zu erhalten, „um ganz in Ton und Takt zu bleiben" (Bw 195). Immerhin schweift er nie soweit ab, daß die Kinder gestört werden müssen, wie es z. B. Brentano öfters geschieht (man denke an den berüchtigten Cisio Janus im Radlauf-Cyclus).

— Im Vorbeigehen mag noch bemerkt werden, daß nach Tilles 'Geschichte der deutschen Weihnacht' unser Märchen die erste Darstellung einer Berliner Weihnachtsfeier mit dem Christbaum ist. Freunden der Kulturgeschichte wird auch die Beschreibung der Spielsachen interessant sein, aus der man immerhin ersehen kann, daß es unsere Großväter in der Hinsicht nicht schlechter gehabt haben als wir.

6.

Die Presse wußte nichts mit diesem ganz neuartigen Märchen anzufangen. Unterm 25. März 1817 schrieb das Morgenblatt* (vermutlich Therese Huber), nachdem es Contessas und Fouqués Beiträge gelobt:

* Jahrgang 11, Literatur-Blatt 11.

> Wie der Verfasser zu allen Tollheiten dieses Mährchens gekommen ist, möchte außer ihm schwerlich einer beantworten können: ihm muß ein recht kräftiges Fieber mit Inventionen an die Hand gegangen seyn. Der ganze Puppenverein von wenigstens vier tausend Nürnberger Buden tritt beseelt auf, und schlägt Schlachten mit Mausekönigen und andern gekrönten Hirngespinsten. Maria Stahlbaum . . . ist, beym Lichte besehen, eben auch nichts weiter als eine hölzerne Drathpuppe [!]. . . . Und Pathe Drosselmeyer . . . ist so sehr Puppe, wie alle seine Zuhörer [!] . . . Auf dem Papiere liest sich das alles artig weg; wer aber wäre so geschickt, es einem Kinde wiederzuerzählen? Dies Mährchen hätte unsers Bedünkens in einem Mährchenbuche für Männer und Frauen einen bessern Platz gefunden.

Ähnlich äußerte sich im nächsten Monat die Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung*. Es heißt dort, nachdem Contessa sein wirklich verdientes Lob erhalten, Fouqués und Hoffmanns Märchen wichen „in Erfindung und Ausführung von aller und jeder Märchen-Dichtung so auffallend ab, daß man die eine . . . so wie die andere . . . kaum für eine solche anerkennen kann.“ Hoffmanns Erzählung sei

> vollends widerlich und verdorben durch die hier unpaßlich eingestreuten Späße, ganz in der Art und Weise, wie der Vf. der Teufels-Elixiere zu lieben [lies: zu schreiben] pflegt, der dießmal nicht bedacht zu haben scheint, für wen er eigentlich geschrieben,

---

* Jahrgang 14, Nr. 65 (Band 2, Sp. 46—48).

und ob seine Dichtung für die Fassungskraft junger Kinder sich eigne oder nicht.

Dann werden dem armen Dichter die — als Fachausdrücke hier doch schlechterdings notwendigen — Fremdwörter aufgemutzt: „Chasseur, Tirailleur, *en quarré*, Pantalon, Confitüren u. a."

Freundlicher scheint sich das Publikum gestellt zu haben. Gneisenau, der politisch Humboldts und Hoffmanns Gesinnungsgenosse war und eben deswegen damals von allen Geschäften zurückgezogen auf seinem schlesischen Gute lebte, sagte Hoffmann 1817 scherzend bei einem Aufenthalt in Berlin, es sei an ihm ein Feldherr verloren gegangen, da er „die gewaltige Schlacht so gut geordnet und Nußknackers Verlieren vorzüglich von der Eroberung der auf Mamas Fußbank schlecht postirten Batterie abhängig gemacht" (Bw 300; vgl. Hippel 264).

7.

Wie wir nachher sehen werden, brachte Reimer zu Weihnachten 1817 ein zweites Bändchen ‚Kinder-Mährchen' heraus und ließ gleichzeitig den zweiten Band der ‚Nachtstücke' erscheinen. Wenige Wochen darauf bot der unternehmende Mann unserm Dichter an, dessen in Almanachen einzeln erschienene Erzählungen als Buch zu drucken.

Hoffmann ging am 17. Februar 1818 (Bw 298—300) mit begreiflicher Genugtuung darauf ein und nannte vier Erzählungen, die für diesen Band bereit lägen. Im Laufe des Jahres entschloß man sich, auch die erst im Herbst 1818 publizierten drei neuen Erzählungen mit aufzunehmen; nun wurden zwei Bände erforder-

lich, und um beide recht stattlich zu machen, gab Reimer liebenswürdiger Weise jedem als Schlußstück eins der Kindermärchen, obgleich die beiden Bändchen noch längst nicht vergriffen waren.

Der erste Band, der mit ,Nußknacker und Mausekönig' schließt, erschien gegen Ostern 1819. Hoffmann sah das Märchen für den neuen Abdruck durch und verbesserte es an mindestens zwanzig Stellen mit der Sorgfalt für Wohllaut und Deutlichkeit im Kleinsten, die den Meister der Rede vom Dilettanten und vom Lohnschreiber unterscheidet*. Dagegen enthält der neue Druck freilich auch eine Anzahl Veränderungen, die sich nur durch Nachlässigkeit des Setzers oder Schulmeisterei des Hauskorrektors erklären**.

---

* Wir nennen hier nur die drei Einschiebungen:
10,26 gleich
43,18 *plain*
89,16 f stand ein rotbäckiges Kindlein, Mariens Liebling
Übersehen hat Hoffmann zwei Fehler: 39,20 ist hinter „sprechend:" anscheinend eine Ansprache des Nussknackers an die Truppen ausgefallen (wir haben nun statt des Doppelpunktes Punkt und Gedankenstrich gesetzt); und 66,14 steht in beiden alten Drucken „Johann" statt „Christian" was wir (mit Grisebach) eingesetzt haben.

** Z. B. hat der Korrektor überall (an sieben Stellen) Hoffmanns „frug" in „fragte" verbessert. Die Sperrung kurzer Wörter ist oft übersehen; 20,5 so; 22,3 Der; dagegen ist sinnlos gesperrt 112,2 f der und was Von den sonstigen Fehlern, deren ich ein gutes Dutzend zähle, nenne ich nur einen sachlich irreführenden: 88,16 vorigen st. vorvorigen, und zwei, die den Fachmann belustigen werden wegen der

8

Hoffmann benutzte diese Gelegenheit, um die beiden oben abgedruckten Journaläußerungen teilweise wiederzugeben und darauf zu antworten. Wie bekannt, hat er in der in Rede stehenden Sammlung nach Tiecks Vorgang seine Erzählungen und sonstigen Ausführungen mehreren Freunden in den Mund gelegt, die er erst als Seraphinen-, dann als Serapions-Brüder bezeichnete. Den 'Nußknacker' trägt Lothar vor, und wie er geendet, nehmen Theodor, Ottmar und Cyprian nacheinander das Wort zur Kritik.

„Sage mir", sprach Theodor, „sage mir, lieber Lothar, wie Du nur Deinen Nußknacker und Mausekönig ein Kindermährchen nennen magst, da es ganz unmöglich ist, daß Kinder die feinen Fäden, die sich durch das Ganze ziehen und [es] in seinen scheinbar völlig heterogenen Theilen zusammenhalten, erkennen können. Sie werden sich höchstens am

---

Filiation die damit verbunden: 42,2 steht in den S-B „wiedes" st. „wieder", und daraus machen natürlich alle Gesamtausgaben „wieder des"; 66,11 f hat die ostpreußische Wendung „nicht gerathen" = nicht genug tun (s. Hildebrand in Grimms Wtb. IV, I, 3575 f unter gerathen 13)) Unheil gestiftet. Hoffmanns Worte „konnten die Wärterinnen nicht gerathen," hat nämlich der Drucker der 'Serapions-Brüder' „verbessert" in „fanden die Wärterinnen nichts gerathen, als", und ihm folgen die älteren Gesamtausgaben; der Drucker der 'Kinder-Märchen' von 1839 (auch bei Reimer) „verbessert" dagegen in anderer Richtung: er setzt „konnten die Wärterinnen nicht aufhören", und ihm folgt Grisebach. Die echte Lesart findet man erst wieder in unserer Ausgabe.

Einzelnen halten, und sich hin und wieder daran ergötzen.“

„Und ist dies nicht genug?“ erwiederte Lothar. „Es ist“, fuhr er fort, „überhaupt meines Bedünkens ein großer Irrthum, wenn man glaubt, daß lebhafte fantasiereiche Kinder, von denen hier nur die Rede seyn kann, sich mit inhaltsleeren Faseleien, wie sie oft unter dem Namen Mährchen vorkommen, begnügen. Ey — sie verlangen wohl was Besseres, und es ist zum Erstaunen, wie richtig, wie lebendig sie manches im Geiste auffassen, das manchem grundgescheuten Papa gänzlich entgeht. Erfahrt es und habt Respekt! — Ich las mein Mährchen schon Leuten vor, die ich allein für meine kompetenten Kunstrichter anerkennen kann, nehmlich den Kindern meiner Schwester. Fritz, ein großer Militair, war entzückt über die Armee seines Nahmensvetters, die Schlacht riß ihn ganz hin — er machte mir das Prr und Puff und Schnetterdeng und Bum Burum mit gellender Stimme nach, rutschte unruhig auf dem Stuhle hin und her, ja! — blickte nach seinem Säbel hin, als wolle er dem armen Nußknacker zu Hülfe eilen, da dessen Gefahr immer höher und höher stieg. Weder die neueren Kriegsberichte noch den Shakspeare hat aber Neffe Fritz zur Zeit gelesen, wie ich Euch versichern kann; was es mit den militairischen Evolutionen jener entsetzlichsten aller Schlachten, so wie was es mit dem: „Ein Pferd — ein Pferd — ein Königreich für ein Pferd“ für eine Bewandtniß hat, ist ihm daher gewiß ganz und gar entgangen. Eben so begriff meine liebe Eugenie

von Haus aus in ihrem zarten Gemüth Mariens süße Zuneigung zum kleinen Nußknacker, wurde bis zu Thränen gerührt, als Marie Zuckerwerk — Bilderbücher, ja ihr Weihnachtskleidchen opfert, nur um ihren Liebling zu retten, zweifelte nicht einen Augenblick an die schöne herrlich funkelnde Candis-Wiese, auf die Marie aus dem Kragen des verhängnißvollen Fuchspelzes in ihres Vaters Kleiderschrank hinaus steigt. Das Puppenreich machte die Kinder überglücklich.“

„Dieser Theil Deines Mährchens“, nahm Ottmar das Wort, „ist, behält man die Kinder als Leser oder Zuhörer im Auge, auch unbedenklich der gelungenste. Die Einschaltung des Mährchens von der harten Nuß, unerachtet wieder darin die Bindungsmittel des Ganzen liegen, halte ich deshalb für fehlerhaft, weil die Sache wenigstens scheinbar sich dadurch verwirrt und die Fäden sich auch zu sehr dehnen und ausbreiten. Du hast uns nun zwar für inkompetente Richter erklärt und dadurch Schweigen geboten, verhehlen kann ich's Dir aber nicht, daß, solltest Du Dein Werk ins große Publikum schicken, viele sehr vernünftige Leute, vorzüglich solche, die niemals Kinder gewesen, welches sich bey manchen ereignet, mit Achselzucken und Kopfschütteln zu erkennen geben werden, daß Alles tolles, buntscheckiges, aberwitziges Zeug sey, oder wenigstens, daß Dir ein tüchtiges Fieber zu Hülfe gekommen seyn müsse, da ein gesunder Mensch solch' Unding nicht schaffen könne.“

„Da würd' ich“, rief Lothar lachend, „da würd' ich mein Haupt beugen vor dem vornehmen Kopf-

schüttler, meine Hand auf die Brust legen und wehmüthig versichern, daß es dem armen Autor gar wenig helfe, wenn ihm wie im wirren Traum allerley Fantastisches aufgehe, sondern daß dergleichen, ohne daß es der ordnende richtende Verstand wohl erwäge, durcharbeite und den Faden zierlich und fest daraus erst spinne, ganz und gar nicht zu brauchen. Zu keinem Werk, würd' ich ferner sagen, gehöre mehr ein klares, ruhiges Gemüth, als zu einem solchen das wie in regelloser spielender Willkühr von allen Seiten in Blaue hinaus blitzend, doch einen festen Kern in sich tragen solle und müsse."

„Wer", sprach Cyprian, „wer vermag Dir darin zu widersprechen. Doch bleibt es ein gewagtes Unternehmen, das durchaus Fantastische ins gewöhnliche Leben hineinzuspielen und ernsthaften Leuten, Obergerichtsräthen, Archivarien und Studenten tolle Zauberkappen über zu werfen, daß sie wie fabelhafte Spukgeister am hellen lichten Tage durch die lebhaftesten Straßen der bekanntesten Städte schleichen und man irre werden kann an jedem ehrlichen Nachbar. Wahr ist es, daß sich daraus ein gewisser ironisirender Ton von selbst bildet, der den trägen Geist stachelt oder ihn vielmehr ganz unvermerkt mit gutmüthiger Miene wie ein böser Schalk hinein verlockt in das fremde Gebiet."

„Dieser ironische Ton", sprach Theodor, „möchte die gefährlichste Klippe seyn, da an ihr sehr leicht die Anmuth der Erfindung und Darstellung, welche wir von jedem Mährchen verlangen, scheitern, rettungslos zu Grunde gehen kann."

„Ist es denn möglich," nahm Lothar das Wort, „die Bedingnisse solcher Dichtungen festzustellen? — Tieck, der herrliche tiefe Meister, der Schöpfer der anmuthigsten Mährchen, die es geben mag, hat darüber den Personen, die im Phantasus auftreten, auch nur einzelne geistreiche und belehrende Bemerkungen in den Mund gelegt. Nach diesen soll Bedingniß des Mährchens ein still fortschreitender Ton der Erzählung, eine gewisse Unschuld der Darstellung seyn, die wie sanft fantasirende Musik ohne Lärm und Geräusch die Seele fesselt. Das Werk der Fantasie soll keinen bittern Nachgeschmack zurück lassen, aber doch ein Nachgenießen, ein Nachtönen. — Doch reicht dies wohl aus, den einzig richtigen Ton dieser Dichtungsart anzugeben? — An meinen Nußknacker will ich nun gar nicht mehr denken, da ich selbst eingestehe, daß ein gewisser unverzeihlicher Uebermuth darin herrscht und ich zu sehr an die erwachsenen Leute und ihre Thaten gedacht; aber bemerken muß ich, daß das Mährchen unsers entfernten Freundes, der goldene Topf benannt, auf das Du, Cyprian, vorhin anspieltest vielleicht etwas mehr von dem, was der Meister verlangt, in sich trägt und eben deshalb viel Gnade gefunden hat vor den Stühlen der Kunstrichter. — Uebrigens habe ich den kleinen Kunstrichtern in meiner Schwester Kinderstube versprechen müssen, ihnen zum künftigen Weihnachten ein neues Mährchen einzubescheeren, und ich gelobe Euch, weniger in fantastischem Uebermuth zu luxuriren, frömmer, kindlicher zu seyn."

9.

Das Märchen hat eine außerordentliche Lebenskraft bewiesen. Immer wieder ist es neugedruckt, bearbeitet und übersetzt worden. An neugesetzten deutschen Drucken allein aus dem 19. Jahrhundert verzeichnete die erste Ausgabe dieses Büchleins sechzehn; die Übersetzungen und Bearbeitungen habe ich aufgezählt in den Zwölf Berlinischen Geschichten Hoffmanns a. d. J. 1551—1816 (München, Gg. Müller, 1920) auf S. 401—03.

II. Das fremde Kind.

1.

Der Erfolg des Bändchens veranlaßte Verleger und Autoren, im nächsten Jahre ein zweites folgen zu lassen. Hoffmann war diesmal als erster zur Stelle: er sandte den Anfang des 'Fremden Kindes' am 27. September 1817 an Reimer und versprach, binnen acht Tagen den Rest und die sechs Vignetten zu liefern; Contessa habe ihm bereits die Idee zu der [Titel-]Vignette seines Märchens mitgeteilt, und von Fouqué erwarte er ein Gleiches (Bw 289f).

Am 14. Oktober fragte Contessa Reimern, „ob wirklich für dieses Jahr noch etwas daraus wird“ und versprach, in dem Falle in acht Tagen sein Manuskript zu senden, dem nur noch ein paar Bogen fehlten (Bw 290). Es war 'Das Schwerdt und die Schlangen'. Als letzter stellte Fouqué sich ein mit den ganz verunglückten 'Kuckkasten'.

Die Bilder gerieten diesmal besser; die Vollbilder wurden in Kupferstich, die Schlußstücke in Holzschnitt ausgeführt.

Ende November erschien das Bändchen; am 18. quittiert Hoffmann dem Verleger über zwei Freiexemplare und erbittet zehn weitere, damit wie voriges Jahr jeder Mitarbeiter vier erhalte (Bw 294). Auch bittet er um den Rest des Honorars, um seine Mitarbeiter zu befriedigen; seinen Anteil hatte er schon am 11. im voraus erhoben (Bw 291).

2.

Hatte Hoffmann schon in 'Nußknacker und Mausekönig' gelegentlich (nämlich an den drei S. 317/18 zitierten Stellen) die noch ungebundene Phantasie des Kindes im Gegensatz zu der gefesselten der Erwachsenen ausgezeichnet: so nahm er sich nunmehr vor, sie recht in Einfalt und Schönheit zu feiern.

Im ersten Drittel des neuen Märchens verstärkt Hoffmann das Motiv des Automatenschlosses. Fritz und Marie wandten sich unmutig ab von den „kleinen geputzten Dingern in Schlosse", die „nichts können als immer dasselbe"; aber sie hatten ihre Soldaten und Puppen belebt und wie Menschen agieren lassen. Felix und Christlieb jedoch werfen alle Spielsachen weg, nicht nur das quinkelierende Harfenmännlein und den Jäger der immer in die Scheibe schießt, sondern auch die Puppe die nicht läuft, die Flinte die nicht schießt und den Hirschfänger der nicht sticht.

Sie werden diesen künstlichen Behelf nicht vermissen, denn die Phantasie ist ihnen erschienen und verklärt ihnen die Welt. Dies ist das Thema der Hauptpartie, des mittleren Drittels. Die frei schaltende Phantasie des Kindes offenbart sich, die keinen Unterschied kennt

zwischen Wirklichkeit und Traum, Leben und Tod, arm und reich. Sofort ergab sich für den Romantiker eine Parallele: die Kindheit des unverbildeten Individuums entspricht der Kindheit des Menschengeschlechts, wie Hoffmanns Lehrmeister Novalis und Ritter, Steffens und Kanne, Schelling und Schubert sie geschildert haben als goldenes Zeitalter des Einklangs aller Wesen.

Aber Hoffmann ist kein Literat, der wie etwa Fouqué harmlos mit fertig übernommenen Gestalten, seien es Mythologeme oder Allegorien, wirtschaftet. Hoffmann ist Psychologe, er weiß, daß alles „übernatürliche" aus dem Herzen und dem Geiste des Menschen selbst kommt. So wird auch das fremde Kind, die Phantasie, aus dem Innern der beiden Kinder projiciert: Felix sieht sie als Knaben, Christlieb als Mädchen. Im Einzelnen der Gestaltung mögen immerhin Tiecks 'Elfen' und Runges Bilder dem Dichter vorgeschwebt haben (Maassen 6, LVI f).

In dem Nußknackermärchen hatte Hoffmann fast zu viel getan in buntem Fabulieren; er hatte drei Märchen in einen Rahmen gepreßt. Hier, in dem Herzstück des 'Fremden Kindes', sublimiert seine ganze Kunst sich in den Duft der Stimmung. Sehen wir zu, was geschieht:

Die Kinder sitzen unmutig und gelangweilt im Walde, der vornehme Besuch und die nichtsnutzigen Spielsachen haben ihnen die Stimmung verdorben. Da kommt die Phantasie. Was fehlt euch? fragt sie. Du fehltest uns, ist die Antwort: warum bist du so lange ausgeblieben? — Nun zeigt ihnen die Phantasie,

wie sie ganz umgeben sind von dem herrlichsten Spielzeuge, das man nur sehen kann. Und die Kinder gewahren, wie die Blumen sie lebendig ansehen, wie die Käfer tanzen und summen. Die Phantasie erbaut im Nu einen Palast, in dessen Bogengängen die Kinder umherspringen. Die Phantasie verwandelt wieder die Säulen in einen murmelnden Bach, Grashalme in Puppen, Äste in kleine Jäger; die Puppen tanzen, die Jäger tummeln sich. Alles verliert sich wieder: Wo sind die Puppen, wo sind die Jäger? Die Phantasie erwidert: O, die stehen euch alle zu Gebote, die sind jeden Augenblick bei euch, wenn ihr nur wollt. Aber nun etwas anderes! Und die Phantasie schwebt mit den Kindern durch die Luft, erst unten zwischen den Singvögeln vorbei, dann hoch oben an Storch und Geier vorbei. Nach einem Abschiedslied verschwindet die Phantasie, die Kinder wissen nicht wie.

Andern Tages treffen die Kinder wieder die Phantasie im Walde. Sie spricht zierlich und gescheit mit Bäumen, Büschen, Blumen, mit dem Bache; und die Kinder verstehen alles was diese antworten. Christlieb spricht mit den Blumen, Felix mit den Bäumen; der Waldbach erzählt ihnen Geschichten und zeigt ihnen Bilder. Zum Abend will die Phantasie fort, vorher fliegt sie mit den Kindern empor, auf ihre lieben Luftschlösser zu; die Kinder hoffen diese zu erreichen, zumal sie nur noch vorwärts, nicht mehr hinab in die erdschwere Wirklichkeit blicken: aber sie „wußten selbst nicht wie es geschah, daß sie unversehens sich zu Hause bei Vater und Mutter befanden".

Am dritten Tag baut die Phantasie den Kindern

ein Zelt von Lilien, Rosen und Tulipanen unfern des Baches. Felix kommt es diesmal so vor, als wenn doch erst die Phantasie ihm die Erzählung des Baches deuten könne. Er fragt sie, woher sie kommt, und wohin sie so schnell verschwindet, „daß wir selbst niemals wissen wie das geschieht?" Weiter fragen die Kinder, wo sie zu Hause ist und wo ihre Eltern sind. Die Phantasie erwidert, sie wohne „hinter den blauen Bergen", ihre Heimat sei aber nie zu erreichen. Aber „wenn Du Dich recht herzlich nach mir sehnst, so bin ich gleich bei Dir und bringe Dir alle Spiele, alle Wunder aus meiner Heimath mit".

Über die Heimat des fremden Kindes sprechen wir später. Erst wollen wir vorausnehmen was weiter geschieht. Die Phantasie entflieht dieses dritte Mal wie an den Tagen vorher, und seitdem die Kinder systematisch unterrichtet werden, läßt sie sich nur noch in der Ferne und im Traume blicken. Ebenso ist es dem Vater seinerzeit mit dem fremden Kinde gegangen. „Als ich so alt war wie ihr," erzählt er (S. 202) den Kindern, „hat es mich so wie euch besucht und die wunderbarsten Spiele gespielt. Wie es mich dann verlassen hat, darauf kann ich mich garnicht besinnen". Erst kurz vorm Tode kehrt ihm mit der Erinnerung an die Jugend auch die an das holde Zauberkind zurück.

(Hoffmann hat sich bemüht, das Verblassen und Zurücktreten der kindlichen Phantasie auch positiv darzustellen. Den Kindern macht es, wie sie heranwachsen, keinen Spaß mehr, im Walde zu spielen. Dieser natürliche Vorgang wird so allegorisiert, daß die

fortgeworfenen Spielsachen im Walde spuken und den Kindern den Aufenthalt daselbst verleiden. Es liegt auf der Hand, daß diese Einkleidung vollkommen verfehlt ist: mit Angst wird wohl kein Heranwachsender seine ausgetretenen Kinderschuhe und seine fortgeworfenen Spielsachen betrachten.)

3.

Wir gaben eben die dritte Unterredung der Kinder mit der Phantasie wieder, bis zu deren ausweichender Antwort über ihre Heimat. Felix läßt sich, wie der Leser sich erinnert, nicht abspeisen mit diesem Bescheide; er will die Heimat des Kindes wie ein Held unter Mühe und Gefahr suchen. Darauf verheißt ihm die Phantasie freudig, daß er bei festem Willen das „Reich voller Glanz und Pracht" erreichen werde, in dem ihre Mutter als Königin herrsche, als mütterliche Umfasserin und Erhalterin alles Lebens, aller Schönheit.

Wer ist diese mütterliche Gottheit?

Mit Bestimmtheit läßt sich darauf nicht antworten. Man kann geltend machen, daß der fremde Knabe, der Felix erscheint, ebenso wie das fremde Mädchen, das Christlieb sieht, doch nur Individuationen der Phantasie sind, und daraus folgern, daß diese selbst, die abstrakte Phantasie, die Phantasie „an sich", die Mutter des fremden Kindes ist. So scheint Ellinger die Sache aufzufassen, wenn er sich auch über das Kind selbst nicht äußert.

Will man aber in dem Kinde schon die Phantasie selbst sehn, so muß man die Mutter als einen dieser übergeordneten, allgemeineren Trieb deuten. Vielleicht darf man sie, wie in der ersten Ausgabe dieses Büchleins

1906 geschehen ist, als die Freude auffassen, und zwar die Freude in dem ganz allgemeinen, in der Funktion dem Schopenhauerschen Willen entsprechenden Sinne, in dem der fünfundzwanzigjährige Schiller sie besungen hatte:

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Und siehe,

Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, Dein Heiligtum.

Noch viel schöner ist dieser Palast der Freude als die glänzendsten Luftschlösser: seine Säulen tragen das Himmelsgewölbe, unter dem segelt goldenes Gewölk, purpurn steigt das Morgen-, das Abendrot auf, und in klingenden Kreisen tanzen die funkelnden Sterne. Aber auch auf der Erde ist die Freude die mächtigste Fee: alles, was dort lebt und webt, hält sie mit treuer Liebe umfangen; vor allen liebt sie die Kinder, denen sie die herrlichsten Feste bereitet. Zu ihrem innigen Schmerz gibt es so viele grämliche Menschen, die nichts von ihr wissen wollen; und auch im Reich der Ideen hat sie einen mächtigen Feind.

4.

Dieser Widersacher der Freude läßt sich eigent-

lich nur negativ bestimmen. Immerhin hat ihm zwei Generationen nach Hoffmann der Romantiker des 'Zarathustra', der wie die Brüder Schlegel so gern ein Dichter sein wollte aber ein glänzender Fragmentist blieb, einen Namen gegeben, der zu gut ist um ihn nicht anachronistisch hier zu brauchen: „der Geist der Schwere". Königin Freude lebt in Luft und Licht, in Glanz und Farbe, in Duft und Wohlklang; sie herrscht über die leichten, hellen, tönenden Elemente: Feuer, Luft und Wasser; sie ist das Prinzip der Bewegung und des Lebens. Wenn sie den Thron besteigt, so rühren die Geister ihre goldenen Harfen, ihre kristallenen Zymbeln, und dazu singen purpurne Vögel mit solch wunderbaren Stimmen, daß man vergehen möchte vor süßer Lust. Aber der finstere und mürrische Geist der Schwere herrscht über die träge, schwarze, schweigende Erde, über die tote Materie; sein Atem ist giftig und übelriechend. Wie er einmal Eingang gefunden hat in das Reich der Freude, da hängt er sich zentnerschwer an den Schweif der Fasanen, so daß sie sich nicht mehr aufschwingen können; er zieht die Kinder von den Rosenbüschen auf die Erde hinab; er zwingt die, welche lustig laufen und springen wollen, auf allen Vieren zu kriechen. Im Reiche der Geister ist er der Gnomenkönig Pepser; er erscheint als solcher in Fliegengestalt (wie andere böse Geister: Parallelen s. Maassen 6, LVII. 402).

In seiner speziellen Rolle als Gegner der Phantasie verkörpert Pepser den kalten, nüchternen Verstand, den öden Utilitarismus (175 o), die tote Gelehrsamkeit. In das Leben der Kinder tritt er unter dem

Namen eines Magisters Tinte, der Freude und Gesang, Phantasie und Spiel vernichten will, um mechanisches eingepauktes Wissen an ihre Stelle zu setzen.

Viel bewundert ist mit Recht die spezifisch Hoffmannsche Virtuosität der Szenen, in denen Fliegengnom und Magister sich die Wage halten: wir nennen nur den letzten und glänzendsten Auftritt dieser Reihe, die Rückkehr des Magisters ins Schloß und seine Vertreibung mit der Fliegenklatsche (193—195).

5.

Dem goldenen Zeitalter der Menschheit, wie es sich im Gemüt der beiden Naturkinder widerspiegelt, wird in den Nebenpartien unseres Märchens, dem ersten und dem letzten Drittel, die Zivilisation entgegengesetzt. Sie wird mit Rousseauscher Leidenschaft und Rousseauscher Gehässigkeit bekämpft. Die Feindschaft gegen die Wissenschaft scheut vor Kalauern nicht zurück: der Gelehrte hat die Dinge beschrieben und dadurch — schwarz gemacht (175 m). Dem entspricht die Feindschaft gegen die Standesunterschiede, die sich bis zu der Geschmacklosigkeit versteigt, daß der Onkel den kleinen Neffen verhöhnt, weil er kein Graf ist (135/36), und zu der tränenden Auges vorgetragenen Sentimentalität, daß alle Bauernkinder des Dorfes hübsch seien (130,21—131,6). — Daß wieder anderes in diesen Partien ganz vortrefflich ist, soll gewiß nicht geleugnet werden; es genügt, an den Verkehr zwischen den städtischen und den ländlichen Geschwistern (133. 140. 142) zu erinnern. Aber ihre Tendenz gibt doch dem ganzen Bilde den fahlen

Unterton des *ressentiment,* und so empfindet man auch die glühende Verherrlichung der Freude und der Phantasie, der kindlichen Unschuld und der unmittelbaren Anschauung der Naturwunder nicht als unschuldiges primäres Gefühl, sondern, wie es bei einer romantischen Dichtung natürlich, als Reaktion auf das Gegenteil, wie den Traum eines Kranken oder Gefangenen.

Dem entspricht es auch, daß der Vortrag — im Gegensatz zu den lebensfrischen Kinderszenen des Nußknackermärchens — etwas humorlos geraten ist. Die Kinder sind beide entsetzlich gut, so edel wie nur ein Rousseau'scher Naturmensch. Fritz Stahlbaum ist da schon aus anderem Holze; er ist eben nach einem Modell gearbeitet, Felix und Christlieb sind konstruiert.

Freilich hat sich Hoffmann dafür in diesem Märchen redlich bemüht, „in Ton und Takt zu bleiben", was im Nußknackermärchen allzu oft vergessen war. Nur ein paar Stellen zeigen den Schalk im Erzähler: wie der Storch seine „angeborene" Reiselust und den hohen Preis des Brennholzes verwünscht (128u), das groteske Geheul der Kinder: „Uns fehlen die Wissenschaften" (153 o) und die schnöde Bezeichnung der Elementargeister als Minister des Luftdepartemens und des Feuerdepartements (176 o).

6.

Am 17. Dezember sandte Hoffmann eins seiner vier Exemplare an Freund Hippel; er beruft sich darauf, daß „alle sagen", das Märchen sei „wunderbar kindlich und fromm" (Hippel 264).

Ein Vierteljahr darauf, am 8. März 1818, schreibt er

an Kunz, der 'Nußknacker und Mausekönig' gelobt hatte, er empfehle ihm mehr das 'Fremde Kind': „Es ist reiner, kindlicher und eben deßhalb für Kinder, fassen sie auch nicht die tiefere Idee des Ganzen, brauchbarer" (Bw 300).

7.

Es ist schon oben gesagt, daß Hoffmann 1818 begann, das Sammelwerk 'Die Serapions-Brüder' zusammenzustellen, und daß dessen zweiter Band mit dem 'Fremden Kind' schließt. Aber der Druck dieses Bandes zog sich bis weit in den Sommer 1819 hin, und da Hoffmann schon Mitte Juli seine Badereise nach Schlesien antrat (Bw 345), so ist er weder zu einer Durchsicht des alten Druckes noch zur Korrektur des neuen gekommen. Es sind daher in den 'Serapions-Brüdern' nicht nur kleine Fehler des ersten Druckes stehen geblieben*, sondern auch eine ganze Reihe neuer, besonders Auslassungen von Wörtern, hinzugekommen**. Es ist also namentlich in

* Beide Drucke haben 142,23 Euch allein st. Euch allen, 145,18 fehlt in beiden der Artikel das. Diese Fehler wiederholen sich in der ersten Gesamtausgabe; erst Grisebach scheint sie verbessert zu haben.

** In den 'Serapions-Brüdern' und also auch in allen Gesamtausgaben fehlen die Wörter

139,15 f Was sind das für Kinder, nein
143,3 komische
153,3 f — uns fehlen die Wissenschaften
181,3 schon
191,12 f „Felix", sprach er endlich,
197,23 recht

Hinblick auf dieses Märchen hocherfreulich, daß der König der Berliner Antiquare, Herr Martin Breslauer, die bisher verschollene erste Ausgabe der 'Kinder-Mährchen' wiederentdeckt und dadurch für unsere Ausgabe fruchtbar gemacht hat.

8.

Wie schon im ersten Bande der 'Serapions-Brüder' angekündigt, ist auch dieses Märchen Lothar in den Mund gelegt. Die Kritik, die der Eile wegen kürzer ausfällt, wird wie dort von Ottmar und Cyprian besorgt; an Theodors, des dritten, Stelle treten die neu eingeführten Freunde Sylvester und Vinzenz.

„Es ist wahr," sprach Ottmar, als Lothar geendet hatte, „es ist wahr, Dein fremdes Kind ist ein reineres Kindermährchen als Dein Nußknacker, aber verzeih mir, einige verdammte Schnörkel, deren tieferen Sinn das Kind nicht zu ahnen vermag, hast Du doch nicht weglassen können."

„Das kleine Teufelchen", rief Sylvester, „das

199,23 und wehmüthiger

205,1 keiner

Hinzugesetzt ist 196,18 ein (schwarzes Gewölk); ferner heißt es

162,20 entlocken st. entlockten

168,25 f Morgen- und Abendroth st. Morgen-, das Abendroth

178,2 fürchten st. fürchteten

180,24 den st. dem

198,19 dann st. dazu

199,4 wieder st. wie

Die Sperrung ist unterlassen 154,17 bei Du.

wie ein zahmes Eichhörnlein unserm Lothar auf der Schulter sizt, kenne ich noch von Alters her. Er kann sein Ohr doch nun einmal nicht verschließen den seltsamen Sachen, die das Ding im zuraunt!"

„Wenigstens", nahm Cyprian das Wort, „sollte Lothar, unternimmt er es, Mährchen zu schreiben, doch sich nur ja des Titels: Kinder-Mährchen, enthalten! — Vielleicht: Mährchen für kleine und große Kinder!"

„Oder", nahm Vinzenz das Wort, „Mährchen für Kinder und für die, die es nicht sind, so kann die ganze Welt ungescheut sich mit dem Buche abgeben und jeder dabey denken was er will." —

Alle lachten, und Lothar schwur in komischem Zorn, daß, da die Freunde ihn nun einmal verlohren gäben, er sich im nächsten Mährchen rücksichtslos aller fantastischen Tollheit überlassen wolle.

Das war inzwischen geschehen in dem (März 1818 konzipierten, Januar 1819 erschienenen) vierten Märchen Hoffmanns, 'Klein Zaches genannt Zinnober'; es geschah in noch höherem Maße 1820 in dem fünften* Märchen, der 'Prinzessin Brambilla', das Phantastik und Tiefe vereint wie kein anderes Werk Hoffmanns. —

9.

Unter den Erzählungen und Märchen der 'Serapions-Brüder' ist das 'Fremde Kind' feineren Lesern immer aufgefallen. Heinrich Voß schreibt gleich nach Er-

* Wir rechnen hier die 'Brautwahl' nicht als Märchen im engeren Sinne, da die märchenhaften Züge darin zurücktreten vor den rationellen.

scheinen des Bandes, im Oktober 1819, an seinen älteren Freund, den Freiherrn Christian Truchseß von Wetzhausen*:

> Dergleichen Darstellungen scheinen mit den Kindern nicht die Augen für die Schönheiten der Natur zu öffnen, sondern vielmehr den Blick zu trüben und die Vernunft zu verwirren. Warum ein so schneidender Gegensatz zwischen erlerntem Wissen und der Naturunschuld des Herzen und des Geistes . . .? Aber was die Darstellung betrifft, hier muß ich Hoffmann bewundern. Es ist nicht möglich, die Identification zwischen Brummfliege und Magisterlein höher zu treiben als in der Scene, wo der Magister Tinte verjagt wird . . . .

Wolfgang Menzel nennt das Märchen 1859** „eine der besten, wo nicht die beste Erzählung Hoffmanns"; die kindlichen Gefühle seien „hier höchst reizend ausgedrückt".

III. Die Königsbraut.

1.

Bei der quantitativ außerordentlichen Produktivität, die Hoffmann seit 1817 jährlich für die Almanache entfaltete, ergab sich bald Stoff für eine Fortsetzung der 'Serapions-Brüder'. So erschien Oktober 1820 der dritte Band und Ostern 1821 der vierte.

Wie der erste und der zweite Band sollte der vierte

---

* Briefe von H. V. an C. v. T., hg. v. Abraham Voß (Heidelberg, Winter, 1834), S. 86 f.

** Deutsche Dichtung, Bd. III (Stuttgart, Krabbe), S. 365.

mit einem Märchen schließen; Hoffmann dichtete dies sein sechstes Märchen neu für die Sammlung.

In dem (in Frankreich) berühmten dritten Kapitel der 'Brambilla' spricht Hoffmann von der deutschen und der italienischen Fröhlichkeit. Der Italiener äußere die Lust malerischer und lauter, der Deutsche wolle aber dabei etwas denken und fühlen. Der Regisseur der 'Brambilla', Celionati, gehört der „unsichtbaren Kirche" an, die in allen Nationen vertreten ist; er vereinigt germanischen Tiefsinn mit romanischer Formenfreude. So auch Hoffmann.

Hatte er in der 'Brambilla' seine tiefste Philosophie und Ästhetik gegeben, so hält er sich in der 'Königsbraut' ganz an die bunte Erscheinung. Hatte er im 'Fremden Kind' fast ausgeschweift in weicher Sentimentalität und kindlicher Naivität, so gibt er sich hier als den harten Mann, als den Künstler, der die Menschen alle ein wenig verachtet, deren kurioses Leben er der Kuriosität wegen schildert.

2.

Wie wir sahen, hatte in dem sonst so ernsthaften 'Fremden Kind' nur die Gnomen-Eigenschaft des bösen Prinzips eine lustige Szene ermöglicht. Dieses Mittel wird hier nun voll ausgenutzt.

Also spielt auch die 'Königsbraut' wie das 'Fremde Kind' auf dem Lande. Wie dort der Gnomenkönig Pepser sich unter falschem Namen bei Brakels in Brakelheim einnistet, um die Kinder zu verderben, so erscheint hier der Gnomenkönig Daucus pseudonym bei Dapsul in Dapsulheim, um seine Tochter unglücklich zu machen.

Sonst ist aber alles anders gewandt. Die drei Menschen interessieren uns nur durch ihre dreierlei Narrheit und einerlei Erbärmlichkeit, und es ist das Heer den Gnomen, das durch seine bunte Erscheinung unsere Phantasie beschäftigt. Erst kommt, hoch zu Roß, der Courier, mit unförmlichem, dickem Kopf, langem Leib, dünnen kurzen Beinchen und Füßen; das Kleid, aus goldgelbem Atlas, die hohe gelbe Mütze mit einem tüchtigen grasgrünen Federbusch, die Reitstiefel braunrot poliert. Er macht Saltomortales, dann stampft das Pferd einen Gruß auf den Boden des Hofes, während der Reiter auf dem Kopfe steht und mit den Beinen in der Luft tanzt (242 f)*. — Dann der Zug selber: voran sechzig, siebzig Reiter wie der Abgesandte, dann vierzig Kutschen mit acht, sechs, vier Pferden; nebenher eine Menge Pagen, Läufer und andere Diener in glänzenden Kleidern (245/46). Auf den Wink ihres Herrn tanzen sie wie der Abgesandte auf Köpfen und Füßen (248 m), rennen sich mit den spitzen Köpfen in die dicken Bäuche und überschlagen sich rückwärts, schleudern sich in die Luft und kegeln unter einander, indem sie selber Kegel, Kugel und Kegler vorstellen (251 m). *Rien n'est plus beau à voir!* ruft Baudelaire aus**.

Und die Fortsetzung hält, was dieser Anfang verspricht. Der Kampf zwischen Rübe und Radies (279 f) und die Szene in der Küche (296/98) ge-

---

* Ellinger (15, 258 f) vergleicht Rabelais' Schilderung gymnastischer Reiterkünste Gargantua Buch I, Cap. 35.

** S. 384 des sub 8 zu zitierenden Bandes.

hören zu dem Stärksten, was in Deutschland an grotesker Phantasie gelungen ist. Nie ist das Unmögliche lebhafter geschaut worden, in dem Sinne, wie Hoffmann es von einem wahren Serapions-Bruder verlangt. Freilich, in Deutschland hat man zwar Gemüt, aber keine Augen [um von Ohren nicht erst zu reden]. Ein um Hoffmann verdienter Literarhistoriker vermißt gerade an diesem Märchen — nicht etwa Gefühl, sondern Gestaltungskraft.

3.

Auch sonst tollt sich Hoffmanns Laune in diesem Märchen auf mancherlei Art aus; er konnte ihr hier die Zügel schießen lassen ohne wie in den beiden „Kindermärchen" sich Vorwürfe darüber zu machen. Daß es manchmal bis zu Kalauern geht, ist ja nicht hübsch: so wenn das „Gerundium" Amandus totgeritten wird (222 m. 226 m. 261/62); wenn die Füße der Gnomen sämtliche Vers-Füße durchspielen (243 u. 248 u); wenn wir über die beiden Ziegenledersorten Corduan und Saffian unterhalten werden (256 u. 257 u). Artiger ist es schon, wenn die Pädagogen hergenommen werden, die keinen Schritt tun ohne bei Chesterfield, Knigge oder der Genlis sich Rats zu erholen (263 m); wenn die Magnetiseure darankommen, die aus Versehen ein Erdenkind statt einer Sylphide umarmen (238/39); wenn es über die Bureaukratie hergeht: die Beratung über den Winterkohl wird so lange dauern, daß gar keiner kommt (293 o); und wenn die Autoritätsgläubigen aller Art einen Nasenstüber bekommen: den Staatsmännern und Gelehrten muß eine höhere Natur

innewohnen „vermöge ihrer Charge oder ihrer Bücher“ (258 u). Das lustigste ist aber doch, ähnlich wie im 'Märchen von der harten Nuß', ein Hoffest: die feierliche Verlobung des Gemüsekönigs (266—271). Wirkt an sich schon, entsprechend wie in der Nußknacker-Schlacht, die mit Hingebung durchgeführte Verteilung aller Rollen an die diversen Gemüsegeister höchst drollig, so steigert sich das noch durch die Art, wie dann die Rollen durchgeführt werden: Daucus befiehlt seinen Leuten, „ehrerbietigen Beifall sowie ordnungsmäßigen Jubel“ zu bezeugen „über die Wohlthat, die ich im Begriff stehe Euch huldvoll zufließen zu lassen“ (268 m); Aennchen tut nichts bei dieser Gelegenheit und sieht aus wie jede andere, aber das Volk ist „durch ihre Schönheit, durch ihr leutseliges herablassendes Betragen ganz in Wonne berauscht“ (271 o).

Zu diesen satirischen Streiflichtern kommt, wie schon angedeutet, die durchgängige Verhöhnung der drei menschlichen Figuren. Aennchen, der karikierte Backfisch vom Lande, kommt noch am besten weg. Ihr dichtender Liebhaber ist aber in der Tat zu sehr mißhandelt; er hat (man vergl. S. 272 u) viel vom Kater Murr, dessen 'Lebens-Ansichten' Hoffmann im Begriff stand wieder aufzunehmen, und seine Verse erinnern peinlich an die pointenlosen Parodien, die Hoffmann im 'Freimüthigen für Deutschland' veröffentlicht hatte und vor der 'Königsbraut' in den 'Serapions-Brüdern' wiederholt. Am eingehendsten ist Vater Dapsul vorgenommen, der — wie übrigens jeder Romantiker — in der Phantasie lebt und doch die Erde nicht missen kann (221 u. 237 o. 240 m) und der gelegent-

lich mit Pathos den letzten Mut aufruft, „den wir etwa noch besitzen möchten" (245 o). In Dapsuls Ausführungen über die Elementargeister vereinigt Hoffmann die zu diesem Zwecke ausgesuchten tollsten Mitteilungen seines (S. 352 zu nennenden) Gewährsmannes mit eigenen possenhaften Erfindungen über den „Grützkopf" Tsilmenech (256 m) und die „Spitznase" Nehahilah (259 o); nach diesen Berichten und nach seinem praktischen Verhalten erscheint Vater Dapsul geradezu als ein Don Quixote der Magie.

Das ist zweifellos der Hauptfehler des Märchens; die Einheit der Tendenz wird dadurch zerstört. Verlangt Hoffmann Glauben an die Elementargeister, so darf er nicht zugleich diesen Glauben verhöhnen. Eine solche Verhöhnung liegt indirekt auch darin, daß schließlich jede Rübe als Gnom erscheint (der Radiesherzog 279 f, die kochenden Mohrrüben 296/98).

4.

Aber Hoffmann war Anfang 1821 leichtsinnig in seiner Produktion. Die 'Brambilla' hatte er hinter sich, die Vollendung des Murr-Kreisler-Werks vor sich: kein Wunder, daß er sich in der Zwischenzeit gehen ließ. Zudem hatte er im Dezember 1820 drei Wochen lang das Bett hüten müssen und war auch im Januar noch krank (Bw 419 3, 424 und das Faksimile bei S. 429).

Sobald er also aufstehen konnte, schrieb er — den Bogen für acht Friedrichsdor — mehr oder weniger leichte Arbeiten für Almanache: den 'Elementargeist', die 'Räuber', die 'Geheimnisse' (vgl. den zynischen Brief 231 [Bw 428 f] mit beiden Noten!). Und da hat

er denn auch die 'Königsbraut' nicht durchweg ernst genommen und sie leider mit einem gemeinem Witz geschlossen. Der Schluß steht in der Tat auf dem Niveau eines Kalauers; es ist nichts zu seiner Entschuldigung anzugeben.

Mit diesen Verhältnissen wird es auch zusammenhängen, daß die 'Königsbraut' Flüchtigkeiten im Stil, Schreib- und Druckfehler aufweist, wie sie in den beiden Kindermärchen nicht entfernt in dieser Menge vorkommen; bei gründlicher Durchsicht des Manuskripts oder bei sorgfältiger Korrektur des Satzes wären sie leicht zu beseitigen gewesen*.

5.

Wir haben nunmehr einige sachliche Punkte zu erläutern und die Herkunft einzelner Vorstellungen

---

* Wir haben nur sechs ganz leichte Änderungen einführen zu dürfen geglaubt; wir setzen

226,26 *A.* st. M.
248,3 f Herrn Dapsuls st. des Herrn von Dapsuls [!]
257,3 folgend } (schon von Grisebach eingesetzt)
22 Sinn st. Sein }
285,13 Schmerzes st. Scherzes }
18 von

Ebensoviele Schnitzer haben wir dagegen stehen lassen:

227,1 um st. mit dem Auftrage,
256,22 mehr stolzen st. stolzeren
260,3 mittelst eines Gänsekiels, den sie st. indem sie einen Gänsekiel
11 viel mehr st. wie viel mehr od. viel mehr noch
268,5 Euch (als Dativ und Akkusativ zugleich)
274,22 entquillen st. entquellen

darzulegen. Wir beginnen mit dem Fremdartigsten, den Ideen über die Elementargeister, die Dapsul vorbringt.

Hoffmann hatte sich Anfang 1821 für den 'Elementargeist' aus dem 'Comte de Gabalis' des Abbé Montfaucon de Villars über den Zweig der Magie unterrichtet, der es dem Menschen ermöglicht, mit den Elementargeistern in Verkehr zu treten — eine Wissenschaft, die Hoffmann mit dem Abbé „Kabbala" nennt, obwohl sie (worauf Sucher 92 m aufmerksam macht) mit der wirklichen Kabbala schlechterdings nichts gemein hat. Diese Kenntnisse wandte er nun gleichzeitig im 'Elementargeist' in sentimentaler, in der 'Königsbraut' in possenhafter Weise an.* Daß die „kabbalistische" Weisheit, die Dapsul seiner Tochter bei verschiedenen Gelegenheiten vorträgt, fast Wort für Wort auf den 'Gabalis' zurückgeht, haben 1911/12 unabhängig voneinander Sucher S. 92—102 und Ellinger 15, 258f nachgewiesen; beide Gelehrte haben zusammen dreizehn Parallelen beigebracht. Eine vierzehnte (Nehahilah 259 o = Nehmahmihah) ist 1914 von Voigt vermutet.

Nur weniges geht auf andere Quellen zurück: Tsilmenech (256 m. 257 o. 285 u; der Name tritt erst im dritten Kapitel auf, im zweiten, 239 u, ist der Gatte

* Eine andere Berührung zwischen beiden Erzählungen ist die unserm Dichter sonst recht fernliegende Schilderung des Federviehs auf einem Gutshofe; insbesondere nimmt er sich in beiden Erzählungen des Haushahns an: vgl. 262/63 dieses Bändchens mit den entsprechenden Stellen des 'Elementargeistes' (in Ellingers Bd. 11: 158,27—38 und 160,42 bis 161,23).

der Aebtissin Magdalena de la Croix wie bei Gabalis nur als „ein kleiner Gnom“ bezeichnet) leitet Voigt von Tsilmenaja in Peter Friedrich Arpes Schrift über die Talismane her, und die Necklust der Gnomen (238u; vgl. auch 288 o) führt Sucher (95/97) auf Balthasar Bekkers 'Bezauberte Welt' zurück: von beiden Büchern berichtet tatsächlich 1821 der Kater Murr (im vierten Abschnitt seiner 'Lebens-Ansichten', S. 212 meiner Ausgabe), daß er sie mit seinem Meister durchgelesen.

Einiges hat Hoffmann frei erfunden, insbesondere die Rangordnung der Gnomen mit den Gemüsegnomen auf der untersten Stufe (285/86: s. Sucher 97 o) und die vorhin (S. 350, 7f) citierten Übersetzungen der eben genannten Namen Tsilmenech und Nehahilah.

6.

Sodann möchten wir einige kleinere Entlehnungen sowie ein paar Anspielungen und Namen nachweisen.

Zunächst die Gemüse-Angelegenheiten. Der Name Daucus Carota ist bekannt; das Pseudonym Porphyrio von Ockerodastes ist offenbar von Purpur und Ocker, Gelb und Rot, als den Farben der Rübe genommen. Die vier Kammerherren (253 m. 267 o) haben ihre Namen aus den vier Hoffmann geläufigen Sprachen: poln. *kapusta* = Kohl; italien. *broccoli* = Spargel- oder Rosenkohl; franz. *rocambole* = Rockenbolle = Perlzwiebel. Der Name des Oberhofmarschalls Turneps dagegen (267 u. 268 m; vgl. 212 o) stammt aus dem Englischen: *turnep* oder *turnip* = Runkelrübe.

Bohnenkönig (269 m) wird bekanntlich, wer am

Drei-König-Tage (oder an dessen Vorabend) in seinem Stück Königskuchen die Bohne findet.

Wenn Aennchen (220 o) in ihrer Verliebtheit nicht beachtet, wie die Mohrrüben rufen „Zieh mich heraus, zieh mich heraus — ich bin reif — reif — reif!“, so ist das, wie Ellinger 15, 258 überzeugend dartut, aus dem Grimmschen Märchen 'Frau Holle' genommen; hier bittet das Brot aus dem Ofen: „Zieh mich raus, zieh mich raus“ und aus dem Apfelbaum ruft es: „Schüttel mich, schüttel mich, wir Äpfel sind alle mit einander reif“, ohne daß die Jungfrau darauf hört.

Sucher weist S. 103 eine Entlehnung aus Tiecks 'Phantasus' nach: die Angabe, daß die Alraunwurzel „herzdurchschneidende“ Klagetöne hören läßt, wenn man sie aus der Erde herauszieht, (227 m) findet sich wörtlich so im 'Runenberg' (S. 291 f).

Bei der Schilderung des alten Dapsul (208 f) hat dem Dichter nach Grisebachs Vermutung (I, XVII f) die lange hagere Gestalt des stets in Grau gekleideten Scheffner vorgeschwebt.

Dapsuls Schloß wird (210 m) verglichen mit dem „des Herrn Baron von Tondertonktonk in Westphalen“. Gemeint ist, wie Ellinger 15, 258 nachweist, der Baron von Thunder-ten-tronckh (richtiger wohl in drei Worten geschrieben: Thunder ten [= zum] Tronckh) in Voltaires 'Candide' (Kap. 1), bekanntlich einem Lieblingsbuche Hoffmanns. Meine Freunde Franz Blei und Ernst Hardt machten mich schon gleich nach Erscheinen der ersten Ausgabe dieses Buches 1907 auf diese Quelle aufmerksam.

Was Santa Cruz (209, 12 f) betrifft, so führt Ritter-

Penzlers Lexikon nicht weniger als 59 Inseln, Städte usw. dieses Namens auf, unter denen also der Leser die Auswahl hat. Vielleicht ist die Hauptstadt der Azore Graciosa oder die der kanarischen Insel Teneriffa gemeint.

7.

In dem Schlußwort, das Hoffmann nach Art der oben mitgeteilten Selbstkritiken auch diesem neuen Märchen mitgibt, betont er, daß er darin nicht tiefsinnigen Humor, sondern rein lustige Komik habe bieten wollen; er macht dann eine Mitteilung über die Entstehung des Ring-Motivs. Vinzenz, dem das Märchen in den Mund gelegt, ist Koreff, der Leibarzt und Vertraute des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg.

Die Freunde hatten, während Vinzenz las, mehrmals hell aufgelacht und waren nun darin einig, daß, wenn die Erfindung des Mährchens auch nicht eben besonders zu rühmen, doch das Ganze sich nicht sowohl im wahrhaft Humoristischen als im Drolligen rein erhalte ohne fremdartige Beimischung und eben daher ergötzlich zu nennen sey.

„Was die Erfindung betrifft," sprach Vinzenz, „so hat es damit eine besondere Bewandtniß. Eigentlich ist der Stoff mir gegeben, und ich darf Euch nicht verschweigen, wie sich das begab. Nicht gar zu lange ist es her, als ich mich an der Tafel einer geistreichen fürstlichen Frau befand. Es war eine Dame zugegen, die einen goldnen Ring mit einem schönen Topas am Finger trug, dessen ganz selt-

same altväterische Form und Arbeit Aufmerksamkeit erregte. Man glaubte, es sey ein altes ihr werthes Erbstück, und erstaunte nicht wenig, als die Dame versicherte, daß man vor ein Paar Jahren auf ihrem Gute eine Mohrrübe ausgegraben, an der jener Ring gesessen. Tief in der Erde hatte allso wahrscheinlich der Ring gelegen, war bey dem Umgraben des Ackers heraufgekommen, ohne gefunden zu werden, und so [war] die Mohrrübe durchgewachsen. Die Fürstin meinte, das müsse ja einen herrlichen Stoff geben zu einem Mährchen und ich möge nur gleich eins ersinnen, das eben auf den Mohrrübenring basirt sey. Ihr seht, daß mir nun der Gemüskönig mit seinen Vasallen, dessen Erfindung ich mir zuschreibe, da Ihr im ganzen Gabalis oder sonst in einem andern Buche der Art keine Spur von ihm finden werdet, ganz nahe lag.“ —

Trotzdem wird Hoffmann darin, wenn auch vielleicht unbewußt, einem Vorbild gefolgt sein. Im Dezember 1820, unmittelbar vor der Abfassung der ‘Königsbraut’, hatte er zwei fingierte Reisebriefe aus Warmbrunn veröffentlicht*, deren erster wirkungsvoll abschließt mit einer Unterredung mit Rübezahl. Nun handelt bekanntlich in Musäus’ ‘Legenden von Rübezahl’** gleich die erste von Fräulein Emma, die Rübezahl als seine Braut in die Unterwelt entführt; Emma

---

* Mit einem aus Hirschberg datierten früheren Bericht wiederholt Bw 347/83; die Stelle über Rübezahl 368/70.

** Volksmährchen der Deutschen Bd. II (Gotha, Ettinger, 1783), 3—199.

erkennt jedoch bald schaudernd die Rüben-Natur ihres Hofstaats, und es gelingt ihr, zu dem menschlichen Bräutigam zurückzukehren.

8.

Die 'Königsbraut' ist weder überreich an Handlung wie der 'Nußknacker', noch sentimental wie das 'Fremde Kind': Grund genug, daß das Märchen in Deutschland keine Freunde fand. Es ist hierzulande nahezu so unbeliebt wie die 'Brambilla'.

Anders in Frankreich, das zwar nicht das Land von Hoffmanns Vätern, wohl aber das seiner Söhne ist. Einer der bedeutendsten und dankbarsten Schüler Hoffmanns, Théophile Gautier, personifiziert auf das glücklichste in der Figur des Daucus Carota die Phantasie eines Haschisch-Essers, in seinem kleinen Meisterwerk *'Le Club des Hachichins'*, das die 1863 erschienenen *'Romans et contes'* abschließt.

Von den neun kleinen Abschnitten schildern die ersten drei die Lokalität und das gemeinsame Essen des Klubs, die übrigen sechs die Phantasien.

Gleich nach dem Essen tritt *un monsieur* auf, *qui n'était pas invité* (die Beschreibung ist noch eingehender als bei Hoffmann), der sich durch seine Visitenkarte als Daucus Carota ausweist. Er gibt das Signal zum ersten Stadium des Rausches, einer ungeheuren Heiterkeit: *„C'est aujourd'hui qu'il faut mourir de rire!“* Durch eine Melodie aus dem 'Freischütz', die ein nüchtern gebliebenes Klubmitglied spielt, geht die Stimmung in das zweite Stadium über, ein leichtes, heiteres, passives Wohlbehagen.

Das wird aber jäh abgebrochen durch Daucus Carotas Wiedererscheinen, und nun beginnt das dritte Stadium, ein sehr variabler Angstzustand.

Zuerst glaubt der Erzähler, Daucus habe ihm seinen Kopf gestohlen und einen Elephantenkopf aufgesetzt; mit Mühe entreißt er ihm den geraubten Kopf wieder. Dann glaubt er, von Feinden umgeben zu sein, und versucht zu entfliehen, begleitet von Daucus, der ihm höhnisch zuflüstert, der Weg sei unendlich lang. Er versucht es trotzdem, da er jetzt glaubt, eine Dame erwarte ihn um 11 Uhr; aber Daucus flüstert ihm zu, er versteinere sich. Wie es ihm schließlich doch gelingt, die Treppe hinunterzukommen, hetzt Daucus ein bronzenes Fabeltier auf ihn. Dann empfiehlt ihm der Plagegeist höhnisch, lieber wieder hinaufzugehn, da er doch nie sein Ziel erreichen werde. Der Erzähler tut es: und Daucus springt an die Decke mit den Worten, er habe ihm den Schädel geöffnet und das Gehirn ausgelöffelt. Ohnmächtig bricht der Dulder zusammen. Wie er wieder zu sich kommt, ist er in einer Trauerversammlung, die ihm mitteilt, die Zeit sei gestorben und werde zu Grabe geleitet*; Daucus schreit ihm höhnisch zu, niemals werde es mehr 11 werden, sondern ewig 9¹/₄ bleiben: er, das Opfer, sei verurteilt, ewig den Zeiger auf dieser Stelle zu sehen. Damit setzt sich Daucus — es scheint hier

---

* Vgl. den Hitzig 2,286 mitgeteilten Traum Hoffmanns: „Die Polizei nimmt alle Uhren von den Türmen herab . . ., weil die Zeit konfisziert werden soll.“

die Erinnerung an das Nußknackermärchen hineinzuspielen — rittlings auf die Wanduhr und grinst ihn höhnisch an.

Jetzt spielt der nüchterne Klubbist eine lebhafte heitere Weise auf dem Clavier. „*Cela paraissait beaucoup contrarier l'homme-mandragore, qui s'amoindrissait, s'aplatissait, se décolorait et poussait des gemissements inarticulés; enfin il perdit toute apparence humaine, et roula sur le parquet sous la forme d'un salsifis à deux pivots*" („in Gestalt einer gespaltenen Bocksbart-Wurzel").

Gautiers jüngerer Freund Charles Baudelaire war ein nicht minder warmer Verehrer Hoffmanns, und auch er hat, wie wir bereits S. 347 unten berichtet, unserm Märchen seine Bewunderung bezeigt. Es geschieht in folgendem Zusammenhang:

Die bekanntlich sehr unzulängliche postume Gesamtausgabe seiner Schriften bringt im zweiten Band (1868), leider ohne irgendwelche Datierung, unter Nr. VI—VIII eine Reihe von offenbar zusammengehörigen Bemerkungen über die Karikatur. Nr. VII und VIII besprechen einzelne Künstler, Nr. VI ist die allgemeine Einleitung dazu: *De l'essence du rire et généralement du comique dans les arts plastiques.* Diese Abhandlung ist in sechs Abschnitte geteilt, von denen der II.—IV. und vier Fünftel des V. eine unfruchtbare scholastische Abschweifung über den sündhaften Ursprung des Lachens darstellen, während der Rest — also I, der Schluß von V und VI — eine glänzende Untersuchung bildet 1) über den Unterschied zwischen der Karikatur einer gegebenen, historischen Erscheinung *(le comique signi-*

catif) und der frei erfundenen Groteske *(le comique absolu)* (359 f, 375 f); 2) über die nationale Artung der Komik in Frankreich (378 f), Deutschland, England, Italien, Spanien (379); 3) werden Proben für das Rein-Groteske vorgeführt: eine englische Clown-Pantomime (379/84), unsere 'Königsbraut' (384 f) und, im Vorbeigehn, andere Märchen Hoffmanns (385 f). Das ganze Kapitel VI ist von S. 376 bis 387 auf der Ästhetik Hoffmanns aufgebaut, wie sie am schönsten in der 'Brambilla' aufgestellt und betätigt ist; am glänzendsten ist wohl die vergleichende Chaaakteristik der europäischen Kulturnationen, die nur ein hoher Meister geben konnte, der wie Hoffmann der „unsichtbaren Kirche" angehörte und Germanisches wie Romanisches mit gleicher Liebe umfaßte.

IV. Rückblick.

Wenn wir unsere drei Märchen nebeneinander halten, so liegt offenbar die größte Auszeichnung des Dichters in der Lebhaftigkeit seiner Vorstellungen, in der „serapiontischen" Kraft, die Dinge zu schauen und ebenso anschaulich wiederzugeben. Es liegt auf der Hand, daß beim Märchen dazu eine weit stärkere Phantasie gehört als bei der Erzählung; denn das Märchen, das nicht nur Kombinationen der Dinge erfindet, sondern sich seine Dinge erst selbst zu schaffen hat, ist gleichsam eine Dichtung in zweiter Potenz. Und da ist es in der Tat glänzend, wie im ersten unserer Märchen die Puppe, im zweiten die Fliege, im dritten die Rübe als Mensch agiert und doch die ihr wesentlichen Eigenschaften behält.

Die Schwierigkeit bleibt freilich für die Phantasie, daß die Größenverhältnisse völlig ignoriert werden müssen (wie es z. B. Brentano noch weit stärker, und ohne Not, im 'Schneider Siebentodt' tut), sobald Menschen mit Puppen oder Gnomen in Verkehr treten. Der Nußknacker ist doch wohl auf der Wanderung mit Marie nur spannenhoch zu denken; Pepser kann am Milchnapf, auf den Butterbröten und im Zimmer umherfliegend nicht viel größer als eine Fliege gedacht werden; Daucus erscheint im Kampfe mit dem Radies und auf dem Herd bei seinen Untertanen entschieden als gewöhnliche Mohrrübe. Aber die Erfahrung lehrt, daß die Phantasie sich gerade über Größenunterschiede am leichtesten hinwegsetzt.

Der ironische Ton, den Hoffmann selbst namentlich beim 'Nußknacker' tadelt und der sich in der 'Königsbraut' gegen die Grundvoraussetzungen des Märchens wendet, ist gewiß nicht zu loben. Musäus z. B. erzählte nach alten Traditionen, über die er sich lustig machte; Hoffmann prätendiert immerhin, daß man beim Hören seine Erzählung glaube. Im Gegensatz zu Musäus' Plattheiten erfreuen aber auch die anfechtbaren Stellen durch die Lebhaftigkeit und den Geist des Vortrages — ausgenommen wie gesagt der frivole Schluß der 'Königsbraut'.

V. Unsere Ausgabe.

1. Wortlaut, Schreibung, Interpunktion.

Wie schon ausgeführt, bringt unsere Ausgabe den 'Nußknacker' nach dem durchgesehenen zweiten Druck in den 'Serapions-Brüdern' (1819), aber ohne die Ver-

schlechterungen des Setzers; das 'Fremde Kind' nach dem allein maßgebenden ersten Druck in den 'Kinder-Mährchen' (1817); die 'Königsbraut' natürlich nach dem einzigen von Hoffmann veranlaßten Druck in den 'Serapions-Brüdern' (1821).

Hoffmanns Eigentümlichkeiten in Sprache und Schreibung sind streng gewahrt und wiederhergestellt, wo der Setzer sie verwischt hatte. Durchweg stehen die ersten Drucke der Kindermärchen der Gewohnheit Hoffmanns, wie sie sich aus seinen Briefen und sonstigen Handschriften feststellen läßt, näher als der Druck der 'Serapions-Brüder'. Stören werden diese Eigentümlichkeiten den Leser, dessen Lektüre über die Produktion der letzten Jahrzehnte zurückreicht, nicht, zumal manches davon durch neuere Schriftstellen wiederaufgenommen ist: **aü** st. **äu** durch den Sammler der 'Geflügelten Worte', **zt** st. **tzt** durch Stefan George.

Auch der Interpunktion ist nach Möglichkeit ihr Charakter gewahrt, doch waren hier öfter Eingriffe unvermeidlich. Insbesondere sind die Anführungszeichen hier wie in allen Handschriften und Büchern Hoffmanns außerordentlich verwahrlost; er setzt sie bald, bald nicht, besonders häufig aber setzt er sie am Anfang und läßt sie dann am Schluß fort. Nur Ein Beispiel: im zweiten Bande der 'Kinder-Mährchen' heißt es 12,5—11 (fast ebenso schlimm wiederholt in den 'Serapions-Brüdern' II 528 f; die Stelle entspricht unserer S. 134,8—14):

„Jezt wird der Kuchen angeschnitten, flüsterte Felix der Schwester ins Ohr. Ach ja, ach ja, erwiederte diese voll Freude und dann laufen wir auf

und davon in den Wald fuhr Felix fort „und bekümmern uns um die fremden blöden Dinger nicht, sezte Christlieb hinzu.

Wir haben jede direkte Rede in Anführungszeichen eingeschlossen.

2. Die Anordnung des Druckes.

Hoffmann denkt sich Kinder und Erwachsene zugleich als Hörer oder Leser der beiden Kindermärchen; die Kinder naiv genießend und die Erwachsenen halb in Rührung halb in Ironie das beobachtend. Die Märchen sind also am besten vorzulesen; danach haben Herausgeber und Verleger die Ausstattung bestimmt.

Jedes der drei Märchen läßt sich zwanglos in drei etwa gleich lange Teile zerlegen; um diese natürlichen Abschnitte für den Vorleser zu bezeichnen, ist der Anfangsbuchstabe jedes zweiten und dritten Drittels eingerahmt.

In der Verteilung der Absätze waren wir oft genötigt von den alten Drucken abzuweichen. Hoffmann rückt in seinen Handschriften niemals ein bei einem neuen Absatz; ging also im Manuskript ein Satz mit der Zeile zu Ende, so konnte der Setzer nie wissen, ob der nächste Satz einen neuen Absatz beginnt oder den alten fortsetzt. Die Drucke sind daher ist dieser Hinsicht höchst unzuverlässig. — Nun ist innerhalb der kleinen Kapitel im 'Nußknacker' selten ein Absatz, im 'Fremden Kind' nie; wir haben jedoch, um den Überblick zu erleichtern, nach sorgfältigem Ermessen sparsam solche eingeführt, z. B. in dem Kapitel 'Der Sieg' S. 86—97 die sieben Tage getrennt. In der

'Königsbraut' finden sich in Hoffmanns Druck umgekehrt eher zu viel als zu wenig Absätze, sie sind aber sehr ungeschickt verteilt; auch hier haben wir vorsichtig nach bestem Ermessen ausgeglichen.

Die freien Rhythmen des Nußknackermärchens haben wir als Verse gedruckt. Sie werden dadurch erst zur Geltung kommen, im guten wie im unbeholfenen.

Die Briefe in der 'Königsbraut' haben wir nach Grisebachs Vorgang sämtlich eingerückt; in den 'Serapions-Brüdern' ist das nur teilweise geschehen.

3. Die Illustrationen.

Der Verlag hat außer den beiden Titelvignetten Hoffmanns aus den 'Kinder-Mährchen' von 1816 und 1817 dem Texte drei Zeichnungen von Hosemann aus dem Jahre 1844 eingefügt und vier, die Marcus Behmer 1906 für diese Ausgabe gezeichnet hat. Wir verzeichnen hier alle neun nach der Folge der Gegenstände:

I. zu 'Nußknacker und Mausekönig':

1. (zu S. 39) Die Schlacht (Hosemann) nach S. 32
2. (zu S. 96) Der Sieg (Hoffmann) nach S. 8
3. „ „ „ „ „ (Behmer) S. 9

II. zum 'Fremden Kind':

1. Das fremde Kind (Behmer) S. 4
2. (zu S. 178f) Vorstellung des Hofmeisters (Hosemann) nach S. 176
3. (zu S. 187) Das fremde Kind flieht vor dem Magister (Hoffmann) nach S. 192
4. (zu S. 188) Der Fasanenfürst zaust den Magister; Felix (mit Hosen) und Christlieb (mit Zopf und Rock) sehen von unten zu (Behmer) S. 126

III. zur 'Königsbraut':

1. (zu S. 228f) Aennchen findet den Ring (Hosemann) nach S. 224
2. (zu S. 303/05) Amandus singt zur Gitarre in der Laube vor Aennchen und Daucus; vorn Dapsul als Pilz; hinten der Garten, das Haus und der Turm mit dem Fernrohr; am Himmel ein Stern (Behmer) S. 207

Wilmersdorf bei Berlin, im November 1906.

Durchgesehen Berlin W 30, im August 1920.

Hans von Müller

Die Königsberger Burgschule und ihr Rector Wannowski.[1])

Die Schule, mit der wir uns hier beschäftigen wollen, ist nach Baczko's „Versuch einer Geschichte und Beschreibung Königsbergs“ (1804) 1658, zunächst in einem gemietheten Hause, als reformirte gelehrte Schule eingerichtet worden. 1664 hatte sie dann vom Großen Kurfürsten und 1691 von Friedrich III. größere Ländereien erhalten. Immerhin blieb sie in ihren Leistungen hinter den anderen, reicher dotirten gelehrten Schulen Königsbergs zurück.

Einen Aufschwung nahm sie, als 1772 der bekannte rationalistische Theologe Prof. Dr. phil. Wilhelm Crichton (1732—1805) nach Königsberg kam. Crichton war seit 1766 Rector der Friedrichsschule in Frankfurt an der Oder gewesen und hatte zugleich an der dortigen Universität philosophische, philologische, theologische, oratorische, zuletzt auch historische Vorlesungen gehalten; in den letzten Jahren hatte er nach seinem glaubwürdigen Bericht kaum mehr Zeit zum Mittagessen gefunden. So war es kein Wunder, wenn er die bescheidenere, aber minder anstrengende Stelle eines Hofpredigers an der Königsberger Burgkirche vorzog, die bis 1749 sein gleichnamiger Oheim bekleidet hatte.

Alsbald wählte die Burg-Gemeinde ihren gelehrten neuen Pastor zum Commissar bei ihrer Lateinschule. Als solcher setzte Crichton es 1774 durch, daß die Schule eine neue Verfassung erhielt. Danach hatte sie drei ordentliche Lehrer, sechs Hilfslehrer (ältere Studenten) und einen Schreiblehrer; der Unterricht wurde an den Wochentagen Vormittags von 7 bis 11 Uhr und (außer am Mittwoch und Sonnabend) Nachmittags von 1 bis 4 Uhr erteilt. Sonntag wurde in der Aula für ansässige und durchreisende Polen reformierter Gottesdienst gehalten.

Fünf Jahre darauf, 1779, erreichte Crichton, daß die Stelle des ersten ordentlichen Lehrers in eine Rektorstelle umgewandelt und seinem Schüler[2]),

---

[1]) Ein Teil dieser Mitteilungen ist bereits im März d. J. in Nr. 9 der von Franz Deibel und Paul Ehlers herausgegebenen „Königsberger Blätter für Literatur und Kunst“ (Beilage der Königsberger Allgemeinen Zeitung) erschienen.

[2]) Wannowski erzählt (im Vorwort zu Crichtons Nachgelassenen Schriften, S. VIII), daß Crichton ihm in früheren Jahren „ein theologisches Gutachten über eine sehr wichtige Gewissensfrage von einem auswärtigen Anfrager in lateinischer Sprache in die Feder dictirt, wobey ich als noch junger Candidat seine Einsichten, theologische Gelehrsamkeit und Mäßigung sehr . . . bewundert habe,“

dem polnischen Prediger D. Stephan Wannowski übertragen wurde. In seiner Autobiographie spricht Crichton seine Freude aus, zu Wannowski's Berufung beigetragen zu haben, und fügt hinzu: „Er hat die Schule emporgebracht, wie sie vorher noch nie gewesen war“.

Uebrigens fuhr Crichton auch in Königsberg fort, seine Auffassung des Christentums litterarisch zu betätigen; 1781, also gleichzeitig mit Kants Kritik der reinen Vernunft, erschien von ihm „Die Religion der Vernunft, für des Unterrichts fähige Leser“.

In seinem Geiste unterrichtete sein Schüler Wannowski die Jugend. Eine interessante Schilderung seiner Methode findet sich in den Erinnerungen des späteren Regierungspräsidenten Theodor Gottlieb von Hippel an seinen Jugendfreund E. T. A. Hoffmann[3]). Es heißt dort von Wannowski:

„Unter ihm und durch ihn erlangte diese Schule in den Jahren von etwa 1785 bis 1800 den Ruf, eine der besten in Königsberg zu seyn.

Er besaß das Talent, wie jeder ausgezeichnete Kopf, Talente zu wecken und an sich zu ziehen. Dadurch ward es ihm möglich, mit geringen Mitteln aus den Studierenden tüchtige Hülfslehrer zu werben, mit denen es ihm gelang, die übrigen gelehrten Schulen, die mit einer reichern Zahl etatsmäßiger Lehrer versehen waren, zu überflügeln.

Wannowski lebte in vertrautem Umgange mit dem nie genug geachteten Pfarrer Fischer[4]) und war der Achtung und des Umganges von Kant, Kraus, Oberhofprediger und Hofprediger Schulz[5]), Hippel und Hamann gewürdigt.

Wannowski war ein gebohrner Pole aus einer Dissidenten-Familie. In Sachsen gebildet, hatte er sich den Geist der deutschen Sprache so zu eigen gemacht, daß seine Aufsätze wie seine Reden sich nicht nur durch Korrektheit, sondern auch durch Eleganz auszeichneten, wiewohl ihn der Accent seiner Muttersprache nie ganz verlassen wollte.

Er galt für einen vorzüglichen Lateiner, und durch die Wärme und den Ernst seines Unterrichts, den er der ersten Klasse ausschließlich gab, gelang es ihm,

---

[3]) Auszugsweise veröffentlicht in Hitzigs Biographie Hoffmanns (1823), vollständig demnächst in dem Buche „Hoffmann und Hippel 1786—1822: das Denkmal einer Freundschaft“ (= 1. Band meiner dreibändigen Sammlung „E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr. Sein Briefwechsel und die Erinnerungen seiner Bekannten“) in der Litterarischen Anstalt Rütten & Loening zu Frankfurt a. M.

[4]) Karl Gottlieb Fischer, Pfarrer des Kgl. großen Hospitals in Königsberg. Der Humorist Hippel erklärte ihn „bei jeder Gelegenheit für den einzigen ächten Jünger Jesu: daher er auch nur ihm den Religionsunterricht seines Neffen anvertraute“ (Worte des Neffen in Hippels sämtlichen Werken Bd. XII (1835), S. 282).

[5]) Der Mathematiker und Kant-Erklärer; Religionslehrer Hoffmanns. — Kant und Kraus, Hippel und Hamann dürfen als bekannt vorausgesetzt werden.

unter den guten Köpfen den regen Eifer zu wecken, in gutem Latein zu schreiben. Ciceronianisch zu schreiben, war die Losung und das Ziel seiner Schüler. Wie weit sie hinter demselben zurückblieben, dessen waren sich freylich nur wenige bewußt. Das Streben weckte indessen die Kräfte.

In die griechische Sprache war Wannowski weniger eingedrungen. Sie galt ihm — wie in jenen Jahrzehenden in den meisten Preußischen Schulen — nur für das Hülfsmittel einer gründlichen Kenntniß der lateinischen.

Außerdem füllte gründliches Studium der Philosophie neben den Lehrstunden und der Lektüre lateinischer Klassiker seine ganze Zeit aus. Sein Vortrag konnte oft für humoristisch gelten. und hätte das lebendige Wort in schriftliches verwandelt werden sollen, so konnte eine strenge Censur wohl nur selten ihr ***imprimatur*** geben. Ihm mußte es indessen eine erfreuliche, erhebende Erscheinung seyn, in der Stille der gespanntesten Aufmerksamkeit jedes Auge nur auf sich gerichtet zu sehen.

Oft knüpfte er an einen Vers des Horaz, seines Lieblingsdichters, oder an einen Satz aus einem der Lehrbücher, eine Vorlesung über Moral, Religion, Litteratur, eine Unterhaltung, in welcher mehr geläuterte Erfahrung und Lebensweisheit enthalten war, als in den eigends dazu bestimmten Vorlesungen anderer Lehrer. Den besten Leitfaden dazu gab ihm das Handbuch von Crichton: Religion der Vernunft, das von Wannowski an den Tagen den übrigen Religionsverwandten erklärt wurde, wenn die reformirten Schüler zum Wochengottesdienste in die Kirche geführt wurden. Noch wissen sich seine Schüler jener Vorträge zu erinnern, der Tiefe und Innigkeit der Begeisterung, mit der er über Gott und Unsterblichkeit, über die Göttlichkeit der christlichen Moral und über die Nothwendigkeit des Glaubens an sie und ihren Verkündiger seine Ueberzeugung ausströmen ließ, und alle mit sich fortriß zu gleicher Erhebung und gleichem Glauben.

Solchen Vorträgen — mit Beyspielen aus eigner Erfahrung, mit schauderhaft treuen Gemählden des Lasters und der Verführung, mit den rührendsten Warnungen des bekümmerten väterlichen Lehrers untermischt — verdanken viele seiner Schüler das Glück ihres Lebens. Sie seegnen seinen Staub, der nun [Ende 1822] auch schon seit zwölf Jahren unter dem Grabhügel ruht.

Es sind Männer unter ihnen, an deren bedeutungsreichem Wirken der gefeyerte Lehrer sich wohl gerne erfreut hätte, wäre ihm dieser Sonnenblick am Abende seines Lebens noch geworden, der durch den Kummer getrübt ward, daß die reformirte Schule — ihr früherer Ruf und ihre Blüthe waren ja sein Werk gewesen — von ihrem Range herabsteigen mußte. Er überlebte ihre Verwandlung in eine Bürgerschule nicht lange. Unter den Namen seiner dankbaren Schüler mögen hier nur einige statt der übrigen stehen: Büttner, geheimer Ober-Rechnungsrath; Buchholz, Stadtgerichts-Direktor in Elbing; Elsner, der Arzt; Ewert, Regierungs-Direktor; Graf Finkenstein auf Schönberg; von Gossow; unser Hoffmann; von Hippel, Regierungs-Präsident; die Grafen von Kanitz; Matuszewski, ein gemüthlicher Künstler; Schmidt; Schartow etc.

Nochmals Friede und Seegen seinem Staube! Sein Andenken lebt fort in treuen Herzen".

Als Baczko's eingangs genannte Schrift erschien, 1804, zählte die Anstalt 120 Schüler.

Am 18. April 1805 starb Crichton, und nun sollte es auch bald mit der Blüte der Burgschule vorbei sein. Der treue Wannowski ergänzte um Neujahr 1806 die Autobiographie Crichtons und gab sie im April desselben Jahres mit einigen Aphorismen des Verstorbenen heraus; Crichton hatte seinem „alten würdigen Freund" das schriftlich aufgetragen (vgl. S. VI und 43 des Buches). Die Vorrede des Herausgebers beginnt mit den Worten: „Eben blickte ich den Grabhügel an, der deinen Leichnam, guter Crichton, deckt. Hier gegenüber ruhen so manche der Meinigen, und jetzt ist auch meine zweyte Ehegenossin neben der ersten in die Gruft versenkt". Zum Schluß heißt es: „Da ich zuversichtlich überzeugt bin, daß sehr viele, ja die meisten von des seligen Crichton's Gönnern und Freunden auch die meinigen sind, so kann ich bey dieser Gelegenheit nicht unterlassen, mich und die Meinigen ihrem ferneren Wohlwollen . . . zu empfehlen".

Im selben Jahre publizierte Wannowski zwei für ihn bezeichnende eigene Schriften, eine liberal-theologische und eine sprachphilosophische: „De Immanuele Kantio, veritatis religionis christianae in foro rationis humanae non accusatore, sed vindice", und „Philosophische Prinzipien einer allgemeinen Sprachlehre nach Kant und Sacy". —

Bald darauf ist dann seine Schule, da Crichtons Fürsprache fehlte, in eine höhere Bürgerschule umgewandelt worden. Heute heißt sie bekanntlich Königliche Oberrealschule auf der Burg.

Vermutlich ein Sohn Wannowski's war der spätere Posener Gymnasialprofessor August (von) Wannowski. Im Gegensatz zum Vater kultivierte er gerade das Gebiet der griechischen Philologie; die Königliche Bibliothek in Berlin besitzt vier Schriften von ihm aus deren Umkreis, die in den Jahren 1828—1846 erschienen sind, und zwar die erste und die letzte bei Königsberger Verlegern.

Von Wannowski's Schülern kann ich über zwölf einiges beibringen:

1. Karl Faber spielte als Schüler fleißig Violin-Duos mit dem sub 5 genannten Hoffmann, promovierte dann als Dr. phil. und wurde Geheimer Archivar und Bibliothekar in Königsberg. Als solcher veröffentlichte er 1840 das vortreffliche topographisch-historische Werk „Die Haupt- und Residenzstadt Königsberg in Preußen", das auch für den vorliegenden Aufsatz an zwei Stellen benutzt ist.

2. Graf Ludwig Karl Finck von Finckenstein (1778—1826) besaß als letzter seiner Linie das Gut Schönberg im westpreußischen Kreise Rosenberg.

3. Der von Gossow ist ein Sohn des Tribunalsrats Gossow, der 1798 in den preußischen Adelstand erhoben wurde.

4. Theodor Gottlieb von Hippel (1775—1843) kam 1787 von seinem Vater, der Prediger in Arnau war, zu seinem Oheim, dem Bürgermeister von

Königsberg und bekannten Humoristen; von demselben Jahre bis etwa 1791 besuchte er die Burgschule, dann die Königsberger Universität. Nachdem er sich längere Zeit dem landschaftlichen Creditwesen und der Verwaltung seiner Güter im Kreise Marienwerder gewidmet hatte, trat er Ende 1811 als vortragender Rat in das Bureau des Staatskanzlers Grafen Hardenberg ein und hatte dort u. a. sämmtliche Militärsachen zu bearbeiten; in dieser Stellung concipierte er 1813 u. a. den Aufruf des Königs „An Mein Volk“. 1814 wurde er Regierungspräsident in Marienwerder, 1823 in gleicher Eigenschaft nach Oppeln versetzt, 1837 nahm er den Abschied. Vgl. über ihn die ungeschickt geschriebene, aber durchweg auf authentischem Material beruhende Biographie aus der Feder seines Enkels Theodor Bach (Breslau, Trewendt, 1863).

5. Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann (1776—1822), unter dem Namen E. T. A. Hoffmann als Komponist, Musikschriftsteller und Dichter berühmt, war schon 1781 oder 1782 Wannowskis Schule übergeben worden. Nachdem 1787 Hippel in die Schule eingetreten, entwickelte sich schnell eine intime Freundschaft zwischen beiden Knaben, deren Wohnungen übrigens nur durch Ein Grundstück (das v. Lesgewangsche Fräuleinstift) getrennt waren. Den Lehrern fiel Hoffmann erst in der Secunda auf, nachdem ihm nämlich Freund Hippel einigen Geschmack an den Klassikern beigebracht. Hippel berichtet von dieser Zeit: „Hoffmanns Talent erregte die Aufmerksamkeit der Lehrer, besonders Wannowski's, der ihn über Gegenstände der Kunst oft — wenngleich scheinbar nur scherzhafter Weise — zu Rathe zog. Die Lebendigkeit der Darstellung in seinen Arbeiten gefiel. Von seinen Mitschülern ward er wenig geliebt, denn sein Witz war ihre Geißel.“ Nur mit Faber und Matuszewski entspann sich ein näherer Verkehr; Matuszewskis gedenkt Hoffmann noch 1815 in seiner Erzählung „Der Artushof“. — Hoffmann verließ, wie Muncker 1880 in der Allg. Deutschen Biographie nachgewiesen, Ostern 1792 die Schule. Sein Leben ist am eingehendsten 1823 von Hitzig dargestellt; die wichtigeren Tatsachen daraus findet man in jedem allgemeinen Nachschlagewerke.

6.—10. Die Grafen von Kanitz sind die fünf Söhne des Grafen Karl Wilh. Alex. v. Kanitz auf Podangen pp. (1745—1824) und seiner Gemahlin Ant. Wilh. Luise geb. v. Massow (1752—1805). Ich bin über sie orientiert durch die Aufzeichnungen des ältesten von ihnen, des Grafen Alexander, die sein Enkel, der bekannte Parlamentarier Graf Kanitz-Podangen, gütigst für mich hat excerpieren lassen. Alle fünf Brüder sind erst nach Hippels und Hoffmanns Abgang nach Königsberg gekommen. Zunächst wurden 1793 Alexander und Friedrich unter Aufsicht ihres bisherigen Hauslehrers nach Königsberg geschickt „in die reformirte (jetzt Burg-) Schule, deren Vorsteher ein gelehrter und trefflicher Mann, der reformirte Prediger Wannowski war. Ein Jahr später (1794)“, heißt es in den Aufzeichnungen weiter, „kam auch mein Bruder August nach Königsberg auf die 3. Klasse der reformirten Schule. Im Jahre 1796 nahmen die

Eltern ihn wieder zu sich nach Podangen. . . . Meine beiden jüngsten Brüder, Karl und Ernst, kamen späterhin nach Königsberg in Pension zum Prediger Wannowski und wurden in der reformirten Schule für die Universität vorbereitet."

Alexander (1778—1850) erbte die Güter des Vaters und war Oberlandesgerichtsrat (mit demTitel Geh. Justizrat) sowie Direktor der westpreußischen Generallandschaft.

Friedrich lebte von 1780—1813.

August (1783—1852) kam 1798 nach Berlin, trat daselbst in das Regiment seines Onkels v. Kunheim (Nr. 1) und wurde im Jahre darauf Leutnant. — Das tolle Jahr 1848 verschaffte ihm auf einige Wochen, halb gegen seinen Willen, das Portefeuille des Kriegsministers: am 1. Mai trat er, als Generalleutnant, an Stelle des Generals von Reyher in das Ministerium Camphausen ein, das aber schon am 20. Juni demissionierte.

Über Karl weiß ich nichts näheres.

Ernst, 1789 geboren, schlug die Richterlaufbahn ein und starb um das Jahr 1870 als Tribunalsrat.

11. Matuszewski, dessen besonderer Freundschaft mit Hoffmann wir schon gedachten, begleitete 1800 den Grafen Louis Gröben nach Wien und traf dort auch den damaligen Auscultator Itzig (späteren Kriminalrat Hitzig in Berlin); nach Hippels Nachrichten ist er auch in Paris und Italien gewesen. soll aber vor Hoffmann gestorben sein. Er ist „als braver Künstler geachtet worden"; seine Bilder überragten die seines Freundes Hoffmann nach Hippels vielleicht nicht ganz kompetentem Urteil weit „an Feinheit und Sauberkeit des Pinsels, aber nicht an Korrektheit und Kraft."

12. Johann Philipp Schmidt (1779—1853) gehörte wieder zu den jüngeren, die erst nach Hippels und Hoffmanns Abgang zu Wannowski kamen. Er schrieb an Hitzig bei Erscheinen von dessen Hoffmannbiographie[6]): „Ich war nur 1 Jahr auf Prima in der deutsch-reformirten Schule zu Kgberg, nachdem ich von Kants Amanuensis Dr. Lehmann Privat-Unterricht erhalten hatte. Ich saß neben den Grafen Kanitz pp — Das Dörffersche Haus in der Junkerstraße[7]), wo Hoffmanns Onkel wohnte, ist mir wohl bekannt. Mit Hffm. selbst aber kam ich damals nicht in Berührung, weil er mir überall vorausging". — Übrigens war Schmidt, ganz wie Hoffmann, Jurist von Beruf und Komponist aus Neigung; 1806—1811 schlug er sich wie Hoffmann als Klavierlehrer durch, dann wurde er in Berlin wieder angestellt bei der Königlichen Seehandlung. Daneben komponierte er

[6]) Der ganze Brief erscheint später mit vielen anderen bisher unbekannten oder unbeachteten Dokumenten zu Hoffmanns Leben im Schlußbande der oben genannten Sammlung.

[7]) Nicht correct. Das Haus lag in der Junker-Gasse, und zwar in dem Teile derselben, der in Poststraße umbenannt ist, nachdem an der Stelle des Hippelschen Hauses das Postgebäude errichtet worden war.

weiter und schrieb fleißig Rezensionen; im August 1816 wurden Hoffmanns „Undine“ und Schmidts „Alpenhütte“ in Berlin als Novitäten aufgeführt, und kurz darauf erschienen Schmidts Rezension der „Undine“ und Hoffmanns Besprechung der „Alpenhütte“.

Hoffmann, Julius v. Voß und Holbein in Berlin.

Wie bekannt, gehört das Zusammenwirken des Königsbergers E. T. A. Hoffmann (1776 bis 1822) und des Niederösterreichers Franz v. Holbein (1779 bis 1855) am Bamberger Theater in den Jahren 1810 bis 1812 zu den Glanzpunkten der Deutschen Theatergeschichte, und ihre dortige gemeinsame Tätigkeit ist seit Hitzigs Biographie Hoffmanns (1823) oft dargestellt worden. Dagegen so gut wie unbekannt ist es, wo und unter welchen Umständen beide Männer sich vorher kennen gelernt und sich später wiedergesehen haben.

I.

Für die ersten neunzehn Lebensjahre Hoffmanns, Anfang 1776 bis 1794, war Hitzigs Hauptquelle die Schilderung, die Hoffmanns ältester Freund Theodor v. Hippel (der Verfasser des Aufrufs „An Mein Volk"

von 1813) von ihrer gemeinsam in Königsberg verlebten Jugend gemacht und dem Biographen mitgeteilt hatte. Seitdem dann Hippel Ende 1794 Königsberg verlassen, hatten die Freunde einen regen Briefwechsel unterhalten, bis Hoffmann 1808 zum zweiten Male Berlin verließ; etwa den dritten Teil der von Hoffmann erhaltenen Briefe teilte Hippel ebenfalls nach Hoffmanns Tode 1822 auszugsweise Hitzig mit. Hitzig druckt diese Briefauszüge — wenn auch mit erheblichen Streichungen — ab; zugleich sind sie seine Hauptquelle für die Darstellung der Zeit, in der er selber Hoffmann noch nicht kannte, also für die Jahre 1795 bis 1804.

1796 ging Hoffmann als Auskultator nach Glogau, 1798 als Referendar nach Berlin. Über den Glogauer Aufenthalt berichtet der Biograph: „Auch an anregenden Erscheinungen fehlte es damals nicht. Molinari, ein geistreicher Maler (jetzt in Berlin), die Gräfin Lichtenau, Holbein, der dramatische Dichter und Künstler (nunmehr in Prag), Julius v. Voß, der bekannte Schriftsteller (in Berlin), dessen er in seinen Briefen nicht, wohl aber mündlich oft in diesem Zusammenhange erwähnt hat, gaben seinem Geiste durch ihren Umgang vielfache Beschäftigung."

In der Tat war Julius v. Voß (1768 bis 1832) etwa 1795 strafweise — er hatte sich durch eine Reihe unerbetener Reformvorschläge lästig gemacht — als ältester Sekonde-Leutnant aus Thorn zu dem neu errichteten, übel berufenen Regiment von Grevenitz

(Nr. 57[1]) in Glogau versetzt worden. Dort gab es, wie er später erzählte[2]), „für die Subalternoffiziere kein anderes Wirken als das eines Korporals". Er fühlte sich tief gekränkt und unglücklich: „Betäubung, sinnliche Betäubung ward meine einzige Zuflucht". Er stürzte sich in die Vergnügungen, die dort zu haben waren, machte enorme Schulden und nahm nach zwei Jahren als Premier-Leutnant den Abschied.

Während Hitzig über diesen Glogauer Bekannten Hoffmanns durch dessen mündliche Mitteilungen unterrichtet war, hat er die anderen drei Namen, wie er ja auch indirekt andeutet, lediglich aus den Briefen an Hippel. In der Tat finden wir sie in den Briefauszügen wieder, die Hitzig als Beilagen zum Glogauer Abschnitt druckt. Im Januar 1797 berichtet Hoffmann dort ausführlich über Molinari, im April 1798 über die Lichtenau, die im Hause seines Onkels aus- und einging; Holbein wird kurz im August 1797 genannt als „der Einzige, der es hier der Mühe werth findet, sich mir anzuschmiegen". Da nun bekanntlich Holbein bald darauf die Lichtenau heiratete, so hat bisher kein Leser diesen Satz in Zweifel gezogen.

Nun fand ich im Mai 1901 in Hitzigs bis dahin unberührtem Nachlaß unter vielen anderen Dokumenten

---

[1]) 1806 in Hameln gefangen und dann aufgelöst.

[2]) [Satirische] Anleitung zu einer sublimen Kriegskunst. Mit der militärischen Laufbahn des Verfassers. Berlin, Johann Wilhelm Schmidt, 1808. S. 365/73.

zu Hoffmanns Biographie auch jene Hefte mit Briefabschriften, die Hippel dem Biographen als Material gesandt hatte. Hippel hatte die Originale von einem Schreiber kopieren lassen und denselben ein für allemal angewiesen, alle Namen nur mit den Anfangsbuchstaben anzudeuten; nur in einzelnen Fällen hatte er selbst dann bei der Durchsicht die Namen ergänzt. Hitzig sah die Hefte durch, strich, was ihm unbedeutend oder unangemessen schien, fügte einige Anmerkungen ein und riskierte es auch ein paarmal, einen abgekürzten Namen zu ergänzen. Zum Glück sind die Handschriften des Schreibers, Hippels und Hitzigs so vollkommen verschieden, daß man buchstäblich bei keinem Strich, bei keinem Komma im Zweifel sein kann, wessen Hand man vor sich hat.

In der genannten Briefstelle nun hat Hippels Schreiber nur ein „H." gesetzt; erst Hitzig hat das in seiner charakteristischen derben Handschrift zweimal durchstrichen und durch „Holbein" ersetzt. Es handelt sich bei diesem Namen also lediglich um eine Vermutung Hitzigs.

Wie nahe diese Annahme des Biographen liegt, haben wir bereits ausgeführt. Sie stimmt aber mit den Tatsachen nicht überein. Wie wir sehen werden, ist Holbein in der Tat mit Hoffmann und Voß bekannt geworden, aber nicht in Glogau, sondern in — Berlin, und zwar mit jenem erst 1798, mit diesem gar erst 1815.

II.

Durch die verdienstliche, wenn auch längst nicht erschöpfende „Geschichte des Theaters in Bamberg

bis zum Jahre 1862" von Friedrich Leist (2. Auflage, 1893 auf Kosten des Historischen Vereins zu Bamberg gedruckt) wurde ich aufmerksam auf eine autobiographische Schrift Holbeins, die dieser 1853 als ersten Teil eines geplanten großen Handbuchs über „Deutsches Bühnenwesen" in Wien erscheinen ließ. Ich verschaffte mir das Heft und fand darin, was ich suchte.[1]

Danach hatte Holbein, nachdem er die ihm gütigst zugedachte Laufbahn beim k. k. Lotto-Amt quittiert, 1798 mit 18 bis 19 Jahren als Sänger und Guitarrespieler unter dem Namen Fontano in Posen und in Frankfurt a. d. O. je drei Konzerte gegegeben. Er fuhr nun weiter nach Berlin, wirkte an Konzerten im Joachimsthalschen Gymnasium[2]) und in der musikalischen Ressource[3]) mit und gab dann im Konzertsaale des Hotels zur Stadt Paris[4]) sein

[1]) Leider fehlen durchweg die Jahreszahlen; sie sind jedoch für Berlin mit Leichtigkeit zu ergänzen aus der Statistik der „Königlichen Theater in Berlin" in den Jahren 1786 bis 1885, die 1886 von den beiden Intendanturbeamten C. Schäffer und C. Hartmann zusammengestellt ist. So unentbehrlich diese fleißige Bureauarbeit auch für die erste Orientierung ist, so sehr hat man sich doch zu hüten, den Angaben im einzelnen blind zu trauen. Schäffer und Hartmann wissen z. B. S. 166 nur von zwei Gastspielen Holbeins im Jahre 1815 (s. dagegen unten, Abschn. V).

[2]) Heilige-Geist-Straße 5f und Burgstraße 21f (jetzt 24).

[3]) In der Letzten (jetzt Dorotheen-) Straße.

[4]) Damals der erste Gasthof Berlins, Brüderstraße 39 (das große Grundstück ist dann geteilt; auf Nr. 39 steht jetzt ein Mietshaus, auf Nr. 39a das Hotel zum König von Preußen).

erstes eigenes Konzert. Nach demselben kam ein junger Mann aufs Orchester und stellte sich nach einigen schmeichelhaften Äußerungen als Referendar Hoffmann vor.

„Durch ihn", erzählt Holbein, „machte ich Bekanntschaft mit Iffland, Fleck und dem Kapellmeister Anselm Weber, welche mir sogleich den Rat gaben, mein Gesangstalent und meine Persönlichkeit auf der Bühne geltend zu machen. Sie berührten dadurch die Saite, welche am leichtesten in mir ansprach. Natürlich war ich bald entschlossen, nahm ein Engagement bei der königl. Bühne an und baute hinsichtlich der Aussprache auf die Beihilfe meines jungen Freundes Hoffmann.

Meine erste Aufgabe bestand in einer — Chorstimme, während ich auf eine große, erste Gesangspartie spekulierte.

Nur Ifflands Versicherung: die Sache sei nicht so leicht, wie ich glaubte, und Flecks, Webers, Beschorts und Hoffmanns Zureden bewogen mich, dergleichen kleine Leistungen zu übernehmen, um, wie sie sagten, mich vor Übernahme einer größeren Aufgabe an den Anblick des Publikums und der Lampen zu gewöhnen, gehn und stehn und — reden zu lernen.

Das letzte war jedoch, wie Iffland sagte, das nötigste: für den Gesang bürgte Kapellmeister Weber.

Die Erfahrung bestätigte diese Befürchtung, denn als ich später in Paisiellos schöner Müllerin den Ferdinand sang, wurde ich in allen Gesangstellen lebhaft applaudiert und meine Sprache in aller Form — ausgelacht.

Dennoch hielt ich fast anderthalb Jahre bei sehr untergeordneter Beschäftigung in der Hoffnung aus, mir die norddeutsche Sprache eigen zu machen, und zugleich durch Anschauung der Wirksamkeit eines Ifflands und des ihn umgebenden ausgezeichneten Künstlerkreises mir eine künstlerische Intelligenz anzueignen. . . .

Meine übrigen Verhältnisse in Berlin waren sehr angenehm. Die damals im Norden noch sehr wenig bekannte spanische Guitarre und mein Gesang interessierte; ich lebte in bester Gesellschaft, erwarb reichlich durch Lektionen, hatte an Hoffmann einen ebenso treuen als geistreichen Freund; aber da fuhr ein Blitz aus den Wolken, von welchem sich meine Philosophie nichts träumeu ließ.

Seit dem 21. Mai 1799 stand Kotzebues „Johanna von Montfaucon“ auf dem Repertoire. In diesem Schauspiel tritt ein Knecht auf; der Träger dieser Rolle war im Laufe des Jahres erkrankt, und Iffland bestimmte „Hrn. Fontano“ zum Stellvertreter. Das war unserem stolzen Tragöden zu viel. Er eilte zum Direktor und beschwerte sich.

„Iffland beschwichtigte mich, Fleck und Beschort kamen dazu und lachten mich aus, Hoffmann amüsierte sich, wie er zu sagen pflegte: königlich, als er die Szene erfuhr, und zeichnete in seiner meisterhaften Manier die große Bethmann, die ich sehr verehrte, als Johanna von Montfaucon, und mich hinter ihr, als Knecht — das Gebetbuch tragend.

Ich lachte am Ende selbst mit; aber eine unwillkürliche Verstimmung blieb doch in mir zurück und ich

entschloß mich, wieder meine früheren Kunstreisen als Konzertgeber fortzusetzen, obgleich ich mich schwer von meinem Freunde Hoffmann losriß."

In der Tat ging Holbein-Fontano nun abermals auf Reisen, bis er am 3. Mai 1802[1]) in Breslau die Lichtenau heiratete; er zählte 21, sie 46 Lenze, es war also ein Verhältnis, wie Hoffmann es später in der „Datura fastuosa" schildert. — Hoffmann bestand inzwischen sein Assessorexamen, verheiratete sich dann (fast an demselben Tage wie Holbein) in Posen mit der Tochter eines pensionierten Kommunalbeamten und arbeitete seitdem als Rat an preußisch-polnischen Gerichten. — Julius v. Voß endlich machte nach seiner Pensionierung größere Reisen, ging dann nach Berlin und zählte, wie er 1825 zynisch renommiert[2]), „an den Rockknöpfen ab, ob er — ohne Geschäft — Schriftsteller, musikalischer Kompositeur oder Maler werden sollte, um etwas zu tun zu haben. Der letzte Knopf traf auf den Schriftsteller".

III.

1806 brach Preußen zusammen. Auch Hoffmann verlor durch die Okkupation der polnischen Provinzen seine Stelle; er kam am 18. Juni 1807 nach Berlin.

Nach etwa fünf Wochen, am 21. Juli, suchte er „den alten Freund Julius v. Voß" auf, der inzwischen abwechselnd Komödien und Betrachtungen über den

---

[1]) Festgestellt von Baillen, Allg. Deutsche Biographie XVIII 536.

[2]) In Hitzigs „Gelehrtem Berlin im Jahre 1825" (Berlin, Dümmler, 1826), S. 288.

Untergang des Staates geschrieben hatte. Hoffmann berichtet am folgenden Tage über seinen Besuch in einem längeren Briefe an Hitzig[1]. —

Holbein verließ seine Gemahlin, nachdem er 1806 das fünfundzwanzigste, sie das fünfzigste Lebensjahr vollendet, und lebte seitdem teils als Schauspieler, teils als Theaterdichter an verschiedenen Orten, zusammen mit der Schauspielerin Mad. Marie Renner, einer der wundervollsten deutschen Naiven. Er dichtete eine große Anzahl leichter Stücke, als erstes den oft aufgeführten „Fridolin", eine Dramatisierung von Schillers „Gang nach dem Eisenhammer".

IV.

Infolge einer Annonce erhielt Hoffmann Beschäftigung am Theater zu Bamberg; am 1. September 1808 traf er dort ein.

1810 kam auch Holbein dorthin. Er hat das Wiedersehen köstlich geschildert; der Bericht darüber gehört nicht hierher, ebensowenig die Schilderung des gemeinsamen Wirkens der beiden Freunde. Holbein war Direktor und gelegentlich auch Darsteller, Hoffmann war Dekorateur und gelegentlich Komponist; gemeinsam bearbeiteten beide den Spielplan und das Maschinenwesen. Besonderes Verdienst erwarben sich die Bühnenleiter um Calderon und Kleist; die Renner war als Käthchen von Heilbronn den Zuschauern unvergeßlich. —

---

[1]) Künftig im II. Bande meiner Sammlung „E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr" S. 36 f. zu finden.

Julius v. Voß sorgte inzwischen auf seine Art für das Repertoire der deutschen Bühne. Unter den unzähligen Stücken, die er neben noch mehr Romanen schrieb, ist eines der merkwürdigsten das Lustspiel „Künstlers Erdenwallen“ aus dem Jahre 1810[1], ein zynisches Gegenstück zu Goethes gleichnamigem Dramolet:

Eduard Ihlen und Caroline Bahn sind als Waisen bei einer kinderlosen reichen Witwe weltfremd auf dem Lande aufgewachsen. Beide haben seit längerer Zeit eine stille Schwärmerei: Eduard für die reisende Klaviervirtuosin Cäcilia Tempioni, die er vorm Jahr einmal in Leipzig gehört, Caroline für den Dichter Karl Strahlenduft, dessen Werke sie auswendig kann. Nach dem Tode der Pflegemutter wollen beide auf der Leipziger Messe diese ihre Ideale aufsuchen. Ihr verständiger Vormund will sie, ohne aktiv einzugreifen, von ihren Illusionen heilen; er hindert sie also nicht an ihrem Plan, sondern empfiehlt ihnen nur, sich den beiden Künstlern gegenüber für arm auszugeben. Er selbst führt sich bei dem Dichter, der bürgerlich Lämmermeier heißt, als angehender Verleger ein; Lämmermeier sagt darauf pathetisch: „Setzen Sie sich, Herr Feind“ und schmäht dann auf die kargen Honorare, bietet sich aber zu Arbeiten von jeder gewünschten Parteirichtung an und nimmt sogleich einen Vorschuß, den er umgehend einem Mädchen schenkt. Noch zynischer zeigt sich die Tempioni, die eigentlich Timp-

[1] Berlin, bei Johann Wilhelm Schmidt; 8⁰, 156 S. u. 2 Bll. (auch als Lustspiele Bd. III, Stück I).

linger heißt; sie hat kein anderes Bestreben, als möglichst viel Geld zu verdienen und die Konkurrenz mit den niedrigsten Mitteln aus dem Felde zu schlagen. Eduard und Caroline kehren schaudernd als Brautpaar aufs Land zurück, nachdem sie die Praxis der Kunst kennen gelernt.

Abgesehen von der Figur des Vormundes, der allzuhäufig als die Vorsehung des Stückes drahtziehend eingreift, ist das Werk vorzüglich geraten, die Figuren des Literaten und der Virtuosin sind Kabinettsstücke.

V.[1]

Der Oktober 1815 war ein ereignisreicher Monat für Berlin. Am 11. wurde Beethovens Fidelio zum ersten Male im Opernhause gegeben, am 14. zum ersten Male wiederholt, und zwar diesmal mit der Milder-Hauptmann aus Wien in der Titelrolle; am 15. wurde der Geburtstag des Kronprinzen gefeiert mit einem dreiaktigen Festspiel von Fouqué; am 17. kam der König aus Paris zurück; am 22. wurde zugleich die Wiederkehr des Tages der Leipziger Schlacht und das Vierhundertjahrs-Jubiläum der Hohenzollern gefeiert: morgens war Parade und Tedeum, nachmittags kamen die russischen Großfürsten Nikolaus und Michael an, abends fand in Gegenwart des Hofes eine Festvorstellung im Opernhaus statt: Spontinis große Oper „Cortez", davor der Fouqué-

[1] Mit Ausnahme des Holbein-Zitats ist der ganze Abschnitt aus der Vossischen Zeitung vom Oktober 1815 zusammengestellt.

sche Einakter „Cassilo“ mit Musik von Hoffmann. Am 24. kam dann Kaiser Alexander, kurz darauf wurde unter allgemeiner Illumination der Stadt die Verlobung seines Bruders (und Nachfolgers) Nikolaus mit der Prinzeß Charlotte gefeiert. Wie vorher der Leipziger und Pariser Platz, erhielten jetzt der Belle-Alliance- und der Alexander-Platz ihre heutigen Namen.

Hoffmann war in den Justizdienst zurückgekehrt und war zur Zeit als Volontär am Kammergericht tätig, um sich wieder einzuarbeiten. Überreich, wenngleich noch von keinem Biographen benutzt, fließen die Quellen über sein persönliches Leben in diesem Frühherbst: über seinen vierzehntägigen Besuch auf dem Lande bei Fouqué, seine dort unternommene Komposition des „Cassilo“, die Fahrt mit Fouqué nach Berlin (mit sechs Pferden und einem Umfall), die Hoffeste, die er „seit eilf Jahren wieder zum ersten Male, in einer abenteuerlichen Uniform,“ mitmacht. Hier haben wir aber nur von einer Einzelheit zu reden.

In diesem festlichen Oktober kamen nämlich Holbein und die Renner aus Karlsruhe als Gäste ins Schauspielhaus. Am 9. Oktober wurden zwei Holbeinsche Einakter gegeben: „Der Abschied des Leonidas“ und das (nach einem fremden Text gearbeitete) Lustspiel „Die Nachschrift“. Holbein spielte den König Leonidas im ersten und den — Friseur im zweiten Stück, die getreue Renner in beiden die Gattin. Am 13. trat Holbein als Graf von Savern in seinem „Fridolin“ auf.

Am 14. begab der Helden-, Grafen- und Friseur-Spieler sich mit Freund Hoffmann zu Julius v. Voß zu einer wichtigen Konferenz. Holbein berichtet:

„Ich ließ mich von Hoffmann zu ihm führen, weil ich unter meinen Gastrollen auch die Rolle „Magister Lämmermeyer" vorgeschlagen und an dem Stück mir mehrere Änderungen erlaubt hatte, um deren Billigung ich ihn bitten wollte.

Er wohnte in einem kleinen unansehnlichen Häuschen einer entfernten Vorstadt, lag (um 11 Uhr vormittags) im Bette und korrigierte einen gedruckten Bogen auf einem vor ihm auf der zerlumpten Decke liegenden Brettchen. Neben dem Bette stand der einzige Stuhl des Zimmers mit einer das Tintenfaß repräsentierenden — Kaffeetasse. Hoffmann trommelte an den Fenstertafeln und lachte heimlich über meine Verlegenheit. Mir bot der Dichter einen Sitz auf einem Koffer mit den Worten seiner Lämmermeyers: »Setzen Sie sich, Herr Feind, genieren Sie sich nicht. Denn Sie sind auch ein Feind der Dichter,« fuhr er fort; »jeder Direktor, Dramaturg, der hinzutut und wegnimmt, je nachdem er weniger oder mehr Ellen zum Effekt braucht, ist unser Feind.« Ich versicherte: ich wolle mir ohne seine Genehmigung keine Änderung erlauben und sei bloß gekommen, sie ihm zur Ansicht vorzulegen. Er erwiderte: »Sie wollen gewiß den Kerl, den Lämmermeyer, verfeinern, weil Sie glauben, es gäbe dergleichen Leute nicht. Da seh'n Sie mich mal an, ich bin so einer, und nicht der einzige. Machen Sie was Sie wollen mit dem Kerl. Sie

sind ein junger Mann, der's versteht, das hab' ich gestern geseh'n, aber ich glaube nicht, daß Sie den Lämmermeyer spielen können. Sie werden das Fein- und Vornehmtun nicht lassen können, und da hab' ich schon genug.« Er sagte mir dann auch manches Schmeichelhafte über meine am vorhergehenden Abend gegebene Darstellung des Grafen von Savern, was mich um so mehr erfreute, da er zu rücksichtslos war, um eine unwahre Artigkeit zu äußern.

Mit seinem Stück sollte ich machen, was ich wollte; er schere sich, wenn er einmal das Honorar hätte, den Teufel um seine Stücke.

Ich kam aus einer Verlegenheit in die andere und war froh, wieder aus dem Hause zu kommen. Hoffmann lachte mich aus und meinte: er hätte mir die ganze Konversation voraussagen können, habe aber sehen wollen, wie sich ein Seidenbändchen und ein Strick miteinander unterhalten würden."

Aber unser Tragöde ließ sich nicht warnen. Am 16. trat er als Carl in Contessas „Talisman" (Fortsetzung des „Rätsels") auf, die Renner natürlich als die Gattin Elise (vorher hatte sie im Kostüm eines „deutschen Bauernmädchens" ein „Selbstgespräch" „Marschall Vorwärts" vorgetragen), und am 18. wurde dann ohne Erbarmen „Künstlers Erdenwallen" gegeben: Holbein als Lämmermeier-Strahlenduft, die Renner als die Timplinger-Tempioni. An den nächsten Abenden scheint das Karlsruher Pärchen noch in einigen kleinen Stücken aufgetreten zu sein.

Nach ihrem Weggange erschien eine freundliche Würdigung der beiden Künstler, vermutlich von dem liebenswürdigen Catel, in der Vossischen Zeitung vom 26. Oktober. Es heißt darin in frappanter Übereinstimmung mit Vossens Urteil: „Hr. Holbein, eine schöne Gestalt, eine gediegene tragische Haltung, ein voll und rein tönendes Organ . . . gefiel in der ersten Darstellung einer Szene aus seinem „Leonidas" ungemein. Er stieg noch höher als Graf von Savern im „Fridolin". In einigen kleinen Stücken seiner Arbeit und in „Künstlers Erdenwallen" gefiel er weniger, weil ihm ernsthafte Rollen mehr zu Gebote stehen als scherzhafte oder gar niedrige." Umgekehrt hat dem Rezensenten die Renner weniger als Königin von Sparta gefallen, wie in „kleinen, leichten, natürlichen" Rollen — sie war eben nicht Heroine, sondern Naive.

Nach Holbeins Versicherung hat es bei seinem Beisammensein mit Hoffmann im Herbst 1815 noch manchen anderen drolligen Auftritt gegeben.

VI.

Von 1816 bis 1819 waren Holbein und die Renner Mitglieder des Königlichen Theaters in Hannover. Am 19. Januar 1818 schrieb er einen langen freundschaftlichen Brief an Hoffmann, den sein Kollege Gerber dann am 5. April in Berlin an den Adressaten abgab. Hoffmann antwortete noch in derselben Woche in einem seiner schönsten Briefe mit Bamberger Reminiszenzen und ausführlichen Berichten über die letzten

Berliner Theaterereignisse[1]). Dem Überbringer des Briefes hat er bereits in einer „vornehmen Weinkneipe" „diversen Champagner in den Hals gejagt".

Der Brief blieb unvollendet liegen, da Hoffmann schwer erkrankte. Diese Krankheit leitet die Zeit seiner dichterischen Blüte ein: in den vier Jahren, die er noch zu leben hatte, schuf er den „Zaches" und die „Brautwahl", das Murr-Kreisler-Werk und die „Brambilla".

Das erste, was er nach Überwindung der Lebensgefahr, noch im Bette liegend, schrieb, war eine rührende Nachschrift[2]) zu dem unvollendeten Brief an Holbein, der über zwei Monate liegen geblieben war. Diese Nachschrift schließt mit den fast interpunktionslosen Zeilen: „Meine Frau und ich bringen der Mad. Renner die herzlichsten innigsten Grüße dar Mögen Sie uns immer in freundschaftlichem Andenken erhalten. Ich schriebe gern mehr aber es geht noch nicht gut Ewig unverändert der Ihrigste Hoffmann".

Am 9. Juni 1820 starb die Lichtenau in Berlin, und Holbein konnte endlich die Geliebte auch öffentlich zu seiner Frau machen. —

Julius v. Voß hatte unterdes jahraus jahrein weiter geschrieben, aber er brachte es zu keinem großen Werk und keiner großen Wirkung mehr. Hoffmann zerpflückt in seinem letzten größeren Briefe (an den Breslauer

---

1) Am S. 3 Note 3 genannten Orte S. 304 bis 307.

2) Ebenda S. 311 f.

Theaterfreund Carl Schall, vom 19. Januar 1822[1]) erbarmungslos das verhältnismäßig bekannteste von Vossens späteren Stücken, den „Stralower Fischzug". Dieses sogenannte Lustspiel ist nach Hoffmanns Urteil nichts weniger als lustig, sondern ein Gemisch aus „faustdicker Sentimentalität" und „knolligem Patriotismus". Sein Interesse für den früheren lustigen Leutnant war mit Recht längst erloschen.

1822 starb Hoffmann, 1824 Holbeins zweite Frau. Er selbst lebte und wirkte aber noch mehr als dreißig Jahre, als Direktor in Prag, in Hannover und zuletzt in Wien. Im letzten Jahrzehnt machte er sich weniger als Künstler denn als trefflicher Verwaltungsbeamter verdient; auf ihn geht z. B. der seitdem von allen großen Bühnen akzeptierte Brauch der Autor-Tantièmen zurück. 1853, mit 74 Jahren, wurde er pensioniert als Direktor des Hofburg- und des Hofoperntheaters und ließ, wie eingangs gesagt, in demselben Jahre seine kleine Autobiographie als Rechtfertigungsschrift erscheinen. Seine Beziehungen zu Hoffmann faßt er darin zusammen in dem dankbaren Bekenntnis: „Seinem unvergleichlichen Humor danke ich unzählige schöne Stunden, seinem gebildeten Umgang die erste Anregung zu literarischem Streben".

---

[1]) Von Holtei in den „Dreihundert Briefen" I, II, 30/33 publiziert; korrekter wiederholt von Ellinger im „Euphorion" V (1898) 113 f.; noch einmal nach dem Original in meiner Sammlung.

[Nachwort zur ersten vollständigen Ausgabe des 'Meisters Floh']

I. Hoffmanns Rolle in der Demagogenverfolgung October 1819 bis August 1821

Wie wohl jeder Freund Hoffmanns weiß, hat Georg Ellinger 1894 als erster nach siebzig Jahren dem Dichter wieder ein besonderes Buch gewidmet. Zwölf Jahre darauf hat er diesem Werke eine höchst wichtige Ergänzung folgen lassen. Es war ihm endlich gelungen, Einsicht in die Acten zu erhalten, die die Demagogen-Untersuchungen und deren Niederschlag im ‚Meister Floh' betreffen, und er hat uns im Juli 1906 auf Grund davon eine inhaltreiche Publication in der ‚Deutschen Rundschau' geschenkt. Er zeigt darin zunächst Hoffmanns Thätigkeit als Mitglied der Immediat-Justiz-commission zur Untersuchung staatsgefährlicher Geheimverbindungen; sodann theilt er die daraus erwachsene bisher nicht einmal dem Inhalt nach bekannte Satire mit, die Hoffmann dem ‚Meister Floh' einverleibt hatte; endlich schildert er den Verlauf des Disciplinarverfahrens, das wegen dieser Satire über Hoffmann verhängt wurde.

Wir begnügen uns im folgenden für den ersten Punkt mit einem kurzen, in einigen Einzelheiten ergänzten Auszug aus Ellingers Ausführungen; die von ihm entdeckte Satire Hoffmanns haben wir im Text auf grund erneuter sorgfältiger Vergleichung wiederholt und machen hier auf ein bisher übersehenes kleines, aber hübsches Gegenstück dazu aufmerksam; eine bescheidene Nachlese in Sachen der

Disciplinar-Untersuchung behalten wir uns dagegen für unsere Ausgabe von Hoffmanns Briefwechsel vor.

Der gelehrte und technisch gewandte Jurist Karl Christoph Albert Heinrich von Kamptz (1769—1849), seit 1812 vortragender Rath, war 1817 Director im Polizeiministerium geworden; schon vorher war er die rechte Hand des Polizeiministers Fürsten Wittgenstein gewesen, der als Berliner Statthalter Metternichs nichts unversucht ließ, den König Friedrich Wilhelm III. mit der angeblichen Staatsgefährlichkeit der Burschenschafter und sonstigen „Demagogen" zu schrecken. Nach der Ermordung Kotzebues durch den Burschenschafter Sand, 23. März 1819, die diesen Hetzern Recht zu geben schien, ertheilte der König am 4. Mai der Polizei außerordentliche Vollmachten; Anfang Juli wurden die ersten Verhaftungen vorgenommen. Im October übernahm Wittgenstein, um sich dem Könige noch enger zu attachiren, das Hausministerium; die Polizei wurde nunmehr dem Minister des Innern Kaspar Friedrich von Schuckmann (1755—1834) unterstellt, der ein ausgezeichneter Verwaltungspraktiker, aber ein erznüchterner Kopf war und seinem mecklenburgischen Landsmann Kamptz mindestens ebenso freie Hand ließ wie Wittgenstein es gethan hatte.

Im selben Monat ernannte der König eine Immediat-Justizcommission zur Untersuchung der angeblich staatsgefährlichen Geheimverbindungen; unter ihren Mitgliedern befand sich der als ausgezeichneter Criminalist bekannte Hoffmann. Als sich diese meist aus Richtern bestehende Commission gar bald nicht gefügig genug zeigte, wurde ihr im December eine Ministerialcommission, in der Kamptz mit seinen Gönnern Wittgenstein und Schuckmann saß, zur Seite gestellt und später sogar übergeordnet. Wippermann berichtet zusammenfassend über die Art des Vorgehens dieser Ministerialcommission (Allg. D. Biographie 15 [1882], 69f.): „Blinder Glaube an eine wirkliche Begründung der Aufgabe machte zwar schon sehr geeignet zu einer strengen Verfolgung, durch deren Ergebnisse die unterstellte Gefahr erst entdeckt werden sollte; nur ein ganz besonderer hinzukommender persönlicher Eifer und eine leidenschaftlich reactionäre Gesinnung vermögen aber erst ganz die Hartnäckigkeit zu erklären, mit welcher Kamptz diese Aufgabe verfolgte und warum er bald die eigentliche Seele dieser Demagogenverfolgung wurde. Die schonungslose Behandlung angesehener Personen

wie E. M. Arndt, ... Görres, Jahn, v. Mühlenfels, ... [Reimer,] Schleiermacher, F. G. und K. Th. Welcker, de Wette und Anderer steigerte den Haß gerade gegen Kamptz' Namen noch bedeutend, insbesondere wegen der fortgesetzten Hinwegsetzung der verfolgenden Behörden über die Gesetze und der moralisch verwerflichen Mittel zur künstlichen Schaffung von belastendem Beweismaterial. Bildete die Ministerialcommission als zweite Instanz die eigentliche Quelle dieser Verfolgungen in Preußen, so war Kamptz die Seele dieser Commission." Die Verhandlungen gestalteten sich bald zu einem persönlichen Kampfe zwischen Hoffmann als dem begabtesten und energischesten Mitgliede der Justizcommission und Kamptz: Hoffmann beantragte im November 1819 die Freilassung des Jenaer Burschenschafters Dr. phil. Georg Ludwig Roediger, im Februar 1820 die des Turnvaters Jahn, im August 1820 die des Dr. jur. Ludwig von Mühlenfels, die sämmtlich seit dem Juli 1819 in Untersuchungshaft saßen; Kamptz verlangte und erwirkte in allen diesen Fällen auf grund thörichter Auszüge aus alten Briefen und sonstiger Aufzeichnungen der Beschuldigten sowie daran geknüpfter höchst wunderlicher Verhöre weitere Verfolgung.

Im Sommer 1821 gelang es Hoffmann endlich, das unwillkommene Nebenamt abzuschütteln (s. den Schlußsatz seines Briefes an Wilmans vom 25. August), und jetzt machte er unverzüglich schriftstellerisch seinem Herzen Luft über das verderbliche System und seinen verhaßten Vertreter.

II. Die Satire in ‚Murrs Ansichten' September 1821

Von Mitte August bis Mitte December arbeitete Hoffmann abwechselnd an drei größeren Werken; er schrieb in dieser Zeit das zweite Drittel der ‚Biographie des Kapellmeisters Kreisler', den dritten und vierten Abschnitt der ‚Lebens-Ansichten des Katers Murr' und die ersten fünftehalb Abenteuer des ‚Meisters Floh'.

Während der vierte Abschnitt des Katerbuchs fast völlig von der Einkleidung absieht und als Buch im Buche köstlich das Leben eines Berliner Elegants schildert, so ist im dritten wenigstens die Maske

gewahrt. Der Abschnitt behandelt die Studentenjahre oder vielmehr ‚Lehrmonate' des Katers.

Ein Freund Murrs mit „treuem deutschen Herzen" erbietet sich bei einem Besuche, den bisher recht philiströsen Kater „ins Burschenthum einzuführen." Einstweilen nimmt er „mit einem biedern deutschen Pfotendruck nach altvorderischer Sitte" Abschied; Murr bewundert, ihm nachschauend, seine Turn-Fertigkeit. In der Nacht wird dann Murr als Katzbursch aufgenommen: „Es erfolgten nun gewisse Feierlichkeiten, die ich indessen verschweige, da geneigte Leser meines Geschlechts vielleicht argwöhnen, ich sey in einen verbotenen Orden getreten und noch jezt Red' und Antwort darüber von mir verlangen könnten. Ich versichere aber auf Gewissen, daß von einem Orden und seinen Bedingnissen, als da sind Statuten, geheime Zeichen u. s. durchaus nicht die Rede war, sondern daß der Verein lediglich auf Gleichheit der Gesinnung beruhte. Denn es fand sich bald, daß jeder von uns süße Milch lieber zu sich nahm als Wasser, Braten lieber als Brod." Eine solenne Kneipe mit „Gaudeamus igitur" und „Ecce quam bonum" schließt sich an, der ein beträchtlicher Katzenjammer im eigentlichen Sinne des Wortes am Morgen folgt. — Im Verfolge von Murrs Burschenleben fällt natürlich auch bald eine Herausforderung und eine Mensur vor, die beide kostbar geschildert werden.

„Von nun an führte ich ein köstliches Burschenleben", aber „nicht lange dauerte es . . ., so erhielt unser gemüthlicher Verein . . . einen Stoß, der ihn erschütterte zum gänzlichen Verfall." Ein „gewaltiger, wüthender Philister", der Hof-Hund Achilles, ärgert sich über den Gesang, der ihn in seinem pflichtwidrigen Schlafe stört, und sendet, da er selber zu plump zur Verfolgung ist, gegen die Sänger einige feige Spitze, die durch ihr belferndes Gekläff nunmehr glücklich auch den Hausherrn erwecken.

„O Kater," heißt es nun in einer Parenthese, „ist dir . . . denn jemals etwas abscheuliger, widriger, verhaßter und dabei erbärmlicher vorgekommen, als das kreischende, gellende, durch alle Tonarten dissonirende Gebelle in Harnisch gerathener Spitze? — Diese kleinen wedelnden, schmatzenden, sich niedlich gebehrdenden Creaturen, nimm dich für sie in Acht, Kater! trau

ihnen nicht. Glaube mir, eines Spitzes Freundlichkeit ist gefährlicher als die hervorgestreckte Kralle des Tigers! —" (In der That, man glaubt bei dieser Schilderung die „Rotte verworfener Menschen" vor sich zu haben, die sich nach Treitschkes Ausdruck [II 5 531 f] um Kamptz geschaart hatte: die Grano, Janke, Tzschoppe. Den letztgenannten, einen persönlichen Feind Hoffmanns, schildert der selbe Treitschke [III 4 434] als „ein knabenhaftes Männchen mit blonden Locken, rosigen Wangen und sanften blauen Augen, glatt und leise wie ein Wiesel".) Hoffmann fährt fort: „Schweigen wir von den bittern Erfahrungen, die wir in dieser Hinsicht leider! nur zu oft gemacht, und kehren wir zurück zu dem ferneren Verlauf unserer Geschichte."

Der Hausherr kommt, um Ordnung zu schaffen. „Was aber geschah? Die Spitze schwanzwedelten dem erzürnten Herrn entgegen, leckten ihm die Füße und stellten ihm vor, wie aller Zeterlärm nur seiner Ruhe wegen erhoben, unerachtet er eben dadurch aus aller behaglichen Ruhe gekommen. Gebellt hätten sie blos, um uns, die wir allerlei . . . Unfug trieben . . . mit Singen von Liedern in allzuhell erklingenden Tonarten u. d. zu verjagen. Der Herr ließ sich leider durch der Spitze geschwätzige Beredsamkeit um so mehr dahin bringen, alles zu glauben, als der Hofhund, den er darum zu befragen nicht unterließ, in dem bittern Haß, den er wider uns im Innern trug, es bestätigte. Uns traf nun die Verfolgung! — Ueberall wurden wir vertrieben, . . . ja! überall waren Schlingen und Fuchseisen aufgestellt, in die wir uns verfangen sollten und leider! wirklich auch verfingen . . . . ich kehrte zurück unter den Ofen des Meisters, beweinend in tiefer Einsamkeit das Schicksal meiner unglücklichen Freunde. —"

Aber das war Hoffmann noch nicht deutlich genug. Unmittelbar nachdem er dies berichtet, läßt er einen Universitätsprofessor zum Meister Abraham kommen, der zunächst über die unter den Katern eingerissene Verwilderung klagt, die der Sitte und Ordnung gefährlich sei; besonders seien die nächtlichen heimlichen Zusammenkünfte nicht länger zu dulden. Darauf aber gehen beide über „in ein weitläuftiges Gespräch, das sich nicht auf mein Geschlecht zu beziehen

schien", sondern direct auf die Studenten. Man sieht, Hoffmann hat die Kühnheit, für einen Moment die Maske zu lüften.

Es ist davon die Rede, „ob es besser sey, dem oftmals wirren ungezügelten Treiben exaltirter Jugend mit offner Gewalt entgegenzutreten, oder es nur einzugränzen auf geschickte unbemerkbare Weise und Raum zu geben der eignen Erkenntniß, in der sich jenes Treiben alsbald selbst vernichtet.

Der Professor war für die offne Gewalt, da die Gestaltung der Dinge zum äußern Wohl es fordere, daß jeder Mensch alles Widerstrebens unerachtet so zeitig als möglich in die Form gepreßt werde, wie sie durch das Verhältniß aller einzelnen Theile zum Ganzen bedingt werde, da sonst sogleich eine verderbliche Monstrosität entstehe, die allerlei Unheil verursachen könne. — Der Professor sprach dabei etwas von Pereatbringen und Fenstereinwerfen . . .

Der Meister meinte dagegen, daß es mit jugendlich exaltirten Gemüthern so gehe wie mit PartiellWahnsinnigen, die der offne Widerstand immer wahnsinniger mache, wogegen die selbst errungene Erkenntniß des Irrthums radikal heile und nie einen Rückfall befürchten lasse.

„Nun," rief der Professor endlich, indem er aufstand und Stock und Hut ergriff, „nun, Meister, was die offne Gewalt gegen exaltirtes Treiben betrifft, so werdet Ihr mir doch in so fern Recht geben, daß sie da schonungslos eintreten muß, wenn jenes Treiben verstörend hineingreift in das Leben [wie in Sands Falle], und so ist es nun — wieder auf Euern Kater Murr zurückzukommen, denn doch recht gut, daß, wie ich höre, tüchtige Spitze die verwünschten Kater auseinander getrieben haben, die so bestialisch sangen und dabei Wunder sich große Virtuosen dünkten."

„Wie man es nimmt," erwiederte der Meister: „hätte man sie singen lassen, vielleicht wären sie das geworden, was sie sich irrthümlicher Weise schon zu seyn dünkten, nehmlich in der That gute Virtuosen [lies: Staatsbürger], statt daß sie jezt vielleicht an der wahren Virtuosität zweifeln ganz und gar.""

Dies unerhört kühne Capitel hat niemand dem Beamten Hoffmann zum Vorwurf gemacht; vermuthlich aus dem einfachen Grunde, weil

es niemand verstanden hat *). Allerdings hat Hoffmann dadurch, daß er in einer selbstmörderischen Laune beschloß, die Biographie Kreislers und die Ansichten Murrs in abwechselnden Lieferungen dem Leser vorzulegen, selber am wirksamsten dafür gesorgt, daß man im neunzehntn Jahrhundert an der einen Schrift an sich so wenig Freude gehabt hat wie an der anderen, sondern das ganze lediglich als eine kaleidoskopische Spielerei auf sich wirken ließ. (Unser Capitelchen, II 147/60, steht zwischen einer wichtigen Unterredung, die Kreisler in Kanzheim mit Chrysostomus hat, und einer etwa gleichzeitigen, die Hedwiga in Sieghartsweiler mit Julia führt und in der sie die untersten Tiefen ihrer kranken Seele zeigt**). Welcher theilnehmende Leser will, kann dazwischen einer Betrachtung über die löbliche deutsche Burschenschaft nachgehn? Vielleicht findet sich jetzt im zwanzigsten Jahrhundert ein Verleger, der den Muth hat, Murrs Ansichten, eines der stärksten Satirenbücher der deutschen Literatur, würdig herauszubringen. Bisher giebt es nur Eine Einzelausgabe, mit liederlich wiedergegebenem Text und Bildern für Kinder — wie man ja auch die fremden bitteren Bücher von Don Quixote und Gulliver in Deutschland am liebsten als harmlos-drollige Jugendschriften druckt.)

*) Mit Recht bemerkt Hitzig auch von der Knarrpanti-Episode, auf die wir gleich kommen werden: „wäre Hoffmann nicht so unvorsichtig gewesen, vorher davon zu sprechen, daß er dies und jenes in dem Buche persiffliren wolle, so würde kein Leser — bei der Ungründlichkeit des Publicums, das solche Schriften liest — gemerkt haben, wohinaus er gezielt."

**) Nebenbei bemerkt, erscheinen Peregrinus' Freundinnen Gamaheh und Röschen fast wie Parodien auf Kreislers Freundinnen Hedwiga und Julia, auch in ihrem Verhältniß zum Helden.

III. Die Satire im ‚Meister Floh'
December 1821

Nachdem Hoffmann im September das harmlose Treiben der Burschenschafter und ihre unsinnige Verfolgung in großen Zügen geschildert, machte er sich ein Vierteljahr später daran, die Methode des Geheimraths Kamptz im einzelnen zu beleuchten. Der Meister der Polizei und seine oben charakterisirten Handlanger werden zusammengefaßt in der Figur des Geheimraths Knarrpanti, dessen Thätigkeit unsere Leser S. 101 unten bis 105 einschl. und S. 126 bis 135 Mitte bewundert haben. Daß das Bild bis ins kleinste stimmt, versichert uns Kamptz selber, gewiß ein klassischer Zeuge. Er schreibt am 31. Januar 1822 in seinem Promemoria für Schuckmann, man untersuche in der That die Papiere der Verdächtigen genau so wie Peregrinus' Papiere untersucht würden; dem Worte „Freiheit" spüre man nach den selben Grundsätzen überall nach wie Knarrpanti dem Worte „Entführung"*); das Wort „mordfaul" habe er, Kamptz, seinerzeit persönlich in dem Tagebuch eines Studenten als höchst verdächtig zweimal roth unterstrichen. Die Schilderung stimme aufs Haar, nur sei es freilich eine grobe Verleumdung, daß persönliche Motive diesem Verfahren zu grunde lägen. — Für Kamptz selber mag das ja, wenigstens theilweise, zuzugeben sein. —

Mit dem Verhältniß der beiden Knarrpanti-Stücke zu dem sonstigen Text unseres Märchens steht es nun wunderlich. Jede unterbricht (dies Wort steht 101,6 v. u.) an ihrer Stelle den Gang der Erzählung in einer so brüsken Art, daß man fast die gegenseitige Unterbrechung des Kreisler-Romans und der Kater-Satire damit vergleichen möchte; und wenn man nun versucht, sie an die ihr chronologisch zukommende Stelle zu setzen, so ergiebt sich — daß das nicht möglich ist. Sehen wir zu:

Peregrinus hat spät am Weihnachtsabend die jammernde Dörtje

*) Hoffmann hatte es sich nicht versagen können, die Beziehung auf die Demagogenverfolgung noch deutlicher zu machen. In seinem Briefe an Ludwig Robert vom 20. December 1819 macht er sich lustig über das „barbarische Wort" Umtriebe, das Kamptz und seine Leute für die supponirte Bethätigung der Demagogen aufgebracht hatten. Im ‚Meister Floh' läßt er nun den Geheimrath Knarrpanti klagen über die

ins Haus getragen; offenbar haben das Leute gesehn, und am nächsten Tage — etwa mittags — wird er als ihr Entführer (so S. 114 unten!) verhaftet*). Das ist ein vortreffliches Seitenstück zu der ebenso drolligen Verhaftung des Pepusch in der Weihnachtsnacht wegen versuchten Einbruchs: „so bringt ein einzig Mädchen oft zwei Männer ins Malheur", ist, um Busch zu variiren, die Moral dieser sehr begreiflichen, durchaus harmlosen Mißverständnisse der Frankfurter Polizei.

Dazwischen soll nun plötzlich alles liegen, was S. 101 unten bis S. 105 berichtet ist: das Stadtgespräch von der Entführung einer Dame und die umfänglichen Nachforschungen des Raths; der Bericht des Geheimraths Knarrpanti an seinen (auswärtigen!) Fürsten; der diplomatische Auftrag dieses Fürsten an Knarrpanti; Knarrpantis entsprechender Antrag beim Rath; endlich noch die Voruntersuchung mit den beiden Zeugenaussagen, die zur Verhaftung führen.

Das ist allerdings an Einem Vormittag nicht möglich. — Ferner sollte man denken, daß der hitzige Pepusch die wiedergefundene Dörtje sofort zu entführen sucht (119 resp. 125), nachdem er frei geworden; aber zwischen beide Vorgänge sind die endlosen Verhöre Knarrpantis gelegt, während deren Peregrinus räthselhafter Weise in Ungewißheit über Dörtjens Schicksal schwebt (S. 135 oben).

So ist die Annahme nicht abzuweisen, daß die Figur des Knarrpanti erst hineingekommen, als Hoffmann den Plan des eigentlichen Märchens schon festgelegt hatte. —

Das Wunderglas des Meister Floh zeigt seinem Besitzer nicht nur die Absichten des sublimen Geheimraths, sondern deckt ihm auch sonst vielfach Widersprüche zwischen Worten und Gedanken auf. Meister

„Liebesumtriebe" (S. 105,8 v. u.) und die „entführerischen Umtriebe" (S. 128,2) des Peregrinus. (Vielleicht gehört auch die [S. 236 oben] citirte Stelle aus dem Murr-Buch hierher, wonach die Katzburschen Unfug trieben.)

*) Peregrinus ist, worauf Hoffmann in seiner Vertheidigungsschrift aufmerksam macht, „ein beinahe kindischer, welt- und vorzüglich weiberscheuer Mensch: und der Zufall will, daß gerade er den Verdacht einer Entführung auf sich ladet." (Dictirt am 23. Februar 1822, s. Ellinger in der D. Rundschau S. 97).

Floh schickt seinen Beschützer und Schüler auf die Promenade (111—113) und in Gesellschaften (136—138), und der Ahnungslose erfährt dort vermöge des Glases in einer ganzen Reihe kleiner Erlebnisse, was im zweiten Abschnitt des Katerbuchs (1819) Murr von seinem weltklugen Freunde Ponto durch die Erzählung von Walter und Formosus lernt. Beide Beobachtungsreihen sind nur ganz lose mit der eigentlichen Erzählung verbunden; es treten ausschließlich Personen darin auf, die sonst im Märchen nicht vorkommen. Insofern wirken auch sie, wenn auch nicht in dem Grade wie die Knarrpanti-Stellen, als Einlagen; Hoffmann selber fürchtet denn auch, durch ihre weitere Ausdehnung den Rahmen des Märchens zu sprengen (S. 136 oben).

Wie wir gleich sehen werden, stammen alle vier Stellen, die wir hier genannt, — also alle rein-satirischen Theile des Buches — erst aus dem December 1821.

IV. Der ‚Meister Floh' als Ganzes

Durch Hoffmanns Correspondenz mit Wilmans wissen wir nämlich, an welchen Tagen die einzelnen Lieferungen des Manuscripts nach Frankfurt abgegangen sind. Am 23. Juli 1821 bietet Hoffmann ein „Büchlein" zum Verlage an, am 25. August schreibt er, es handle sich um ein Märchen ‚Meister Floh'. Aber erst am 6. November schickt er die ersten 12 Seiten des Manuscripts, am 21. December S. 13—24, am 12. Januar 1822 S. 25—36, am 19. Januar S. 37—40 und am 7. März den Rest. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß das Manuscript nach Hoffmanns Angabe am 21. December bereits bis zur Seite 28 gediehen war, und daß nach einem Billet an Hitzig vom 1. März der Schluß des Märchens am 28. Februar vollendet und nur noch vom Schreiber ins reine zu bringen war.

Aus Hoffmanns Brief an Wilmans vom 21. December wissen wir nun, daß der Text unserer Seite 70 im Manuscript auf S. 14 stand; und die Disciplinaruntersuchung, von der noch zu reden sein wird, hat uns die Manuscriptseiten 21—28 und die Schlüsse der Seiten 19 und 20 erhalten. Danach können wir mit ziemlicher Genauigkeit den

Umfang jeder der fünf Lieferungen bestimmen: Hoffmann ist (nach unserer Ausgabe)

am 6. November 1821 bis S. 65 oben gekommen,
am 21. December bis S. 138 (einschl.),
am 12. Januar 1822 etwa bis S. 186,

sodaß nun noch das siebente Abenteuer fehlte. Von diesem dürfte er am 19. Januar etwa die erste Hälfte (bis zum Billet des Meisters Floh S. 206 Mitte) abgeschlossen haben, am 28. Februar dann also die zweite.

In die erste Hälfte dieser langen Zeit fiel die abwechselnde Arbeit an der ,Biographie Kreislers' und den sogenannten ,Ansichten Murrs', d. h. der Schilderung der Burschenschafter und des Barons von Wipp — in die zweite Hälfte die von Kamptz eingeleitete Disciplinaruntersuchung und Hoffmanns tödliche Erkrankung. Das waren schlimme Bedingungen für eine schwierige Arbeit; und in der That verrathen einige Stellen der letzten Lieferung nur allzusehr (wie Hoffmann selber, laut Billet an Hitzig vom 1. März, befürchtete) „die Schwäche des kranken Autors". Schlimmer noch war es für das Buch, daß der Erzähler im Laufe der Zeit den Inhalt der ersten Theile vergaß. Auch dessen war er sich voll bewußt: in jedem der vier Briefe an Wilmans aus dem December und Januar bittet er den Verleger dringend, den Anfang des Buches in den Aushängebogen zu senden, da ihm deren Durchsicht für den Schluß unentbehrlich sei; leider konnte oder wollte Wilmans dem nicht entsprechen. —

Wie man weiß oder doch wissen sollte, ist es geradezu Hoffmanns Specialität (oder, cynisch-amerikanisch zu reden, sein tric), die Individualität mehr oder weniger aufzulösen und so mit dem sichersten und heiligsten Begriff des naiven Menschen zu spielen. Der rationellste Fall ist, daß ein „Partiell-Wahnsinniger" (Hoffmann liebt diesen von der neueren Psychiatrie aufgegebenen Begriff: s. S. 66 unten und S. 237 oben), der an einer „fixen Idee" leidet, sich für einen berühmten Verstorbenen hält. Diese Personen sind bei Hoffmann nicht nur im übrigen durchaus vernünftig, sondern erheben sich hoch über den Alltagsverstand; oft bleibt es ihnen vorbehalten, einem tastenden Kunstjünger die entscheidende Anregung zu geben: der junge Musikfreund lauscht mit Ehrfurcht dem 50jährigen Berliner Junggesellen, der sich für Gluck hält und leere Notenblätter als dessen Werke hat binden

lassen*); Traugott erlernt die Malerei von dem alten Berklinger, der die Bilder des Artushofes geschaffen haben will und stundenlang vor einer grundirten Leinwand phantasirt; ein ganzer Dichterclub verpflichtet sich auf die poetische Regel des Grafen P., der sich für den heiligen Serapion ausgiebt. — Meistens läßt aber Hoffmann die doppelte Geltung seiner Figuren auch mehr oder weniger objectiv in Erscheinung treten: am schönsten in den drei großen Märchen vom Goldenen Topf, Klein Zaches und der Prinzessin Brambilla. Zu dieser Reihe gehört auch unser Märchen.

Hier hatte Hoffmann es sich besonders schwer gemacht, indem er nicht weniger als zehn Personen durch mehrere Jahrhunderte hindurchführen wollte. Kein Wunder, daß ihm das bei der geschilderten Arbeitsart nicht ganz glückte, daß zwischen October 1821 und Februar 1822 manches unter den Tisch gefallen ist. Vier Beispiele: In den Theilen von 1821 tödtet der Egelprinz als geschworener Feind der Blumenkönigin deren Tochter Gamaheh (48/49 . 59 . 77 . 92); nach der Darstellung aus dem Jahre 1822 ist dagegen Gamaheh allein von ihrem Vater Sekakis getödtet (174/75); ja, nachdem Hoffmann am 18. Februar aus Wilmans' Brief vom 12. hatte ersehen müssen, daß er keine Hoffnung auf Empfang der Aushängebogen mehr hatte, schrieb er sogar ausführlich, der Blutdurst des Egelprinzen sei wirkungslos geblieben, Sekakis habe jedoch vergebens seine Tochter getödtet, da er das Verständniß der Natur verschmähte, und sich selber vernichtet (217). Diese Wendung ist für den Leser des Buches völlig unverständlich; Hoffmann hat da eben eine ganz andere Handlung vorausgesetzt. — Zweitens: in der Fassung von 1821 wird der Egelprinz zur Strafe für Gamaheh's Tödtung von Thetel (49) oder vielmehr von Zeherit (59) getödtet; 1822 wird er uns gesund und

*) Bekanntlich plante Hoffmann drei Jahre später eine ganze Serie von mystisch-musicalischen Ausführungen in der Art der z. Th. räthselhaften Reden des alten Berliners; am 28. April 1812 schreibt er an den damaligen Verleger Hitzig: „Dann beschäftigt mich ein sonderbares musikalisches Werk, in welchem ich meine Ansichten der Musik und vorzüglich der innern Struktur der Tonstücke aussprechen will. Um jeder anscheinenden Excentrizität Platz und Raum zu gönnen, sind es Aufsätze von einem wahnsinnigen Musiker in lichten Stunden geschrieben; ich behalte mir vor, Ihnen künftig darüber mehr zu sagen und vorzuschlagen."

munter wieder vorgeführt, als richtiger Egel, der sich gelegentlich im Schlammwasser verliert (166). — Drittens: in der ersten Lieferung tritt Mandragora, die Alraunwurzel, auf als thätige Freundin Gamaheh's (49 und 59); ohne Zweifel sollte sie wie die übrigen neun Figuren der Vorgeschichte sich in Frankfurt wieder einstellen, und man wird kaum fehlgehen, wenn man die schnapsende und schnupfende alte Aline, die wie eine Hexe aussieht (12) und wie eine Kupplerin spricht (91), aber im ganzen sehr gutmüthig ist, für ihr Substitut hält: aber später ist von Mandragora nicht mehr die Rede, und als Präexistenzform der alten Aline erscheint in der zweiten und fünften Lieferung höchst unpassender Weise die gleichnamige Königin von Golkonda aus der bekannten Oper (122 und 222). — Endlich schlägt das ganze erste Stück aus dem Jahr 1822, der Bericht der alten Aline S. 139—146 oben, sowohl für die Vorgeschichte (Dörtjens Herkunft) wie für die Ereignisse in Peregrinus' Hause allem Vorhergehenden und Folgenden ins Gesicht; es ist also gewiß kein Zufall, daß dieses lange Stück in der Inhaltsangabe des fünften Abenteuers, die noch von 1821 herrührt, gänzlich fehlt. —

Abgesehen von Mandragora und dem Egelprinzen sind sonst die Figuren der Vorgeschichte in ihrem ferneren Auftreten leidlich einheitlich durchgeführt. Meister Floh und der Genius Thetel, Leuwenhoek und Swammerdamm leben unverändert durch die Jahrhunderte fort — die beiden zuletzt genannten als ein Zwillingstypus des phantasielosen Forschers, der mit Zählen, Messen und Wägen das Wesen der Dinge zu erkennen glaubt. Sekakis und Zeherit sind gestorben, aber etwa gleichzeitig in Frankfurt wiedergeboren als Peregrinus Tyß und George Pepusch. Die Blumenkönigin [die Rose?] glauben wir wiederzufinden in dem holden Röschen, zu dem Peregrinus-Sekakis am Schluß zurückkehrt und die im Traume den Thron mit ihm theilt. Im Gegensatz zu diesen dreien ist die unglückliche Dörtje-Gamaheh nach ihrem Tode nicht natürlich wiedergeboren, sondern durch magische Künste in ein Scheinleben gerufen, gleichsam eine galvanisirte Leiche; von Anfang an wirkt sie spukhaft (S. 30 oben), und es ist schauerlich und ergötzlich zugleich geschildert, wie sie Sekakis-Peregrinus nachläuft und die übrigen sechs Männer des Märchens (s. die Aufzählung S. 150 unten) in tollem Wirbel hinter ihr herlaufen.

Die Vorstellung von Gamaheh's Gespensterhaftigkeit hat dann in den Theilen aus dem Jahre 1822 auch auf andere Figuren abgefärbt, insbesondere auf Pepusch, dem wir noch einige Worte widmen müssen. In der ersten Lieferung hatte ihn Hoffmann durchaus als normalen Frankfurter Schüler und Jenaer Studenten geschildert (58, ebenso noch 68 oben), und offenbar kennt ihn Peregrinus aus Frankfurt und Jena (S. 19 oben); schon in der zweiten Lieferung stammt die Bekanntschaft jedoch aus Madras (S. 101 oben), während Hoffmann in der ersten Lieferung Peregrinus' Aufenthalt in Indien stark in Frage gestellt hatte (S. 20 unten); in den Theilen von 1822 ist Pepusch dann dünn und biegsam wie ein Distelstengel (140 und 184) und darauf einer Leiche ähnlich (205 und 222), bis er als Cactus stirbt (226).

Uebrigens schreckt Hoffmann in seinem Spiel mit der Individualität auch vor einer dreifachen Verkörperung des selben „Prinzips" nicht zurück: wie im ‚Fremden Kind' Tinte-Pepser nebenbei noch Fliege ist, so ist hier Peregrinus-Sekakis gewissermaßen ein Karfunkel (171 unten und 174) und Dörtje-Gamaheh eigentlich eine lila und gelb gefärbte Tulpe (vergl. 27,18 . 53,15 . 122,13 . 226 unten; dies merkwürdiger Weise die am consequentesten durchgeführte Einzelheit der Fabel). Ein näheres Eingehen auf die Handlung, eine Aufzählung der glücklichen und mißlungenen Stellen des Märchens würde den Rahmen dieses Nachworts überschreiten. In der ersten Hinsicht soll also zur Erleichterung der Lektüre nur darauf aufmerksam gemacht werden, daß die zusammenhängende Folge der Frankfurter Ereignisse am 23. December morgens (S. 78 Mitte) mit der Flucht des Meisters Floh aus Leuwenhoeks Fesseln und dem Einkauf des Peregrinus beginnt, bei dem aus Versehen der Floh statt der Hirschjagd mitgenommen wird; daß dann am 24. die übrigen Flöhe und Dörtje den Leuwenhoek verlassen, und daß am Abend dieses Tages gleich das ganze erste und zweite Abenteuer sowie die erste Hälfte des dritten (bis S. 85 oben) spielen. Ebenso bilden die im Januar 1822 niedergeschriebenen Theile (S. 139—206 Mitte) eine zusammenhängende Folge: das sechste Abenteuer spielt einige Stunden nach dem Schlusse des fünften (vergl. S. 168 unten), und die erste Hälfte des siebenten liegt einen Tag später. — Zur Beurtheilung unseres Märchens sei nur darauf hingewiesen, daß der optische Zweikampf der beiden Magier S. 116/19

den ich, ähnlich wie Ricarda Huch, für die künstlerisch stärkste Leistung im Märchen halte*)] und ihre gemeinsame Bekämpfung des schwebenden Schöngeistes S. 184 in Hoffmanns trocken-sachlichem Vortrage vielleicht noch stärker wirken als die gleich frechen Prachtstellen der ‚Königsbraut' (die Gnomenparade, der Kampf zwischen Rübe und Radies, die Küchenscene).

V. Erläuterung einiger Einzelheiten

1. Orte

Famagusta liegt an der Ostküste von Cypern, südlich von den Ruinen von Salamis; es bestand schon im Alterthum und hat seit der Byzantinerzeit seines guten Hafens wegen eine Rolle gespielt. Guido von Lusignan wurde daselbst 1193 zum König von Cypern gekrönt. Zweihundert Jahre darauf kam die Stadt an die Venetianer, die sie in eine starke Festung umwandelten. Abermals nach zweihundert Jahren fiel die Festung (nach elfmonatiger Belagerung) an die Türken; seitdem ist der Hafen versandet und die Bedeutung des Ortes erheblich gesunken.

Samarkand, jetzt Hauptstadt der gleichnamigen Provinz in Russisch-Centralasien, war im Alterthum (als Marakanda) Hauptstadt der persischen Provinz Sogdiana und wurde 329 v. Chr. von Alexander dem Großen erobert. Tausend Jahre später fiel es an die Araber, sechshundert Jahre darauf an Dschingis-Chan, 1369 wurde es von Timur (Tamerlan) erobert und zur Hauptstadt seines Reiches gemacht. Unter ihm und seinen Nachfolgern wurden zahlreiche Hochschulen in Samarkand errichtet, an denen auch Europäer Belehrung suchten. Daß also (S. 53 Mitte) ein dortiger Botaniker seinem gelehrten Freunde Swammerdamm Tulpen zur Untersuchung zusendet, ist nicht so ungereimt wie es klingt**).

---

*) Es ist die einzige Stelle, die Hoffmann in der Reinschrift noch einmal völlig umgearbeitet hat.

**) Auch dieser Zug ist 1822 ins Wasser gefallen: in der fünften Lieferung wird Dörtje-Gamaheh in einer Harlemer Tulpe entdeckt (S. 217 unten).

2. Historische Personen

Antony van Leeuwenhoek (spr. Lêuwenhûk) war am 24. October 1632 in Delft geboren und wurde Kaufmann in Amsterdam (Buchhalter und Cassier in einer Tuchhandlung). 1654 ging er jedoch schon in seine Vaterstadt zurück, um sich dort als Privatmann gänzlich seiner Liebhaberei zu widmen, die in der Anfertigung und mannigfachen Benutzung von einfachen Vergrößerungsgläsern bestand; es war ihm vergönnt, das noch siebzig Jahre durchzuführen, bis er am 27. August 1723 (nicht, wie Hoffmann S. 47 Mitte meint, 1725) starb. Er beobachtete völlig planlos und ohne jede Methode, war jedoch in den 70 Jahren sehr fleißig, und dazu erstaunlich gewandt in der Anfertigung der Linsen. So gelang es ihm, Harvey's Theorie vom Blutumlauf zu bestätigen, und 1675 die später sogenannten Infusorien zu entdecken (die guten Delfter haben 1875 mit Geräusch das Infusorienjubiläum gefeiert, aber Leeuwenhoek hat freilich nie daran gedacht, die Entdeckung wissenschaftlich zu verwerthen). Immerhin war Leeuwenhoek neben dem großen Malpighi der erste, der den Gebrauch von Vergrößerungsgläsern in der wissenschaftlichen Welt zu Ehren brachte.

Jan Swammerdam, sein großer aber unglücklicher Landsmann und Zeitgenosse, war am 12. Februar 1637 in Amsterdam geboren. Schon mit 21 Jahren entdeckte er die Blutkörperchen, publicirte aber leider nichts darüber, so daß Leeuwenhoek ihm 1661 mit einer Nachentdeckung zuvorkam. Nachdem Swammerdam an verschiedenen Orten, auch in Paris, studirt, promovirte er seinem wohlhabenden Vater zuliebe mit 30 Jahren zum Dr. med., ließ sich aber nicht zum practiciren herbei. Er widmete sich in erster Linie der Entwicklungsgeschichte und Anatomie der Insecten, über die in den nächsten hundert Jahren nichts wesentlich neues gearbeitet wurde, und wies die Gleichartigkeit der Zeugungsweise aller höheren Thiere nach. Als er so nach der Promotion noch sieben Jahre ausschließlich strengster Wissenschaft gelebt hatte, trieben ihn seine Kränklichkeit und mehr wohl noch die Vorwürfe des praktischeren Vaters zur Verzweiflung; er stürzte sich in religiöse Mystik, fuhr 1673 zu der religiösen Schwärmerin Antoinette Bourignon (1616—1680) nach Schleswig und begleitete sie dann 1675 nach Kopenhagen. Nach der Rückkehr verbrannte er einen großen Theil seiner Schriften, „weil er meinte, der Schöpfer

habe diese feineren Verhältnisse nicht ohne weise Absicht den Menschen verborgen, und es sei Frevel, die Geheimnisse Gottes zu profaniren." Der historische Swammerdam hat also in der That die romantischen Ansichten des Königs Sekakis (S. 221) mehr beherzigt, als einem Freunde wissenschaftlicher Erkenntniß lieb sein kann. Er starb zu Amsterdam am 15. Februar 1680 (vergl. S. 96 oben). Erst zur Jahrhundertfeier der Geburt des großen Forschers erschienen 1737/38 die erhaltenen Fragmente seiner Lebensarbeit als Biblia naturae (s. ebenda).

3. Dichtungen

Aline, Königin von Golkonda, ist die Titelheldin einer 1761 erschienenen Erzählung des Chevaliers Stanislas de Boufflers (1738—1815, Feldmarschall, 1785 Gouverneur am Senegal, 1792—1800 als Emigrant in Berlin). Die Geschichte spielt in der indischen Stadt Golkonda (anderthalb Meilen vom heutigen Haiderabad), der Hauptstadt des mächtigen gleichnamigen Reiches, das 1687 von Aurengzib zerstört wurde. Aline, eine Provençalin, ist dort Königin geworden; der König von Frankreich will mit ihr ein Bündniß schließen und sendet zu dem Zwecke einen General Saint-Phar, der sich dann als ehemaliger Bräutigam der jetzigen Königin entpuppt und sie heirathet (vergl. S. 122 oben). Das Sujet ist mehrfach zu Ballets und Opern verarbeitet; als Oper von Vial und Favières, mit Musik von Henri Montan Berton (1767—1844), wurde die ‚Aline' in Paris zuerst 1803, in Berlin 3. April 1804 gegeben, hier mit der Bethmann als Aline und mit Friedrich Eunike als Saint-Phar. In dieser Besetzung hörte Hoffmann 1807/08 die Oper (vergl. S. 61 unten). Zum 35. und letzten Male wurde sie am 13. November 1820 aufgeführt, mit Johanna Eunike in der Titelrolle; gewiß hat Hoffmann bei der Schilderung der Dörtje ebenso an diese seine reizende, etwas coquette Freundin gedacht (der er am 1. Mai 1822 den ‚Meister Floh' schenkte) wie an die 1814 verstorbene Bethmann.

Die Liebe zu den drei Pomeranzen (S. 59/60) ist ein altes italienisches Volksmärchen, das Gozzi um die Jahreswende 1760/61 als Parodie auf seine Gegner Chiari und Goldoni dramatisirte. — Daß der ‚König Hirsch', den Gozzi fünf Jahre später schuf, noch entschiedener

auf den ‚Meister Floh' eingewirkt, hat Ellinger in seiner Hoffmann-Biographie gezeigt. Ausnahmsweise nennt Hoffmann diese Quelle nicht, während er den ‚Werther' S. 203 Mitte nur zu deutlich anführt.

Den Archivarius Lindhorst (S. 58) und Pantagruel mit seiner barque [Würzkufe] (S. 59) wird wohl jeder unserer Leser kennen.

4. Naturwissenschaft und Magie

Bei der entschiedenen Abneigung gegen die Naturwissenschaften, die Hoffmann u. a. in der oben citirten Rede des Sekakis bekundet, darf der Leser sich nicht wundern, wenn ihm in diesem Betrachte einiges Sonderbare zugemuthet wird.

Hoffmann nennt eine auffallend große Zahl von optischen Instrumenten: ernste wie die Lupe (44 f), das Suchglas (53 Mitte), das zusammengesetzte Mikroskop (43 oben) und speciell das Rußwurm'sche Universal-Mikroskop (78 oben), und spielerische wie die Laterna magica (43 oben, 66 Mitte), das Kuff'sche Sonnenmikroskop (54 Mitte) und das Nachtmikroskop (43 oben); er verbindet jedoch außerordentlich kühne Vorstellungen damit. Seine Magier benutzen speciell das Fernrohr in erster Linie als Angriffswaffe, indem es, vor das Auge gebracht, starke [etwa elektrische] Strahlen aussendet; diese Strahlen blenden (77 unten), brennen (114 Mitte) und stechen wie ein Florett (116/19; noch deutlicher 180, wo Pepusch einen mörderischen Blick mit der Faust wegschlägt). Sind diese Vorgänge sehr anschaulich dargestellt, so ist Hoffmann nicht ins reine gekommen mit der optischen Vergrößerung und Belebung der Gamaheh (f. S. 54 und das Geständniß S. 79 unten) und namentlich nicht mit der Technik des Gedankenlesens, so ausführlich er sich auch darüber ausspricht (besonders 97 Mitte und 122/23: hier hört Peregrinus sogar durch das Glas Harmonie und Dissonanz der Gedanken).

Ebenso unklar geblieben ist ihm der Bau des natürlichen optischen Apparats, des menschlichen Auges: läßt es sich vielleicht noch denken, daß Meister Floh dem Peregrinus das Wunderglas jedes Mal in die Pupille setzt, so ist es doch wohl nicht möglich, die Pupille zu drücken, wie es der Meister S. 206 in dem Abschiedsbillet verlangt.

In der **Botanik** dagegen hat sich Hoffmann, vielleicht mit Chamissos Hülfe, offenbar etwas näher orientirt. Es ist richtig, daß die meisten Tulpen-Arten in Centralasien heimisch sind (S. 53) und daß die S. 49/50 genannten Pflanzen der Mittelmeerflora angehören.

Die **Cactus-Pflanzen** jedoch, die Hoffmann nach Indien verlegt (S. 58 Mitte), stammen sämmtlich aus **Amerika**; speciell der Cactus grandiflorus*) soll in Mexico, auf den Kariben- und Antillen-Inseln zu Hause sein. Der hohe Stamm dieser beliebten Zierpflanze ist matt-grün, 5—7kantig, ästig; die Blüthen messen **sechzehn bis zwanzig Centimeter im Durchmesser**, duften stark nach Vanille und bestehen aus goldgelben glänzenden Kelchblättern und schneeweißen (lanzettförmigen) Kronblätter. Sie öffnen sich am Abend und verwelken am Morgen — daher der Gärtnername ‚Königin der Nacht'. Schleiden schildert in seinen ‚Beiträgen zur Kenntniß der Cactuspflanzen' (Nr. 11 der bekannten populären Vorträge über ‚Die Pflanze und ihr Leben') beredt den Contrast „zwischen dem trostlosen und unheimlichen Anblick des kahlen, dürren Stengels der **großblumigen Fackeldistel** (Cereus grandiflorus) und seinen großen prachtvollen, isabellfarbenen, vanilleduftenden Blumen, die in verschwiegener Nacht sich entfaltend einer Sonne gleich strahlen und in dem wunderbaren Spiel ihrer Staubfäden fast zu einem höheren thierischen Leben hinanzustreben scheinen."

Man sieht, daß diese exotische Pflanze die Phantasie eines Märchendichters geradezu herausfordert. Schon zwei Jahre vor der Entstehung des ‚Meisters Floh' schildert Hoffmann in den ‚Briefen aus den Bergen', wie „im Hauch des Abendwindes die Düfte des blühenden Jasmins, der Fackeldisteln, Lilien, Rosen" ihn umströmen. In unserem Märchen nennt er S. 108 unten die Blüthe des Cactus grandiflorus „die wunderherrlichste Blume, die es nur geben mag". S. 167 unten verkündet Pepusch feierlich: „bald blühet die [Fackel-]Distel um Mitternacht auf, in voller Pracht und Kraft, und in dem Liebestod dämmert

*) So Linné und Sprengel; die englischen Specialisten Philip Miller und Adrian Hardy Haworth haben den alten Namen Cereus = Kerze wieder zu Ehren gebracht, unter dem schon Zedlers Universallexion (1733) die Pflanze beschreibt, und nennen die Species Cereus grandiflorus.

die Morgenröthe des höhern Lebens." S. 168 Mitte wiederholt er mehr scherzhaft: „bald blühe ich als Cactus grandiflorus, und in der ganzen Gegend wird es unmenschlich nach der schönsten Vanille riechen." In der That durchdringt dann S. 226 „der balsamische Geruch der großblumigen FackelDistel den ganzen weiten Garten, das ganze Landhaus"; der Gärtner träumt „die ganze Nacht vom blühenden Cactus grandiflorus". Und wirklich: „In der Mitte eines schönen Boskets war eine hohe FackelDistel emporgeschossen, die ihre, im Morgenstrahl verwelkte Blüthe hinabsenkte".

Nach all diesen Stellen darf man wohl annehmen, daß Hoffmann die ‚Königin der Nacht' gekannt, aber sie als botanischer Laie eben für eine Distelart gehalten hat, wie ja der Volksmund auch die Wale zu den Fischen stellt. S. 140 unten wird Pepusch „so dünn wie ein Distelstengel" und S. 184 umwindet er den Egelprinzen „mit dem ganzen biegsamen Körper" — was beides schlecht auf einen Cactus paßt. So möge man es auch unserem Zeichner nicht verargen, wenn er S. 51 und S. 229 an die Stelle der ‚Königin der Nacht' eine gemeine Felddistel setzt.

5. Sprachliches

Wie der universelle Sprachkenner Prof. Dr. Ludwig Christian Stern in Berlin mir mitzutheilen die Güte hat, lehnen die Namen der Vorgeschichte sich offenbar an orientalische an. Das arabisch-persische Wort zehret bedeutet ‚Blume' und paßt also vortrefflich für den Träger der „wunderherrlichsten Blume, die es nur geben mag"; auch ‚Sekakis' und ‚Gamaheh' lassen an arabisch-persische Wörter denken, ohne daß hier die Bedeutung eine erkennbare Rolle spielt.

Bezüglich Hoffmanns eigener Sprache sei kurz auf sein auch sonst unverkennbares Bestreben hingewiesen, unnöthige Fremdwörter zu meiden. In dem erhaltenen Manuscript-Stück ist 113,19 ‚Widersprüche' nachträglich gesetzt für ‚Kontraste', ebenso 128,20 ‚Schlauheit' für ‚Sagazität'.

Von Wörtern in ungewöhnlicher Anwendung verzeichne ich:
Stapel 101,8 = Stapelplatz = Hafen;

Untiefen 221,10 = unermeßliche Tiefen (ebenso braucht Hoffmann 'Unzeit');
hausiren 215,5 v. u. = hausen, sich aufhalten;
etwa 197 l. 3. = möglicherweise.

VI. Zur Textgeschichte

Wilmans ließ das Märchen bei Carl Ludwig Brede in der hessischen Stadt Offenbach unweit Frankfurt drucken.

Bekannt (und des näheren in Ellingers Aufsatz und unserer künftigen Briefausgabe nachzulesen) ist, welche Unannehmlichkeiten der Verleger und mehr noch der Autor infolge der Knarrpanti-Episode hatte. Wie Hitzig berichtet (s. o., S. 237 Note) und Hippel bestätigt, besaß Hoffmann nicht die einem Satiriker unentbehrliche Fähigkeit, sich über den Sinn seiner Scherze in Schweigen zu hüllen; und schon zwei Tage vor Absendung des entscheidenden zweiten Knarrpanti-Stücks, am 10. Januar, notirte Varnhagen in seine 'Tagesblätter': „Hr Kammergerichtsrath Hoffmann schreibt an einem humoristischen Buche, worin die ganze demagogische Geschichte, fast wörtlich aus den Protokollen, höchst lächerlich gemacht wird." Es konnte nicht ausbleiben, daß schließlich auch Kamptz Wind davon bekam; und vier Tage nach dem Abgange des fünften und sechsten Abenteuers, am 16. Januar, wurde ausgeführt, was Hoffmann im vierten Abenteuer gedichtet: ein bewährter Agent wurde mit einem Requisitionsschreiben an den Rath von Frankfurt geschickt, um der Unthat auf die Spur zu kommen und zunächst das Manuscript zur Durchsicht zu erhalten. Bürgermeister und Rath der sogenannten freien Stadt benahmen sich freilich in der schnöden Wirklichkeit anders als im Märchen: Ende des Monats konnten sie, mit Genugthuung auf ihre Thätigkeit zurückblickend, an Vater Schuckmann schreiben, „obgleich die Schrift außer dem hiesigen Gebiete gedruckt wurde", so sei doch „schon am zweiten Tage" alles im Sinne der Königlich Preußischen Regierung erledigt gewesen; die Herren Republicaner „schmeicheln sich, bei dieser Gelegenheit einen Beweis ihrer Willfährigkeit gegeben zu haben."

Kamptz verlangte nach Kenntnißnahme des Textes am 1. Februar rundweg, daß die Seiten 20 bis 27 — im wesentlichen das vierte

Abenteuer und die erste Hälfte des fünften — gestrichen würden; das übrige könne stehen bleiben. Wilmans weigerte sich, gutwillig auf dies Ansinnen einzugehen. Darauf sah im Auftrage des preußischen Bundestags-Gesandten Grafen August Friedrich Ferdinand von der Goltz (1765—1832, Minister des Auswärtigen 1807—1814) dessen gewandter Kanzlist Johann Andreas Kelchner (1789—1865) die incriminirten acht Seiten durch und bemerkte mit Recht, daß die Knarrpanti-Stellen „blos eingelegt" seien und sich „ohne besondere Unterbrechung des Fadens des Werks" entfernen ließen. Er umrahmte also die fünf Stellen, die ihm verdächtig schienen, mit grünem Farbstift; es sind das in unserem Text

im vierten Abenteuer:

100,2 „Der Rath" — 3 „Grundsätze."

101,10 v. u. — 106,3

110,6 „Von der" — 10

im fünften Abenteuer:

126,2 — 3 „Knarrpanti."

126,9 — 135,12.

Mit deren Fortlassung erklärte Wilmans sich einverstanden; als neue Druckvorlage erhielt er eine Abschrift der Seiten 21—28, in der diese Stellen fehlten. Wegen des fünften Abenteuers hielt er es nicht erst für nöthig, bei Hoffmann anzufragen, da Kelchner hier in der That nur die scharf umgrenzte Einlage gestrichen hatte; von dem vierten Abenteuer sandte er jedoch seinerseits am 12. Februar eine Abschrift an Hoffmann mit der Bitte um Durchsicht und eventuelle Ergänzung.

Hoffmann hatte keine Lust, seinen castrirten Sohn hinterher noch sorgfältig auszuheilen; er ließ also Kelchners Auszug wie er war, und der Leser erfuhr nunmehr den Grund von Peregrinus' Verhaftung nur aus Leuwenhoeks Andeutung S. 114 unten, seine Rechtfertigung überhaupt nicht. Selbst formell änderte Hoffmann kein Wort; hinter den beiden Hauptstücken blieb also, gleichsam als Operationsnarbe, das Plusquamperfectum stehen, wo man ein Präteritum erwartet: S. 106 oben „Peregrinus hatte . . . erzählt"; ebenso S. 135 „Mit Blitzesschnelle hatte . . . Pepusch die Kleine aus des verliebten Peregrinus Armen entführt und diesen zurückgelassen, starr vor Erstaunen und Schreck" statt „Peregrinus erstarrte vor Schreck und Erstaunen".

Während Wilmans an Hoffmann schrieb, berichtete der Gesandte nach Berlin über den Vermittlungsvorschlag seines Kanzlisten. Kamptz und Schuckmann waren einverstanden, und der Druck ging nunmehr weiter; Ende April erschien das Buch, zwei Monate vor Hoffmanns Tode. —

Die Seiten 21—28 des Originalmanuscripts (dazu das unterste Stück der Seiten 19/20 mit dem Beginn des vierten Abenteuers) waren der preußischen Regierung belassen worden und in Schuckmanns Acten gekommen. Ellinger hat sich, wie schon angedeutet, 1893 vergeblich bemüht, Einsicht in das Actenstück zu erhalten; im Frühjahr 1904 nahm ich mit dem kürzlich verstorbenen Archivrath Dr. Erhardt deswegen Rücksprache, und es wurde mir einige Hoffnung gemacht die Acten zu erhalten. Indes wollte ich zunächst meine Ausgabe von Hoffmanns Briefwechsel erledigen; und inzwischen gelang es 1905 Ellinger (der von meiner Absicht nichts wußte), die definitive Genehmigung der Archivleitung zu erwirken. Nachdem er, wie oben gesagt, im Juli 1906 seine Resultate veröffentlicht, beeilte ich mich, ihm meinen Glückwunsch auszusprechen, und erhielt von ihm die Erlaubniß, den Fund für eine erste vollständige Angabe des ‚Meisters Floh' zu verwerthen.

Am 28. August 1906 schloß ich mit einem großen Leipziger Verlage schriftlich den endgültigen Vertrag über diese Ausgabe ab, die 1907 erscheinen sollte. — Im Juni 1907 versandte dann Georg Müller in München einen Prospect über die Hoffmann-Ausgabe, die Carl von Maassen und Franz Blei unternommen haben; der zehnte Band dieser Ausgabe — der bei angestrengter Arbeit der beiden Herausgeber also 1917 erscheinen wird — soll ebenfalls den ungekürzten ‚Meister Floh' enthalten. Diese Möglichkeit erschreckte meinen Leipziger Verleger dermaßen, daß er daraufhin sofort von seinem Contracte zurücktrat.

Zu meiner und hoffentlich auch des Lesers Freude fand sich in Berlin ein weniger verzagter Mann, der es als eine Ehrenpflicht des deutschen Verlagshandels ansah, Hoffmanns letztes Werk, das bisher nur als Torso bekannt war, noch in diesem Jahrzehnt und als selbständige Publication dem Urtheil der Literaturfreunde vorzulegen. Wenn dann in der That eine vorurtheilslose Prüfung auch ergeben mag, daß unter

der Ungunst der Verhältnisse das Märchen, wie ja auch — sans comparaison — der erste Theil des ‚Faust', als Ganzes nicht geglückt ist, so ist doch der Grundgedanke groß und viele Einzelheiten so, wie nur Hoffmann sie schreiben konnte; vor allem aber wird das Werk jedem Freunde des Dichters deshalb ehrwürdig sein, weil es auf das engste zusammenhängt mit den mannigfachen Leiden der fünf letzten Monate seines Lebens. —

Damit jedem sein Recht werde, sei bemerkt, daß der Verleger die Satzanordnung des Titels und der Ueberschriften besorgt sowie die zwölf Zeichnungen ausgewählt und eingefügt hat, die zur Hälfte Vorgänge des Märchens darstellen*), zur Hälfte Hoffmannsche Motive frei weiterbilden**). Der Herausgeber ist für die Fassung des Textes verantwortlich***) und muß hier zum Schluß noch kurz Rechenschaft ablegen über die Abweichungen desselben vom Offenbacher Druck.

1. Im Manuscript erhalten ist ein Fünftel des Textes, nämlich die beiden Stellen

95,8 „=mäßigste Frage" — 3 v. u. „nicht sagen",
100—140,9 „als du".

*) Das Bild	illustrirt den Text
Umschlag	S. 9: Peregrinus reitet auf dem Steckenpferde Pontifex.
S. 35	S. 37: Peregrinus trägt Dörtje in sein Haus, Aline ist entsetzt.
S. 51	S. 59: Pepusch' Bericht: Thetel entführt Gamaheh's Leiche, Zeherit ersticht den Egelprinzen.
S. 141	S. 143: Alinens Bericht: Dörtje kleidet sich mit Alinens Hülfe an.
S. 159	S. 163: Die Prügelei zwischen Egel und Legénie.
S. 223	S. 225: Peregrinus' Traum: Peregrinus=Sekakis mit Röschen; Meister Floh als Trabant.

**) Der bedienende Negerknabe S. 153 geht offenbar auf Dörtjens Scherz zurück, daß Peregrinus einen Negerknaben [den Meister Floh] in Dienst genommen (S. 145 letzte Zeile). Ebenso scheint in der Titelvignette das Zehenspiel durch Alinens Schilderung S. 89 f. angeregt zu sein.

***) nicht völlig für die Druckfehler, die bei der Eile der Herstellung kaum zu vermeiden waren. Hoffentlich sind die beiden 170,10 die schlimmsten (es soll dort stehen „mit feiner Silberstimme aufforderte"; ebenso bitte ich 98,7 Bredes Lesung Queerstreich wieder einzusetzen an Stelle von Grisebachs überflüssiger Conjectur Querstrich).

Natürlich geben wir diese Stellen nach dem Originalmanuscript. Brede war, wie wir gesehen haben, bei der zweiten auf den amtlichen Auszug angewiesen; es finden sich daher außer den fünf oben angegebenen Lücken eine große Anzahl Ungenauigkeiten bei ihm, von denen wir hier die gröberen nennen (Bredes Seitenzahl folgt jedesmal in Klammern):

a) er läßt aus:

112,13	Ja (132,3 v. u.)
113,11	braven (134,4)
115,10	doch (136,5 v. u.)
17	doch (137,6)
.. 2 v. u.	sich (137,7 v. u.)
116,2 v. u.	Streichen (139,3)
123,19	nur (145,10 v. u.)
138,6	wie (152,7)

b) er schiebt ein:

101,19	(verhaftet) bin (124,2)
108,7	Herr (Peregrinus) (127,4)
138,10 v. u.	des (Peregrinus) (152,2 v. u.)

c) er verwechselt Wörter:

	statt	druckt er
100,2 v. u.	heraus	hinaus (123,4)
106,8	Freudenloses	freudenleeres (124,7 f)
12	seyn und	seyn, nur (— 13)
17	Christ ein	Christum (— 19)
110,3	gestellte	stellte (129,7/6 v. u.)
9 v. u.	dürftet	dürft (130,12)
10/9 v. u.	schlafen darf und ... tragen kann	schlafen und .. tragen darf (133,6 f)
114,16 f	Ah! ... ah	Ach! . . . ach (135,8/7 v. u.)
120,8/7 v. u.	erblickt. „Endlich, endlich sehe ich dich wieder,	erblickt. „Endlich sehe ich Sie wieder, (141,13/12 v. u.)
4 v. u.	unerachtet	ungeachtet (— ,9 v. u.)

122,16	unternahm	übernahm (144,2)
123, 5	hervorblinkten	hervorblickten (—,3/2 v. u.)
137,10 f	du . . . [b]ist	er . . . ist (151,3)
138,15—17	sich . . . schwingen	. . . springen (152,7/6 v. u.)

2. Für die übrigen vier Fünftel sind wir allerdings auf Bredes Druck angewiesen; bis zur Mitte des siebenten Abenteuers beruht der ja aber auf Hoffmanns eigenhändigem Manuscript, ist also zuverlässiger als das eben behandelte Stück. Immerhin haben wir an 37 Stellen den Wortlaut ändern müssen. Die 32 Conjecturen, die wir aus Grisebachs Hoffmann-Ausgabe übernommen, zählen wir hier nicht auf; neu haben wir

a) eingefügt [in Klammern]:

29,12 er [vgl. 28,12f Peregrinus' unfreiwilligen Handkuß] (Br. 33,12)

53,19 war [die Klammer ist hier infolge Versehens der Druckerei fortgeblieben] (Br. 60,11)

b) gestrichen:

184,19 sich [zur Stubendecke erhob] (Brede 208,9)

c) zwei Stellen geändert: wir setzen

9,17 Pontifex st. Pontifer (Br. 6,10f)

149,8 v. u. von irgend einer Unordnung st. als Resultat irgend einer Anordnung (Br. 165,6/5 v. u.)

Fünf andere zweifelhafte Stellen haben wir unverändert gelassen; vielleicht ist jedoch

	statt	zu lesen
67,1	Ironie	Erinnerung
79,3 v. u.	dem Herrn	den Herr[e]n
180,10 v. u.	womit	mit
212,7	schluchzten	schluchzte
213,1 v. u.	nicht	ruhig (oder: in Gottes Namen od. dgl.)

3. In Lautgebung und Schreibung, Stammbildung und Flexion, Syntax und Interpunktion haben wir Hoffmanns Eigenart sorgfältig geschont und sie behutsam da wiederhergestellt, wo sie durch Setzer oder Abschreiber — gelegentlich auch durch Hoffmanns eigene Nachlässigkeit — verwischt schien. Wir brauchen wohl nicht erst darauf hinzuweisen, ein wie werthvolles neues Material für die Feststellung dieser Eigen-

art die acht großen Manuscriptseiten boten, die in unserem Druck ja mehr als 38 Quartseiten gefüllt haben.

Speciell für unser Buch ergab sich daraus die von Hoffmann gewollte Schreibung der Eigennamen. Hoffmann schreibt in der Regel Leuwenhoek, selten Leuwenhoeck, nur zweimal -höck: gerade diese schlechteste Form [es ist, als wenn man Börren statt Buren schreibt] hat Brede durchweg eingesetzt. Ferner schreibt Hoffmann immer Elwerdink und (mit Einer Ausnahme) Swammerdamm. Statt George (Pepusch) steht jedoch bei ihm so oft Georg, daß wir hier nicht zu normiren wagten. — Der Familienname des Helden dagegen wird in Manuskript und Druck nie anders geschrieben als Tyß. Das y bezeichnet hier, wie z. B. in dem Namen Sybel, das lange i; der Name ist eine rein graphische Variante von Thies (daneben giebt es u. a. die Schreibungen Thieß, Tieß, Thiß; Thyes, Thys, Thyß) und stellt die niederdeutsche Abkürzung von Matthias dar, der die oberdeutsche Hias, Hies entspricht.

Nach eigenem Ermessen normirt haben wir den Gebrauch der Anführungszeichen, die wir an Anfang und Ende jeder lauten Rede gesetzt, bei Wiedergabe stiller Gedanken jedoch fortgelassen haben. Größere Freiheit mußten wir uns auch bei Abgrenzung der Absätze nehmen (Hoffmann rückt bei Beginn eines solchen nie ein; wenn also in seinem Manuscript eine Zeile mit einem Punkte schloß, blieb es dem Setzer überlassen, ob er danach einen neuen Absatz beginnen wollte oder nicht.) Wenn z. B. innerhalb einer Rede ein Absatz gemacht war, haben wir principiell auch mit und nach dieser Rede eine neue Zeile begonnen.

EIN BERLINER THEATERBRIEF E. T. A. HOFFMANNS.

Wie ich an anderen Stellen näher ausgeführt habe, hat Hoffmann 1798 als Kammergerichts-Referendar den Gitarrenvirtuosen Fontano, der eigentlich Franz von Holbein hieß, in Berlin kennen gelernt und dort bis zum Sommer 1799 viel mit ihm verkehrt. – Bekannt ist, wie dann Holbein mit seiner unzertrennlichen Freundin, der wundervollen Naiven Marie Renner, 1810 in Bamberg eintraf, alsbald die Leitung des dortigen Theaters übernahm und sie zwei Jahre lang glorreich mit Hoffmanns Hülfe führte. Eine der glänzendsten Entdeckungen, die die Freunde machten, war der Tenorist Karl Adam Bader, den sie am 28. Dezember 1810 auf die Bühne brachten. Außerdienstlich trafen die „Dioskuren" sich im Salon der Konsulswitwe Fanny Marc und machten um die Wette deren Tochter Julie den Hof; bei Hoffmann steigerte sich die Neigung zur Liebe. Diese verspätete Leidenschaft wurde für seine musikalische und literarische Produktion gleich wirksam; wir verdanken ihr einerseits die 'Sechs italienischen Duettinen' (mit dem Duett „Ombre amene, amiche piante" als erstem) und andererseits zahlreiche der besten Stellen in den 'Fantasiestücken' und der 'Biographie Kreislers'. Bekanntlich wurde Julie dann von ihrer Mutter mit einem Hamburger Kaufmann George Groepel verehelicht, der „sich bloß durch seine Glücksgüter geltend zu machen wußte", wie Juliens Vetter, der Dr. med. Speyer, es in seiner feinen Weise ausdrückt. – Einige Jahre darauf, im Herbst 1815, trafen die Freunde sich zum drittenmal, und zwar wieder in Berlin: Hoffmann, am Gendarmenmarkte wohnend, arbeitete probeweise wieder am Kammergericht, Holbein spielte mit der Renner, meist in selbstgedichteten Stücken, im Schauspielhause (1800/02 erbaut von Karl Gotthard Langhans [1733–1808], dem Schöpfer des Brandenburger Tores). Am 13. Oktober trat er als Fridolin auf in seiner gleichnamigen Dramatisierung von Schillers 'Gang nach dem Eisenhammer'; am Tage darauf hörten die Berliner zum ersten Male Hoffmanns neue Hausgenossin Pauline Anna Milder, verehelichte Hauptmann (1785–1838), in der von ihr 1805 geschaffenen Rolle des Fidelio. – Im folgenden Jahre ließ sich Holbein mit der Renner von August Pichler in Hannover fest anstellen, wo er als trefflichen Genossen den Sänger und Schauspieler Johann Christian Gerber (1785–1850) fand.

Im gleichen Jahre spielte man in Berlin Hoffmanns letzte und wohl beste Oper 'Undine'; zwei Tage nach der 23. Aufführung, am 29. Juli 1817, brannte das Schauspielhaus ab. Der schwedische Dichter Per Daniel Amadeus Atterbom (1790–1855) schildert in seinen hinterlassenen Aufzeichnungen lebendig den Brand; er sah vom Gendarmenmarkt aus, wie Hoffmann sich aus dem Fenster seiner Wohnung lehnte: „der Feuerschein beleuchtete das kleine magere Antlitz, unter dessen Larve in jenem Augenblick gewiß einige Dutzend Wunder und Märchen spukten." Wir werden gleich sehen, daß Atterbom mit dieser Vermutung nicht unrecht hatte.

Vier Monate darauf wurde Hoffmann von einem Leipziger besucht, der ihm Grüße von seinem dortigen Freunde Adolf Wagner (Richard Wagners Oheim und Lehrer) brachte. Er gab dem Fremden, den er nach Wagners Vorgang

als „Zauberer“ bezeichnet, am 25. November 1817 einen Brief an Wagner mit, den ich vor Jahren veröffentlicht habe. Hier möge die Stelle über den Theaterbrand wiedergegeben werden:

„Ich könte Ihnen erzählen, daß ich bey dem Brande des Theaters von dem ich nur 15 bis 20 Schritt entfernt wohne, in die augenscheinlichste Gefahr gerieth da das Dach meiner Wohnung bereits brante, noch mehr! – daß der Credit des Staats wankte, da, als die Perückenkammer in Flammen stand und fünftausend Perücken aufflogen, Unzelmanns Perücke aus dem Dorfbarbier mit einem langen Zopf, wie ein bedrohliches feuriges Meteor über dem Bankgebaüde schwebte – doch das wird Ihnen alles der Zauberer mündlich erzählen und hinzu fügen, daß beide gerettet sind, ich und der Staat. I c h durch die Kraft von drey Schlauchspritzen wovon der einen ich eine böse Wunde mit einer seidenen Schürze meiner Frau verband, d e r S t a a t durch einen kouragösen Gardejäger auf der Taubenstraße, der als mehrere Spritzen vergeblich nach der ad altiora steigenden Perücke gerichtet wurden, besagtes Ungethüm durch einen wohlgezielten Büchsenschuß herabschoß. Zum Tode getroffen, zischend und brausend sank es nieder in den Pißwinkel des Schonertschen Weinhauses – Hierauf stiegen sofort die Staatspapiere! – Ist das nicht Stoff zum Epos? – Da Sie vielleicht eins daraus machen könten, hiezu aber genaue Kenntniß des Lokals nöthig ist, so lege ich eine kleine Handzeichnung bey die vorzüglich die P r o p o r t i o n e n sehr richtig darstellt. –“



(Karl Wilhelm Ferdinand U n z e l m a n n war 1788–1823 als Sänger und Schauspieler mit großem Erfolge in Berlin tätig. Der 'D o r f b a r b i e r' des Wiener Schauspielers Joseph Weidemann wurde mit der Musik von Johann Schenk 81mal in Berlin aufgeführt; Unzelmann spielte den komischen Titelhelden, dem sein Mündel, das er selbst heiraten möchte, von einem jungen Liebhaber durch List entrissen wird. – Mit dem „Bankgebäude“ ist das unter Friedrich Wilhelm I. errichtete schöne Haus der S e e h a n d l u n g, an der Ecke der Jägerstraße, gemeint,

das bis in unsere Zeit den Gendarmenmarkt zierte; C. Schonerts Weinhaus befand sich daneben, an der Ecke der Taubenstraße, müßte also auf der Zeichnung eigentlich vor der Seehandlung stehen.)

Drei Wochen später, am 15. Dezember, schrieb Hoffmann einen zweiten Bericht über das Ereignis nieder in einem Neujahrsbrief an seinen Jugendfreund, den Regierungspräsidenten Theodor Gottlieb von Hippel in Marienwerder: „Das Dach des Hauses, in dem ich im zweiten Stocke wohne (Tauben- und CharlottenStraßenEcke) brannte bereits von der entsetzlichen Glut, die das ungeheure brennende Bohlendach des Theaters verbreitete, und nur der Gewalt von drey wohldirigirten Schlauchspritzen gelang es, das Feuer zu löschen und das Haus, so wie wohl das ganze Viertel zu retten. Ich saß gerade am Schreibtisch, als meine Frau aus dem Eckkabinett etwas erblaßt eintrat und sagte: ,'Mein Gott das Theater brennt!' – Weder sie noch ich verlohren indessen nur eine Sekunde den Kopf. Als Feuerarbeiter zu denen sich Freunde gesellt hatten, an meine Thür schlugen, hatten wir mit Hülfe der Köchin schon Gardienen, Betten und die mehrsten Meubles in die hinteren, der Gefahr weniger ausgesezten Zimmer getragen, wo sie stehen blieben, da ich nur im lezten Moment alles heraustragen lassen wollte. In den vorderen Zimmern sprangen nachher sämtliche Fensterscheiben, und die Oelfarbe an den Fensterrahmen und Thüren tröpfelte von der Hitze herab. Nur beständiges Gießen bewirkte, daß das Holzwerk nicht vom Feuer anging. – Meinen Nachbarn, die zu eilig forttragen ließen, wurde vieles verdorben und gestohlen, mir gar nichts usw."

Hoffmann-Kenner wird diese Schilderung lebhaft an den ausführlichen Bericht des Katers Murr über den großen Brand in der Nähe von Meister Abrahams Wohnung erinnern, besonders an die Stelle, wo der Meister den voreiligen Rettern „sehr trocken" erklärt, „daß in solcher Gefahr der jähe Eifer der Freunde viel verderblicher sich gestalte als die Gefahr selbst, da das, was vor dem Feuer geborgen, gewöhnlich zum Teufel ginge, wiewohl auf schönere Art. Er selbst habe in früherer Zeit einem Freunde, der von Feuer bedroht, in dem wohlwollendsten Enthusiasmus beträchtliches chinesisches Porzellan durchs Fenster geworfen, damit es nur ja nicht verbrenne."

Zum dritten Male hat Hoffmann den Theaterbrand in einem Briefe an Holbein geschildert, den wir hier nach einer sorgfältigen alten Abschrift zum ersten Male wiedergeben, nachdem wir noch kurz über den Anlaß des Briefes berichtet.

Als der obengenannte hannoversche Sänger Gerber Anfang 1818 eine längere Gastspielreise antrat, die ihn auch nach Berlin führen sollte, gab ihm Holbein am 19. Januar einen Empfehlungsbrief an Hoffmann mit. Gerber traf erst Anfang April in Berlin ein, etwa gleichzeitig mit Bader, der ebenfalls als Gast auftreten wollte und ebenfalls (zwei Tage nach Gerber) Hoffmann besuchte. Bader trat zunächst in den Rollen auf, in denen der Wiener Sänger Franz Wild (1791–1860) sich im Winterhalbjahr 1816/17 den Berlinern gezeigt hatte: als Johann von Paris in Boieldieus gleichnamiger Oper und als Tamino in der 'Zauberflöte'. Am 5. April wurde der 'Johann von Paris' gegeben und am 7. die 'Zauberflöte' mit beiden Gästen; ferner sang Bader am 9. den Ottavio im 'Don Juan' und am 12. den Belmonte in der 'Entführung aus dem Serail'.

Der Brief, in dem Hoffmann dem Freunde in Hannover über die beiden Gäste berichtet, lautet:

Theuerster Freund!

Vorigen Sontag, d.h. am 5t. Aprill d.J. am Sontage Misere Dom. Maximus (Evangel: vom guten Hirten Joh: 10 Neumond nach halb 5 Uhr Nachm. Tageslänge 13 St. 4 Min.) brachte mir Herr Gerber Ihren Brief vom 19. Jan: d.J. (am Ferdinandstage geschrieben) der mich ganz und gar in die schönen Tage unseres Zusammenseyns in Bamberg zurückversezte. „Die schönen Tage von Aranjuez“ pp Ew. Hoheit verließen es nicht heiter, könnte man mit Schiller von uns beiden sagen, indessen war doch im Ganzen das tolle unstete Treiben in B. keine üble Episode – Eine Flitter auf dunklem Grunde – eine Fastnachts-Szene im komischen Roman des Lebens – die Novelle vom Mohren im Don Quixote u. s. w. –

A propos! – Julchen Mark, die den Negotianten Groepel in Hamburg heirathete, ist ganz vergröpelt! Cela veut dire – unglücklich – krank – blaß – sans enfans! ppp O Gott! – Bader sagte mir das alles wenige Minuten vorher, ehe er als Tamino von der Schlange verfolgt wurde, die die Wurzel oder vielmehr das Zündkraut alles Uebels ist das rastlos fortbrennt hier auf Erden. Der Teufel hole solche Geschichten! ich meine die von der Julia, die in Ihnen den transzendentalen Romeo ehrte, dessen cousin germain wenigstens ich zu seyn glaubte und daher im superfeinen Tenor lamentirte: Ombre amene, amiche piante! –

So viel merken Sie, Verehrtester! daß unser Bader wirklich hier ist und Gastrollen giebt, Jean der Paris, Tamino, Ottavio, Belmonte. Er macht Furore und wird hier wenn sein Contrakt in Braunschweig geendet als erster Tenorist mit 2000 rth engagirt! – Aus Kindern werden Leute! – Sic eunt pp In der That hat sich aber die vielversprechende Stimme auf das herrlichste ausgebildet und sein Spiel ist durchaus nicht störend. Er ist viel besser als der Wiener Wild, der erstaunlich z a h m war in jeder Hinsicht – eine Art von Hausthier (bête de maison) – Mit Bader zugleich trat Gerber als Papageno auf und entwickelte mit erstaunlichem Glück eine total neue Ansicht dieser Rolle. Er gab nehmlich den Papageno durchaus als feinen vielseitig ausgebildeten Weltmann, den der Hof der sternflammenden Königin a la hauteur gebracht hat. Vorzüglich die erste Szene mit Tamino wo er nicht zu wissen simulirt, daß hinter den Bergen auch noch Leute wohnen, daß Prinzen von Königinnen gebohren werden (hübsche Anspielung auf die Unfruchtbarkeit der Königin der Nacht) war ein Triumpf des feinsten gedachtesten Spiels. Ein glücklicher Gedanke war es auch, daß ihm das P..*) Flötlein jedesmal versagte – das leise ironische Verhauchen mit gespizten Lippen! – Ohe jam satis! –

Leid thut es mir, daß Gerber gerade in einer bösen Periode gekommen ist. Ich meine bloß Rücksichts meiner, da ich eben jezt mit Arbeiten so überhäuft bin, daß ich mich werde um ihn wenig kümmern können. Unser Präsident ist verreiset und ich als ältester und vorsitzender Rath (ich bin nach meinem RathsPatent von 1801[1]) als Kammergerichtsrath in das Kammergericht eingerückt per Kabinets-Ordre des Königs zum großen Aerger vieler Leute mit verbrannten Steißen) muß seine Stelle vertreten, habe daher außer meiner gewöhnlichen Arbeit noch die Präsidial-Geschäfte – das drückt! – Am dritten Ort sind wir aber schon zusammen gewesen d. h. in einer vornehmen Weinkneipe wo ich ihm diversen Champagner in den Hals gejagt habe. –

*) Soll heißen Pan. [Anm. Hoffmanns.]

1. richtiger 1802 (2. Februar).

Hätten, o hätten Sie, mein theurer Orestes! mich Ihren demüthigsten Pylades gesehen wie er höchsteigenhändig FensterGardienen abknüpfte – Tische – Stühle trug und zuletzt mit Addresse und Appointements eine Schlauchspritze die durch seine Wohnung gezogen, da wo sie wund worden, in der Eil mit vortreflichen Ginganschürzen seiner Frau verband und dann dirigiren half! – Unerachtet der Wind abwärts ging zündete doch die HöllenGluth des Theaterdaches das Dach meiner Wohnung zweimahl an – die Stuben mußten ausgeraümt werden, ich ließ aber auch nicht ein Stück wegtragen (ich bin jezt ziemlich artig meublirt) und habe deshalb – keine Theetasse verlohren. Die Milder (einen Stock niedriger mehr nach der Mitte hin, gar nicht so in Gefahr) ließ ihre drey BuxbaumTische und sieben Stühle wegbringen – über die Spree nach der Kön[igs]Str[aße] glaub ich! Auch wurden zur Ergötzlichkeit des, wie Sie wissen, erregbaren [2] auf einer langen Stange zwölf paar Strümpfe mit battistenen Hacken

[N a c h s c h r i f t.]

D. 13 Junius 18

Was ist der Mensch! Eben heute in meinen Pap[ieren] blätternd finde ich vorstehendes Fragment eines Briefes den ich längst abgesendet glaubte – Ich bin beinahe 3 Wochen hindurch an einer Verhärtung im Unterleibe g e f ä h r l i c h krank gewesen – und liege noch im Bette – es geht aber besser – besser – besser – die Munterkeit des Geistes hat mich nie verlassen –

Meine Frau und ich bringen der Mad. Renner die herzlichsten innigsten Grüße dar

Mögen Sie uns immer in freundschaftlichem Andenken erhalten.

Ich schriebe gern mehr aber es geht noch nicht gut

Ewig unverändert
der Ihrigste
Hoffmann

2. Lücke so in unserer Vorlage.

Aus den Materialien

zu einer

Biographie E. T. A. Hoffmanns

Von

Hans von Müller

III.

Aus Hoffmanns Herzensgeschichte 1796—1802

Von dem Gesicht, seltsam und schaudervoll,
Geb' ich euch hier das ächte Protokoll;
Denn die Moral von dieser Chronika:
De me (et te) narratur fabula.

Der Neue Tanhäuser.

Privatdruck in zweihundert Exemplaren
davon zwanzig auf Kaiserlich Japanischem Papier

Otto Erich Hartleben

zum Gedächtnis

Wie ich von mehreren Seiten höre, ist Hartlebens Reputation durch eine Veröffentlichung der von ihm verlassenen Frau derartig heruntergebracht, daß kein Hund ein Stück Brot mehr von ihm nimmt; der eigne Verleger schreibt im Prospekt, sein Autor käme für ihn nur noch als Hanswurst in Betracht.

Ich kenne das Buch nicht und beabsichtige nicht, es zu lesen, denn mich interessieren nicht Hartlebens Familienangelegenheiten, sondern seine Kenntnis des menschlichen Herzens und die feine, unter Schmerzen spottende Kunst, mit der er dieses Wissen in der ersten Hälfte der neunziger Jahre mannigfach geformt hat. Wie mir werden hoffentlich auch den Empfängern dieses Separatdrucks die „Angele", der „Abgerissene Knopf", der „Kleine", die „Erziehung zur Ehe", der „Gastfreie Pastor", der „Einhorn-Apotheker" und die „Sittliche Forderung" merkwürdiger sein als das private Mißgeschick ihres Verfassers. In diesem Sinne wünsche ich mich zu dem Verstorbenen zu bekennen.

Im folgenden wird es unternommen, die Entwicklung einer Hartleben vielfach verwandten Individualität zu schildern. [Es ist seit der Einleitung zum Kreislerbuch (1902) mein erster Versuch über Hoffmanns innere Geschichte, und wenn sich etwa jemand die Mühe machen sollte, beide Skizzen zu vergleichen, so wird er finden, daß jetzt der Besonnene die Dinge anders sieht als damals der Berauschte.] Bis heute glaubte man, Hoffmann habe seit dem (unerklärten) Bruch mit der Hatt in Glogau und Posen nur um Fräulein Michaeline, die Tochter des gewaltigen Staatsrats Trzynski, geworben und sie nach langem Harren um Ostern 1802 im Triumph zum Altar geführt. Es galt, von dem allem das Gegenteil darzutun; sämtliche Belegstücke dafür und zahlreiche Personalien waren beizubringen, und auf jede Anmut der Darstellung mußte unter diesen Umständen verzichtet werden. Ich habe jedoch danach gestrebt, wenigstens in Auffassung und Urteil mich als bescheidenen Schüler des großen Schriftstellers zu bewähren, dessen Andenken die kleine Arbeit gewidmet ist.

Berlin W 15, Uhlandstraße 145,
Ende Oktober 1908.

Der Verfasser.

Nachschrift zur Widmung.

Während die gesamte, längst fertig gedruckte Auflage dieses Separatdrucks noch beim Verleger der 'Deutschen Rundschau' in Quarantaine liegt (60 Exemplare bis Anfang Dezember, 140 bis Neujahr), hat Hartlebens Verleger eine schön gedruckte und gebundene Auswahl aus dessen Schriften in den Handel gebracht und so seinen kleinmütigen Brief-Prospekt in erfreulichster Weise Lügen gestraft. Ich kann nur hoffen, daß diese Publikation, die zu meiner Freude auch die sieben hier genannten Werke enthält (freilich nicht Hartlebens Kritiken und erst recht nicht die Seite 16 Note 2 zitierten Halkyonier-Sprüche) dem Dichter neue Freunde wirbt, die ihn in erster Linie um seiner schwermütigen, im edelsten Sinne deutschen Kunst willen lieben – und nicht, wie der Herausgeber der Sammlung es Band I Seite X vorschlägt, weil Moppchen ihn geliebt hat.

Wie bekannt, gewährt das erbliche Urheberrecht seinen Benefiziaten leider nicht nur die Rente, die ihnen sicherlich jeder gerne gönnt. Es hat die früher unbekannte Species der literarischen Witwe gezüchtet, die herausgeben läßt was sie will und wie sie will, die nach ihrem höchst persönlichen Ermessen Herausgeber ernennt und absetzt, die sich frei nach jenem Muster aus der Vogelwelt auf die Statue des Verewigten setzt und zwitschert: „Seht, wie groß ich bin" – oder gar: „Seht, ich bin doch noch größer als Er!" Ich habe wirklich persönlich gegen Hartlebens Witwe nichts und wenig gegen Nietzsches Schwester; aber die intellektuelle Rechtschaffenheit zwingt einen dazu, einmal prinzipiell auszusprechen, was jeder im Herzen von derartigen parasitären Celebritäten denkt.

Sicherlich war Hoffmanns Witwe weniger begabt als unsere eben genannten Zeitgenossinnen; trotzdem hatte auch sie es in der Hand, von sich reden zu machen. Statt dessen übergab sie bedingungslos ein und für alle Mal das ganze literarische Erbe einem persönlich zuverlässigen, literarisch versierten und vermögenden Freunde ihres Mannes und überließ es dessen besserem Ermessen, damit nicht zu ihrem, sondern allein zu Hoffmanns Ruhme zu schalten. Gewiß war Hitzig nicht der ideale Biograph Hoffmanns. Aber wo war damals ein Geeigneterer? (Ja, wo ist seitdem ein besserer Biograph Hoffmanns aufgetreten, der universeller gebildet wäre und seinem Helden tiefer ins Herz schaute?) Hitzig sammelte, was er durch öffentliche und private Umfrage erreichen konnte; er veröffentlichte, was sich davon veröffentlichen ließ und bewahrte die Originale sorgfältig der Nachwelt. Was dürfen wir mehr von einem zeitgenössischen Biographen und Herausgeber fordern? Gewiß sollen wir Nachlebenden, die wir die Früchte seines Sammeleifers benutzen und nicht mehr durch Rücksichten auf Lebende gebunden sind, es besser machen als er. Der folgende Aufsatz versucht das für eine der wichtigsten Perioden von Hoffmanns Entwicklung.

Ende November [1908]

H. v. M.

Vorbemerkung.

Unsere Darstellung wendet sich an solche Freunde des Dichters, denen sein Leben bereits aus Hitzigs Buch — eventuell in dem Auszuge von Ellinger oder Grisebach — bekannt ist. Hitzigs Bericht beruht in den hier in Frage kommenden Partien zum größeren Teile auf Mitteilungen von Hoffmanns Jugendfreund Hippel, zum kleineren auf solchen aus der Familie Doerffer; der Einfluß dieser zweiten Quelle hat sich überdies negativ darin geltend gemacht, daß alle Briefstellen über Hoffmanns 4½jährigen Brautstand gestrichen oder umgedeutet sind.

Wir wiederholen Hitzigs Angaben hier nur, soweit der Zusammenhang es notwendig macht; unsre Hauptquelle ist Hippels Auszug aus Hoffmanns Jugendbriefen, der 1901 in Hitzigs Nachlaß aufgefunden und 1903/04 gedruckt ist (wann er im Buchhandel erscheint, hängt von der Literarischen Anstalt Rütten & Loening in Frankfurt a. M. ab). Auch das Material für die Personalien habe ich im wesentlichen 1904 gesammelt; es stammt vorwiegend aus den Staatsarchiven zu Berlin und Posen, aus den Kirchenbüchern von Königsberg und Glogau und aus Adreßbüchern, und es ist teils von mir direkt beschafft, teils durch die Güte der Herren Dr. Felix Krueger aus Posen, Vikar Langkau in Königsberg (jetzt Rektor in Kaukehmen), Superintendent Ender und Küster Braune in Glogau mir übermittelt. Erwünschte Ergänzungen im einzelnen habe ich 1907 von Herrn Johannes Sembritzki in Memel erhalten und namentlich 1908 von Herrn Professor W. Rasmus in Krotoschin, der mich auf die in Posen erschienenen Aufsätze der Herren † Joseph Jolowicz (1890) und Oskar Elsner (1900) aufmerksam machte, durch die u. a. Zeit und Ort von Hoffmanns Trauung festgestellt worden sind. Ich habe die Quellen hier generaliter angeführt, da ein Nachweis im einzelnen sich an diesem Orte verbietet.

Um die Darstellung nicht mit Details zu überlasten, habe ich die Zeitangaben in der Regel nur nach Jahren, allenfalls auch nach Monaten gemacht, die Tage aber nur bei besonders wichtigen Ereignissen angegeben.

Im Jahre 1740 lebte in der Nähe von Königsberg, wahrscheinlich in Preußisch-Eylau, ein altes Ehepaar Voeteri. Der Gatte war „Burggraf", d.h. Vertreter des Amtshauptmanns; er hatte von seiner Frau Elisabeth einen Sohn Christoph Ernst (den am 25. Oktober 1795 in Königsberg verstorbenen Justitiar) und drei Töchter, die in den dreißiger Jahren glücklich unter die Haube gekommen waren: Gottliebe hatte den Konsistorialrat Schlemüller in Königsberg geheiratet, eine andere den Pastor Christoph Hoffmann in Neumark, die dritte, Sophie Luise, den Hofgerichts-Advokaten Johann Jakob Doerffer zu Königsberg.

Der Pastor Hoffmann kam 1751 als Diakonus nach Tapiau und wurde 1755 Pfarrer daselbst; er starb schon am 16. Juni 1758 mit Hinterlassung dreier Söhne.

Der Advokat Doerffer, aus der alten Königsberger Juristenfamilie dieses Namens, war ein sehr korrekter Herr und errang eine hochangesehene Stellung in Königsberg. Er wurde Sachwalter der meisten preußischen Adelsfamilien, war im Nebenamt Konsistorialrat und besaß, wie in den achtziger Jahren der bekannte Bürgermeister, Polizei- und Kriminaldirektor Hippel, ein Haus in der Junkergasse, neben dem Lesgewangschen Damenstift.

Von seinen acht Kindern, die alle in diesem Hause geboren waren, brachten es zwei Söhne und zwei Töchter zu höheren Jahren. Ende 1766 trat der ältere Sohn Otto Wilhelm Doerffer (geb. 1741) als Referendar beim Königsberger Hofgericht ein; Herbst 1767 heiratete die jüngere Tochter Luise Albertine (geb. 1748) den jüngsten ihrer drei Vettern, Christoph Ludwig Hoffmann (geb. 1736), der gleich ihrem Vater Advokat beim Hofgericht geworden war; 1768 trat der jüngere Sohn Johann Ludwig Doerffer (geb. 1743) als Referendar beim Hofgericht ein, während sein Bruder Otto zum Mitgliede des Gerichts mit dem Titel Justizrat avancierte.

Zwei Jahre darauf erhielt auch Johann Ludwig eine Ratsstelle, aber nicht in Königsberg, sondern bei dem Obergericht („Oberamtsregierung") zu (Groß-) Glogau. Er zog dort in das Haus des Oberbaudirektors Karl v. Machui in der Preußischen Gasse und verheiratete sich mit der hochmusikalischen Sophie Johanna Henriette Janitsch. Die Eheleute verkehrten besonders mit dem Präsidenten des Gerichts, dem Sohne des Großkanzlers Cocceji, und mit einem Mitgliede der dortigen Verwaltungsbehörde, dem Kriegs- und Domänenrat Gottfried Diprand Wilhelm v. Reibnitz und seiner Ehefrau Helene Rosine, geb. v. Tschepe, den Stammeltern der jetzigen Freiherren v. Reibnitz. – 1773 wurde ihnen als erstes Kind Luise Johanna Henriette geboren, den 18. Juli 1775 Sophie Wilhelmine [genannt Minna[1]] Konstantine. Einige Jahre darauf folgte ein Sohn, Ernst Ludwig Hartmann, 1784 endlich noch eine Tochter. Die Familie war „durch feine gesellige Bildung ausgezeichnet", man sprach gern französisch und führte Theaterstücke im Familienkreise auf. Mitte der neunziger Jahre verlobte sich die älteste Tochter mit einem Rat an der Kriegs- und Domänenkammer zu Kalisch, Friedrich Wilhelm Korn.

Während so Johann Ludwig Doerffer ruhig und sicher seinen Weg ging, hier ein Lob und da eine Zulage erhielt, im ganzen aber 28 Jahre lang in Glogau alles

1. Diese falsche Abkürzung von Wilhelmine war um 1800 allgemein üblich; vgl. die unten genannte Minna = Wilhelmine Spazier geb. Mayer.

seinen normalen Gang nahm, stieß den in Königsberg zurückgebliebenen Verwandten persönlich und dienstlich allerlei Unerwartetes zu.

Luise Albertine Hoffmann hatte 1768 und 1773 ihrem Gatten zwei Söhne geschenkt, von denen der eine jung starb. 1774 starb der alte Konsistorialrat Doerffer. 1776 gebar Luise Albertine in der Französischen Gasse ihr drittes Kind, unsern Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann; unter seinen Paten befanden sich der Onkel in Glogau und ein Hausgenosse der Familie Doerffer, der Geschichtsprofessor Jakob Friedrich Werner (1732–1782, Vater des Dramatikers Zacharias Werner). 1778 wurde dann das Ehepaar Hoffmann geschieden. Der Vater behielt nur den älteren der beiden lebenden Söhne bei sich in der Französischen Gasse, die Mutter kehrte mit dem jüngeren zu ihrer alten Mutter in die Junkergasse zurück, wo ihre unverheirateten Geschwister, Otto und Sophie, sich des kleinen Ernst annahmen.

Drei bis vier Jahre darauf, 1781/82, änderte der Großkanzler Carmer von Grund aus die preußische Prozeßordnung und Gerichtsverfassung: die Advokatur wurde beseitigt, und hinfort gab es in Ostpreußen nur zwei (koordinierte) Obergerichte, die „Regierung" in Königsberg und das „Hofgericht" in Insterburg[2]. Aus Anlaß dieser Umwälzung nahm Otto Doerffer seinen Abschied, und sein *ci-devant* Schwager, der bisherige Advokat Hoffmann, wurde als Justizkommissar und Kriminalrat dem neuen Hofgericht zu Insterburg zugeteilt.

Etwa um dieselbe Zeit, 1782 oder 1783, wurde der kleine Ernst in die Burgschule des trefflichen Rektors Wannowski[3] geschickt, in der er dann seit 1787 bekanntlich in Hippels Neffen den besten Kameraden hatte. 1792 bezog er die Universität, 1795 wurde er als Auskultator verpflichtet. Ein halbes Jahr darauf, am 19. März 1796, verlor er seine Mutter (sie starb einen Monat vor dem Bürgermeister v. Hippel).

Der Patenonkel in Glogau lud den verwaisten Ernst sogleich ein, zu ihm zu kommen. Dieser erhielt im Mai die nachgesuchte Versetzung nach Glogau; er brach Anfang Juni auf und fuhr durch die polnischen Provinzen, über Marienwerder und Posen. In einem polnischen Städtchen wurden nachts die Pferde gewechselt, und unserm Hoffmann fiel dabei ein Herr auf, der in eigener Equipage ankam und dann in gleicher Richtung wie die Post weiterfuhr. Beide fuhren am 15. in aller Frühe etwa gleichzeitig in die alte Festung ein; und wie Hoffmann um 6 Uhr morgens beim Onkel eintritt, ist jener Herr auch gerade eingetreten und entpuppt sich als – Friedrich Wilhelm Korn, der Bräutigam der ältesten Cousine.

Dies drollige Zusammentreffen half Hoffmann einigermaßen über die erste Verlegenheit hinweg. Doch wurde er einstweilen in der Familie nicht warm. Er schleppte, wie man weiß, die Kette einer unglücklichen Liebe – zu einer verheirateten Frau in Königsberg – mit sich, und er konnte als deutscher Jüngling

2. S. darüber jetzt die ausgezeichnete 'Geschichte der Königsberger Obergerichte' von Georg Conrad (Leipzig 1907: bes. S. 234 u. 237), auf die mein verehrter Freund Herr Karl Theodor v. Schön in Charlottenburg mich aufmerksam machte.
3. S. über ihn in der 'Altpreußischen Monatsschrift' die einander ergänzenden Aufsätze von Johannes Sembritzki (XXX [1893], S. 87–89) und von mir (XLIV [1907]), deren Ergebnisse, um einige Angaben des Herrn Machholz in Königsberg vermehrt, ich vielleicht an anderm Orte zusammenfassen werde.

nicht umhin, sich schon in den ersten Tagen dem Onkel mit seinem Geheimnis „an den Hals" zu werfen. Man kann sich denken, wie dies Geständnis auf den korrekten Herrn wirkte. Er hielt es für nötig, dem jungen Werther einen Kübel Wasser über den heißen Kopf zu gießen. „Sein Trost, sein Rat war eiskalt", berichtet der Patient zähneklappernd seinem *alter ego* Hippel; der Onkel habe ihm empfohlen, der Inamorata nicht mehr zu schreiben, damit seine Briefe nicht noch als Belege in deren künftige Ehebruchsakten kämen.

Die Cousinen fand Hoffmann sehr gebildet und nicht eben häßlich, ja die Figur der zweiten war ihm sogleich „äußerst interessant"; aber Freude versprach er sich einstweilen nur von der Tante, einer „vortrefflichen Frau", und dem Vetter, einem „äußerst natürlichen jovialischen Jungen".

Auf den 21. September war die Hochzeit des Korn mit der Ältesten angesetzt. Hoffmann-Werther ist von all den bürgerlichen Gefühlen, die er um sich in Blüte sieht, in tiefster Seele angewidert: statt seiner tragischen tiefen Liebe sieht er „kindische Torheiten – Firlefanzen und Possenreißen mit Empfindsamkeit und Liebelei – ich sehe Kleinlichkeiten, die man sich höchstens einmal im Leben erlauben sollte, bis zum Ekel wiederholen"; man betrügt ihn um die besten Stunden schwärmerischer Einsamkeit, indem man ihn „beständig herunterschleppt, um die Küsse, welche die verliebte Braut dem Bräutigam auftippt, zählen zu helfen. Jetzt hab ich mich" – schreibt er vier Tage vor der Hochzeit – „in eine Garderobe, die dicht an meine Stube stößt, eingesperrt und sitze zwar wie im Ohr des Dionysius (denn jeder Schall von unten verdreifacht sich, indem er an die Eckmauer stößt und durch eine Öffnung im Boden heraufplatzt), sonst aber ziemlich ungestört." Am Schlusse heißt es dann: „Sobald Braut und Bräutigam den Bettsprung gemacht haben, sitze ich wieder im Ohr des Dionysius und schreibe einen sehr langen Brief an Dich." – Immerhin bemüht er sich, seine Mißstimmung nicht merken zu lassen und mit Galgenhumor zu maskieren. „Dieser Humor beseelt noch meine Unterhaltung, vorzüglich mit den Damen, und macht, daß man mich hier für einen leidlichen Gesellschafter und noch besseren Musiker hält."

Die junge Frau folgt dem Gatten nach Kalisch. Hoffmann klagt einen Monat später wiederum, in Glogau nicht verstanden zu werden, nimmt aber jetzt Minna aus: „Ich erinnere mich, Dir viel Übles von der Cousine geschrieben zu haben – es ist alles nicht wahr, und nur ungezognen Grolls wegen hab' ich Dich belogen."

Um sich die lange Weile zu vertreiben, führt er Schattenspiele mit dem Vetter auf, unter andern Goethes 'Jahrmarkt von Plundersweilern'. Im Winter läuft er Schlittschuh. So fängt er an, sich wieder mit dem Leben auszusöhnen: schließlich ist er doch „zu jovialisch, um [ewig] an einer fatalen Grille zu kleben." – Am 21. Januar 1797 geht Minna auf längere Zeit fort. Spät abends schreibt Hoffmann dem Freunde in „fieberhafter Schläfrigkeit": „Denk nur, M[inna] hat uns verlassen und auf eine entsetzlich lange Zeit, und ich bin so weichherzig, so sentimentalisch beim Abschiede gewesen – habe sie unwillkürlich, als sie mir den Abschiedskuß reichte, an mein Herz gedrückt, daß mir der Cousin einmal über das andre versichert, ich wäre verliebt."

Der Cousin hatte gewiß nicht ganz unrecht. Aber diese aufkeimende Liebe hat Hoffmann nicht gehindert, andern Schönen den Hof zu machen: in seinem Portefeuille liegen die Köpfe mehrerer Mädchen, darunter der einer M., der er gerade eifrig huldigt. Auf der letzten Redoute hat er nur mit ihr getanzt, ja, er

ist ein paarmal in die Messe gegangen, um sie dort zu sehen, denn sie ist katholisch wie der dritte Teil der Glogauer [1].

Im Mai sieht er die geliebte Frau in Königsberg wieder, und von neuem schießt das halberstickte Feuer in heißen Flammen empor. Alles um ihn her ist versunken, schreibt er aus Königsberg: i h r Wesen, ins seine verschmolzen, wird ewig in ihm leben. Er arbeitet juristisch den Plan aus, die Scheidung der Geliebten von ihrem „Unhold" zu bewirken. – Nach der Rückkehr im Juni kommt ihm, wie man sich denken kann, alles in Glogau matt und schal vor: „Hier habe ich alles so wiedergefunden, wie ich es verließ – eben die gegenseitige Spannung – eben das preziöse Wesen, das mich sonst auf meine Stube jug, entfernt mich auch jetzt – mich überfällt zuweilen eine tötende Langeweile, wenn man um mich herum lacht, und nach Fliegen und Bonmots jagt –." Zudem ist der joviale Vetter weg. Dabei martert ihn die Ahnung, er werde die geliebte Frau nicht wiedersehen.

Diese Ahnung sollte sich schneller, als Hoffmann wohl dachte, bestätigen. Ende August beschwert er sich darüber, daß dieselbe Person, die ihn seinerzeit der Geliebten näherbrachte, sie ihm jetzt durch niedrige Mittel [vermutlich durch die Andeutung, sie liebe einen Dritten] entfremden will.

Der brave Hippel wurde anscheinend schließlich degoutiert von diesen dunklen Andeutungen und fruchtlosen Klagen, zumal er an praktischer Tätigkeit Freude fand und seit dem April mit einem wohlhabenden Fräulein aus gutem Hause verlobt war, das er bald heimzuführen gedachte. Er ließ also ein halbes Jahr nichts von sich hören: mochte sein Beichtkind sehen, wie es sich mit dem Schicksal abfand.

Um diese Zeit scheint die interessante Frau in Königsberg sich in der Tat aufs neue verehelicht zu haben, aber keineswegs mit dem malenden, komponierenden und briefeschreibenden Jüngling in Glogau, sondern mit einem praktischen Schulmann am Orte. – Wie diese Nachricht unmittelbar auf Hoffmann gewirkt hat, darüber haben wir leider nicht die geringste Nachricht. Das mittelbare Ergebnis war, wie es bei unserm *sanguineo-cholericus* sein mußte: er sagte der Romantik energisch ab und warf sich ins andre Extrem; er nahm sich vor, es in seinem bürgerlichen Beruf möglichst schnell möglichst weit zu bringen und sich daneben möglichst korrekt zu verheiraten. Über den Gegenstand brauchte er sich nicht den Kopf zu zerbrechen: seit Jahr und Tag wohnte er mit der Tochter eines geachteten Beamten, der es noch sehr weit bringen konnte, unter einem Dach; er stand ihr als Vetter nahe; er achtete ihren Geist und hatte sie gern. Hinfort gab es kein Schwanken; endlich wußte er, was er wollte. Als der ungetreue Hippel sich im Februar 1798 auf seinen Werther besann und ihn mit drei Worten fragte, ob er noch lebe und in Glogau sei, fand er zu seinem Erstaunen in Hoffmanns Antwort die entschiedenen Worte: „Mit der Welt in Königsberg habe ich vollkommen abgerechnet. Außer ... der Verwandtschaft ... höre ich von keinem Menschen etwas, m a g auch nichts hören ... Ein Umstand, den ich

1. Hitzig ergänzt das M. in „Michaëline", wie er Hoffmanns Frau fälschlich nennt (s. u.). Es ist an sich höchst unwahrscheinlich, daß Hoffmann die Posener Sekretärstochter, die er sechstehalb Jahr darauf zum Altar führte, schon so früh und in Glogau kennen gelernt haben soll. Beruht aber Hitzigs Angabe auf mehr als einer Vermutung, so liegt hier auf jeden Fall nur ein schnell vorübergehender *flirt* vor.

mit Vorbedacht noch zurückhalte, um nachher desto mehr darüber schreiben zu können, ist die alleinige Ursache, warum ich noch hier bin und in der Jurisprudenz solchen festen Tritt halte, daß ich glaube, künftigen Winter nach Berlin zu gehen und mich dort sehr examinieren zu lassen . . . Ich muß auf Ehre schließen, sonst wird meine Visitenkarte ein Brief! . . . Wenn Deine letzten Versicherungen aufrichtig sind, so schreibst Du mir aufs baldigste! H." Das geschah, und am 1. April erklärte sich Hoffmann etwas deutlicher: „Der Zufall, teurer einziger Junge, mischt seine Karten wunderlich: Rot und Schwarz, Gewinn und Verlust. Mit Königsberg habe ich wirklich ganz abgerechnet. Aber Du weißt es, mir geht's wie Yorik: die Pausen sind mir fatal. Ich bin so gut gefesselt als ehemals, aber jetzt ist's ein Mädchen. Ich studiere mit erstaunenswürdiger Emsigkeit die trockensten Dinge, begrabe mich in Akten". –

Am 19. Juni wurde Doerffer auf Veranlassung des Justizministers von der Reck an Stelle des (zu Svarez' Nachfolger ernannten) Baumgarten zum Rat am Obertribunal zu Berlin ernannt. Hoffmann, der soeben das Referendarexamen bestanden, wurde auf seinen Antrag am 4. August ans Kammergericht versetzt. Ehe die Familie nach Berlin abging, machte Hoffmann eine Fußwanderung durch das Riesengebirge in Schlesien und Böhmen, der sich eine Fahrt nach Dresden anschloß. Die Briefe, die er von Dresden aus (vermutlich über die Gemäldegalerie) an die Braut-Cousine schrieb, gehörten, wie deren Familie 1823 Hitzig versicherte, zu seinen „interessantesten Jugenderzeugnissen".

Am 27. August begann die Reise nach Berlin, am 29. landete Hoffmann hier in der Kurstraße im Hause der Madame Patté. Später wohnte er bei dem Onkel in der Leipziger Straße, zwischen Markgrafen- und Jerusalemer Straße. – Unter den Kollegen des Onkels trat der Familie besonders der geistreiche und gelehrte Johann Siegfried Wilhelm Mayer näher (geb. Berlin 1747, 1769 Referendar beim Kammergericht, dann Rat daselbst, 1795 ans Obertribunal versetzt), der nach der Scheidung von seiner Frau sich bemüht hatte, seinen drei Töchtern Minna, Karoline und Ernestine die „allerausgesuchteste" Bildung zu geben. In der Tat heirateten alle drei Schriftsteller, als erste Minna 1796 Carl Spazier (ihr Sohn hat uns die wunderliche Familiengeschichte aufbewahrt). Karoline und Ernestine nahmen statt der verlorenen Minna nun Minna Doerffer in ihren Bund auf.

Hoffmann konnte bei den mannigfachen Anregungen, die die Hauptstadt in den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III. bot, trotz aller spartanischen Vorsätze nicht umhin, das Studium des Landrechts und der Pandekten gelegentlich mit Zeichnen und Komponieren [1] zu unterbrechen; erst Anfang Mai 1799 meldete er sich zu den schriftlichen Arbeiten, erst Anfang Februar 1800 zur mündlichen Prüfung. Am 27. März wurde er fürs Richteramt reif befunden. – Er blieb aber nicht, wie er gehofft hatte, in Berlin, sondern erhielt eine mehr ehrenvolle als angenehme Bestimmung in die polnischen Provinzen. Zunächst wurde er in das vor sieben Jahren okkupierte Posen geschickt, als Assessor am dortigen Obergericht, der sog. Regierung.

1. Über seinen damaligen Verkehr mit dem Gitarrevirtuosen Fontano (Franz v. Holbein) habe ich den 'Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins' vom Juli 1907 berichtet, über eine eigene Gitarrenkomposition in den 'Süddeutschen Monatsheften' vom Januar 1908.

Er wohnte dort in dem neuen Hause der Deckerchen Druckerei, an der jetzigen Wilhelmstraße; im zweiten Stock des Hauses wohnte ein älterer Richter, der dichtende „Regierungs"-Rat Johann Ludwig Schwarz (geb. 1759) mit seiner zweiten Frau Doris und deren Schwester Sophie. Die Kollegen traten sich näher; Schwarz wollte eine Operette schreiben, die Hoffmann komponieren sollte. – Einstweilen blieb der Assessor der Berliner Cousine treu; im Hochsommer 1800 teilte er den Königsberger Verwandten offen mit, daß er Minna Doerffer zu heiraten gedenke. Onkel Otto meinte, „so was rasches und jugendliches könne gar nicht gut gehen"; er schreibt dem unternehmenden Neffen: „Ey lieber, das allgemeine Sprüchwort sagt wohl von den Theologen: ‚So die Pfarre, so die Quarre', aber Du machst das Sprüchwort auch wahr von den Juristen." (Hoffmann gab diese Worte schleunigst weiter an Hippel, der schon auf zwei „Quarren" herabsah). Das Weihnachtsfest scheint der Bräutigam bei Doerffers in Berlin verlebt zu haben [1].

In der Neujahrsnacht auf 1801 wurde in der Posener Ressource eine Kantate zum Jahrhundertswechsel aufgeführt, die Schwarz und Hoffmann an Stelle des projektierten Bühnenstücks gemeinsam hergestellt hatten; eine Abschrift wurde der jungen Königin Luise dediziert. Aufs Theater brachte Hoffmann dann eine auf einen Akt zusammengedrängte Bearbeitung von Goethes 'Scherz, List und Rache' mit eigener Musik; er fand in Karl Döbbelins Wandertruppe „drei Talente, wie ich sie nur zu den drei Rollen jenes Singspiels wünschen konnte", und das Stück wurde denn auch mehrmals aufgeführt; „bis Partitur und Partien zufällig verbrannten". – So wußte Hoffmann selbst aus der polnischen Wüste eine Oase hervorzuzaubern. Aber wie das Notideal des korrekten Beamten wieder zurücktrat vor dem des schöpferischen Künstlers, so verblaßte allmählich auch wieder das Bild der entfernten Cousine. Die geistreichen Freundinnen der geistreichen Minna, Karoline und Ernestine, verheirateten sich beide 1801: jene mit Jean Paul, diese mit dem weniger beträchtlichen August Mahlmann; Minna wartete auf den Vetter Ernst, aber dieser konnte sich nicht zu den Konsequenzen seiner Ankündigungen entschließen. In seinem Innern tobte in diesem Jahre „ein Kampf von Gefühlen, Vorsätzen pp, die sich geradezu widersprachen". Er wollte sich betäuben, und „wurde das, was Schulrektoren, Prediger, Onkels und Tanten liederlich nennen. – Du weißt," schreibt er anderthalb Jahre darauf in einem Rückblick an Hippel, „daß Ausschweifungen allemal ihr höchstes Ziel erreichen, wenn man sie aus Grundsatz begeht, und das war denn bei mir der Fall."

In dieser Stimmung traf er im Spätherbst 1801 mit Freund Hippel in Elbing zusammen; beide fuhren nach Danzig und blieben dort zwei Tage. Hippel fühlte sich befremdet und fast unheimlich berührt von dem Cynismus, den Hoffmann zur Schau trug; und als er am Nachmittag des zweiten Tages einen braven Mit-Gutsbesitzer traf, verabschiedete er kurzerhand den alten Freund und ging mit jenem zu Abend essen. Er schrieb ihm dann nach Posen, ihr Beisammensein habe „nicht so, wie vormals, die reine unverdorbene Laune, den Erguß der innigen Freundschaft herbeigeführt." Nach Hoffmanns Tode schreibt Hippel deutlicher, der Freund sei in Danzig nicht mehr der alte gewesen; „eine ungewöhnliche

1. „Dies [eine Leberverhärtung] beiseite gesetzt, lebe ich jetzt zufriedener, da wir, Gott sei's gedankt, schon Oktober schreiben, und ich mit starken Schritten der Reise nach Berlin entgegeneile." An Hippel 6. Oktober 1800.

Lustigkeit, die fast in possenreißende Skurrilität ausartete, und das Wohlgefallen am Obszönen ließen ahnen, daß irgendeine Veränderung, die sein Herz betroffen, ihn dem Gemeinen und besonders einer gewissen Laszivität zugewandt habe, die für ihn um so verderblicher sein mußte, als die südliche Heftigkeit seines Temperaments ihn immer auf Extreme führte."

Um Neujahr 1802 schrieb Hoffmann dem Freunde einen Brief, der Hippeln „ein zerrißnes Herz, die unaussprechliche Sehnsucht, in das Asyl der Freundschaft zu fliehen, in jeder Zeile zeigen mußte." Aber Hippel, dessen Gattin bereits mit dem dritten Kinde ging, hatte nun einmal kein Ohr mehr für diese Jünglingsleiden und ließ Hoffmann ein Jahr lang in dem Glauben, seine Freundschaft verloren zu haben.

Am 2. Februar wurde Hoffmann zum Rat an der Posener „Regierung" ernannt, und nun mußte er Ernst machen. Er tat es, indem er entschlossen das Verlöbnis mit Minna auflöste. Die Familie war außer sich; Minna warf alle Briefe des Ungetreuen in den Ofen, auch die schönen aus Dresden; ihre Freundin Karoline Richter hat Hoffmann den Schritt nie verziehen und bekanntlich noch nach einem Jahrzehnt ihren berühmten Mann vor dem schlechten Menschen gewarnt [1].

Wie Hoffmann im Jahre darauf rührend an Hippel schreibt, hatte er sich damals „mit allem, was mich umgab, und mit mir selbst überworfen" und fand nur Beruhigung in der Lektüre von Hippels Jugendbriefen. Nebenbei kommt als Fühler die Frage: „Vielleicht hast Du durch Zufall einige Nachrichten von dem tragischen Ende der zweiten Liebesepisode in meinem Leben aus B[erlin] erhalten?" Auf Hippels freundliche Antwort erwidert er, er könne seine Biographie schreiben „zu Nutz und Frommen derjenigen, die da zu lieben – geliebt zu werden glauben und in den Stand der heiligen Ehe treten wollen. Schriebe ich diese Selbstbiographie mit der Gewissenhaftigkeit Rousseaus, der mit seinen Bekenntnissen unter dem Arm vor den Richterstuhl des Ewigen treten wollte, so würde Minna D[oerffer] mir die Hand – nicht zur Versöhnung, nein, weil ich schuldlos war, als alles mich verwünschte und den Treulosen schalt, freundlich bieten. Ich habe mit Kraft ein Verhältnis vernichtet, welches sie und mich unglücklich gemacht haben würde."

Ehe aber diese Briefe geschrieben wurden, war es Hoffmann abermals ergangen wie Yorik: kaum hatte er die eine Rosenfessel abgestreift, so umfing ihn hold

1. Kunz berichtet in Dullers 'Phönix' vom 26. November 1835, Jean Paul habe ihm [Ende August 1813] in Bayreuth gesagt, er könne Hoffmann nicht lieben, da seine Frau, die Hoffmann früher in Berlin kennen gelernt, ihm Dinge erzählt habe, die dessen Herz in keinem vorteilhaften Licht darstellten. Kunz fährt fort: „Nur angedeutet wurden mir diese Dinge, die mich mutmaßlich darauf hinführten [soll heißen: so daß ich vermuten mußte], daß eine Freundin von Jean Pauls Gattin irgendein Verhältnis mit Hoffmann gehabt habe, bei dem er die Pflicht der Dankbarkeit verletzt haben müsse." – Minnas Vater starb am 24.September 1803. Ihr Bruder ist noch gut drei Jahre lang als Referendar am Kammergericht nachzuweisen; er wohnt Ende 1803 und Ende 1804 Neue Commandantenstraße 15, Ende 1805 Friedrichsstraße 44, Ende 1806 Kronenstraße 22. Was weiter aus ihm und seinen Angehörigen geworden ist, habe ich noch nicht ermittelt; doch hat, wie gesagt, Hitzig offenbar noch 1823 mit der Familie in Konnex gestanden.

die neue. Er hatte sich in Maria Thekla Rohrer[1] verliebt, die hübsche 21 jährige Tochter des ehemaligen Posener Magistratssekretärs Michael[2] Rohrer, der, seit 1758 im Kommunaldienst beschäftigt, bei der Okkupation 1793 wegen seiner mangelhaften Kenntnis des Deutschen mit $116\frac{3}{4}$ Talern Pension entlassen worden war (übrigens genau seinem früheren Gehalt entsprechend, das ebenfalls den Wert von 350 Mark darstellte).

Hoffmann hätte, wie sein Hausgenosse Schwarz bekanntlich berichtet, „dies schöne Mädchen gern sein genannt, ohne sich die Fesseln der Ehe anlegen zu lassen". Maria Theklas Schwester, die später Hoffmanns Freund Gottwald heiratete, war mit Schwarzens Schwägerin Sophie befreundet, und nun nahmen Frau Doris und Mamsell Sophie die kleine Polin „dergestalt in Schutz, daß die Geschichte davon einen artigen Roman abgeben würde – und der Weg zu ihr am Ende doch nur durch die Kirche ging, was für Mühe sich Hoffmann auch gab, auf einem Schleifwege dahin zu gelangen." Ganz hat Schwarz (der die noch lebende Frau zu schonen hatte) damit freilich nicht die Wahrheit gesagt; Hoffmann schreibt am 25. Januar 1803, daß er „seit dreiviertel Jahren verheiratet" sei und berichtet neckisch, daß die Frau gerade ein Kindermützchen stricke. Man darf also annehmen, daß schon Ende März die beiden sich fürs Leben gefunden hatten, drei Monate bevor die Kirche den Bund bestätigte. Ihren „Roman", den Schwarz uns vorenthält, wollte Hoffmann selber seit 1820 schreiben unter dem Titel 'Jakobus Schnellpfeffers Flitterwochen vor der Hochzeit'; er hätte uns seine Jugendschmerzen darin erzählt, wie in der Biographie Kreislers die verspätete Liebe zu Julien. Leider ist es nicht dazu gekommen, weil er den besser bezahlten Almanachsarbeiten immer wieder den Vortritt gab. – Am 26. Juli 1802 fand – offenbar in aller Stille – die nachträgliche Trauung in der Posener *Corpus-Christi*-Kirche durch den Pfarrer Martin Hantusch statt; als Trauzeugen fungierten die schlichten Männer Peter Sobolewski und Theodor Tott. In der Südpreußischen (heute: Posener) Zeitung zeigte Hoffmann das Ereignis am 31. Juli seinen Freunden an.

Nach allem, was wir wissen, hat Hoffmann den halb unfreiwilligen Schritt nie bereut. Wenn wir auch keinen Rausch glühender Phantasie über Maria Thekla finden (wie Hoffmann ihn später, immer halb der Dichtung bewußt, für Julia Marc träumte), so stört uns andrerseits nicht ein böses oder auch nur kaltes Wort. Proben vom Gegenteil kennen unsre Leser aus den von Hitzig bereits mitgeteilten Briefen an Hippel; wir erinnern hier an vier: aus dem „Exil" zu Plock schreibt Hoffmann Anfang 1803 dem Freunde, daß „ein sehr sehr liebes Weib mir alle Bitterkeiten ... versüßte und meinen Geist stärkte"; Ende des Jahres heißt es: das Musikstudium „sowie der Umgang mit meiner Frau, die sich, Dank sei es dem Schicksal! meinem Anachoretenleben ganz anschmiegt, ist das einzige, was mir zuweilen Augenblicke des Lichts gewährt." Im Dezember 1808 freut er sich in Bamberg innig über „die Wiedervereinigung mit meinem lieben, herrlichen Weibe", und im März 1815 erklärt er es von Berlin aus für seine erste Pflicht, „für eine

1. Neben diesem deutschen Namen führte die Familie den polnischen Trzcinski, der von *trzcina* (dreisilbig:trsch-tschi-na) = Rohr abgeleitet ist. Der eine Name ist also die Übersetzung des andern; welcher der ursprüngliche ist, habe ich noch nicht festgestellt.

2. Maria Thekla ist darum Michalina zubenannt, = russisch Mischaïlowna, Tochter des Michael. Hitzig hat irrigerweise den Eigennamen Michaeline daraus gemacht und nennt auch später die Witwe so in den von ihm aufgesetzten Buchtiteln und Vorworten.

herzensliebe Frau zu sorgen und ihr nach dem, was sie mit mir ausstand, eine bequeme Lage zu bereiten". [– Um zu würdigen, was diese Äußerungen einer stets sich gleich bleibenden innigen Zärtlichkeit im Munde eines *vates irritabilis* bedeuten, halte man sie zusammen etwa mit den Ausbrüchen fanatischen Hasses, mit denen Nietzsche die Frau bedachte, die dann fünfzehn Jahre lang ganz Europa dupiert hat als die Vertraute seiner Gedanken [1] – und mit den Pfeilen, die der „Eremit vom Gardasee" in seiner „asketischen Klause" zu Salò schärfte, um sich für ein unabwerfbares Joch wenigstens in der Vorstellung zu rächen [2]. –] Und Ende gut, alles gut: drei Monate vor seinem Tode, am 26. März 1822, setzte Hoffmann für sich und seine Frau einen Erbvertrag auf, in dem es heißt: „Wir . . . haben nun bereits seit zwanzig Jahren [stimmt genau! s. o.] in einer fortdauernden wahrhaft zufriedenen, glücklichen Ehe gelebt . . . Einer ist immer des andern Stütze gewesen, wie das denn Eheleute sind, die sich, so wie wir, recht aus dem treusten Herzen lieben und ehren." Maria Thekla überlebte ihren Mann über ein Vierteljahrhundert; sie starb erst am 29. Januar 1859 in Hirschberg.

So können wir, bei aller Dürftigkeit der Überlieferung, auch in Hoffmanns Leben die Entwicklung verfolgen, die wir alle (oder doch die Meisten von uns) durchgemacht. Der Jüngling, dem die „Welt" sich öffnet, stürzt sich besinnungslos in die „schöne Seele" wie der Schmetterling in die Flamme; nachdem er sich die Flügel hinlänglich verbrannt, verehrt der reifere resigniert den „schönen Geist"; und erst der Mann erkennt (mit einem nicht bitteren, sondern fröhlichen Lachen), daß die „Seele", die er angebetet, und der „Geist", den er geschätzt, Phantasmagorien waren, die seine erregten Sinne ihm vorgespiegelt. Nachdem nun die Augen ihm aufgetan, gibt er dem heiligen Urtrieb, den Sinnen, dem Herzen sein Recht und folgt der lieblichen Weisheit, die Wedekinds Rabbi Esra seinem fürwitzigen Sohne Moses vorträgt und die Dehmel in den Spruch gefaßt hat:

Erst wenn der Geist von jedem Zweck genesen
Und nichts mehr wissen will als seine Triebe,
Dann offenbart sich ihm das weise Wesen
Verliebter Torheit und der großen Liebe.

1. Der sonst wohl unbeträchtliche Herr Carl Albrecht Bernoulli hat sich ein unsterbliches Verdienst erworben, indem er diese Briefstellen rettete und im 'Literarischen Echo' vom 15. Mai 1908 der Ewigkeit aufbewahrte.
2. Er versandte sie zu Neujahr 1904 im 'Halkyonier', dem zierlichen Gedichtband, dessen Japanexemplare Grisebach und ich als Hartlebens letzte Geschenke stets besonders in Ehren gehalten haben: ich meine hier die zwölf bitterbösen Sprüchlein von Ehe und Scheidung Nr. 80–91, und von diesen insonderheit die sieben Nummern 82–85. 87. 90 f, die hintereinander gelesen auch dem Fernstehenden keinen Zweifel über ihre persönliche Geltung lassen.

Denkmalpflege

[Die Vernichtung von Hoffmanns Grabstein]

Unsere Mitteilung über den eigentümlichen Akt von Denkmalpflege, der vor einigen Jahren an **E. T. A. Hoffmanns Grabe** vorgenommen worden ist, hat in der deutschen Presse Widerhall gefunden, welchem aber eine entrüstete, die »Kunstchronik« der Unwahrheit zeihende Ableugnung des Kirchenvorstandes der Jerusalems-Gemeinde gefolgt ist. Herr Hans von Müller, dessen noch im Druck befindlicher Ausgabe von Hoffmanns Briefwechsel wir unsere Mitteilung entnommen hatten, schreibt uns: Der obere, symbolische Teil von Hoffmanns Grabstein enthielt in der Mitte einen Schmetterling, als Symbol der befreiten Seele, darum schloß sich, als Symbol der Ewigkeit, eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, und zu beiden Seiten sprossen aus den Schlußrosetten der elegant geschwungenen Umrahmung je drei Farnwedel hervor, als Symbole der Auferstehung. Der untere Teil des Grabsteins enthielt die bekannte Inschrift in vollkommen deutlicher, aber kühn geschwungener Schreibschrift, wie sie zu Hoffmanns Zeit in den Kanzleien noch mit Liebe gepflegt wurde; die großen Anfangsbuchstaben reichten durchweg über die folgenden hinüber, in Hoffmanns Namen griffen T. W. H in ausgezeichneter, künstlerisch freier Weise ineinander, das K von ‚Kammer' holte flott über die nächsten drei Buchstaben aus, und alles das wirkte doch so selbstverständlich, daß es in keiner Weise den Charakter der Monumentalität beeinträchtigte. — Wenn also der Kirchenvorstand in seiner Erwiderung behauptet, daß seine spiegelblanke Platte eine »genaue Nachbildung« des alten Steines und die schülerhaft ängstlich gezirkelte, unbeschreiblich ärmliche Schrift, die wie Typensatz wirkt, »bis auf den kleinsten Zug« der alten nachgebildet sei: so verrät er damit nur, daß er den alten Stein *überhaupt nicht erst angesehen hat,* bevor er die »Fabrik« anwies ihn zu vernichten. Zum Glück sind mindestens drei Photographien des alten Steines vorhanden, die beste im Besitze der August-Scherl-Gesellschaft. Nach dieser bringt meine (etwa zu Ostern erscheinende) Briefsammlung den Stein in Lichtdruck; einstweilen hat der »Tag« am 4. Dezember den alten und den neuen Stein einander gegenübergestellt, allerdings in sehr groben Autotypien, die die *ausgezeichnete Erhaltung* von Skulptur und Schrift des alten Steines nicht ahnen lassen.

[Nachwort zu Hoffmanns 'Brautwahl']

I. Aesthetisches.

(Die 'Brautwahl' als fertiges Werk betrachtet.)

1. Die Brautwahl als Erzählung.

In meine Ausgabe der Märchen der Serapions-Brüder habe ich 1906 die 'Brautwahl' nicht mit aufgenommen, weil mir schien, daß darin das bürgerliche das romantische überwöge.

Offensichtlich spielt in der 'Brautwahl' das märchenhafte eine ungleich bescheidenere Rolle als in 'Nußknacker und Mausekönig', im 'Fremden Kind' und in der 'Königsbraut'. Hoffmann, der wie Nietzsche seine besten Bosheiten auf sich selbst verwendete, läßt (S. 64) Leonhard sich dem Publicum als deus ex machina vorstellen, ohne dessen Hocuspocus leider die Berlinische Geschichte von der Brautwahl nicht zu Ende geführt werden könne; und seinen eigenen Vertreter Theodor läßt er (S. 75) bedauern, daß der Verfasser überhaupt erst den Hafftiz gelesen und seine Gestalten in die Erzählung eingeführt: „nun erscheinen die beiden unglückseeligen Revenants als fremdartige Prinzipe, die mit ihren Zauberkräften nur auf gezwungene Weise einwirken in die Handlung."

Diese Handlung erinnert in der That auffallend an die einer anderen Erzählung Hoffmanns, die mit Recht noch niemand für ein Märchen angesprochen hat: an den 'Artushof' von Anfang 1815. Hier liebt der Held — und zwar nicht unglücklich — erst die reiche, aber prosaische und unschöne Kaufmannstochter Christina Roos, die dann den Buchhalter ihres Vaters heirathet, und darauf die poetische und schöne, wenn auch arme Künstlerstochter Felizitas Berklinger, die ihre Hand erst dem jungen Kaufmann Brandstetter verspricht und sie schließlich einem praktischen Juristen, dem Criminalrath Mathesius, schenkt. Es lag nahe, dieses Doppelerlebniß des Helden zusammenzulegen; und in der 'Brautwahl' sind in der That beide Mädchenfiguren combinirt zu der reichen, gebildeten und hübschen Kaufmannstochter Albertine Voßwinkel, die auf der Ausstellung von 1816, für die sie höchstselbst eine Stickerei geliefert (S. 26), Lehsens grüne Kunst kennerhaft zu würdigen glaubt (S. 24), die 1817 („wenigstens jetzt":

S. 62 Mitte) seine Person „zu lieben vermeint“, die dann aber 1819 ff mit dem hübschen, eleganten und strebsamen Referendarius Glorin ohne Frage wesentlich glücklicher werden wird als es ihr mit dem „armseeligen Pinsler“, wie ihr Vater ihn nennt, möglich gewesen wäre. Der Held selber ist in beiden Erzählungen ein junger Maler, der durch einen unheimlichen alten Meister in das Wesen seiner Kunst eingeführt wird und der dann die Vollendung seiner Kunst und seines Lebens in Italien findet.

2. Die Brautwahl als Märchen.

Andrerseits sind diese Figuren auch in einem Märchen denkbar; und jedem unserer Leser ist es wohl schon eingefallen, daß er dem Typus Christina-Felizitas-Albertine schon in Hoffmanns erstem und vielleicht schönstem Märchen begegnet ist, nämlich im ‘Goldenen Topf’ von 1813/14. Hier glaubt die hübsche blauäugige Veronica Paulmann aufrichtig den Studenten Anselmus zu lieben, wird dann aber zu dessen und ihrem eigenen Heile die Gattin des Herrn Hofrath Heerbrand. Seitdem wir Hoffmanns Roman mit seiner Cousine Minna, der gebildeten Tochter des Geheimen Obertribunals-Rathes Doerffer* kennen, wissen wir, warum dieser Gedankengang ihm so nahe lag und dieses Motiv ihn zu immer neuer Gestaltung reizte. „Ich habe mit Kraft ein Verhältniß vernichtet, welches sie und mich unglücklich gemacht haben würde“ schreibt er im Gefühle, es recht gemacht zu haben, im Frühjahr 1803 an Hippel.

Der Charakter des Werkes muß sich also aus der Art der übrigen Figuren und ihrer Verbindung mit den rationellen Partien entscheiden. Nun haben „die beiden Unheimlichen“ (so S. 16) Leonhard und Manasse einen ausgesprochen märchenhaften Charakter, und namentlich Leonhard greift viel entschiedener in die Handlung ein, als Hoffmanns Selbstkritik es gelten lassen will.

Eine vergleichende Untersuchung der Märchen unseres Dichters, wie sie vielleicht Otmar Schissel von Fleschenberg uns einmal schenken wird, zeigt fast überall den uralt-arischen, namentlich im (heidnischen und

* Aus Hoffmanns Herzensgeschichte 1796—1802: Deutsche Rundschau vom November 1908. Von dem (vermehrten) Sonderabdruck liegt noch eine Anzahl Exemplare beim Herausgeber; solange der Vorrath reicht, stehn sie den directen Käufern dieser Ausgabe ohne weiteres zur Verfügung. Die anderen Käufer der ‘Brautwahl’, die den Aufsatz zu erhalten wünschen, bitte ich, die Nummer ihres Exemplars, die vermittelnde Buchhandlung und den Tag des Erwerbes anzugeben.

christlichen) Frau ausgebildeten Gegensatz des guten und des bösen Genius, in deren Kampf der menschliche Held der Erzählung mehr oder weniger fühlbar verwickelt wird; zum Schlusse siegt zum Heile des Helden das gute Princip. Auch die kleineren Märchen Hoffmanns, wie das 'Fremde Kind' und, in die kindliche Sphäre transponirt, 'Nußknacker und Mausekönig', sind nach diesem Schema gearbeitet. Und wie im 'Goldenen Topf' Lindhorst mit den alten Liese in Fehde liegt, wie im 'Klein Zaches' Prosper Alpanus mit Rosabelverde, so hier Leonhard mit Manasse.

Hoffmann war sich mit Freude seiner Virtuosität bewußt, das unmögliche zu schauen und vor Augen zu führen, und so hat er sich in den eben charakterisirten Märchen selten die Gelegenheit entgehen lassen, aus dem vorbereitenden oder entscheidenden Zweikampf der saecularen Feinde einen — in der Regel komischen — Höhepunkt der Darstellung zu machen. Man erinnere sich der „Schlacht" in Lindhorst's Bibliothek in der zehnten Vigilie des 'Goldenen Topfes' und der köstlichen Morgencaffee-Unterhaltung bei Prosper Alpanus im sechsten Capitel des 'Klein Zaches'; man vergleiche dann mit dieser den harmlosen Zauber-Wettstreit unserer beiden Magier in der Weinstube am Alexanderplatz S. 15 f, mit jener den ernsthaften Kampf bei Voßwinkel S. 47. Leonhard durchsticht hier mit einer spitzen goldenen Nadel die große Maus des Manasse; kurz darauf gelingt es ihm (hinter den Coulissen), seinem Gegner die Ducatenfeile zu entwenden, für die dieser dereinst dem Teufel seine Seele verkauft; durch beides zusammen wird anscheinend dem Manasse „der Garaus gemacht" (S. 69 Schluß). Aehnliches hat Hoffmann mit gleichem, wenn nicht noch größerem Glück in den Märchen der folgenden Jahre geschaffen; ich erinnere an den Kampf zwischen Dancus Carota und dem Radiesherzog im vierten Capitel der 'Königsbraut' (S. 279 f meiner Ausgabe) und an die drei Magierkämpfe im 'Meister Floh': das optische Duell zwischen Leuwenhoek und Swammerdamm im vierten Abenteuer (S. 116/19 meiner Ausgabe), den Streit zwischen Legénie und Egel zu Anfang des sechsten Abenteuers (S. 157 f und 163 f) und die gemeinsame Bekämpfung beider durch Pepusch und die beiden „Mikroskopisten" am Schlusse des selben Abenteuers (S. 184), letztere an unsere S. 47 erinnernd.

Die einzelnen Züge unserer beiden Magier werden wir weiter unten (II 9) näher zeigen; es wird sich daraus vollends der durchaus irrationelle, übernatürliche Charakter beider Figuren ergeben.

3. Die Vermischung beider Kategorien.

Die Fäden des Märchens und die Fäden der bürgerlichen Realität sind nun in unserer Erzählung mit einer Keckheit und Virtuosität in einander verwebt, die selbst der strenge Selbstkritiker loben muß (S. 76). Von Anderen hat am schönsten Paul Hensel darüber gesprochen (im ersten Morgenblatt der 'Frankfurter Zeitung' vom 11. Mai 1907):

> Wesentlich ist hier, daß das Wunderbare kein besonderes Lokal zu haben braucht, um seine Wirkung auszuüben; man ist nirgends vor ihm sicher. In den banalen Straßen des aufgeklärten Berlins, in seinen Kneipen, Konditoreien, Kaffeegärten, überall ist es nicht geheuer. Die unheimlichen Mächte greifen wie aus einer andern Dimension in das Alltagsdasein hinein, wie ein unsichtbares Schwungrad erfaßt der tolle Wirbel den ruhigen und nichtsahnenden Geheimen Kanzleisekretär Tusmann und bringt ihn in die bedauerlichsten Situationen. Wird ihm nicht ein dicker Pinsel mit unabwischbarer grüner Farbe über das Gesicht gezogen, so daß der Aermste seine ganze Carriere vernichtet sieht, „denn nicht dulden darf der Staat Geheime Kanzleisekretäre mit grünen Gesichtern"? Wird er nicht durch schnöden Teufelsspuk genötigt, seine allerdings ziemlich einseitige Verlobung mit der begehrenswerten Demoiselle Voßwinkel aufzugeben? Und alles, was er erlebt und erduldet, wird durchaus nicht mehr auf natürliche Weise erklärt; es hat genau dieselbe Realität wie die alltägliche Wirklichkeit. Der gespenstische Goldschmidt, der alte Jude Manasse sind zugleich biedere Bürger der guten aufgeklärten Stadt Berlin, und selbst Nicolai würde sich keineswegs entsetzen, wenn er ihrer am hellen, lichten Tage ansichtig würde. So hat die frühere Trennung der Wirklichkeit in räumlich getrennte Bezirke des Gewöhnlichen und des Wunderbaren aufgehört. Die beiden Wirklichkeiten sind durcheinander geschoben, und bald die eine, bald die andere erfaßt den Menschen, der auf diese Weise — freilich in sehr unkantischem Sinn — ein Bürger zweier Welten ist. Glücklich, wer sich in kongenialem Geist dem tollen Spiel des Spuks, des Zufalls, des Ungefährs überlassen kann. Ihm sind diese Mächte hold und statten ihn mit reichen Gaben aus. Aber sie haben auch ein Herz für den gutmütigen Philister, der das Schwungrad ihrer Gewalten beim Rockzipfel in das tolle Ungefähr hineingerissen hat, und auch

er scheidet zum Schluß beschenkt aus dieser wunderbaren Welt, in die er eine so gefahrvolle Exkursion unternommen hat.

4. Die Einheit der Fabel.

So einheitlich das Märchen in den — wenn man so sagen darf — metaphysischen Voraussetzungen ist, so sorgfältig und umsichtig ist hier auch die Fabel aufgebaut* — im Gegensatz z. B. zum 'Meister Floh', der ein Conglomerat von fünf einander widersprechenden Fragmenten ist.

Man hat wohl gemeint, daß der Schluß unserer Erzählung (S. 72 äußerlich angeklebt sei [und den Leser etwa ebenso überrasche wie die berühmte ironische Schlußpointe in Heines sentimentalen Jugendgedichten]. Ricarda Huch klagte 1899 in ihrem (sonst gerade für die Würdigung von Hoffmanns Märchen Epoche machenden) Aufsatz über Hoffmann (jetzt in ihrem Buche 'Ausbreitung und Verfall der Romantik' S. 219), um Albertinens Besitz habe „sich die ganze Erzählung gedreht", und zum Schluß werde nichts daraus. Aehnlich hatte 1893 Georg Ellinger (auf S. 137f seiner Hoffmann-Biographie, die im übrigen der 'Brautwahl' durchaus gerecht wird) geschrieben, Thurneisser wolle dem Tusmann „die Braut für seinen jungen Freund abjagen"; am Schlusse ergebe sich aber, „daß der ganze Aufwand von spukhaftem Treiben eigentlich umsonst gewesen" sei, da aus Lehsens Ehe mit Albertinen nichts werde.

Dieser Auffassung ist Otto Pniower 1907 in einem in der Gesellschaft Brandenburgia gehaltenen und in deren 'Archiv' veröffentlichten Aufsatz entgegengetreten; er bemerkt mit Recht, dieser Schluß komme „für den aufmerksamen Leser nicht völlig unerwartet. Nach der sauberen Technik, die Hoffmann eigen ist, wird er sorgfältig vorbereitet und motiviert". Pniower führt als Beleg dafür Leonhards Unterhaltungen mit Lehsen am Schluß des zweiten und am Anfang des fünften Capitels an (bei uns S. 28 und 50f).

---

* Nur stimmt das erste Capitel in Einzelheiten nicht ganz zum folgenden. Man sieht nicht recht ab, warum Leonhard S. 3f so sehnsüchtig „die Braut schauen" will, und fragt sich, ob diese Braut etwa gar Albertinens Abbild ist, an deren Ehe mit Lehsen dem Goldschmidt doch nichts gelegen ist. Manasse hat sich nach S. 69 vor mehr als dreihundert Jahren, also um 1500, dem Teufel verkauft; er ist nach S. 13 und S. 69 1572 zum Tode verurtheilt, er trägt sich aber S. 6 nach der Mode von 1720/30. Tusmann hört S. 12 unten Leonhards langen Bericht nach Hafftiz als höchst interessante Neuigkeit, kennt aber Hafftiz' Chronik auswendig, wie er am nächsten Morgen bei Voßwinkel beweist.

In der That ergeben die Worte, die Leonhard an diesen beiden Stellen an Lehsen richtet, und ebenso die, die er am Vorabend der sog. Brautwahl Albertinen sagt (S. 62), daß unsere Erzählung aus Einem Gusse ist, daß kein Sprung oder Bruch in ihr ist. Leonhard ist Lehsen und Albertinen als ihr gemeinsamer Schutzgeist in väterlicher Liebe zugethan, und beide vertrauen ihm mit Recht von ganzem Herzen (vgl. für Lehsen S. 22 und 28, für Albertine S. 62). Seine Absicht geht offensichtlich von vornherein auf das hinaus, was sich dann theils vor unseren Augen begiebt, theils für die Zukunft angedeutet wird. Albertine soll von den Werbungen des alten Narren Tusmann und des „unausstehlichen Bengels" Dümmerl befreit werden, damit dann die beiden jungen Leute in Ruhe ihr Herz prüfen können: Edmund ohne die anstachelnden Qualen der Eifersucht, und Albertine ohne in Lehsen die einzige Rettung von jenen beiden verhaßten Freiern sehen zu müssen (S. 62 oben). Dann wird Edmund schon von selbst erkennen, daß er sich nur der Kunst vermählen dürfe, und Albertine, daß eine bürgerlich sichere und geehrte Existenz an der Seite eines zuverlässigen und strebsamen Mannes ihre Bestimmung ist. Die Ironie, mit der Albertine und Glorin behandelt werden, ist eine ganz leise und beeinträchtigt kaum das väterliche Wohlwollen des autor creator, der nichts weniger verlangte, als daß jeder Mensch ein Künstler sein solle. Kreisler theilte einst, wie er seiner geistigen Schwester Hedwiga erzählt (S. 87 des Kreislerbuchs), wie der Weltenrichter „alles Menschenvolk in zwei verschiedene Haufen: einer davon bestand aber aus den guten Leuten, die schlechte oder vielmehr garkeine Musikanten sind, der andere aber aus den eigentlichen Musikanten. Doch niemand sollte verdammt, sondern alle sollten selig werden, wie wohl auf verschiedene Weise." Die guten Leute nämlich werden glücklich durch die Ehe, die wahren Musikanten aber — sei es, daß sie „mit der Feder, mit dem Pinsel oder sonst" musiciren — werden glücklich durch die schöpferische Begeisterung, die die Liebe in ihnen erweckt, wobei es „ziemlich gleichgültig, ob die Geliebte ... eine Fürstin ist oder [wie Raffaels Fornarina] eine Bäckerstochter, in so fern letztere nur keine Eule".

So darf man Richard Schaukal zustimmen, wenn er in einer guten Einleitung zu einer schlechten Hoffmann-Auswahl die 'Brautwahl' die schönste Weihegabe eines Altpreußen an die märkische Hauptstadt nennt. Er stellt die Erzählung mit den um die Jahreswende 1814/15 (entstandenen und) spielenden 'Abentheuern der Sylvester-Nacht' zusammen, mit denen sie örtlich und zeitlich in der That un-

mittelbar zusammengehört, wie sie auch in der Verwendung des Wunderbaren ihnen verwandt ist. Freilich sind die beiden Stücke andrerseits nach Stimmung und Stil zu ungleich, um ein gutes Paar zu geben.

5. Analyse.

Zum Schlusse dieses Theiles geben wir eine Uebersicht über die so phantastische und so exacte Dichtung. Nach der Schlußnotiz S. 72 ist Lehsen „nun", d. h. im Frühjahr 1819, „schon länger als ein Jahr in Rom"; er ist also um Neujahr 1818 dorthin gereist. Die eigentliche, im ersten Capitel einsetzende und mit Lehsens Abreise endende Erzählung spielt mithin in den letzten Monaten des Jahres 1817, vom Herbst-Aequinoctium (23. September) bis zur Jahreswende, und die im zweiten Capitel berichtete Vorgeschichte setzt etwa im Frühjahr 1816 ein. Im II. Abschnitt (S. XVIII—XX) werden wir sehen, daß das vortrefflich mit den historischen Vorlagen der Erzählung stimmt. — Danach ergiebt sich folgende Disposition:

I. Tusmanns Abenteuer in der letzten Stunde des 23. September 1817 . . . . . . 3—16
- 1. Mit Leonhard am Fuße des Rathhaus-Thurmes 3—6
- 2. Mit beiden Revenants in der Weinstube am Alexanderplatz . . . . 6—16

II. Vorgeschichte
- Lehsens Erlebnisse bis zum Sommer 1817 16—28
  - 1. Mit Leonhard Frühling oder Sommer 1816 im Thiergarten . . . . . . 16—20
  - 2. Lehsens Sinnesänderung um die Jahreswende 1816/17 . . . . 20—22
    - a. Seine Allegorien auf der Ausstellung Herbst 1816, von den Kennern verlacht [aber von Albertine bewundert: S. 24] 20
    - b. Aussprache mit Leonhard in Lehsens Atelier um Neujahr 1817. . 20—22
    - c. Weiterer Umgang mit Leonhard, ästhetisch und technisch fördernd . . 22
  - 3. Lehsens Bekanntschaft mit Voßwinkel und Albertine, beim Hofjäger im Sommer 1817 . . . . 22—27
  - 4. Lehsens Verliebtheit; seine Unterredung darüber mit Leonhard . . . . . . 27 f

II. Literarhistorisches.

(Die Entstehung der 'Brautwahl' aus Erlebniß und Beobachtung, Vorlagen und freier Erfindung.)

1. Der Schauspieler Nagel als Brautvater und Bürgermeister von Krähwinkel.

Der Breslauer Schauspieler und Regisseur Nagel trat im März 1819 in Berlin in sieben Gastrollen auf. Er spielte am 2. den Oberförster in Ifflands 'Jägern', am 8. den Kaufmann Busch in Bretzners 'Räuschgen', am 12. den Wachtmeister Werner in Lessings 'Minna von Barnhelm', am 14. (in Charlottenburg) den älteren Titelhelden in Kotzebue's 'Beiden Klingsbergen', am 15. den Einnehmer Traut in Ifflands 'Reise nach der Stadt', am 19. den Hippeldanz in Kotzebue's 'Epigramm' und am 21. (in Charlottenburg) den Bürgermeister Staar in den 'Deutschen Kleinstädtern' desselben Verfassers.*

Dieses Lustspiel ist in den Jahren 1802—1855 von den Königlichen Schauspielen (in Berlin, Charlottenburg und Potsdam) 130mal aufgeführt und wird auch noch heute nicht ungern gesehen. Ohne Zweifel hatte der Theater-Liebhaber und -Kenner Hoffmann, dessen jetziger bester Freund vor vier Jahren gleichfalls von der Breslauer Bühne her nach Berlin gekommen war, die letzten Gastspiele Nagels und insbesondere die Abschiedsvorstellung besucht.** In den selben Tagen muß er die Aufforderung der Kalender-Deputation*** erhalten haben, und bei der Aufführung der 'Deutschen Kleinstädter' scheint ihm der Gedanke gekommen

---

* In der Vossischen Zeitung sind die sieben Gastspiele angezeigt und (in den Stücken vom 4., 16. und 27.) sehr wohlwollend besprochen.

** Er hatte sich etwa Mitte des Monats wieder leidlich erholt von der schweren Erkrankung, die ihn Anfang Februar befallen.

*** S. o. S. 1. — Ich behalte mir vor, über die Königlich Preußischen Kalender auf Grund der Acten anderweit zu berichten. Der 'Berlinische Taschen-Kalender' (1820/26) war hervorgegangen aus dem 'Genealogischen und Post-Kalender' (1817/19), dieser aus dem 'Post-Kalender' (1814/16), dieser aus dem „ordinairen" 'Genealogischen Kalender' (1808/13), der so hieß zum Unterschied von dem „feinen" 'Historisch-Genealogischen Kalender'.

zu sein, wesentliche Theile der Fabel für seine neue Berliner Erzählung zu verwerthen. Wir stellen im folgenden die analogen Züge einander gegenüber:

	Kotzebue (citirt nach Act und Scene)	Hoffmann (citirt nach unserer Seitenzahl)
1.	Herr Nicolaus Staar ist Bürgermeister und Oberältester von Kräh-Winkel (I 6).	Der Commissionsrath Melchior Voß-Winkel ist Stadtverordneter (S. 40) und Feuerherr in Berlin.
2.	Er will sein einziges Kind, die hübsche und lustige Sabine (auch Binchen genannt: I 5, III 13), verheirathen.	Er hat sein einziges Kind, die hübsche und lustige Albertine (S. 27 Tinchen), an deren 18. Geburtstage (S. 30) ohne ihr Wissen einem Bekannten versprochen.
3.	Als die Tochter sich gegen den ihr bestimmten Bräutigam erklärt, erwidert er (I 7): „mir macht man keine Einwendungen . . . ich habe denselben zu meinem Schwiegersohn erkieset, wogegen keine weitere dilatorische Einrede statt findet."	Als sie es erfährt und protestirt, erwidert er (S. 44/45): „Ich weiß nicht, was Du Dich alterirst über eine Sache, die ja längst beschlossen. Mein lieber Geheimer ist Dein Bräutigam, und in wenigen Wochen feiern wir die vergnügte Hochzeit."
4.	Der Ehecandidat des Vaters ist der Bau-, Berg- und Weg-Inspectors-Substitut (I 4) Sperling, der Aussicht hat, Runkelrüben-Commissions-Assessor zu werden (I 10). Jeder Krähwinkler legt auf seinen Titel großen Werth; das furchtbarste ist, wenn man eine Frau Unter-Steuer-Einnehmerin einfach „Madam" nennt (II 3). So auch Sperling: er verhöhnt Olmers (III 6), daß dieser keinen Titel habe.	Der Ehecandidat des Vaters ist der als tüchtiger Beamter bekannte (S. 59) Geheime Kanzlei-Secretär Tusmann, der keinen Menschen anreden mag, ohne ihm einen Titel zu geben (S. 5 oben, 7 unten), und dem nichts ärgeres widerfahren kann, als daß man ihn um seinen Titel verkürzt (S. 4 unten, 53 unten); das schnödeste ist, wenn man ihn „Monsieur" nennt (S. 33).
5.	Er ist „eine Schlafmütze, die früh zu Bette geht" (III 13).	Er pflegt mit dem Glockenschlage 11 sich die Nachtmütze über die Ohren zu ziehn (S. 3).

6.	Sabine „kann den Herrn Sperling nicht ausstehn" (I 4).	Albertine findet Tusmann „unausstehlich", sie „haßt" und „verabscheut" ihn (S. 45).
7.	Sie interessirt sich vielmehr schon seit Monaten für Olmers (I 1).	Dagegen interessirt sie sich seit dreiviertel Jahren für Lehsen (S. 24 oben).
8.	Sie weiß nunmehr mit großer List eine geheime Zusammenkunft mit ihm zu ermöglichen (III 13, IV 7).	Sie weiß nunmehr listig unauffällige Zusammenkünfte mit ihm herbeizuführen (S. 37/38).
9.	Olmers ist aber nach dem Urtheil von Sabinens Verwandten nicht für sie geeignet, da er „gar nichts" ist, nicht einmal ein Supernumerarius (III 9).	Lehsen ist dagegen nach dem Urtheil Voßwinkels ein „dürftiger, armseliger, nichtswürdiger Farbenklecksser" (S. 45 unten), ein „armseliger Pinsler" (S. 57), ein armer „Schlucker", ein „Kiek in die Welt" (ebenda Mitte).
10.	Erst nachdem er sich als vermögend und betitelt ausgewiesen (IV 11), willigt der Vater in die Ehe.	Erst als Voßwinkel erfährt, daß Lehsen von einer Erbtante 80 000 Thaler zu erwarten hat, ist er ihm als Schwiegersohn willkommen (S. 58 unten).

2. Gubitzens Abenteuer in der Aequinoctial-Nacht.

Hatte Nagel so dem Dichter durch seine Verkörperung des Bürgermeisters von Krähwinkel die Anregung zu der Figur des Stadtverordneten und des despotischen Vaters Voßwinkel gegeben, der doch schließlich von dem pfiffigen Töchterlein hinters Licht geführt wird und seinen Ehecandidaten nicht durchzusetzen vermag, so sollte er ihm gleich darauf noch eine weitere Figur für die neue Berlinische Geschichte liefern. „Liefern" ist hier im eigentlichsten Sinne gemeint, denn er trug Hoffmann das Modell eigenhändig in die Stube. Der bekannte Holzschneider Friedrich Wilhelm Gubitz (1786—1870) berichtet im zweiten Bande seiner 'Erinnerungen' (Berlin 1868) S. 81—83*:

* Ich habe schon in meinem Aufsatz 'Aus Hoffmanns Berliner Freundeskreis' (Frankfurter Zeitung vom 25. Juni 1901) auf den köstlichen unfreiwilligen Humor

Aus dem Vergangenen hebt sich mir jetzt die Sonderbarkeit hervor, daß mein drittes gesellschaftliches Zusammenkommen mit Devrient sich wieder mit der Weinwirthschaft verbinden mußte, was begreiflich nur für mich, der ich lebenslang öffentliche Gastorte möglichst vermied, ein wenig merkwürdig ist. — Im März 1819 gab Nagel, derzeit Regisseur des Breslauer Theaters und ein durch Natur und Uebung geförderter Schauspieler, Gastrollen auf der Berliner Bühne. Der Hofrath Karl Stein, früher Schauspieler und auch als Schriftsteller bekannt, mochte trotz seiner spärlichen Geldmittel von jenem ihm Befreundeten sich nicht ohne einen mäßigen Abendschmaus trennen; dazu waren der Theater-Secretair Esperstedt, den man damals auch als Souffleur beschäftigte, und ich eingeladen. Beide schickten wir Absagen, Esperstedt, weil er soufflиren mußte, ich, weil ich arbeiten wollte; mich aber beredete Stein bei einem Besuch, ihn nicht mit Nagel allein zu lassen, und wir Drei waren Abends vereint „bei dem Italiener", wie man sagte, obschon der Wirth den deutschen Namen Dietrich hatte. Gegen Elf meinte Stein: es müsse noch eine Abwechselung stattfinden; es kamen Lutter und Wegener in Vorschlag, ich aber weigerte mich sehr entschieden, ließ mich dann endlich zu einem Glas Eis bei dem damals gerühmten Conditor Teichmann beschwatzen. Dort, unter den Linden, war das Geschäft zu meiner Freude schon geschlossen, und nun wollte man mich nach meiner Wohnung* begleiten. Der Weg führte an dem genannten Weinhause vorüber; der fast sechs Fuß hohe, derbkräftige Nagel und der auch handfeste Stein hatten aber, wie sich nachträglich entdeckte, einen Gewaltstreich verabredet: der Eine ergriff mich bei den Schultern, der Andere bei den Füßen, und so, wie sehr ich widerstrebte, schleppten sie mich hinein, gradhin in das Eckzimmer, wo Devrient und Callot-Hoffmann sammt ihrem Anhange saßen.

des Berichtes hingewiesen und die Hauptstellen daraus abgedruckt. Carl Georg von Maassen hat das Citat neuerdings (Bd. IV seiner Hoffmann-Ausgabe S. XXIV Note) wiederholt, aber erst Friedrich Holtze hat (in seiner Einleitung zur 'Brautwahl' in den 'Schriften des Vereins zur Geschichte Berlins' XLIII 65 f.) die Beziehung zur 'Brautwahl' erkannt. Durch die von uns eruirten Daten (für Nagels letztes Auftreten einerseits und für Ferber-Bülows Aufforderung an die Kalenderdeputation andrerseits) wird Holtzes Vermuthung zur Gewißheit erhoben. — In dem Citat habe ich die Sperrung einzelner Partien selbständig vorgenommen; Gubitz sperrt statt dessen die Namen.

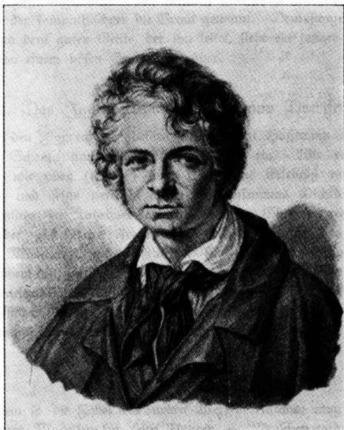
* [Zimmerstraße 34].

Tobende Lust begrüßte in solchem Kreise, wo mancherlei Ueberspannung herrschte, den an mir vollbrachten Zwang; ich mußte mir ein Zutrinken gefallen lassen und es selbst üben. Den Aerger bekämpfend mit der Gewalt des Uebermuths, unterwarf ich mich dem Schicksal, und da ich in jener Zeit eben viele der Schriften des Paters Abraham a Santa Clara gelesen hatte, so machte ich mir den Spaß, meinerseits mit seiner Art die Unterhaltung zu mengen, was selbst bei Uebergängen zur Strafpredigt der allgemeinen, unzweifelhaft etwas tollen Stimmung behagte. Nach meiner Wohnung kam ich jedoch erst Morgens vier Uhr, und aus jenem Eckzimmer habe ich mir den unvergänglichen Widerwillen gegen Champagner geholt, was gewiß kein Unglück ist. — In jenen Nachtstunden blieb Devrient fast schweigsam mitten im schwirrenden Lärm, schaute meist wie tiefsinnig vor sich hin...

Mag sich diese Geschichte nun einen oder zwei Tage nach dem 21. März zugetragen haben, jedenfalls fiel sie noch in die Aequinoctial-Zeit. Hoffmann, der seinen Lesern das drollige Erlebniß nicht vorenthalten wolle, ließ jetzt also seine neue Berlinische Geschichte nicht in einer Sylvester-Nacht, sondern in einer Aequinoctial-Nacht um 11 Uhr anheben — allerdings nicht in der des Frühjahrs 1819, sondern, wie der Aufbau seiner Erzählung es erforderte, im Herbst 1817. Der passive „Held" dieser Nacht vereinigt die Eigenschaften des weinscheuen belesenen Gubitz mit denen des titelfrohen Sperling; und wie jener in die ungewohnte Gesellschaft des gesprächigen Hoffmann und des schweigsamen Devrient-Shylock gerathen ist und mit alterthümlichen Lesefrüchten zu imponiren gesucht hat, so befindet sich Tusmann plötzlich, er weiß kaum wie, zwischen dem lebhaften Erzähler Leonhard und dem finstren Manasse und zieht, nachdem er warm geworden, den Thomasius aus der Tasche.

3. Der 'Kaufmann von Venedig'.

Neben Kotzebues harmlosem Schwank hat bekanntlich eines der ewigen Meisterwerke des Theaters auf die 'Brautwahl' gewirkt: Shakespeares 'Kaufmann von Venedig', in dessen Darstellung Hoffmanns großer Freund als Shylock glänzte. Hoffmann ändert die Fabel der 'Deutschen Kleinstädter' danach in drei wichtigen Punkten: erstens werben drei Freier um die Braut; zweitens ist die Angelegenheit noch nicht mit der den 'Kleinstädtern' entnommenen Sinnesänderung des Vaters (S. 58 unten)



Friedrich Wilhelm Gubitz.

Gezeichnet von Steffens.

Hier nach einem Stich von R. Bethge.

erledigt, sondern wird unter den Freiern selbst ausgetragen; drittens geschieht dies durch eine Art Lotterie. Viertens mag die Figur Shylocks, mit dem Hoffmann S. 65 Manasse ausdrücklich vergleicht, ihn mit veranlaßt haben, einen bösen alten Juden als dämonischen Widersacher des Helden einzuführen.

Hoffmann stellte also dem Kotzebuischen pedantischen Freier, den der Brautvater begünstigt, nicht Einen sondern zwei junge Rivalen gegenüber, von denen der sympathischere die Braut gewinnt. Dem jungen Enthusiasten und dem guten Geiste, der ihn leitet, steht ein junger Rechner, beschützt von einem bösen Geiste, gegenüber.

4. Das Jugenderlebniß mit Minna Doerffer.

Außer den Figuren der beiden Genien fügt Hoffmann dem so gewonnenen Schema noch einen ureigenen Zug ein. Wir erinnern an das, was wir oben (S. IV) über Hoffmanns Erlebniß mit Minna Doerffer und seine tiefen Spuren in Hoffmanns Dichtung gesagt. Im Gegensatze zu Kotzebues Olmers und zu Shakespeares Bassanio ist auch der glückliche Freier nicht der Rechte für das Mädchen und das Mädchen nicht die Rechte für ihn. Der Schutzgeist, der väterlich über den beiden jungen Leuten waltet, führt (wie oben, I 4, näher dargelegt) ihre Verlobung nur zu dem Zwecke herbei, um ihre heftigen blinden Wünsche zunächst zu beschwichtigen und sie desto sicherer zur Erkenntniß, Ernüchterung und Trennung zu führen.

5. Der junge Hensel.

Nachdem so die Fabel des neuen Werkes feststand, mag Hoffmann nach weiteren Modellen für seine Figuren — Menschen und Geister — Umschau gehalten haben. Wohlgemerkt: nur für die Figuren. Der knipsende Reporter will historische Vorgänge festhalten; der Maler, der eine Einzelfigur nach dem Modell bildet, will nur diese Figur lebendiger gestalten: nichts liegt ihm ferner, als über den modellstehenden Menschen selbst etwas auszusagen.

Die Königliche Akademie der Künste stellte im Herbste jedes zweiten Jahres „täglich von 11—5 in den Sälen des Akademie-Gebäudes auf der Neustadt" Kunstwerke aller Art aus; es erschienen Verzeichnisse darüber (gedruckt bei Louis Quien). 1812 trat zum ersten Male in einer solchen Ausstellung der junge Wilhelm Hensel auf, der am

6. Juli 1794 zu Trebbin im Teltow als Sohn eines Landgeistlichen geboren, zu Linum im Havellande aufgewachsen und 1808 nach Berlin gekommen war um das Bergfach zu studiren. Er stellte zwei Oelbilder (Christus am Oelberge und ein Selbstportrait in Lebensgröße), fünf mythologische Skizzen und einige Miniatur-Portraits aus. 1813/14 machte er den Feldzug gegen Frankreich mit und wurde Offizier. In der Friedenszeit darauf lernte er durch den vortrefflichen Blindenlehrer und braven Geographen, aber spottschlechten Germanisten August Zeune den gleichaltrigen stud. phil. Wilhelm Müller aus Dessau kennen, der bald einer seiner nächsten Freunde wurde. Im Frühjahr 1815 zog er abermals ins Feld und blieb auch nach dem Friedensschlusse in Paris, um die dortigen Kunstsammlungen zu studiren. Noch ehe er zurückkam, erschien ein Band Gedichte, die Müller, er und drei minderbegabte Edelleute verfertigt und unter dem Titel 'Bundesblüthen' zu einem sehr gemischten Strauße vereinigt hatten. Von Hensel stehen (S. 31—112) 33 Gedichte darin; eines der längsten (S. 80—91) ist eine Ballade 'Die Zauberin', in der berichtet wird, wie ein Ritter, einem Gelübde gehorsam, gegen eine „Zauberin" zu Felde zieht und sie tödtet, obgleich beide inzwischen in Liebe zu einander entbrannt sind; ein Regenbogen wölbt sich über der Schlußscene. Inzwischen hatte Müller am 20. December den Freund bereits bei Zeune als Mitglied für die 'Gesellschaft für Deutsche Sprache' angemeldet*, in der Zeune und Jahn das große Wort führten; Hensel ist offenbar schon drei Tage nach seiner (7. Januar 1816 erfolgten) Rückkehr in diesen Verein eingeführt. Am 29. Februar machten beide Jünglinge Fouqué ihre Aufwartung.

Hensel, der mehr denn je zwischen Dichtung und Malerei schwankte, faßte den unglücklichen Entschluß, seine große Ballade aus den 'Bundesblüthen' in ein Gemälde umzusetzen, das dann in der That vom

---

* Diary and Letters of Wilhelm Müller . . . edd. Philip Schuyler Allen and James Taft Hatfield. Chicago 1903. Da das Buch, an das Hensels schon genannter Enkel Paul Hensel mich erinnerte, auf der Kgl. Bibliothek verliehen war, half mir Richard M. Meyer freundlichst mit seinem Exemplar aus. Leider hat Müllers Absicht, täglich Aufzeichnungen zu machen, nur 3 Monate und 2 Tage vorgehalten: von seinem 21. Geburtstage, dem 7. October 1815, bis zum 8. Januar 1816, dem Tage nach Hensels Rückkehr. Darauf folgen unregelmäßige Aufzeichnungen vom 9. Januar bis zum 16. Februar, dann kommen nur noch fünf vereinzelte Einträge vom 28. und 29. Februar, 18. und 30. März, 23. Mai. Danach tritt eine fast halbjährige Pause ein (über die Kunstausstellung im Herbst 1816 findet sich kein Wort); erst unterm 10. November findet sich Eine Notiz, im Dezember 1816 dann noch einige versprengte Einträge, mit denen das Ganze abschließt.



Hoffmann 1821



Hensel 1829

Aus Wilhelm Hensels Portrait-Büchern
im Besitze seiner Enkelin Frau Cécile Leo in Göttingen.

Hier (etwas verkleinert) nach den Lichtdrucken in „Hoffmanns Briefwechsel" (erscheint 1911) und in der 9. Aufl. von Sebastian Hensels „Familie Mendelssohn" (1898).

22. September 1816 an einige Wochen lang auf der Kunstausstellung zu bewundern war. Neben dieser Hauptarbeit hatte er in dem halben Jahre nur eine Sepiazeichnung (die Schlacht bei Großbeeren) und ein Gelegenheitsstück (ein aus der Erinnerung gemaltes Damenportrait) vor sich gebracht. Da die Bezeichnung des großen Oelbildes als „Kampf eines Ritters gegen eine Zauberin" dem Dichter-Maler mit Recht unzulänglich schien, ließ er in den amtlichen Katalog noch folgende selbstverfertigte Erläuterung einrücken:*

„Die Zauberin, welche die Sünde bedeuten mag, steht in blendender, aber bei näherer Beobachtung scheußlicher Pracht auf dem Rücken eines feurigen Drachen. Sinnverwirrende Höllengebilde hat sie herauf beschworen in ihr von seltsamen Meersternen, Polypen und riesigen Korallenbäumen schimmerndes Reich. Ein Ritter beschloß im frommen Muth und Gottvertrauen den Kampf gegen das verlockende Zauberweib. Die irdische Waffe zerknickt in dem Rachen eines Ungethüms; aber nun ist das Schwert zum Kreuze geworden, und eine Glorie von Morgenroth und Sühnungsblut ergießt sich vor dem wunderthätigen Zeichen durch das mächtige [rect. wohl nächtige?] Reich. Die Sünde sinkt und der Tod entflieht. Von dem Lichte des Kreuzes beschienen, zerfließen die trügerischen, verwirrenden Gestalten in Nichts und der Regenbogen der Verheißung wölbt sich durch den herüber dämmernden Himmel." —

Der Verfasser des 'Laokoon' hätte sich bei dieser Gemäldebeschreibung im Grabe herumgedreht, und man kann sich denken, wie der mystische Salat, Bild und Commentar, auf das Berliner Publicum wirkte. Daß Hoffmann, den Hensel ohne Zweifel bald nach der Rückkehr durch gemeinsame Bekannte (etwa Fouqué oder Brentano) kennen gelernt, mit seiner Meinung über diese neueste Manier, den Sieg der Tugend zu verherrlichen, nicht hinter dem Berge gehalten, läßt sich ebenfalls denken; er wird Henseln wohl schon vor der Ausstellung einige Bosheiten gesagt haben.

Auf die folgenden Ausstellungen (1818 und 1820) scheint Hensel in der That nur noch Bilder gesandt zu haben, die durch ihre künstlerische und technische Qualität, nicht erst durch ihre allegorische Bedeutung, wirken konnten. Insbesondere bemühte er sich 1817/18, „die Oelfarben nach Art der früheren Niederländer und Deutschen mit Leim zu ver-

* Die Sperrungen sind von uns eingeführt.

setzen"; 1818 stellte er laut Katalog ein mit solchen Farben gemaltes „Bildniß eines jungen Mannes" aus.

Hier hatte Hoffmann ein dankbares Modell für den zweiten, ihm sympathischesten der drei Freier. Man vergleiche mit dem, was wir hier von Hensel berichtet, Lehsens Purismus S. 19 Mitte, seine schlechten Gedichte S. 19 unten, das große allegorische Bild auf der Ausstellung von 1816 S. 20 und die späteren Versuche, die altdeutsche Farbentechnik zu erneuern S. 22 unten.*

6. Etwaige sonstige Modelle aus der Gegenwart.

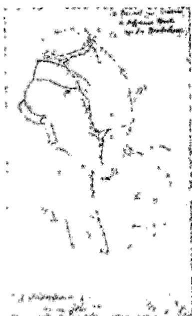
Daß auch für den dritten Freier, Dümmerl, und für die Braut selber wirkliche Menschen Modell gestanden, ist mir nicht wahrscheinlich. Beide sind, wenn auch mit Glück, durchaus typisch gehalten: es sind der junge reiche Jude mit schlechter Kinderstube und die „feingebildete" höhere Tochter, wie sie namentlich bei Hartleben wieder in Reinkultur auftritt (nur daß Hartleben nie die Reife erlangt hat, auch diesem Product Gottes etwas abzugewinnen); insbesondere dürfte Albertine auch mit Minna Doerffer nicht mehr als diese allgemeinen Züge — allenfalls daneben noch eine besondere Neigung zum ästhetischen Klugschwatzen — gemein haben.

Für Tusmann, der aus Krähwinkel die Titelsucht und von Gubitz manches äußere, ferner die Weinscheu und (vermuthlich) die Liebe zu alten Schmökern hat, könnte man noch ein drittes Modell suchen, von dem die Ingredienzien des Subalternbeamten und älteren Junggesellen** stammen. In Franz Kuglers Nachlaß — nicht in dem Theil, den der Schwiegersohn kürzlich unter den Hammer gebracht, sondern in dem leider ungleich geringeren, den die Schwiegertochter (Frau Else Kugler in Stuttgart) pietätvoll hütet — liegt eine anonyme Zeichnung ad naturam, die darstellt, „wie Tusmann sich [durch unter die Mütze gesteckte Zeitungsblätter] vor der Sonne schützt", und die von Kugler eigenhändig

* Daß Lehsen auch im Namen mit Hensel identisch ist (Anagramm), hat Holtze schon vor Jahren erkannt. Ich freue mich, auch diese Gleichsetzung durch die hier angeführten biographischen Einzelheiten, die mit der chronologischen Analyse der ‚Brautwahl' (oben S. IX) zusammenzuhalten sind, bestätigen zu können.

** Vielleicht auch der wunderliche Name Tusmann. Holtze denkt (in seiner Einleitung, S. 47 Note) in dieser Beziehung an zwei Bureaubeamte der Kalenderdeputation namens Krückmann und Soustelle.

als „Original zum Tusmann" bestätigt ist; wir bilden das Blatt (linear auf die Hälfte verkleinert) nebenstehend ab. Ob dieser im Freien lesende Mann Gubitz oder ein anderes „Original" darstellt, muß dahingestellt bleiben.



Ebenso ließe sich denken, daß für die Figur des Voßwinkel ein Bekannter unserm Caricaturisten „gesessen" hat. Wenn auch die städtischen Würden sowohl wie die autokratische Gesinnung aus Krähwinkel stammen, so ist der Charakter des Protzen und Geizhalses doch dem Bürgermeister Staar fremd. Möglich, daß Hoffmann hier einen ungebildeten christlichen Kaufmann vor Augen hatte*.

Wie dem auch sei: in keinem Falle hat Hoffmann daran gedacht, private Erlebnisse** und Empfindungen von Zeitgenossen nach Art eines Skandalschriftstellers öffentlich zu verhöhnen. Für sein Zartgefühl spricht im Gegentheil der bemerkenswerthe Umstand, daß er 1820 gerade die beiden significantesten Stellen gestrichen hat: auf unserer S. 7 die über Tusmann-Gubitzens Weinscheu, auf S. 20 die über Lehsen-Hensels großes allegorisches Bild auf der Kunstausstellung von 1816.

Ueber eine solche Combination von Beobachtetem und Construirtem hat sich anläßlich der unserer 'Brautwahl' nächstverwandten Erzählung

* Der gebildete Jude Abraham Mendelssohn-Bartholdy, an den man wunderlicher Weise gedacht hat, war der diametrale Gegensatz zu dem christlich-germanischen Knoten Voßwinkel, wie seine verwachsene, künstlerisch und geistig wirklich bedeutende Tochter das Gegentheil von Albertine war. Hoffmann deutet bei Voßwinkel weder im Namen noch in der Sprechweise noch im Aeußeren noch im Wesen auf jüdische Herkunft hin, während er das z. B. bei Dümmerl doch ausgiebig besorgt. Man vergleiche die Voßwinkeln S. 57 angedrohte Caricatur mit der nicht carikirten Personalbeschreibung Dümmerls S. 36. Auch ist Voßwinkel keineswegs, wie man gemeint hat, ein Verächter des Weines (etwa wie Tusmann), sondern im Gegentheil ein solcher Kenner von Südweinen (S. 39 und 65) und Liebhaber davon, daß er sich nur ungern mit anderen in deren Genuß theilt.

** Wie Holtze mit Recht hervorhebt, war Gubitz in der Zeit von Hoffmanns 'Brautwahl' schon Jahre lang verheirathet (mit Fleck's Tochter Henriette, die 1812 bis 1814 Schauspielerin in Berlin gewesen war), und Hensel hat umgekehrt erst zwei Jahre nach der Conception unserer Erzählung, im Frühjahr 1821, seine spätere Frau kennen gelernt, mit der er sich dann — sehr im Gegensatze zu Lehsen — erst acht Jahre später, am 22. Januar 1829, verlobt hat.

Hoffmanns schon dessen Freund Hippel vortrefflich geäußert (1823, auf eine Anfrage Hitzigs hin, der vielleicht eine Beziehung auf Minna Doerffer gewittert hatte):

> Im Artushofe, einer seiner Erzählungen, hat H. seinen dreytägigen Aufenthalt in Danzig — mit mir zusammen — benutzt, um den Bildern frische Farben zu geben. Auch hat er unsern Schulgenossen Matuszewski darin aufgeführt. Doch liegt dieser Dichtung keine mir bekannte Thatsache zum Grunde. Wohl jeder Dichter benutzt Ereignisse seines eignen Lebens zu wohl ausgestatteten Gebilden, ohne daß man jenen gerade Schritt vor Schritt nachspüren kann.

Damit werden wir uns im Princip auch der 'Brautwahl' gegenüber zu bescheiden haben.

7. Königs 'Versuch'.

Durchaus auf die Literatur angewiesen war Hoffmann für die beiden Genien, die den jungen Freiern, Tusmanns Rivalen, beistehn sollten. Er suchte dafür nach Vertretern geheimer Wissenschaften und Künste im alten Berlin. Um sich über dieses Gebiet zu orientiren, griff er — wohl auf den Rath des Bibliothecars Wilken, der damals eine Geschichte Berlins für einen anderen Kalender bearbeitete* — mit Recht zu dem ersten nennenswerthen Versuch, die Geschichte Berlins in chronologischer Folge darzustellen. Nachdem Jacob Schmidt 1727 und 1733, J. Chr. Müller und G. G. Küster 1737/69, Friedrich Nicolai 1769 (2. Aufl. 1779, 3. Aufl. 1786) Topographien der Stadt mit geschichtlichen Special-Excursen geliefert hatten,** hatte der jedem Genealogen wohlbekannte überaus fleißige Compilator Anton Balthasar König*** in den Jahren 1792/99 den

> Versuch einer Historischen Schilderung der Hauptveränderungen, der Religion, Sitten, Gewohnheiten, Künste, Wissenschaften ꝛc. der Residenzstadt Berlin seit den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1786

unternommen. Die ersten beiden Bände dieses Werkes ließ sich Hoffmann — vermuthlich aus der Königlichen Bibliothek, der auch wir die

* s. darüber Holtze, Einleitung S. 46f.

** s. Clauswitz in den 'Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins' XXXI (1894) 122/24.

*** geb. zu Berlin 13. December 1753, † ebenda 14. Januar 1814 als Ordensrath bei der Verwaltung des Johanniter-Ordens: vgl. Hamberger-Meusels Gelehrtes Teutschland[5] IV (1797) 200/02. X (1803) 115. XVIII (1821) 389.

Spandau ist unter Joachim II von Christoph Römer und dem Italiäner Chiaramella gebaut 1550–60.— [1]

571 Johann George. der Münzjude Lippold wurde der Zauberei angeklagt, weil sein Weib im Gefängniße gesagt hatte [2]
Wenn der Churfürst wüßte, was du für ein böser Schelm bist
und was du für Bubenstücke mit deinem Zauberbuche treibst,
so würdest du schon längst todt seyn.
Auch in den Verdacht der Vergiftung des Churfürsten verfällt [illegible] Lippold.— Mit glühenden Zangen gezwickt, gerädert und in vier Stücke zerhauen (auf dem Neumarkt)
Leonhard Thurneiser – Goldmacher und Mystiker — [3]
George Rudo in Eisleben. Zauberdoctor. [4]
· Bernhard Pasquin Grosso und Montanus Sieger (?) um J. 1611 [5]
Der alte Hofalchymist Clauss wird dem großen Churfürsten ca. 1653 [6]
der Zauberei angeklagt (spiritus familiaris) und hingerichtet
Der Churfürst selbst im [illegible] – laboratorium zu Köpenick [7]
die Alchymisten Werner Eberhard und Johann Kellinger

[Am linken Rande, in mittlerer Höhe:]

[illegible]

Hoffmanns Auszüge aus Königs „Versuch".

In der Größe des Originals.

Benutzung des jetzt Tc 6694 signirten Werkes danken — geben und fand darin u. a. folgende sieben Stellen [Sperrung uud Interpunction haben wir frei behandelt]:

[1] I 92f: Joachim zog auch eine Menge von Künstler[n] und Bausachverständige[n] ins Land, die er zu seinen vielfältigen Bauten, sowohl bei den angelegten Lust- und Jagdschlössern . . . als auch bei denen Festungen Spandau und Peitz gebrauchte. Die erste dieser Festungen legte Christoph Römer und ein Italiäner Chiramella, den der Churfürst wegen seiner Geschicklichkeit besonders zum Ritter schlug, an.

[2] I 103/5: . . . Lippold hatte das unumschränkteste Vertrauen des Churfürsten Joachim des II. genossen . . . Er hatte auch das gesammte Münzwesen betrieben . . . [Der neue Kurfürst Johann George nimmt ihn in Untersuchungshaft, kann ihm aber nichts nachweisen.] Gewiß wäre er mit dieser ausgehaltenen Untersuchung fortgekommen, als [!] ihn die Unbesonnenheit seines bösen Weibes in das größte Unglück stürzte. Sie zankte nemlich mit ihm im Gefängnisse, und stieß unter andern folgende Worte wider ihn aus: Wenn der Churfürst wüßte, was Du für ein böser Schelm bist und was Du für Bubenstücke mit Deinem Zauberbuche kannst, so würdest Du schon längst kalt seyn. Die Bürgerwache hatte dies gehört und sagte es weiter, bis diese verbreitete Nachricht der Churfürst erfuhr. Der ganz natürliche, aber etwas schleunige Tod des verstorbenen Churfürsten und der Umstand, daß ihm Lippold an seinem letzten Abende vor dem Schlafengehen ein Glas Malvasierwein gereicht hatte, erregte plötzlich bey Jedermann Verdacht, als habe er denselben vergiftet, ohne zu bedenken, daß er davon unmöglich Nutzen haben konnte, weil er sich unter der Regierung Joachim[s] des II. ganz wohl befunden hatte, geehrt und gefürchtet war. . . . [In der Tortur giebt er Zauberei und Vergiftung zu.] An verschiedenen Orten ward er hierauf zehnmal mit glüenden Zangen gezwickt, und auf dem Neuenmarkte, auf einem besonders zu diesem schrecklichen Schauspiele errichteten Gerüste, mit vier Stößen auf Arm und Beine gerädert; darauf in vier Stücke zerhauen . . .

[3] I 148f: Ein Charlatan, Leonhard Thurneiser [sic], der vorgab Gold zu machen und geheime Wissenschaften zu besitzen, fand bei dem Churfürsten baldigen Eingang und hielt sich eine geraume Zeit

bei demselben, besonders zu Berlin, auf. Wenn man ihm in den märkischen Geschichtsbüchern kein sonderliches Lob beilegt, sondern [ihn] mehr für einen Windbeutel, Betrüger und Landläufer ausgiebt; so hatte er doch das Verdienst, viel Künstler ins Land gebracht zu haben, als Maler, Zeichner, Formschneider, Buchdrucker und andere geschickte Leute, die unsere Vorfahren mit Dingen bekannt machten, welche ihnen bis dahin unwissend [!] und fremd gewesen waren. [Wegen alles näheren wird in einer Note auf Möhsens 'Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg', Berlin und Leipzig 1783, verwiesen.]

[4] I 149f: Im Jahre 1584 wurden in der Druckerey zu Berlin im grauen Kloster zwei Komödien in 8. gedruckt, davon die erste von Isaacs Heyrath handelte. Der Verfasser war George Pondo von Eisleben . . .

[5] I 190: Man muß sich aber doch wundern, schon einen italiänischen Sänger in churfürstlichen Diensten zu finden. Dieser hieß Bernhard Pasquin Grosso, aus Mantua, der sich 1616 zu Berlin befand und 360 Thaler Gehalt genoß. Vom Jahre 1611 findet sich eine Bestallung für Johann Stentzel . . . Dieser Virtuose scheinet aber ein blosser Stocknarr gewesen zu seyn.

[6] II 67: Ja selbst das Alter schützte nicht, sondern vermehrte noch den Verdacht gegen die der Zauberey bezüchtigten [!] Personen. So enthauptete man zum Beispiel in diesem Jahre [1653] zu Berlin einen sehr alten Heideläufer Namens Clauß . . . der Thor hatte unvorsichtiger Weise ausgesprengt, er besitze einen Geist, der ihm alles, was er wissen wolle, berichte.

[7] II 91f: Ich kann hier nicht unterlassen anzuführen, daß der Churfürst um diese Zeit [1658] eine sonderbare Neigung zur Chymie äußerte. Zu deren Ausübung hatte er zu Köpenick ein eigenes Laboratorium angelegt, welches im folgenden Jahre [1659] nach Berlin geschaft wurde. In diesem aber nahm er einen gewissen Werner Eberhardt in seine Dienste als Laboranten und ließ auch zu gleicher Zeit mit Einem Namens Johann Hellinger wegen chymischer Arbeiten Unterhandlungen pflegen.

Als Quelle giebt König häufig [zuerst I 9] „Haftitz Chronik" an; u. a. beschreibt er I 140/42 die Feste anläßlich der Taufe des Markgrafen Christian (1581) wörtlich nach dieser Vorlage.

Hoffmann notirte sich aus Königs Werk jene sieben Stellen (wobei er [zu 5] Stenzels Jahr versehentlich auf Grosso* übertrug) und den Namen dieser Quelle, um näheres daraus über Lippold und Thurneisser zu ersehen. Wir reproduciren diese erste Aufzeichnung Hoffmanns zur 'Brautwahl' in Facsimile; sie befindet sich in einer kostbaren Sammelhandschrift aus Hoffmanns Nachlaß, die wir 1911 mit gütiger Erlaubniß des verehrten Besitzers in extenso zu publiciren gedenken.

8. Hafftiz' 'Microchronologicon'.

Hafftiz' Chronik (s. u. IV 2) entstammt dem selben Jahrzehnt, ja dem selben Jahrfünft, wie der für die 'Brautwahl' so wichtige 'Kaufmann von Venedig'.

Der Verfasser ließ es nicht durch Druck, sondern durch Abschreiben vervielfältigen und hatte so die Möglichkeit, den Text jedes Exemplars durch Weglassungen oder Zusätze, Kürzungen oder Ausschmückungen den Wünschen des Bestellers anzupassen**. Für unseren Zweck haben wir also zunächst festzustellen, welcher Version Hoffmann gefolgt ist.

In der Darstellung von Lippolds Proceß steht in einigen Handschriften der Chronik die verfängliche Behauptung, Lippold habe während der gegen ihn geführten Untersuchung einige Rathgeber des Kurfürsten bestochen (in der volksthümlichen Fassung, er habe „etliche so beym HE[rrn] Thun und lassen waren, mit der silbern Büchse geschossen"). In der Mehrzahl der Abschriften ist diese Angabe begreiflicherweise fortgelassen; bei Hoffmann findet sie sich jedoch (S. 13), und zwar in der eben citirten alterthümlichen Fassung***, auf die Hoffmann unmöglich von selber kommen konnte. Er muß mithin eine der wenigen Handschriften benutzt haben, die diese Stelle enthalten. Bei der Handschrift des Kammergerichts, an die man gedacht hat, fehlt jedoch der

* Der Sänger hieß, wie Holtze (Einleitung S. 70/71) ausführt, in Wirklichkeit Grassi.

** Vgl. Holtzes Einleitung zu den 'Berolinensien des Peter Hafftiz' im XXXI. Heft der 'Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins' (1894). Holtzes Ausgabe ist in historischer Beziehung mustergültig gearbeitet, mit reichen Erläuterungen und kritischen Erörterungen ausgestattet; textlich berücksichtigt sie jedoch im Prinzip nur die im Besitze des Kammergerichts befindliche Handschrift.

*** Durch ein Mißverständniß oder einen Schreibfehler Hoffmanns, vielleicht auch durch einen bloßen Druckfehler, ist das Subjekt „er" fortgelassen; der Fehler ist auch in den 'Serapions-Brüdern' nicht verbessert.

Passus*, sodaß sie als Vorlage nicht in Betracht kommt; es ist vielmehr anzunehmen, daß Hoffmann wie für Königs 'Versuch' auch für diese Quelle die Königliche Bibliothek zu Berlin zu Rathe gezogen hat.

Wir haben also die dreizehn Handschriften der Chronik, die sich seit mehr als funfzig Jahren unter den manuscriptis borussicis dieser Sammlung befinden, daraufhin verglichen. Das Ergebniß ist, daß Lippolds silberne Büchse ursprünglich nur in zwei Folio-Handschriften (Nrn. 23 und 24) und in zwei Quart-Handschriften (Nrn. 186 und 187) figurirte; in eine fünfte Handschrift, die Folio Nr. 475, ist die Wendung von einem gelehrten Vorbesitzer nachträglich auf grund einer Collationirung mit anderen Handschriften eingefügt. Dagegen steht die Stelle nicht in den drei Folio-Handschriften 28, 461 und 639, in den beiden Quart-Handschriften 24 und 406 und in den (getrennt aufgestellten) drei Handschriften aus Nicolais Besitz Nrn. 110—112.

Von den vier oder fünf Handschriften der Chronik, die danach in Frage kommen, stimmt gleich die erste, die Folio Nr. 23, so sehr in allem einzelnen mit Hoffmanns Text überein, daß man mit Sicherheit behaupten kann, daß sie oder eine mit ihr fast buchstäblich übereinstimmende Hoffmann als Vorlage gedient hat. Diese Nr. 23 ist eine saubere Abschrift aus dem 18. Jahrhundert, in einer großen und breitlaufenden Schrift, deren Durchlesen Hoffmann nicht mehr Schwierigkeiten bereiten konnte als das gewohnte Actenstudium. (Auf das Titelblatt folgt auf S. 1—20 Hafftitz' Widmung an den Besteller des Original-Exemplars, den Markgrafen Christian Wilhelm zu Brandenburg, Bischof von Magdeburg; auf den Seiten 21—296 folgt der hier bis zum 12. August 1600 fortgesetzte Text.)

Im folgenden bringen wir die vier von Hoffmann benutzten Stellen dieser Handschrift und untersuchen gleich bei jeder, wie Hoffmann sie verwendet hat (die Seitenzahlen der Handschrift fügen wir in eckigen Klammern ein; in der Wahl der Schriftgattung, in der Hervorhebung einzelner Wörter durch Sperrung, stellenweise auch in der Interpunction verfahren wir selbständig).

1) Unterm Jahr 1551 berichtet Hafftitz:

> [S. 168] In diesem Jahre ist der Teüffel an Vielen öhrtern [der Mark] bey der Nacht sichtlichen auf der Gassen umhergangen, hat an Thüren geklopfft, offte weiße Todten Kleider angehabt, ist

* Das selbe gilt für die Handschrift, die Riedel seiner bekannten Publication zu grunde gelegt hat, und für die (sehr junge) Handschrift des Märkischen Museums.

mit zur Begräbniß gangen, sich Traurig gestelt, hat auch offte andere Geberden gehabt, die Leute darmit zu erschrecken.

Die Stelle wird von Hoffmann willkürlich auf Berlin bezogen; im übrigen citirt sie Tusmann im dritten Capitel (S. 34) Voßwinkeln gegenüber so gut wie wörtlich. — Wie schon S. 1 angedeutet, ist sie dann im Mai 1819 von Hoffmann zum Kern einer neuen Erzählung gemacht und deshalb im Frühjahr 1820 aus der 'Brautwahl' gestrichen; das Citat selbst erscheint dann, gekürzt und verändert, in den Unterhaltungen der Serapions-Brüder (s. o. S. 74).

2) Unterm Jahr 1571 erzählt Hafftiz, nach dem plötzlichen Tode Joachims II. habe sein Nachfolger „Johannes George" die Günstlinge seines Vorgängers verhaften lassen:

[S. 209] Für allen andern aber hat er den Ertz Bösewicht Lippoldt Juden, der riß aus geben wolte, erwischt, gefänglich einziehen, alles das seine Versiegeln, daß Hauß mit Bürgern besetzt, bewahren lassen ...

Hier ist sonderlich zu merken, und in Acht zu nehmen, was für ein ehrloser und Verzweifelter ErtzSchelm und Bösewicht dieser Lippoldt Jude gewesen, daß ihm auch zu Prage in beyden seiten Zeichen gebrandt, daß er die Müntze beschnitten, und durch Zauberey den [!] frommen [S. 210] Löblichen Churfürsten so viel beygebracht, daß er mehr platz bey ihm gehabt, alß einer seiner Räthe und fürnehmsten Officirer ... Es hat ihm [!] auch der Churfürst zum Müntzmeister gemacht ...

[S. 212] Anno Christi 1572 im Febr: alß es darauf gestanden, daß Lippoldt Jude hat sollen loß kommen, (die weil er etliche so beym HE[rrn] Thun und lassen waren, mit der silbern Büchse geschossen) aber in seinem kleinen Hause in der Stralo[w]ischen Straßen gelegen, noch von Bürgern bewacht wardt, hat sichs aus sonderlicher schickung Gottes, der ihn beym [!] Haaren zur Straffe gezogen [S. 213], zugetragen, daß er sich mit seinem Weibe Verzürnt, welche in zornigen [!] Muth gesagt, wann der Churfürst wüste, waß du für ein bößer Schelm bist, und was für Bubenstücke du mit deinem Zauber Buche kanst zu wege bringen, würdest du lange kalt sein. Welches da es den [!] Churfürsten Bericht[et], hat mann das Buch von ihm genommen, und Leuthen [!], die dessen Verstand gehabt, lesen lassen, da seindt seine Buben Stücke am [!] Tag kommen, ist derowegen wieder gefänglich angenommen, torquiret, und auf seine Bekäntniß Mittwochs für Fastnacht, erstlich 4. mahl

mit Zangen gerissen, darnach auf einem sonderlichen darzu aufgerichteten Gerüste aufm Neuen Markt zu Berlin, an Armen und Beinen mit dem Rade gestoßen, in 4 Stücken gehauen, und letzlich, da mann das Eingeweyde mit dem ZauberBuche verbrandt, ist eine große Mauß unter dem Gerüste herfür kommen, ins Feuer gelaufen und mit Verbrandt, welche Viel Leuthe für seinen Zauber Teuffel gehalten haben. Also hat der Verrätherische Bube, der Vielen [S. 214] frommen Unschuldigen Leuthen Boses [!] gethan, seinen gebührlichen Lohn empfangen.

Hoffmann läßt in seinem ersten Capitel (S. 13f) Leonhard in dem selben Sinne über diese Vorgänge berichten, wenn er auch vorher den alten Manasse sich dagegen verwahren läßt; die große Maus, die den Verfasser von 'Nußknacker und Mausekönig' besonders interessiren mußte, betheiligt sich persönlich an der großen Schlacht im vierten Capitel (S. 47), die Münzbeschneidung ist im sechsten Capitel (S. 69) ausgiebig verwerthet. Wunderlich ist, daß Hoffmann den Regierungswechsel von 1571 garnicht andeutet. Anscheinend hat er ihn vergessen; sonst hätte er S. 13 Mitte statt „der sonst das Vertrauen des Churfürsten besaß" vielmehr gesagt: „der das Vertrauen des verstorbenen Churfürsten besessen hatte". Wie Hoffmann sich vorher ganz richtig aus Königs Werk notirt hatte, war Lippold der Vorwurf gemacht worden, er habe den ihm blindlings zugethanen Kurfürsten Joachim II. vergiftet; das formelle Verfahren gegen den Juden scheint sich in der That im wesentlichen auf diese völlig sinnlose Beschuldigung gegründet zu haben. Hafftiz verschweigt jedoch wohlweislich diesen für Johann Georgs Justiz compromittirenden Umstand, und Hoffmann ist ihm dann in der 'Brautwähl' darin gefolgt.

3) Unterm Jahr 1581 beschreibt Hafftiz die Hoffeste aus Anlaß der Taufe des Markgrafen Christian, der später die Markgrafschaft Bayreuth erbte*; als Gäste erschienen dazu der Kurfürst August von Sachsen mit seinem Sohne Christian, der mit einer Tochter Johann Georgs verlobt war und dem Täufling den Namen gab. Es heißt da:

[S. 226] Sonnabendts Vor oculi in der Fasten, ist Hertzog Aug. Churfürst zu Sachsen mit seinem Ge[S. 227]mahl und Söhne [!], Hertzog Christian von allen anwesenden Herren Herrlich und prächtig zu Cölln eingeholet, mit etlichen Hundert Pferden, und seind die Bürger beyder Städte Berlin und Cölln, sambt den

* Vgl. Holtze a. a. O. (1894) S. 77.

Spandauischen von [!] Cöpenickschen Thore an bis zum Schlosse in Voller Rüstung zu beyden seiten im Einzuge gestanden und beydes Tag und Nacht die Wache gehalten.

Des folgenden Tages [am Sonntag Oculi] ist Marg[graf] Christian auf dem Saal im Schlosse getaufft und ist nachmittage eine Fechtschule auf der Stechbane,

Montages und Dingstages darnach ein stattlich Ringrennen gehalten, auf welchen [!] mann Viel und mancherley inventiones und Instrumenta Musica gesehen und gehöret. Und sonderlich ist HE. Christian* zu Sachsen mit Graff Josten zu Barby und 4. andern von Adel, so ihme auf den Dienst gewart[et], stattlich aufgezogen, in güldener Kleidung, hohen Güldenen Stirnhauben, am [!] Schultern, Ellbogen und Knien mit güldenen Löwen Köpfen. Sonsten an Armen und Beinen mit fleischfarben[en] Kartecken** alß wären sie bloß gewesen, angethann [!], wie mann die Heydnischen Kämpfer pfleget zu mahlen. Und seindt die Musici und Instrumentisten in einer güldenen Archen Noa, oben mit einen [!] Vergülde[S. 228]ten geschnitzten Dache, daß mann sie nicht hat sehen können, fürher gangen. Auf welche ein kleiner Knabe an [!] gantzen Leibe auf der blosen haut mit fleischfarben[ey] Kartecken bekleidet, mit Flügel [!], Bogen, Köcher und Verbundenen Augen wie der Cupido gemahlet wird, in [!] einer großen eisernen Stangen stehende, gebunden gewesen, und haben 2. kleine Knaben, mit schönen weißen Straußfedern bekleidet, güldenen Augen und Schnäbeln*** wie Täubelein, die Arche geführet, in welcher, wann der Fürst gerandt und getroffen, mann lieblich Musiciret hatt. Und seind etliche Tauben heraus gelassen ... ist die erste dem Churfürsten zu Sachsen, so beym Churfürsten von Brandenburg aufm Trommeter Stuhl gestanden, zugeflogen und hat sich auf seine Zobeln Mütze gesetzt ...

[S. 229] Des Mittwochs Hernach hat mann einen [!] Fuß Tournier über die Balgen, auf der Bahn, gehalten, und ist

* wegen Platzmangels ausnahmsweise eng und undeutlich geschrieben und infolge dessen von Hoffmann — im ersten Augenblick, offen gestanden, auch von mir — für Churfürst gelesen. In den anderen dreizehn Handschriften, die ich im Original verglichen habe, ist der Name Christian vollkommen deutlich.

** nach Holtze a. a. O. (1894) S. 78 ein feiner Leinwandstoff. Wo er zur Kleidung verwandt ist, giebt Hoffmann das Wort durch 'Seide' wieder, sonst durch 'Zeug'.

*** So auch Hoffmann. Andere Handschriften, z. B. die des Kammergerichts, haben die plausiblere Reihenfolge „goldenen Schnäbeln und Augen".

abermahl Hertzog Christian zu Sachsen mit dem Graffen von Barby in einem Schiffe mit gelben und schwarzen Kartecken bekleidet welches von güldenen [!] Zindel ein Seegel gehabt, und hinter ihm der kleine Knabe, so zu vor Cupido gewesen, mit einen [!] langen bunten Rock und Spitzen Hute von Schwartzen und gelben Kartecken und langen grauen Barte, alß der Steuermann hinter den Herrn stehende aufgezogen; Und seind die Cantores und Instrumentisten gleicher gestalt also bekleidet Vorhergangen, sambt andern Vielen von Adel, die mit dem HE. im Tournier sich haben brauchen lassen; und seindt die Balgen allenthalben voll schösse gewesen, welche, alß sie alle zugleich gegen einander gestritten, seind angezündet und abgangen.

[S. 230]... Donnerstags darnach auf den Abendt, alß die Danke seind ausgetheilet und Verschenkt, hat mann um 10 Uhr aufm Abendt ein schön Feuerwerck angezündet, welches etliche tausend Schösse gethan, in der gestalt einer Viereckichten Vestung mit Landes Knechten besetzt, die alle voller Schösse gewesen, und haben die Büchsen meisters Viel Wercklische [sic] Possen mit stechen, fechten, in allen Wahren [!], die alle Voller Schösse gewesen, gleich alß wärens feurige Rosse und Männer gewesen, getrieben, auch seltsame Kugeln auf den [!] Wasser fahren lassen, welche, wann sie in die Höhe gekommen, grausam feuer um sich geworfen, und hat dieß feuerwerck fast 2. Stunden gewähret.

Am Freytage ist der Churfürst zu Sachsen [S. 231] wieder aufgebrochen, und haben ihn der Churfürst zu Br[andenburg] neben den andern Herren das Geleite geben, und seindt die Sachsen so voll gewesen, daß etliche mit den Pferden gestürtzt und wegen des großen Gesoffs bald hernach müssen das Maul zuthun.

Vergleicht man damit Leonhards Bericht an Tusmann im ersten Capitel (S. 11 f), so ergiebt sich, daß Hoffmann, trotz wörtlicher Anlehnung im einzelnen, im großen recht frei mit seinem Material geschaltet hat. Er verschweigt den Anlaß zu den Festen, nämlich die Taufe am Sonntag, (ebenso die danach abgehaltene „Fechtschule") und die tragikomische Abreise der sächsischen Herren. Aus den sieben Festtagen, vom Sonnabend bis Freitag, werden bei ihm drei: Sonntag bis Dienstag. Daß er in dem Bericht über das Ringrennen den Herzog Christian zu Sachsen durch dessen Vater ersetzt, beruht, wie in der Note nachgewiesen, offenbar nicht auf Absicht sondern auf einem Lesefehler Hoffmanns; er zog dann aber daraus die Consequenz, auch in dem

Berichte über das Fußturnier den Vater an Stelle des Sohnes zu nennen. Der poetischen Gerechtigkeit wegen huldigt aber die Taube nach dem Ringrennen nicht dem zweimal anderweitig ausgezeichneten Kurfürsten von Sachsen, sondern dem Kurfürsten von Brandenburg. Den Kurhut aus Zobelfell, auf den diese Taube sich setzt, hält Hoffmann irriger Weise für spitz statt für breit und bedauert deswegen die unbequem placirte* Sängerin: er läßt die Taube nämlich, da der Schalk mit ihm durchgeht, eine italienische Arie singen, um daran Excurse über die Berliner Vocalmusik in Vergangenheit und Gegenwart zu knüpfen. Bei der Schilderung des Fußturniers streicht er dann am Anfang und am Schluß die ungemüthlich knallenden „Balgen", auf denen die Theilnehmer fechten mußten; dafür gehen bei ihm die Edelleute nicht wie bei Hafftiz ehrbar vor dem Schiffe her, sondern umtanzen und umspringen es in den Masken „lustiger Fische". Bei der Schilderung des Feuerwerks endlich werden, ebenfalls zur Erhöhung der Anschaulichkeit, aus den „Kugeln" „Vögel und andere Thiere" gemacht.

4) Unterm Jahr 1582 kommt Hafftiz auf Thurneisser zum Thurn zu sprechen, dessen Namen er wunderlich verdreht:

> [S. 232] Eben zu der Zeit hat Leonhart Turnhäuser zum Thurm, der Landtart ein Schweitzer, seines Handtwerks ein Goldtschmidt (ein durch Triebener, Verschmitzter und unverschämter Gesell, der, nachdem er sich für einen gewaltigen und berühmten [S. 233] Artzt aus gegeben, und da er doch kein Lateinisch, Vielweniger Griechisch oder Hebreisch Wort Verstanden, nichts desto weniger Calender und Prognostica um sein Geld von andern Leuthen gemacht, in seinen [!] Nahmen ausgehen lassen, zu Hofe sich eingeflickt, einen großen Nahmen und Autorität ihme gemacht, auch mit seinen Wucherischen Jüdischen Händeln, die Marke weitlich ausgesogen, und endtlich Goldt machen [sollen? oder: zu können behauptet?], daß er doch nicht bekandt [sic], und sich befürchte [sic] seine Zauberische Possen und Jüdische Händel möchten wie Lippoldt[s] Juden Schelmstücke an Tag kommen) hat er die Marke valediciret, daß [= was] doch wenig Leuthe gehöret haben, und hat sich zum Bapstischen Haufen verfügt, dafür ihm der Hellische Diebhenker zu seiner Zeit (wo es nicht albereit geschehen) seinen gebührlichen Lohn

* nicht, wie man es ausgelegt hat, schlecht honorirte. Die Taube muß bei Hoffmann während des Singens mit den Flügeln schlagen, um nicht von dem zuckerhutförmigen Piedestal herabzugleiten.

woll wird geben, ob er schon den [!] Berlinischen Henker entlauffen und das vermeinte Mittel gehalten.

Die Gehässigkeit dieser Darstellung liegt auf der Hand* und ist natürlich von Hoffmann sofort bemerkt worden; seine Darstellung in Leonhards Erzählung an Lehsen im zweiten Capitel (S. 21f) citirt zwar den Bericht unserer Handschrift nahezu Wort für Wort, aber nur um jeden Vorwurf als Verleumdung zu charakterisiren. Hoffmanns entgegengesetztes Urtheil beruhte offenbar in erster Linie auf einer instinctiven Sympathie mit der geheimnißvollen Persönlichkeit des Alchymisten; er muß sich jedoch noch an einem dritten Orte — vielleicht nur mündlich — flüchtig** über ihn orientirt haben, denn weder König noch Hafftiz geben an, wie alt Thurneisser war und daß er sich von Berlin aus zunächst nach Sachsen gewandt habe. —

Das reiche Material, das Hoffmann bei Hafftiz über die Zeit Johann Georgs fand, bestimmte ihn, sich für diese zu entscheiden; er ließ also von den aus Königs 'Versuch' vorgemerkten Persönlichkeiten die Befestiger von Spandau aus der Zeit Joachims II. (Nr. 1 unseres Facsimiles) und die Nekromanten aus der Zeit des Großen Kurfürsten (Nrn. 6 und 7 ebenda) fort. Dagegen brachte er den Sänger aus Mantua (ebenda Nr. 5) wenigstens parenthetisch in Leonhards Bericht an Tusmann im ersten Capitel (S. 12). Nachdem er aber, wie oben dargelegt, die Jahreszahl 1616 bereits irrthümlicherweise in 1611 verwandelt hatte, scheint ihm das weitere Mißgeschick passirt zu sein, statt dieser 1611 nun 1651 zu lesen; wenigstens läßt er seinen Grosso siebzig Jahre nach jener balancirenden Taube von 1581 seine welschen Arien singen.

9. Ahasverus als Vorbild der beiden Revenants.

Die Hauptfiguren, die Hoffmann König und Hafftiz verdankt, sind Lippold und Turnhäuser. Diese beiden historischen Altersgenossen leben bei Hoffmann gespenstig weiter (um Holtzes treffenden Ausdruck von 1904*** zu gebrauchen). Den Anlaß für diese

* Holtze erklärt Hafftizens Feindschaft gegen Thurneisser a. a. O. (1894) S. 82f.

** nicht bei dem von König citirten Möhsen; in dem Falle wäre Hoffmann mehr ins Détail gegangen und hätte Namen und Daten correcter gegeben.

*** Geschichte des Kammergerichts Bd. IV S. 83 Note.

in der Märchendichtung seltene Vorstellung nennt Hoffmann dem Leser ebenso offen wie das Vorbild für die Verloosung von Albertinens Hand: er vergleicht Leonhard auf S. 18 und Manasse auf S. 69 mit der Gestalt des ewigen Juden, die ihn Anfang 1819 lebhaft beschäftigte. Wie er am 24. Januar 1819, also wenige Wochen vor der Conception der 'Brautwahl', an Pückler schrieb, hätte er sich unlängst nachts auf einer Bank Unter den Linden mit Ahasver unterhalten bei einer Flasche Champagner, die er sich sammt den Gläsern aus dem ersten Restaurant habe bringen lassen.

Die beiden neuen Ahasvere, von denen freilich nur Einer Jude ist, treten nun 1817 als feindliches Magierpaar in Berlin auf, ganz in der selben Weise wie später (im 'Meister Floh' von 1821) die beiden holländischen Rivalen Leuwenhoek (geb. 1632) und Swammerdamm (geb. 1637) in Frankfurt am Main erscheinen. Wie diese sind Lippold und Turnhäuser in Wirklichkeit nicht gestorben: Lippold ist 1572 durch den Teufel vom Tode gerettet um den Preis seiner unsterblichen Seele (S. 69 unten) und nennt sich jetzt Manasse; Turnhäuser hat zwar 1582 die Mark verlassen (S. 22), läßt sich aber „zuweilen" unter dem Namen Leonhard daselbst sehen, bald in Müncheberg (um 1794 und 1800: S. 17f), bald in Berlin (1816/19: S. 18 oben, S. 34 unten, S. 72).

Wie von der Zeit ist Leonhard aber auch vom Raum unabhängig: er gelangt (S. 56) mit Einem Schritt aus Webers Zelt in Voßwinkels Zimmer, und wie ein echter Märchen-Geist ist er immer zur Stelle, wenn seine Schützlinge (Lehsen S. 20 Mitte, Albertine S. 62 Mitte) ihn recht lebhaft herbeiwünschen: er weiß dann „merkwürdiger" Weise jedesmal im voraus, was man von ihm will. Auch äußerlich verrathen neben der großen und kräftigen Gestalt, den dröhnenden Schritten (S. 6), den starken Armen (S. 53) und der gewaltigen Faust (S. 55) „der eigne, wie aus tiefer schauerlicher Nacht hinaus stralende Blick" Leonhards und „der dumpfe Ton seiner Stimme" (S. 6) den überweltlichen Genius. Es beruht auf einer Verkennung von Hoffmanns Absichten, wenn man neuerdings unter seinen Zeitgenossen nach einem Modell für diese Figur Umschau hält; ein solches ist dort ebenso wenig zu finden, wie im Frankfurt von 1821 ein Leuwenhoek oder ein Swammerdamm. Der einzige 1819 lebende* Berliner, mit dem Leonhard

* Es heißt nämlich, nebenbei bemerkt, im letzten Absatz unserer Geschichte, auf den Holze S. 49 seiner Einleitung besonderen Werth legt, ausdrücklich, daß

einige Züge gemein hat, ist Hoffmann selbst: wie wir gesehen haben, spielt der Goldschmidt im ersten Capitel Tusmann-Gubitz, im zweiten Capitel Lehsen-Hensel gegenüber die historische Rolle Hoffmanns; auch sonst vertritt er öfters den Autor, wie es dem Schutzgeist, dem deus ex machina und dem Raisonneur (S. 63 f!) zukommt. Seinem Wesen nach ist er jedoch ohne jeden Zweifel als übernatürliche Gestalt in der Art des Ahasver, nicht als beliebiger Mitbürger und Altersgenosse Voßwinkels aufzufassen.

Das gleiche gilt von seinem Widerpart Manasse. Wie dieser im letzten Capitel (S. 65 Mitte) mit Shylock verglichen wird, so entspricht er im ersten Capitel in der Einzelscene mit Tusmann-Gubitz Devrient, der am Schluß des vorletzten Capitels (S. 60) ausdrücklich als Darsteller des Shylock genannt wird; und sein Name mag immerhin, wie Holtze vermuthet, als Gegenstück zu dem des Münzpächters Ephraim gewählt sein. Seinem Wesen nach ist aber auch Manasse eine durchaus übernatürliche, nicht menschlich erklärbare Erscheinung.

Weiteres über die Rolle der beiden Genien, insbesondere weitere Parallelen aus anderen Märchen Hoffmanns haben wir bereits oben (S. V) beigebracht.

Leonhard bei Erscheinen der Erzählung „noch in Berlin umherwandle“ und dem Leser die Wahrheit des Berichtes bestätigen könne.

['Schwester Monika erzählt und erfährt']

Wer die in dem vorstehenden Aufsatz auf Grund von Gugitzens Vorarbeit zusammengestellten Zitate und Namen ohne Kenntnis der „Monika" auf sich wirken läßt, kann in der Tat zunächst irgendeine Beziehung Hoffmanns zu dem Texte für möglich halten. Liest er dann aber die 235 Seiten des Buches, wie ich es auf Wunsch der Redaktion nunmehr getan habe, so verschwinden diese scheinbaren Anklänge in der Masse des völlig Heterogenen wie Tropfen im Meer. Außer dem von Margis zitierten Absatz Seite 196f. habe ich nicht *einen* weiteren, nicht eine halbe Seite in dem Buche gefunden, die stilistisch von Hoffmann sein *könnte.*

Hoffmann hat einen *extrem persönlichen Stil*, den er sich nicht willkürlich zurechtgemacht hat, sondern der ein so notwendiger Ausdruck seines Wesens ist wie seine Handschrift; den er nicht trägt wie einen Rock, sondern wie seine Haut. Diese Individualität von Hoffmanns Schreibart äußert sich nicht, wie Herr Gugitz glaubt, im wesentlichen darin, daß er vor m, n, r das e synkopiert, daß er oder vielmehr sein Setzer mehr Kommata setzt als nötig, oder daß er Mahler statt Maler schreibt. Sie zeigt sich vielmehr erstens in der Verwendung gewisser *Lieblingswörter* (Bedingnis, Tendenz, Prinzip; bedrohlich, emsig, ganz eigen, verjährt; diverse, exotisch, heterogen, passabel, skurril; umstülpen; dürfen und mögen statt brauchen und können und verschiedene andere); zweitens in einem Schatze *fester Wendungen*, die in den „Elixieren" genau so stereotyp sind, wie später in der Biographie Kreislers (das holde Kind, die ewige Macht, unheimliches Grauen, unnennbares Weh, brünstige Sehnsucht, namenloses Entzücken, reges Leben, die sublimsten Ideen, ein wackerer Künstler, und so hundert andere). Sie äußert sich drittens in den humoristischen Partien in der Neigung, möglichst heterogene Wörter *ironisch zu verkoppeln* (mancher würdige Pirschhund, vortreffliche Könige, sehr angenehme Prinzen, namhaftes Beileid; genugsam toll; ungemein schreien, hinlänglich wüten, erklecklich saufen, beträchtlich kacken; sich mit dem Tode balgen und dergleichen). Sie offenbart sich viertens in der *Wortstellung*, über die sich eine lange und sogar sehr interessante Abhandlung schreiben ließe (hier sei nur darauf aufmerksam gemacht, wie gern Hoffmanns *betonte einsilbige Partikeln* wie: nicht, nur, noch, wohl, an den *Anfang* des Satzes stellt: „nicht auszusprechen vermag ich" und dergleichen); fünftens, im Zusammenhange damit, in der ganz ausgesprochenen Vorliebe für *konjunktionslose Konditionalsätze mit Inversion*[1]; sechstens in der Neigung für *absolute Konstruktionen* (Brill' auf der Nas', Stimme in der Kehle und Brust, Guitarre in der Hand); siebentens, damit verwandt, in der Verwendung des *Participium Praesentis* als Apposition; achtens in der Schwäche für *Einschachtelungen* bis zum dritten, vierten Grad, die (wie die großen Vorzüge seines Stiles, insbesondere die im guten Sinne militärische Zucht, Knappheit, *Konzentration*) auf Wannowkis römische Schulung und das Corpus juris zurückgehen dürfte. Endlich sei daran erinnert,

[1] Hoffmann gibt merkwürdigerweise besonders gern *eingeschachtelten* Sätzen diese Form; zum Beispiel in einem Briefe von 1813: „Das Bier ist seit einiger Zeit nicht mehr trinkbar, da, *läge ein Frosch darin*, Sie ihn unmöglich entdecken würden." —

daß Hoffmann ein allzu unbestimmtes Abstraktum gern nachträglich dadurch erläutert, daß er ein *spezielleres* (in der Regel durch Zusätze noch näher bestimmtes) *Synonymum ohne* Konjunktion folgen läßt.[2] (Natürlich erhebe ich nicht den Anspruch, mit diesen neun beliebig herausgegriffenen Eigentümlichkeiten Hoffmanns Stil auch nur halbwegs ausreichend zu charakterisieren; nur einige Linien des Bildes, wie sie mir gerade einfielen, wollte ich dem Leser ins Gedächtnis zurückrufen.)

Von all diesen Dingen, die zu Hoffmann so unabänderlich gehören wie seine Nase und sein Temperament, findet sich in der „Monika" nicht die leiseste Spur. Das Buch ist vielmehr in einem reizlosen, durchaus unindividuellen Ton heruntergeschrieben, der noch mehr als der unvergleichlich elende Ober- und Untertitel, die völlige Sinn- und Witzlosigkeit der einzelnen Vorgänge und der Mangel an jedem Versuch eines Aufbaus gegen die Annahme der Gugitz und Margis spricht, daß das Buch einen *begabten* (oder auch nur routinierten) Schriftsteller zum Verfasser hat. Mir scheint es im Gegenteil von einem der mehreren tausend namenlosen Skribenten zu stammen, die damals wie jetzt zwischen Maas und Memel herumliefen; ihn ausfindig zu machen, wäre ein ebenso hoffnungs- wie zweckloses Unternehmen. Der Mann hat bescheidene Flagellationsneigungen gehabt und sich an der literarischen Onanie des soi-disant Marquis de Sade, dessen „Justine" er ausdrücklich nennt, aufgerichtet; er liefert nun einen matten Teeaufguß auf dessen gepfefferten, wenn auch dem Wesen nach schalen Trank. Im übrigen dürfte er wie die ihm ebenbürtigen Verfasser der heutigen Detektiv- und Verbrecher-Romane seine „Bildung" einer schlechten Leihbibliothek verdanken (deren Besitzer er vielleicht war); so mag er an Jean Paul und Hippel, vielleicht auch an Diderots Nonne und (wie Gugitz meint) an die Lucinde herangekommen sein.

Die Gründe, die Gugitz und Margis für Hoffmanns Autorschaft anführen, Punkt für Punkt in ihrer Nichtigkeit darzulegen erübrigt sich, da beide Herren selbst zugeben, daß keins dieser Indizien zwingend ist. Ja, Margis sagt in erfreulicher Würdigung der Sachlage wörtlich: „Es wäre *lächerlich*, in den einzelnen Fällen [lies: Punkten] positive Argumente für die Autorschaft Hoffmanns zu sehen." Um zum Beispiel zu wissen, daß Don Juan es auf tausend und einige Geliebte gebracht, brauchte man keineswegs, wie Margis doch zu glauben scheint, „Text und Musik der Oper ‚Don Juan' von Mozart" so „eingehend zu kennen" wie Hoffmann; das wußte 1815 jedes bessere Dienstmädchen auch.

An *Schriftstellern*, deren Kenntnis der Verfasser der „Monika" mit Hoffmann teilt, nennt Gugitz Cicero, Shakespeare, Rousseau, Hippel, Goethe, Schiller, Kotzebue, *Kanne*. Aber welcher Leihbibliothekar hätte 1815 die ersten sieben nicht gekannt? Und was den achten angeht, so kannte *Hoffmann* Adolf Wagners Freund *Johann Arnold Kanne* (1773—1824) als Verfasser des „Blepsidemus" und Mitherausgeber des „Menschlichen Elends", der Verfasser der „Monika" spricht aber von dem Musiker *Friedrich August Kanne* (1778—1833). Gugitz und Margis hätten sich über beide erst aus dem sechsten Bande von Goedekes Grundriß orientieren sollen. Margis übernimmt nämlich diese ganze Liste und fügt aus eigener Forschung noch Diderot und Wieland (beide ohne Belege), Voltaire und *Wetzel* an. Von den ersten drei gilt dasselbe wie von den ersten sieben bei Gugitz, von dem Namen *Wetzel* aber leider wieder dasselbe wie von dem Namen Kanne: die „Monika" nennt *Johann Karl Wezel* (geboren 1747) als Verfasser der „Wilhelmine Arend" (1782), Hoffmann kannte *Friedrich Gottlob Wetzel* (geboren 1779, also bei Erscheinen der „Wilhelmine Arend" drei Jahre alt; gestorben sind beide 1819, aber das ist auch alles, was sie außer dem Klange des Namens gemeinsam haben).

Ebenso unglücklich ist Margis mit seinen Parallelen aus Hoffmanns *Leben:* entweder besagen sie nichts, oder sie stimmen nicht. Daß der Archivarius *Lindhorst*, der Konrektor *Paulmann* und der Registrator *Heerbrand* Dresdner Bekannte Hoffmanns gewesen seien, wird ihm schwerlich jemand glauben. Dem von Hoffmann 1791/92 aus der Entfernung angeschwärmten

[2] Zum Beispiel in einem *Brief* von 1814: „nur ein fester Muth — ein standhaftes *Vertrauen auf die zuletzt doch siegende gute Sache*"; in den *Elixieren*: „ein gewisses inneres Wohlbehagen, eine *rege Heiterkeit des Geistes*"; „meine Unwissenheit, meine *Ungeschicklichkeit im Reiten*"; „von seltsamen Gefühlen, von unbekannten *Ahnungen* bestürmt"; in der *Brambilla*: „durch den tiefen Grund, durch die *aus einer philosophischen Ansicht des Lebens geschöpfte Hauptidee*"; in der *Biographie Kreislers*: „jenes unheilbringende Gefühl, jene eigentliche *Verbitterung*".

Schulmädchen *Amalie Neumann* hat Grisebach 1899 in einem bösen Lapsus eine noch aus ihrer Schulzeit stammende uneheliche Tochter angedichtet[1]; in Wirklichkeit war das gute Kind nach Hippel (und Hitzig) „an Körper und Geist kerngesund" und hat mit der Amalie-Monika soviel gemein, wie Schillers Amalia von Edelreich mit dieser gemein hat, oder wie Friedrich Gottlob Wetzel mit Johann Karl Wezel. Woraus endlich Margis schließt, daß Hoffmanns Bruder bei seinem Weggange aus Königsberg im zwölften Lebensjahre stand und seinen Bruder seitdem nicht wiedergesehn hat, ist mir unerfindlich; falsch ist beides.

Was drittens die *Komposition* der „Monika" anlangt, so macht Margis darauf aufmerksam, daß „auf die Deduktion philosophischer Gedanken unvermittelt sexuelle Vorgänge der schlimmsten Art folgen"; ihn *erinnert das lebhaft an den „Goldenen Topf"*. Andere Leser wird es wesentlich lebhafter an die läppischen, dauernd mit Tiraden und Exzessen abwechselnden Produkte des französischen Graphomanen erinnern, den wir oben als das offenbare und eingestandene Vorbild des Verfassers der „Monika" nannten und der ja in unseren Tagen unter anspruchslosen Gemütern ebenso begeisterte Apostel gefunden hat, wie die „Monika" in Gugitz.

Auf Hoffmanns *Geschlechtsleben* einzugehn ist hier nicht erforderlich, da Margis gerade hieraus mit sonst leider nicht geübter Vorsicht nur die *Möglichkeit*, nicht aber die *Wahrscheinlichkeit* der Autorschaft folgert. Es ist also für unsere Frage gleichgültig, ob seine Ausführungen in Einzelheiten korrekt sind oder nicht.

Soviel vom *Autor:* zweitausend Sudler kommen dafür in Betracht, aber weder Hoffmann noch sonst ein Künstler. Etwas besser steht es mit dem *Verleger*, mit dem Gugitz und Margis ja nicht so hoch hinaus wollen als mit dem Verfasser. Sie raten hier nicht auf Cotta oder Reimer, sondern nur auf Kühn in Posen. Es ist nun zwar nicht abzusehen, warum das Buch nicht ebensogut in Tirol oder an der holländischen Grenze das Licht der Welt erblickt haben kann als gerade in Posen; aber natürlich kommt Kühn in Posen ebenso als Verleger in Betracht wie einige hundert seiner Genossen.

---

[1] Ich habe Grisebachs Entgleisung 1903 (im „Euphorion" X, 591) berichtigt, und Grisebach hat 1904 die Stelle seiner Einleitung bei deren Neudruck dementsprechend geändert.

[Pückler und Helmine Lanzendorf]

Erstes Intermezzo:
Pückler und Helmine bis zum Frühjahr 1834.

I. Pückler als Junggesell; Helmine in der Berliner Gesellschaft.

Pücklers Vater hatte 1810 von dem seinigen nur das kleine Gut Branitz bei Kottbus geerbt, vorher jedoch die Standesherrschaft Muskau in der damals noch sächsischen Oberlausitz erheirathet, ein Gebiet, das mit einem Areal von 470 qkm und mit 41 Ortschaften Staaten wie Reuß ä. L. und Schaumburg-Lippe weit übertrifft[1]. Pückler selbst, geboren 1785, war 1797/98 Schüler

I.

1. 1645 hatte der vielgewandte Hesse Curt Reineke *[nomen et omen!]* von Callenberg aus dem Hause Wettesingen die Erbtocher von Muskau, eine Gräfin von Dohna, geheirathet und war daraufhin 1646 böhmischer Freiherr, 1654 böhmischer Graf und 1671, ein Jahr vor seinem Tode, auch Reichsgraf geworden. Daneben hatte er es zum kursächsischen Geheimen Rathe und Landvogt der Oberlausitz gebracht.

Sein Urenkel Graf Georg Alexander Heinrich Hermann († 1795) cedirte seinem Schwiegersohn, dem Grafen Ludwig Johann Karl Erdmann von Pückler, ein Jahr nach dessen Heirath 1785 die Standesherrschaft (nach Kneschkes Neuem allg. Deutschen Adels-Lexikon II 197 f); sie war also durch vier Generationen (140 Jahre lang) in Callenberg'schem Besitz, während die Pückler sie nur in zwei Generationen (60 Jahre lang) gehalten haben (s. u. letzte Note zu III).

Das Aufsteigen der Pückler hatte ganz wie das der Callenberge in in der letzten Zeit des 30jährigen Krieges durch eine reiche Heirath begonnen: Georg Pöckeler von Groditz hatte 1646 die Frankenberg'sche Herrschaft Lubschau in Oberschlesien erheirathet und war 1655 in den böhmischen Freiherrnstand erhoben. Die beiden Söhne, die ihn überlebten, — Karl Franz und August Sylvius — erlangten dann 1690 den Reichs-, 1691 auch den böhmischen Grafenstand. Während dann aber die Descendenz des Grafen Karl Franz durch zielbewußte Fortsetzung der traditionellen Heirathspolitik in den reichsunmittelbaren Adel emporstieg (dem sie noch angehört), verblieb die des Grafen August Sylvius dauernd im niederen Adel. Einer seiner Söhne erwarb das im Text genannte Gut Branitz, und dessen Enkel, der oben erwähnte Graf Ludwig Johann Karl Erdmann, wußte im Geburtsjahre seines Sohnes Hermann von seinem Schwiegervater (der ein Callenberg, aber kein Reineke war) Muskau zu erlangen, ehe er sich wieder scheiden ließ.

Dem Sohne war es dann beschieden, in einem langen und genußreichen Leben dieses fürstliche Erbe wieder durchzubringen. „Ich habe" philosophirt er als Bräutigam am 4. Juni 1817, „die Klugheit der Sparsamkeit nie recht begreifen können, weil sie sich von Hause aus schon die Privation auflegt, die erst spät, nach mancherlei Genuß, den entgegengesetzt Handelnden auch auferlegt wird: und gerade das Muß finde ich angenehm; nichts in der Welt ist bequemer. Also bis dahin *vogue la galère.*" Nach vollbrachter Arbeit constatirt er dann am 19. Februar 1823 weniger befriedigt: „Uebrigens ist es aller-

des Pädagogiums zu Halle gewesen[2] und hatte, als frühreifer Knabe, dort vorwiegend mit älteren Schülern Umgang gehabt: mit Wilhelm Contessa aus Hirschberg, dessen Freunde Houwald und einem gewissen Cäsar aus

---

dings ein Unglück, daß wir beide geborene Verschwender sind, und dies ist der eigentliche Abgrund, nicht Muskau. In keiner einzelnen Sache ist es zu suchen, in allem zusammen. Wir haben ungeheure Summen verthan: das ist nicht zu läugnen, das zeigen unsere Sündenregister." (Beides in Briefen an seine Frau, Bd. IV S. 260 und Bd. V S. 406 der in der nächsten Note *sub* 2 genannten Publication.)

2. Wir folgen hier im wesentlichen den beiden in abwechselnden Lieferungen erschienenen Publicationen der Erbin von Pücklers Nachlaß, Ludmilla Assing:
   1) Fürst Hermann von Pückler-Muskau. Eine Biographie: [Erste Hälfte, 1785—1830.] Hamburg 1873 (Vorwort Oct. 1872) und Zweite Hälfte [1829—1871]. Berlin 1874.
   (Citirt Biogr. I. II.)
   2) Briefwechsel (und Tagebücher) des Fürsten H. v. P.-M.: Erster, Zweiter Band. Hamburg 1873 (Vorworte Oct. 1872) und Dritter — Neunter Band. Berlin 1874/76. [In Band III hat die Assing einheitlich die ganze Correspondenz Pücklers mit ihrem Onkel Varnhagen gebracht. Von dem weit interessanteren Briefwechsel mit Lucie dagegen hat sie nur die erste Hälfte, die Briefe aus den Jahren 1817—1834, mitgetheilt, u. z. verzettelt zwischen anderen Correspondenzen in den fünf Bänden IV—VIII; die zweite Hälfte dieser Correspondenz, aus den Jahren 1835—1854, ist — abgesehn von den in die Biographie verarbeiteten Stücken — noch ungedruckt.]
   (Citirt Briefw. I—IX.)

Beide Publicationen sind elend; die Biographie gewährt fast garkeine positiven Daten, und die Briefedition ist im ganzen wie im einzelnen ohne jede Ordnung: jeder nicht vollständig datirte Brief ist erst daraufhin zu prüfen, ob er von der Herausgeberin unter das richtige Jahr und den richtigen Monat gestellt ist. Vgl. dazu im Abschnitt II unsere Noten 1, 22, 26 f, 31 (hier waren siebzehn durcheinandergeschüttelte Briefe zurechtzurücken!), 42, 49, 54, 65, 78 und 81.

Immerhin verdiente die zweite Publication ihres Inhaltes wegen ein wenig bekannter zu sein; wie unbekannt sie ist, ergiebt sich schon daraus, daß ein Leser wie Grisebach 1899 die darin (V 468/72) gedruckte Correspondenz zwischen Hoffmann und Pückler für ungedruckt hielt und daß der vielleicht noch belesenere Richard M. Meyer ihm das 1901 (Euphorion VIII 430) ausdrücklich bestätigte. Das anziehendste ist vielleicht die autopsychologische Correspondenz, die Pückler in den sieben Monaten September 1844 bis März 1845 mit der wundervollen Gräfin Hahn-Hahn führte: das typische Gespräch zwischen Eitelkeit und Stolz (I 273—346). Ueberhaupt ist Pückler einer der ausgezeichnetsten Selbstbeobachter (oft auch ein durchaus gerechter Selbstbeurtheiler), und insofern gewähren nicht wenige seiner Briefe ein hohes psychologisches Vergnügen. Leider vermag jedoch das Object dieser Beobachtungen in keiner Beziehung ein tieferes Interesse zu erregen:

Berlin[3] — bis seine Relegation[4] diesem fröhlichen Leben ein jähes Ende gemacht hatte. Pückler war dann in sächsische Dienste getreten; 1804 hatte er jedoch tief verschuldet als Rittmeister den Abschied genommen und war nach längeren Reisen 1811 seinem Vater in der Herrschaft über dessen Besitzungen gefolgt, von denen 1807 auch Branitz mit dem Kreise Kottbus an Sachsen gefallen war. Bei Ausflügen nach Weimar hatte er 1810 Carl August und Goethe kennen gelernt, 1812 Schopenhauers Mutter und deren „herrliche" Tochter Adele, von der er eine

---

unser Held hält sich im Wollen, Handeln und Denken immer in mittleren Grenzen; seine Seele ist im Grunde banal, wenn sie sich auch rastlos bemüht, sich und anderen interessant zu scheinen.

Nachschrift während der Correctur, Mitte October 1911: Erst jetzt lese ich den Aufsatz 'Vergessene Briefe' von Felix Poppenberg (in der Neuen Rundschau vom Februar 1905 = Freie Bühne XVI 226/46), der das Leuchtende, Prickelnde und Ueberschäumende in Pücklers Erscheinung mit Entzücken geschaut und in so anmuthiger Beredsamkeit geschildert hat, daß wir um so getroster das andere zeigen dürfen: die unfruchtbare Leere dieses stets nur spielenden und sich spiegelnden Geistes.

Es ist damit schon gesagt, daß wir Poppenbergs Bildniß eine relative Wahrheit zugestehn. Wer freilich das Object von einem anderen Standpunkt aus betrachtet, der wird keinen Champagner sehn, sondern nur eine blanke leere Flasche, geschmückt mit einer erstklassigen Etiquette und bekrönt mit einem tadellos vergoldeten Korken. Auch für diese nüchterne Auffassung läßt sich nicht wenig geltend machen. Pückler, der doch kein beschauliches Gemüth war wie der alte Villers oder der alte Fontane, sondern der wie der Urahn Reineke einen brennenden Ehrgeiz, einen heftigen Drang nach Wirksamkeit und Geltung hatte — dieser Mann der Action und des Glanzes begann alles an dem Ende, wo er allenfalls *re bene gesta* hätte aufhören können; er baute alle seine Schlösser von oben nach unten. Er legte einen Park an, statt sich erst den Boden zu sichern; er griff nach der Fürstenkrone, indeß das angestammte Fürstenthum ihm entglitt; er gierte zeitlebens nach Orden aller Art und schmachtete nach einem gnädigen Blick von oben, während er sich ängstlich allen Amtspflichten entzog. So darf man wohl behaupten, daß der Sinn für das Wesentliche ihm durchaus abging, daß er stets nur dem Schatten der Dinge nachjagte: wie er ja auch selbst einmal (23. Dec. 1822: V 376) sagt, er werde es „höchstens zu einem großen Bilde" bringen, eine große Wirklichkeit sei ihm verschlossen. Die schöne Flasche ist da: aber es ist nichts drin.

Im folgenden ist es übrigens keineswegs auf eine Schilderung von Pücklers Wesen abgesehn, auch nicht auf eine Erzählung seines langen Lebens, sondern, wie schon im Text gesagt, nur auf einige *petits faits vrais* aus demselben, die in den Zusammenhang dieses Buches gehören.

3. vielleicht einem Bruder der Pauline Wiesel (1779—1848)? Er commandirte im Kriegsspiel als Oberst das Regiment der älteren Schüler, Contessa als Major das der jüngeren (s. Houwald's hübsche Schilderung

begeisterte Schilderung entworfen hat. Am Befreiungskampf gegen Napoléon I., den sein Altersgenosse Varnhagen als russischer Hauptmann und Adjutant Tettenborns mitmachte, hatte Pückler als russischer Major und Adjutant Carl Augusts (der als russischer General die Truppen des gefangenen Königs von Sachsen führte) mit Auszeichnung theilgenommen und war zum Oberstlieutenant befördert worden. 1815 waren dann seine sämmtlichen Besitzungen an Preußen gefallen, und Pückler war als Oberst in die preußische Landwehr eingetreten.

[1816.]

Im Jahre 1816 hielt er sich öfters in der Hauptstadt seines neuen „Vaterlandes“, in Berlin, auf und machte hier durch sein ungebändigtes Temperament, seine Husarenstreiche und seine vielfach freilich aus reiner Eitelkeit zur Schau gestellten Marotten von sich reden. Gesellschaftlich hielt er sich wohlweislich an die Kreise des alternden Staatskanzlers Hardenberg: einerseits befreundete er sich mit dessen Leib- und Seelenarzt Koreff, andrerseits machte er Hardenbergs Tochter Lucie den Hof, die im 41. Lebensjahre stand und 5 Jahre 10 Monate jünger war als Pücklers Mutter. (Zwei Jahre vorher hatte sich Varnhagen bekanntlich mit der damals schon 43jährigen Rahel verehelicht.)

Lucie von Hardenberg hatte 1796 den regierenden Grafen von Pappenheim geheirathet, 1802 aber ihn und sein Ländchen auf Nimmerwiedersehn verlassen; 1813/14 hatte sie in Hamburg und Altona ihren alten Liebhaber Bernadotte als Kronprinzen von Schweden wiedergesehn und war 1816 nach Berlin übergesiedelt mit ihrer 1797 geborenen Tochter Adelheid und einer angeblich zwei Jahre jüngeren Wilhelmine Lanzendorf, die sie als Pflegetochter erzogen hatte. – Die Herkunft dieser „Helmine“, die uns hier mehr angeht als die beiden Gräfinnen, ist unsicher; sie galt allgemein für die uneheliche Tochter der Gräfin (etwa von Bernadotte), und man ist geneigt, diesem Gerüchte Recht zu geben, wenn man wiederholt bemerkt, daß die Gräfin Helminen offenbar noch zärtlicher liebte als ihre Tochter Adelheid, und ihr alles, auch das schwerste, vergab. Die Gräfin gab sie aber auch ihrem ersten Gemahl gegenüber für ein fremdes eheliches Kind aus, nämlich für das seines Kutschers.

Varnhagen nennt Helminen „ein wunderhübsches Mädchen von seltenster Jugendfrische und Lieblichkeit; klein aber wohlgewachsen, zierlich, fein und derb zugleich, war sie ein Figürchen, an dem sich das Auge recht weidete, und von dem sich der Blick nicht wieder abwenden mochte. Die Männer huldigten ihr beeifert, mehr als der größeren und schöneren Adelheid ... Helmine war kalt, sie schien mit den Huldigungen nur zu spielen und fesselte ... dadurch nur desto mehr.“ — Auf den König Friedrich Wil-

in den 'Bruchstücken aus Contessa's Leben' in W. G. Beckers Tb. zum geselligen Vergnügen auf 1828, S. 211—246); im Leben brachte Cäsar es jedoch nur zum Rittmeister (s. o. S. 330 zweite Hälfte und im folgenden S. 609 unten).

4. Biogr. I 14.

helm III., den 45jährigen Wittwer, machte sie „sogleich den stärksten Eindruck", wie ihre Pflegeschwester im März 1827 Varnhagen berichtete. „Auf allen Assembleen" mußte sie „an seinem Tische Platz nehmen"; er wollte sie zu seiner Geliebten machen, ja zu seiner Frau (unter dem Namen einer Herzogin von Breslau); ein Brief des trockenen Herrn begann: „Mein angebetetes, über alles geliebtes Mädchen!" Aber Helmine blieb einstweilen unnahbar, und Hardenberg drohte seine Entlassung zu nehmen, wenn die Majestät seine Pflege-Enkelin eheliche. Der König reiste also [am 23. Juli 1816 abends] gegen seinen Wunsch ohne die Pappenheimschen Damen, ja ohne einen Abschiedskuß nach Karlsbad, wo er sich die Grille glücklich aus dem Kopf schlug[5].

Wohl durch Koreff lernte Pückler Hoffmann kennen und bezeigte ihm „freundschaftliche Beachtung"[6]; Hoffmann seinerseits bezeichnete Pücklern 1817 „in vieler Hinsicht als mir geistesverwandt"[7], abgesehn davon, daß er ihn als schöpferischen Kochkünstler ehrte[8].

Hoffmann und Pückler scheinen sich gelegentlich unterhalten zu haben über das verfallene Haus Unter den Linden 9 und seine räthselhafte Besitzerin, eine ältere Dame, über deren Verhältnisse niemand sicheres wußte. (Sie war,

---

5. Biogr. II 233/37; confuser I 182 f (hier ist Helmine erst von der Tochter, dann von der Frau des pappenheimischen Kutschers geboren). Wegen Pappenheim und Bernadotte s. ebenda S. 156 f. In Pücklers Briefen an Lucie wird, so weit ich sehe, die Neigung des Königs zu Helmine nur zweimal gestreift: Pückler schildert ihr „Berlin, den 3. früh 11 Uhr" (von der Assing wohl mit Recht unter das Jahr 1817 gestellt), wie der König ihn „ganz schüchtern und halblaut" nach „Fräulein Helmine" fragt (V 83) und recht niedergeschlagen ist, als er hört, daß sie leide; acht Jahre darauf, am 28. Dec. 1825, schreibt Pückler, nachdem er zum ersten Male die Fürstin von Liegnitz gesehn: „Helmine ist meines Erachtens, wenn sie gesund wäre, noch immer weit hübscher" (VI 282 Mitte).

Die Abreise des Königs nach Karlsbad geben wir nach Klödens Biographie S. 240. Im nächsten Jahre fuhr der König (am 24. Juni) zunächst nach Teplitz und reiste erst von dort, vierzehn Tage später, nach Karlsbad weiter; also hat Adelheid in ihrem Bericht an Varnhagen doch wohl das Jahr 1816 gemeint.

6. So H's bescheidener Ausdruck, oben S. 326 Z. 2—4.

7. Nachtstücke II 10 Z. 8 f (näheres unten). Daß Pücklers Individualität in der That 1816 auch Männer fesseln konnte — in einer Zeit, wo man noch hoffen durfte, daß dieser Most sich einmal zu starkem Weine klären würde — wird begreiflich, wenn man von einzelnen seiner damaligen Streiche hört, z. B. von dem Maskenball zu Muskau, der nicht nur in Hoffmann'scher Manier erdacht und durchgeführt ist, sondern der auch in einem ganz Hoffmann'schen Tone geschildert wird (in einem Briefe an den Weimarer Hofmarschall Freiherrn Emil Spiegel von und zu Pickelsheim — nicht Grafen von Spiegel, wie die Assing ihn nennt — vom 17. Februar 1816: Briefw. V 464 f). Man kann sich kaum etwas humoristischeres in Hoffmanns Sinne denken,

wie hier festgestellt sein mag, 1753 in Berlin geboren als Tochter des bekannten Wegely, der zwei Jahre vorher die [jetzt königliche] Porzellan-Manufactur begründet hatte, die er freilich 1757 an Gotzkowsky verkaufen mußte[9]. Immerhin blieb ihm so viel, daß die Hand seiner Tochter Caroline Wilhelmine dem 1746 geborenen Lieutenant Friedrich Wilhelm Ludwig von Arnim aus dem Hause Kröchlendorff begehrenswert erschien; 1775 fand in Berlin die Trauung des Paares statt[10]. Arnim scheint alsbald als Hauptmann den Abschied genommen zu haben, um seinen schon über 60 Jahre alten Vater in der Bewirthschaftung des Gutes zu unterstützen. Dort, auf Kröchlendorff, gebar ihm Caroline Wilhelmine zwei Söhne, 1777 Friedrich[11] und 1779 Wilhelm Ludwig. Auf die Dauer vermochte sich jedoch die Berliner Bürgerstochter nicht in dieser feudalen Umgebung zu behaupten; insbesondere mag die Schwiegermutter, eine geborene Gräfin von der Schulenburg aus dem Hause Wolfsburg, ihr hart zugesetzt haben. Die Ehe wurde getrennt: Arnim blieb auf dem Gute, dessen Eigenthümer er 1788 wurde; Caroline Wilhelmine zog sich verbittert nach Berlin zurück und hauste dort einsam und menschenscheu in ihrem Hause Unter den Linden 9. So weit man in Berlin überhaupt von ihrer Existenz wußte, hielt man sie für eine Wittwe; sie selbst scheint sich dafür ausgegeben zu haben, um Gerede zu vermeiden[12].)

---

und die Aehnlichkeit beruht offensichtlich nicht auf Nachahmung sondern auf einer gewissen Verwandtschaft des Temperaments. Daneben besteht freilich ein erheblicher Unterschied des Charakters, den Hoffmann nicht gleich erkannte. Bei unserem Dichter sind die Opfer solcher Streiche immer äußerlich höher gestellte (von wirklichen Personen 1794 der Onkel Otto in Königsberg [s. I 44—46], 1802 der General von Zastrow in Posen, 1821 der Geheimrath von Kamptz in Berlin; von fingirten Gruppen 1810 die Gesellschaft beim Geheimrath Röderlein und 1819 der Hof zu Sieghartsweiler); Hoffmann muß sich ein Ventil schaffen, er will sich beweisen, daß er innerlich diesen Gewalthabern überlegen ist. Pücklern dagegen, der bis ins höchste Alter vor jedem höherstehenden katzbuckelt, ist es lediglich darum zu thun, sich seine Ueberlegenheit über untergeordnete Personen noch einmal vor Augen zu führen — mögen diese auch seine Gäste sein.

8. S. o. Nr. 256 (Facs. vor S. 459) *sub* Nr. 3.

9. J. D. F. Rumpf, Berlin und Potsdam[4] (1823) I 572.

10. Gothaisches Geneal. Tb. der Adeligen [rect. Uradeligen] Häuser 1903 S. 63.

11. Dessen Sohn Oskar (1813—1903) heirathete 1844 Bismarcks Schwester Malwine (1827—1908); deren jüngere Tochter Sibylle (geb. 1864) heirathete 1885 Bismarcks Sohn Wilhelm. Die Besitzerin des 'öden Hauses' ist also die Großmutter von Bismarcks Schwager und die Urgroßmutter von Bismarcks zweiter Schwiegertochter.

12. 1812 wird sie in Sachs' Wohnungsanzeiger als „Wittwe" bezeichnet, Sommer 1820 in Boickes Allg. Adreßbuch als „Verwittwete Majorinn"; nach ihrem Tode, 1823/24, erscheint sie in den Polizei-Acten über das Grundstück, die mir Herr Polizei-Sekretär Oskar Suder freundlichst

Mehr freilich als für die Alte unter den Linden, die nur den Reiz des Geheimnißvollen für sich hatte, interessirten Hoffmann und Pückler sich für die schöne, kalte Helmine Lanzendorf, deren Familienverhältnisse übrigens ja mindestens ebenso unklar waren. Wie wir weiter unten sehen werden, hat Hoffmann sie offenbar in einer großen Gesellschaft, an der auch Pückler theilnahm, als Tischdame gehabt und ihr damals gerathen, nervösen Kopfschmerz durch einen Schluck Champagner zu vertreiben. (Möglich ist es auch, daß Pückler dann beim Caffee auf Hoffmanns interessirte Frage nach den Personalien seiner Tischdame in ausweichendem Scherze mit geheimnißvoller Stimme gesagt hat, das wisse niemand, aber am Ende hänge sie zusammen mit jener mysteriösen Alten. Der phantastische Koreff mag darauf diese genealogische Hypothese in dem Sinne ausgemalt haben, daß die verlassene Frau ihren treulosen Junker vorübergehend wieder nach Berlin gelockt und dort ein Liebesfest gefeiert habe, dessen Frucht Helmine sei.)

Einige Wochen nach Vollendung des 31. Lebensjahres, am 20. November 1816[13], verlobte Pückler sich mit der (einstweilen noch verehelichten) Gräfin Lucie von Pappenheim.

[1817.]

Anfang des Frühjahrs 1817[14] reiste er auf seine Standesherrschaft, um sie als den künftigen ehelichen Wohnsitz zu verschönern: er legte jetzt den Grund zu seinem wirklichen Hauptwerk, dem Park von Muskau. Für diese Schöpfung sparte er kein Geld, weder sein eigenes noch das seiner Braut: diese wurde un-

---

zugänglich gemacht hat, abwechselnd als Hauptmanns- und als Majors-Wittwe. Wegeners Haus- und General-Adreßbuch nennt sie Ende 1821 vorsichtiger Weise nur „Majorin".

Das Richtige hat wohl der expedirende Kammergerichts-Sekretär Hofrath Johann Friedrich Wilhelm Zier angegeben, der seit Jahrzehnten für die beiden Berliner Obergerichte der erste Vertrauensmann in Cassensachen war und anscheinend auch die Angelegenheiten der Frau von Arnim verwaltete: er meldete dem Pfarramt der Dorotheenstädtischen Kirche (nach deren, von mir eingesehenem, Sterberegister), daß „Frau Caroline Wilhelmine separirte Hauptmann von Arnim geborne Wegely" am 26. Mai 1823 Nachmittags 4½ Uhr im 71. Lebensjahre am Schlage gestorben sei, u. z. „unter den Linden Nr. 9 im eignen Hause."

Das schmale, tiefe Grundstück wurde, nach den vorher erwähnten Polizei-Acten, am 13. August 1824 verkauft an Johann Gottlieb Siegmeyer, Geheimen Calculator am General-Postamt, der alsbald das Haus abriß und mit einer vom König bewilligten financiellen Beihülfe die Kleine Mauerstraße durch das Grundstück legte, die gewiß schon mancher unserer Leser dankbar benutzt hat. — Arnim überlebte seine „Wittwe" fast um zwei Jahre; er starb am 15. März 1825 auf seinem Gute.

13. Biogr. I 158.

14. Nach den Briefen an die Braut IV 194/97.

aufhörlich in Contribution gesetzt und gab ihm auf sein wiederholtes Drängen schließlich eine anscheinend fast unbegrenzte Vollmacht über ihr Vermögen; nur eine Rente von 500 Thalern sicherte sie ihrer Helmine[15]. Täglich arbeiteten „wenigstens 200 Menschen" für Pückler[16], und allein im März und April gingen 36000 Thaler, also über 100000 Mark, dabei drauf[17]. Befriedigt schreibt Pückler am 14. Mai[18]: „es geht im Grunde alles nach Möglichkeit rasch vorwärts, nur kostet es ein Bischen viel Geld. Das mußt Du nun freilich hergeben; dafür werde ich für Dich sorgen wenn wir verheirathet sind".

Vor seinem Weggange hatte er Hoffmann aufgefordert, ihn auf seiner Herrschaft zu besuchen. Dort hatte er bald nach der Ankunft im Nachlasse seines gutmüthigen Großvaters Callenberg[19] die Abschrift eines Briefes von Mozart gefunden; er kündigte am 6. April seiner Braut deren Zusendung an mit einem Briefe[20], der „Hofmann's" 'Nachtstücke' erwähnt, bat aber „sehr um die Zurücksendung", da er „kein anderes Exemplar davon habe" und „nicht leicht etwas rührend Interessanteres kenne". Am 19. sandte er die Abschrift (die verlegt gewesen war)[21]; nachdem er sie zurückerhalten, schrieb er Lucien am 29.[22]:

> Mozart's Brief werde ich Hofmann kommunizires, und ihm dabei sein Versprechen, Muskau zu besuchen, in's Gedächtniß rufen.

Das letztere wenigstens hat Pückler ausgeführt; es gelang Hoffmann jedoch nicht, Urlaub zu erhalten[23].

Auch Lucie ließ in Muskau lange auf sich warten; sie hatte gute Gründe, erst ihre Scheidung und Auseinandersetzung mit dem früheren Gatten durchzuführen und ihre Tochter zu verheirathen, ehe sie mit Pückler zusammenzog. — Pücklers Schwester Bianca war mit dem Prinzen Karl von Schönaich-Carolath verheirathet; dessen Bruder Heinrich, der zwei Jahre älter als Pückler und seit dem Februar 1817 Fürst zu Carolath-Beuthen war, war der Gräfin Adelheid als Gatte zugedacht. Aber erst um den 10. Juni kam das Projekt ins reine[24]. Um den 20. Juni berichtete ein Diener Luciens, den diese nach Muskau geschickt, Pücklern von der fröhlichen Brautstimmung von Mutter und Tochter[25]; aber „die Helmine zieht sich in sich, die kann so was gar nicht recht mit ansehen. Sie sagen aber, Comtesse [Adelheid] wird sie [nach Carolath] mitnehmen, und sie will nun, da alles heirathet, auch heirathen." Wen, wisse er freilich nicht. — Lucie hielt Helminen begreiflicher Weise von dem

15. Ebenda S. 262 Mitte.
16. Ebenda S. 255 Mitte.
17. Ebenda S. 241 oben.
18. Ebenda unten.
19. S. o. S. 596 unten, 597 Mitte.
20. Briefw. IV 198.
21. Ebenda S. 212 unten.
22. Ebenda S. 228.
23. S. o. Nr. 192 Abs. 1 (S. 325/26).
24. Briefw. IV 267 Mitte, 268 oben, 271 Mitte.
25. Ebenda S. 275 f.

feurigen Bräutigam fern; dieser klagt: „Daß Helmina nicht mit auf's Jagdhaus kommt, ist schade; sie würde Dir die Einsamkeit, die Du nicht wohl ertragen kannst, doch in etwas variirt haben. Soll denn meine sanfte Mimi nun gar nicht herkommen? Ich glaube, die arme Kleine fürchtet mich wie eine Vogelscheuche."

Während so der Bräutigam in Muskau mit gemischten Gefühlen[26] der reifen Braut harrte, fand zu Berlin am 1. Juli 1817 mit allem Pomp Adelheids Trauung statt. Unter den durchlauchtigen und excellenten Angehörigen der Braut saß als die Schönste Helmine Lanzendorf.

Nachdem Lucie ihre Tochter versorgt und sich selber mit dem Reichsgrafen von Pappenheim auseinandergesetzt hatte, fuhr sie über Carolath nach Pücklers Jagdschloß bei Muskau[27]; sie blieb dort bis in die zweite Hälfte des August und kam nach kurzem Aufenthalt in Berlin Anfang September wieder. — Unterdeß zerbrach die Welt sich den Kopf über Helminens Zukunft. Niemand wollte glauben, daß das vielbegehrte Mädchen noch lange eine Demoiselle Lanzendorf bleiben werde: die einen meinten, Pückler und Lucie würden sie formell adoptiren und der König sie zu einer Gräfin von Pückler-Muskau machen; andere behaupteten, ein jüngerer Bruder des Fürsten zu Carolath (also ein gemeinsamer Schwager von Adelheid und von Pücklers Schwester), der 1795 geborene Prinz Eduard von Schönaich-Carolath, werde sie ehelichen[28].

Prinz Eduard zog jedoch den Schnupftabak des freien Junggesellen den Rosenfesseln der Ehe vor, und Pückler heirathete, mit der aufkeimenden Neigung für Helminen im Herzen, am 9. October deren Pflegemutter.

In dieser Zeit will Hoffmann „einen langen sehr verwunderlichen Brief" an Pückler geschrieben haben, den er dann zurückgehalten habe, da Pückler, wie er gehört, damals auf Reisen gewesen sei[29]. Er will darin über „eine sehr feierliche Trauung eines überaus schönen jungen Paars" berichtet haben — nicht über Pücklers eigene, wie wir oben S. 326 Note 2 als möglich hinstellten, aber vermuthlich die des Fürsten zu Carolath-Beuthen und der Gräfin Adelheid —; er habe jedoch während der Feier nicht nach den Uniformen und Ordenssternen Umschau gehalten, sondern nach „jenem höchst interressanten Mädchen", das er einst mit Champagner curirt. Weiter habe er in jenem Briefe erzählt, daß er sich, „etwas somnambül gestimt auf einer schnöden Bank unter den Linden" hingesetzt habe und daß sich dann ein seltsamer Mann, nämlich der ewige Jude, bei ihm eingefunden und ihm „die wunderbarsten Dinge" erzählt habe.

Mag nun dieser Bericht wirklich im Herbst 1817 in Briefform aufgesetzt worden sein oder nicht, jedenfalls ist er eine Doublette der im selben Jahre für den zweiten Band der 'Nachtstücke' niedergeschriebenen Erzählung 'Das öde

---

26. Vgl. seine Briefe an sie vom 27.—29. Juni (Bd. IV, bes. S. 281, 283 und 286 oben).
27. Biogr. I 176; Briefw. IV 296.
28. Beide Versionen erwähnt Pücklers Mutter 30. August: Briefw. V 467.
29. S. o. Nr. 192 Abs. 2 (S. 326 f). Die Note 4 dort ist zu streichen.

Haus'. Auch hier handelt es sich um ein interessantes Mädchen, das der Erzähler Theodor mit Champagner curirt[30]: sie heißt Edwine[31], und es bleibt ungewiß, ob wirklich die von ihrem Gatten verlassene Gräfin Gabriele, die sie erzieht, ihre Mutter ist, oder nicht vielmehr die Besitzerin und Bewohnerin des öden Hauses[32]. Auch hier sitzt der Erzähler ein anderes Mal auf einer Bank unter den Linden und wird von einem unheimlichen Manne angeredet, der ihm einen Zauberspiegel verkauft. Am Anfang und am Schluß der Geschichte tritt Graf P[ückler] auf, der dem Erzähler die räthselhafte Abgeschlossenheit des Hauses neben der Fuchs'schen Conditorei erst (S. 10 f) durch eine phantastische Combination, darauf (S. 11) durch eine rationalistische Angabe und erst auf jener Gesellschaft beim Caffee (S. 61 f) richtig erklärt; wegen der letzten Geheimnisse muß er ihn freilich an den Dr. K[oreff] verweisen[33].

---

30. In der Darstellung des Briefes (oben S. 326 Z. 7—3 v. u.) beweist er ihr, „daß der zarte keusche Schaum des sphärischten aller Weine, nehmlich des Champagners, von Rosenlippen genippt... jeden Kopfschmerz der Inhaberin jener Lippen verscheuche"; in der Erzählung (S. 60 f) deutet Theodor, um seiner Nachbarin aus der Verlegenheit zu helfen, deren Thränen als „Folge des nervösen Kopfschmerzes, ... wofür nichts besser hilft, als der muntre kecke Geist, der in dem Schaum dieses Dichtergetränkes sprudelt." „Mit diesen Worten" — fährt der Erzähler fort — „schenkte ich Champagner, den sie erst abgelehnt, in ihr Glas ein, und indem sie davon nippte, dankte ihr Blick meiner Deutung der Thränen". Es liegt auf der Hand, daß der Brief das wirkliche Erlebniß bringt, das die Erzählung umgedeutet hat.
31. So lautet der Name beim ersten Vorkommen (S. 61 unten); erst am Schluß (S. 72—74) wird Edmonde daraus gemacht.
32. Ebenso geheimnißvoll ist in der zwei Jahre darauf concipirten Biographie Kreislers die Herkunft der Prinzessin Hedwiga, deren Name gleichfalls an „Helmina" anklingt. Sie wird erzogen als Tochter des Fürsten Irenäus und der Fürstin Maria, ihre wirkliche Mutter aber ist wahrscheinlich die Räthin Benzon (s. Einltg. zum Kreislerbuch, XXXVII f). Auch andere Züge sind den beiden räthselhaften Mädchengestalten gemeinsam: Hedwiga wird behütet von einer alten Zigeunerin (Chiara oder Magdala), die sie wohl auch als Kind mit ihrer Halbschwester vertauscht hat (Krb. XXXII f, XXXVIII Schluß der Note); ganz ebenso Edwine. Kreisler steht mit Hedwiga in magnetischem Rapport, und zwar seltsamer Weise ohne sie zu lieben (Krb. XXXVIII Z. 7—13); ebenso ergeht es Theodor mit Edwinen und deren muthmaßlicher Mutter. Man darf also der freilich nur flüchtig skizzirten Figur der Edwine die Ehre erweisen, sie als Vorstudie für die der Hedwiga aufzufassen, die ich im Kreislerbuch S. XLVIII oben zu charakterisiren versucht habe und die ich auch heute noch für die interessanteste Frauengestalt Hoffmanns halte.
33. Das öde Haus ist 1888 von Julius Rodenberg identificirt, der Graf P. 1899 von Eduard Grisebach und der Dr. K. 1909 von Carl Georg von Maaßen (der es allerdings versäumt, auf Koreffs Beziehungen zu Pückler hinzuweisen). Der angebliche Brief von 1817 ist bisher nicht herangezogen.

II. Pückler als Hardenbergs Schwiegersohn und Helminens Liebhaber.

[1. Als Koreffs Schmeichler und Hoffmanns Gönner.]

[1818.]

Im März 1818 riß Pückler sich mit Schmerzen von der geliebten Stieftochter los, um mit der Gemahlin nach Paris zu fahren[1]. Aber dort konnte er an nichts als an die verlassene Helmine denken; noch fünf Jahre später, am 23. Juni 1823, schreibt er seiner Frau in der Erinnerung daran[2]: „Bei der unglücklichen französischen Reise hatte ich die Leidenschaft für Helmine im Herzen, die mir wirklich eine martervolle Pein bereitete, an die ich noch immer mit einer Art von Schauer denke. Es war alles so romanhaft, so seltsam gegangen, daß meine Einbildungskraft davon auf's heftigste ergriffen war ... Dies stumpfte mich für jedes Vergnügen ab, und machte mir im Gegentheile alles widerwärtig. Ich muß dich, arme Schnucke, nicht wenig gequält haben, obgleich ich mir übernatürliche Mühe gab, dich nicht zu kränken."

Im Herbst 1818, u. z. vom 9. bis zum 19. September, vom 26. September bis zum 18. Oktober und vom 1. bis zum 21. November, hielt sich Pückler in Aachen auf, um sich auf dem dortigen Congreß zu amüsiren und vielleicht bei der Gelegenheit auch etwas praktisches zu erreichen[3]. Er berichtete seiner „klugen, guten, liebenswürdigen und nie genug zu verehrenden"[4] Gattin regelmäßig über seine gesellschaftlichen Erfolge, seine Langeweile und seine sonstigen Stimmungen, unter denen bald wieder die Sehnsucht nach Helmine die Oberhand gewann. Von einem Abstecher nach Brüssel schreibt er der Gemahlin am 22. September[5]:

> Es geht mir wie in Paris, gute Schnucke ... ich werde nimmer ruhig und zufrieden sein können, wenn die Thörin einem Anderen zu Theil wird, als höchstens einem alten und recht widerwärtigen, der ihr bloß dégoût einflößen kann. Sei also, Herzensschnucke, nicht leichtsinnig damit [!!], wenn Dir meine Ruhe und mein Glück am Herzen liegt, et ne faites pas de mariage sans

II.

1. Pückler fuhr nach Dresden vorauf und schrieb Lucien von dort unterm 3. und 4. März — vielleicht verschrieben für April, was ja im Monatsanfang leicht geschieht: vgl. unten Note 27 (die Assing stellt den Brief V 222 f. unter das Jahr 1819; die Heirath wird aber darin durchweg als Neuigkeit für die Dresdner Bekannten hingestellt, und es ist von der bevorstehenden Reise nach Paris die Rede). Erinnerungen aus Paris enthalten dann (außer den weiter unten genannten) drei Aachener Briefe aus dem October 1818 (in Bd. V): vom 8. (S. 151 Mitte), vom 13. (S. 163 oben) und vom 16. (S. 167 oben).

2. Ebenda S. 413.

3. Ebenda 102—216. 277—280. S. 126 soll es nicht „den 29." sondern „den 26." heißen, wie das vorangehende und das folgende (S. 128 unten) beweist.

4. So ebenda S. 113 Mitte.

5. Ebenda S. 120/21.

mon consentement et à mon insçu: Ich würde es nie überwinden, et puisque, chère Schnucke, vous êtes mon âme damnée, il ne faut ni raisonniren ni réfléchiren, mais faire ce qui me plait. Oui, Schnucke, telle est votre destination, telle est votre vertu, tel est votre devoir.

Dafür, süße Schnucke, bin auch ich Dir mit Leib und Seele eigen [!] ... ich bitte also, beste Schnucke, wenn Du von mir die Nachricht meiner Abreise erhältst, sie sogleich nach Muskau kommen zu lassen.

(Wir hoffen, Vergebung für die Wiedergabe dieser Briefstelle zu erhalten, die freilich nichts mit Hoffmann zu thun hat, die aber wie kaum eine andere sowohl die Denk- wie die Schreibart Pücklers charakterisirt. Zudem illustrirt sie sehr lehrreich den Gegensatz zwischen ἔρως (amor) und ἀγάπη (caritas) — zwei Begriffen, die wir unverantwortlicher Weise durch die selbe Vokabel wiederzugeben pflegen.)

In diesem Sinne geht es fast in jedem Briefe weiter[6]; in einem besonders leidenschaftlichen Ausbruche vom 4. Oktober[7] heißt es — wie immer in der specifisch Pücklerischen Mischung von Weinerlichkeit und Brutalität:

Du, liebe Schnucke, mußt die Rolle dessen spielen, der mich tröstet und aufrichtet, wenn Du mir Heil bringen willst, aber wie ein liebender Engel[!], sanft und ohne Leidenschaft, nie eingreifend in des armen Sünders Wünsche mit Unmuth oder Eifersucht. Gute Schnucke, sonst werde ich Dir unter den Händen verwelken! Das fühle ich tief ...

Es ist recht hohe Zeit, daß ich von hier wegkomme, denn ich fühle mich ganz wie in Paris, und noch zehnmal unglücklicher, in jeder Hinsicht.

Er möchte, wie er dann breit ausführt, den Winter 1818/19 mit den beiden Frauen, die er „auf verschiedene Art, aber einzig in der Welt liebe" im Süden verleben:

Ich verlange wahrlich nicht zu viel, denn Du sollst nur mich mit einer Anderen theilen, und ich soll nach Deinem Wunsch die Andere ganz entbehren.

Am 7. wird der junge Ehemann noch deutlicher[8]:

Es ist wahr, hättest Du auch neben allen Deinen übrigen Vorzügen die Jugend und Schönheit in dem Grade, wie Du sie einst besaßest, so würde ich Dich vielleicht in jeder Hinsicht mit Leidenschaft lieben, vielleicht auch nicht ... Du bist mir fast alles in der Welt, nur in Einem liebe ich eine Andere ...

---

6. im September noch ebenda S. 111/12. 115. 117. 132 unten. 134.
7. Ebenda S. 138—144.
8. Ebenda S. 148 unten.

Der Staatskanzler war in den ersten Wochen durchaus nicht zu sprechen gewesen für den charmanten Schwiegersohn, und von seinen Räthen war auch keine Förderung zu erwarten: „Am ehesten von Allen", meinte Pückler am 1. Oktober[9], werde Koreff ihm einen Dienst leisten, „der bei weitem der Gemüthlichste und auch der Genialischste ist". Am 14. kann er endlich melden[10]: „Das Eis bei Deinem Vater scheint nun durch Koreff gebrochen zu sein." Er rühmt die Vertraulichkeit der Fürstin und ihrer Gesellschafterin (es handelt sich um die somnambule Bäckerstochter Friederike Hähnel genannt Huck-kuk-kuk, die Koreff einst als Werkzeug ins Haus gebracht hatte) und fährt fort: „Glaube mir, ich habe ganz richtig gesehen, wenn ich Koreff für den Gescheutesten aber auch für den Gemüthlichsten und Besten im Hause gehalten habe."

Seit dieser Zeit, Mitte Oktober, concentrirten sich Pücklers Wünsche auf einen Gesandtschaftsposten. Am 17. October sprach er mit dem Sectionschef im Ministerium des Auswärtigen Johann Ludwig von Jordan[11], der ihn jedoch an Hardenberg selbst verwies[12]. Am nächsten Morgen suchte er Koreff auf[13], hörte eine halbe Stunde lang bewundernd dessen Gedichte an und erhielt dann den Rath, in einem formellen Schreiben den Staatskanzler um einen diplomatischen Posten zu ersuchen. Pückler schrieb also an Hardenberg[14], er habe den Drang, sich nützlich zu machen, und werde „mit Vergnügen ganz ohne Gehalt" dienen; seine Stellung „erlaube" ihm allerdings nicht, „einen geringeren als einen Gesandtschaftsposten anzunehmen". Natürlich thue er diesen Schritt weniger „um eine Gunst zu erlangen", als um seiner „Pflicht als Staatsbürger und Unterthan Genüge zu leisten". Koreff übergab das Schriftstück dem Staatskanzler[15] und redete sich und seinem Schützling ein, nun sei diesem die Gesandtschaft in Constantinopel so gut wie sicher; er malte ihm lebhaft aus, daß er mit einem Gefolge von Forschern dorthin ziehn und auch für die Wissenschaft Ruhm ernten werde[16]. Pückler berichtet das alles am 3. November seiner Frau und jauchzt[17]: „wie interessant ist es von daher zurückzukommen! J'y vais comme Bonaparte en Égypte." (Man sieht: der vollendete Heldentenor!) Am Abend dieses Tages beruhigte ihn Koreff auch schon darüber, daß er „nicht gratis dienen werde"; Pückler meldet das am nächsten Morgen nach Muskau[18] und fügt hinzu, die Stellung sei also „bei unserer Lebensart, die überall so kostspielig wie die eines Gesandten ist, eher eine Hülfe".

Am 5., 12. und 15. November hatte Pückler zusammen mit Koreff u. a. seinen alten Schulfreund Cäsar, jetzt preußischen Rittmeister a. D., als Gast bei sich[19]; dieser hatte vor kurzem Contessa oder Hoffmann selber gesprochen

---

9. Ebenda S. 135.
10. Ebenda S. 164.
11. 1773—1848, von Januar 1819 bis Juli 1848 preußischer Gesandter in Dresden: vgl. Bailleu ADB 14, 506.
12. Briefw. V 189. Vgl. folgende Note.
13. Ebenda S. 189/90; der Tag nach S. 171 Mitte.
14. Ebenda S. 194f.
15. Ebenda S. 187 unten.
16. Ebenda S. 188 oben.
17. Ebenda S. 188 unten.
18. Ebenda S. 197 oben.
19. Ebenda S. 198f. 209f. 214.

und theilte Pücklern jetzt mit, daß Hoffmann binnen kurzem ein stark satirisches Werk veröffentlichen werde[20].

Zwei Tage nach der letzten dieser Gesellschaften berichtet Pückler seiner Frau zusammenfassend[21] als Ergebniß seiner Thätigkeit, er habe „drei Affairen in gutem Gange: 1) die Gesandtschaft nach Konstantinopel, 2) den Wladimir um den Hals, welches durch den General Schöler betrieben wird, 3) la croix de St. Louis, die durch den Geheimen Legationsrath Schöll in Paris versucht wird. Nach der Lenormand, die ich gestern noch einmal befragt habe, wird meine Anstellung nicht vor 15 Monaten erfolgen. Sie hat wiederholt in den Karten gelesen, daß ich etwas Besonderes finden würde". Dies ist also die Quintessenz von Pücklers Thätigkeit in Aachen, die wir S. 330 Note 3 noch nicht genügend zu würdigen wußten. Wir wären aber auch jetzt vielleicht nicht näher darauf eingegangen, wenn nicht der freigebige Koreff, wie wir gleich sehen werden, Hoffmann eine diplomatische Stelle in Pücklers Gefolge zugedacht hätte.

Am Mittag des selben 17. November hat Pückler auch den Polizeiminister Fürsten zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein schriftlich um seine Verwendung; er berichtete das dann gleich seiner Frau[22] und kündigte ihr noch im selben Briefe am Abend seine baldige Rückkehr an. Am Tage darauf, dem 18. November, machte Hardenberg seinem Schwiegersohn nach dessen Auffassung „ziemlich positiv" Aussicht, zwar nicht nach Constantinopel aber nach Madrid zu kommen. In dem Briefe, in dem Pückler diese neueste Hoffnung der Gattin mittheilt, heißt es weiter:

> Ehe sechs Wochen vergehen, sagt Koreff, soll ich bestimmt wissen, woran ich bin ...
>
> Spanien und Konstantinopel, beide Posten sind sehr interessant. Nach Koreff's Idee soll ich Hofmann und Bartholdy mitnehmen. Von Spanien aus wird ein Abstecher nach Marokko und zu den Barbaresken gemacht.

20. S. o. S. 330, 2. Hälfte.
21. Briefw. V 215.
22. Dieser Brief, datiert „Den 17. Mittags" und „Abends" sowie der folgende Brief mit den Daten „Den 18., Abends" und „Den 19. früh" ist von der Assing (V 277—280) als Nr. 80 resp. 81 unter die Berliner Briefe vom März 1820 gestellt! Beide Briefe bilden aber die nothwendige Ueberleitung von dem Briefe aus Aachen Nr. 43 („Den 16., früh" — „Nach Tisch" — „Den 17. früh") zu dem von der Rückfahrt Nr. 44 („Andernach, den 22. früh, 10 Uhr" u. s. w.) und wären also hinter S. 215 zu stellen.

Das Richtige bezüglich des Inhalts des uns besonders interessirenden zweiten Briefes hatte die Assing 1872 bereits gebracht! (S. Biogr. I 179.)

So reiste er drei Tage drauf mit der sicheren Erwartung auf einen Gesandtschaftsposten ab: „ist es nicht bei der ersten Vacanz, doch gewiß bei der zweiten.“[23]

Auf der Rückreise, in Frankfurt am Main, fand er am 23. November Briefe von Lucie vor, wonach diese Helmine vor ihm nach Carolath in Sicherheit bringen wollte. Er schilt und jammert seitenlang darüber und wimmert: „Ich bin ganz krank davon, und ganz verstimmt. Es ist, als wenn alle meine so lang gehegte Freude in den Brunnen gefallen wäre!“

Der nun folgenden Fahrt von Frankfurt nach Muskau erinnerte er sich noch 1829 lebhaft[25]: „ich hatte . . . schon Dich, meine Alte, wußte Dich aber damals noch nicht gehörig zu würdigen, und hatte Liebe, verzehrende Narrheit im Leibe.“

(Diese Stimmung hielt, mit Schwankungen, noch Jahre lang an und stieg regelmäßig, wenn dem armen Kinde wieder einmal ein Freier winkte. Als ein polnischer Edelmann sich um das Mädchen bemühte, hieß es: „Ehe Helmine heirathet, muß ich sie noch einmal sehen, am liebsten in Muskau, aber natürlich ohne ihren Polaken, der mir doch ein wenig durch den Kopf geht“; „nur noch einige Wochen ungestört sie zu sehen wünsche ich, wo, ist mir gleich. Nur wenn es wegen des neuen Bräutigams in Muskau nicht gehen sollte, schlug ich Teplitz vor.“ „Willst Du, gute Schnucke, mich vor Unruhe und vielleicht tiefstem Weh bewahren, so laß mich Helminen vor ihrer Heirath noch einmal einige Wochen frei und ungestört sehen . . . mein gutes Herz und meine Eitelkeit wünschen beide qu'elle puisse dans les bras d'un autre au moins regretter de temps en temps son ancien et son premier ami. Bin ich dessen gewiß, so werde ich mich über den Verlust gänzlich trösten“.[26] — In einem anderen Falle war Pückler auf einen Musiker eifersüchtig und jammerte: „Nur eine Nacht oder [einen] Tag laß mich noch mit ihr allein sein“. „In meiner Imagination ist jetzt . . . Helminens Reiz mit Deiner Seele und Deinem Geist verschmolzen“. „Meine Helminomanie ist eine psychologische Merkwürdigkeit.“[27])

[1819.]

Das Erscheinen des 'Klein Zaches' verzögerte sich bekanntlich „wider alles Vermuthen“[28] bis in das letzte Drittel des Januars 1819. Hoffmann erfuhr am 24., seinem Geburtstage, von Koreff[29], daß Pückler heimgekehrt sei; vermuthlich hat der Freund ihm auch den spanischen Traum nicht verschwiegen.

---

23. Briefw. V 216 unten.
24. Ebenda S. 220 Mitte.
25. Briefw. VI 436 oben.
26. Aus einer Teplitzer Briefreihe, am Schluß der Saison, also etwa Ende August, in einem unbekannten Jahre geschrieben. Die Briefe stehen bei der Assing V 92-96 als Nummern 3—5 und 2; sie stellt sie mitten in den Winter (Anfang 1818)!
27. Aus zwei Briefen, die am 1. März [1818?] und kurz darauf vor einer Reise ins Ausland geschrieben sind; sie stehen ebenda als Nr. 6 (S. 96f) und Nr. 1 (S 91 f).
28. S. unsern Bd. I S. 267 unten.
29. S. o. Nr. 192 Abs. 3 (S. 327).

Jedenfalls beeilte Hoffmann sich, dem Gesandten in spe das Märchen mit dem oben unter Nr. 192 mitgetheilten Begleitbrief zu senden.

Pückler revanchirte sich, wie unsere Leser wissen, am 2. Februar sehr artig durch eine Originalzeichnung Callots mit einem Autograph des Meisters auf der Rückseite; in dem Begleitbrief, unserer Nr. 195, kündigte er seinen baldigen Besuch in Berlin an und sprach die Hoffnung aus, daß Hoffmann ihn bei der Rückfahrt nach Muskau begleiten werde[30].

In der That kam Pückler am 26. Februar nach Berlin, um endlich zu erfahren, ob er in Constantinopel oder in Madrid nöthiger sei. Gleich am nächsten Tage begab er sich zum Fürsten Anton Radziwill, um zu dessen Ball am 1. März eingeladen zu werden, und zum Herzog Karl zu Mecklenburg, um eine Einladung zum 2. zu erhalten; drittens bat er am selben Tage den Fürsten zu Sayn-Wittgenstein, ihn dem Könige zu melden. Aber von keiner Seite kam eine Einladung, wie er am 1. März höchst betreten seiner Frau mittheilt[31]. In einer früheren Partie des selben Briefes, vom 28. Februar[32], berichtet er über die Aufnahme seines Gegengeschenks bei Hoffmann:

> Koreff war sehr freundschaftlich, und Hofmann ist, wie er mir erzählt hat, außer sich für Freude über den Callot. Er hat ihn, wie er sagt, zu der Sammlung von Rezensionen seiner Werke, als die schmeichelhafteste von allen, gelegt[33]. Ich wollte ihn heute, so wie viele Andere, besuchen, wenn mich nicht die böse Migraine im Bett hielte.

---

30. S. o. S. 332 oben.

31. Der Brief (mit den drei Daten „Den 28. Mittags im Bett" — „Um 10 Uhr Abends" — „Den 1. früh") ist ohne jeden Zweifel in Berlin am 28. Februar und 1. März 1819 geschrieben, von der Herausgeberin aber in Band IV S. 298—301 zwischen Pücklers Muskauer Bräutigamsbriefe aus dem Sommerhalbjahr 1817 gestellt! Die oben wiedergegebenen Mittheilungen stehen S. 300.

Die sonstigen Briefe aus diesem Berliner Aufenthalt stehn in Bd. V unter den Nrn. 48—63 auf S. 225—251, sind aber in folgender Reihe zu lesen (und nach den eingeklammerten Tagen zu datiren):

1) Nrn. 54f (5.—7. März),
2) Nrn. 49f (10.—13. März),
3) Nr. 48 (1. April),
4) Nrn. 51—53 (2.—4. April),
5) Nrn. 56—63 (9.—21. April).

32. Briefw. IV 299 oben.

33. Ein Jahr darauf, am 24. Januar 1820, schenkte bekanntlich Koreff selbst eine Mappe Callot'scher Original-Radirungen (die *'Balli di sfessania'*) an Hoffmann. — Die Original-Zeichnung [wie natürlich auch die Mappe] fand sich 1822 in Hoffmanns Nachlaß vor und wurde am 26. oder 27. Juli versteigert: s. o. S. 547 Zeile 4.

Daß auch später, wie es scheint, aus dem Besuche bei Hoffmann nichts geworden ist, lag wohl an dessen 6wöchiger schwerer Krankheit[34].

Pückler setzte sein bisheriges Auftreten fort, so gut die allmählich schwindenden Mittel es erlaubten (er schuldete dem Banquier seiner Frau bereits 90000 Thaler = 270000 Mark[35]). Im Eckhause der Straße Unter den Linden und der Friedrichsstraße (wo jetzt das Café Bauer steht) wurden sechs Zimmer mit Kammer, Küche, Keller und Pferdestall gemiethet[36]; unser Held vertrieb sich die Zeit (und versuchte zugleich Geld zu verdienen) mit Pferdehandel, mit fast täglichem Spielen um hohe Summen und mit wilden Reiter-Kraftstücken vor möglichst großem Publikum, z. Th. auf grund von Wetten[37]. Trotz der Vorurtheilslosigkeit der regierenden Kreise war diese circensische Lebensweise kaum geeignet, Vertrauen für eine etwanige künftige Amtsführung zu erwecken. So klagt er am 7. März[38], Hardenberg sei „völlig gleichgültig" und Koreff „nicht mehr so dienstfertig, als er in Aachen war. Sehr höflich, aber einigermaßen verlegen und viel weniger herzlich." Drei Tage darauf heißt es[39]: „Berlin ist todter als je, nachdem der Karneval vorbei ist. Unendlich langweilig. Ich freue mich schon wieder auf Muskau." — Mitte März kam die Gräfin dann nach Berlin, fuhr aber am 1. April wieder ab[40]; Pückler blieb mit gleichen Beschäftigungen und unter gleicher Behandlung noch bis zum 25.[41]

Ende December kam er wieder nach Berlin, abermals ohne zum König oder zum Kronprinzen vorzubringen. Boyen nahm bekanntlich am 25. den Abschied; Hardenberg schien „sich mit einemmal ganz in die Arme der Ultras geworfen" zu haben, wie Pückler am 29. schreibt[42]. Er fügt den Stoßseufzer hinzu: „Wenn er es nur durchführt! Ich glaube aber, es fehlt ihm jede Energie, und er wird noch unglücklich enden."

[2. Als Koreffs Feind und Hoffmanns Gegner.]

[1820.]

Fortan war Pücklern seine politische Richtung vorgezeichnet. Am 1. Januar 1820 berichtete er vergnügt über den Sturz Wilhelms von Humboldt[43], der ihn

34. S. o. S. 336 Note 2. Ich möchte jedoch diese Krankheit jetzt in die Zeit von Anfang Februar bis Mitte März setzen: s. mein Nachwort zur 'Brautwahl' S. XII. Ein Billet an Reimer vom 11. März, das Wolfgang Goetz mir mittheilt und das in Band III nachgetragen wird, bestätigt, daß H. sich damals bereits „viel besser" befand.

35. Briefw. V 236 oben.

36. Ebenda.

37. S. seine regelmäßigen detaillirten Berichte darüber in den oben, Note 31, aufgezählten Briefen, besonders denen aus dem April.

38. Briefw. V 238 unten.

39. Ebenda S. 228 Mitte.

40. Ebenda S. 225 unten, S. 226 Mitte und S. 227 Z. 7 und 6 v. u.

41. Ebenda S. 247 Mitte und S. 250 letzter Absatz.

42. Der Brief ist von der Assing in den folgenden Monat gestellt (V 266/69, die citirte Stelle S. 267)!

43. Ebenda S. 252 Mitte.

in Aachen am 3. November 1818 kennen gelernt[44] und vier Tage darauf bei einem Diner mit Recht scharf zurechtgewiesen hatte[45]. Natürlich machte Pückler am 2. Januar der Familie eine ironische Visite. Vorher, beim Mittagessen in Hardenbergs Hause, hatte er die Wahrnehmung gemacht, daß der Kanzler mit mit seiner derzeitigen (dritten) Frau, einer früheren Sängerin, „hell brouillirt" und deren Günstling Koreff gegenüber kühl sei[46]. Am 11. Januar wiederholt er[47], Koreffs Einfluß auf Hardenberg sei im Schwinden; „Der Oberpräsident Bülow, den ich mir als guter Hofmann schon sehr gewonnen habe, ist in diesem Augenblicke derjenige, welcher den meisten Einfluß hat, und auch en Chef die Umtriebsuntersuchungs-Kommission leitet." Mit einer Mischung von Bewunderung und Neid geht er dann auf einen Oberlausitzer Landsmann über: „Der kleine Tschoppe[48] steigt sehr, und wird gewiß bald sehr bedeutend werden. Er ist der einzige, der bei der Umtriebs-Untersuchung den Mantel nach dem Winde hängt, und wahrscheinlich beide Partheien betrügt. Er dirigirt die Kommission bereits als Regierungsrath immediat unter Bülow, der täglich beim Kanzler seines Lobes voll ist." Am 21. Februar[49] ruft Pückler aus: „Die Zeit fängt an bedenklich zu werden! Männer von Kraft und ohne Furcht werden erfordert werden, um die Zügel schärfer zu halten, und mit eiserner Faust die mörderischen Buben zu Boden zu schlagen. Da wäre ich an meinem Platze! Das fühle ich." — Daß jetzt, nicht nur Koreffs wegen, Pücklers Beziehungen zu Hoffmann aufhörten, braucht nicht erst belegt zu werden.

Die Hoffnungen auf eine diplomatische Laufbahn sind aber trotz aller Schneidigkeit geringer denn je. Schon am 2. Februar schreibt er[50]: „Uebrigens ist mein Ansehen hier sehr gesunken, seitdem man weiß, daß ich keine diplomatische Anstellung bekomme, da jeder sich [mit Recht!] steif und fest einbildet, ich habe sie gesucht, und sei abgewiesen worden"; zum 6. März lädt ihn der russische Gesandte Herr von Alopeus nicht ein, „wahrscheinlich weil er nun weiß, daß ich keine diplomatische Person werde", und am 7. „ist auch ein Ball bei Hofe, zu dem ich nicht gebeten bin, wie noch zu keinem, die bis jetzt stattgefunden haben"; auch hat ihn außer dem genannten russischen Diplomaten „noch keiner der fremden Gesandten oder Minister zu Tische gebeten, obgleich viele große Diners gewesen sind."[51] — So kann, wie er am 9. März schreibt, sein tägliches Leben in Berlin „unter folgendes Schema ein für alle-

44. Ebenda S. 195 unten.
45. Ebenda S. 199 unten.
46. Ebenda S. 254 oben. Vgl. dazu unten S. 615/16.
47. Ebenda S. 256.
48. S. o. S. 496/97 und 503 unten, dazu weiter unten S. 617 Mitte.
49. Von der Assing als Nr. 83 (V 282 f) zwischen Mitte März und Mai gestellt! Der Monat ergiebt sich mit Bestimmtheit aus einer in dem Brief erwähnten Pariser Nachricht. — Die citirte Stelle steht S. 282 unten.
50. Ebenda S. 270/71.
51. Ebenda S. 273 (Mitte und unten). Ganz ähnlich am 3. Mai (S. 287 Mitte): „Uebrigens werde ich hier sehr geringschätzig behandelt"; Hardenberg werde fast täglich eingeladen, aber stets ohne ihn.

mal gebracht werden"[52]: „Aufgestanden 11 Uhr. Gewaschen und geschrieben, auch gefrühstückt bis 1 Uhr. Singstunde. Angezogen. Promenade zu Pferde oder zu Fuß. Gegessen bei Deinem Vater. 7 Uhr zu Stägemann, Fouqué oder zu Haus. Thee getrunken. Geschrieben, gelesen bis 1 Uhr oder 2, dann zu Bett." Bis Anfang Juni scheint er in Berlin so fortvegetirt zu haben[53]; gelegentliche Pläne für den Muskauer Park[54], den er doch, wie ihm in lichten Momenten vollkommen deutlich war[55], nicht halten konnte, waren die einzige halbwegs ernsthafte Beschäftigung. —

Seit dem Herbst 1820 attachirte sich Pückler fast gewaltsam dem hinfälligen Schwiegervater. Er hatte schon im Mai des Jahres[56] erkannt, daß dieser „nur noch kurze Zeit zu leben" hätte, und war entschlossen, diese Frist auszunutzen. Neben dem alten Wunsche nach einer Gesandtschaft handelte es sich für Pückler um eine möglichst reichliche Entschädigung für die 1815 fortgefallenen Einkünfte aus der Standesherrschaft. — Allerdings wehrte sich Hardenberg noch eine Zeit lang gegen den unwillkommenen Gast. Am 24. September ließ er ihm ausdrücklich sagen, er wünsche allein zu speisen[57]; am 30. ließ er ihn zwar kommen, empfing ihn aber „sehr kalt": „die Entschädigungssache war ihm ganz entfallen!"[58] Der Kanzler ließ durchblicken, daß ihm Pücklers regelmäßige Besuche nicht erwünscht seien. „Ich werde aber", schreibt Pückler entschlossen der Gattin, „doch so lange hingehen, bis mir die Thüre gewiesen wird." In der That empfing ihn der alte Herr, als er am nächsten Tage[59] wieder zum Essen erschien, „mit einer Miene, die mir deutlich zeigte, daß er mich gar nicht erwartet hatte. Ich ließ mich aber nicht irre machen, und that recht unbefangen und wie zu Hause". Dieser Zudringlichkeit war der alte Mann auf die Dauer nicht gewachsen; er duldete Pücklern hinfort, wenn er ihm auch weder einen Posten noch eine Entschädigung verschaffte.

---

52. Ebenda S. 274/75.
53. Ebenda S. 289 oben.
54. Ebenda S. 286: „Den 1." nämlich März (nicht, wie die Assing annimmt, April oder Mai).
55. Ebenda S. 287 und mehr noch die folgende (3. Mai). Schon 7. März 1819 schreibt er (S. 288): „Ueberhaupt sieht es elend mit uns aus, und ohne einen *Deus ex machina* sehe ich nicht wohl ein, wie wir uns wahrhaft helfen wollen, denn alle die sanguinischen Projekte für Muskau sind höchst wahrscheinlich glänzende Chimairen."
56. Briefw. V 290 oben.
57. Ebenda S. 292 Z. 8.
58. Zweite Hälfte der selben Seite.
59. Ebenda S. 294/95. Aehnlich schreibt er 1823 an Lucie, sie möge ihm beim König eine höhere Classe des Rothen Adler-Ordens erwirken: „Hilft's nichts, so schadet's nichts, und nur recht oft gebeten, am Ende muß man doch etwas bekommen, ist die sehr richtige Theorie des Bettlers." (Ebenda S. 408/09.) In der selben Angelegenheit schreibt er Lucien 1838 vom See Tiberias aus: „*On... est refusé trois fois, et la quatrième on obtient.*" (Biogr. II 105; die Zeit nach S. 93 unten).

[1821.]

Am 8. Mai 1821 suchte Pückler den Staatskanzler abermals in diesen Angelegenheiten auf[60] und verbündete sich nun mit der Hähnel. Diese war ihrem Gönner Koreff und der Hausfrau schon im Laufe des Jahres 1819 über den Kopf gewachsen und hatte offenbar die häuslichen Mißhelligkeiten herbeigeführt, die Pückler, wie wir hörten[61], Anfang 1820 im Hardenbergschen Hause bemerkte. Wir erinnern auch an die Worte, die Hoffmann am 24. Juni 1820 an Hippel schrieb[62]: „Koreff sehe ich beinahe gar nicht. Der Staatskanzler, der mir übrigens [früher einmal] die Ehre angethan, mich zu seiner Familientafel zu laden, ist ganz umlagert von besonderen[63] Leuten, und ich weiß nicht, welcher Wind jezt noch weht." — Jetzt, am 10. Mai 1821, schreibt Pückler der Gattin[64]: „Koreff ist gänzlich aus dem Sattel gehoben, und man hört jetzt am Tische nur über Juden schmähen und witzeln."

Im Herbst 1821 erreichte die Hähnel (die sich, wie weiland die Lichtenau, inzwischen pro forma hatte verehelichen müssen, aber als „Pflegerin" Hardenbergs im Hause blieb), daß die Fürstin und Koreff veranlaßt wurden, Berlin zu verlassen; Pückler, der für sich und seine Frau daraus Capital zu schlagen hoffte, leistete dabei hülfreiche Hand, und zwar mit solcher Verschlagenheit, daß seine beiden Opfer ihm noch lebhaften Dank wußten[65].

Nachdem Hoffmann im Sommer 1821 seines verhaßten Nebenamtes als Demagogenrichter ledig geworden war[66], stellte er im Herbst des Jahres im dritten und vierten Abschnitt der 'Lebens-Ansichten des Katers Murr' die gegenwärtigen Berliner Zustände in leichter Verhüllung dar. Wie wir an anderem Orte[67] dargethan haben, schildert der dritte Abschnitt im wesentlichen unverkennbar die Verfolgung der Burschenschafter; mit den „kleinen wedelnden, schmatzenden, sich niedlich gebehrdenden" Spitzen sind Tzschoppe

60. Briefw. V 299 f.
61. S. o. S. 613 unten.
62. In unserem Bd. I S. 271 Z. 8—12.
63. bei H. = wunderlichen: s. o. S. 147 Z. 7 v. u. des Textes.
64. Briefw. V 300 Mitte.
65. Briefw. V 300 vorletzter Absatz, namentlich aber S. 354—359, vom 19.—23. Sept. (besonders schlagend der letzte Brief, S. 358 f). Die Assing hat diese vier Briefe unter das Jahr 1822 gestellt, den Irrthum aber in einer Note S. 354 noch selbst berichtigt. Für das Einzelne sind zu vergleichen VII 77—127, bes. die zärtlichen Briefe der Hähnel an ihren „anmuthigen, holden, engelgleichen Pücklerino"; für die gesammte Situation der Familie Hardenberg endlich die erbaulichen Mittheilungen, die Pücklers geschiedene Frau während dessen englischer Reise 1827 in Berlin Varnhagen machte und die die Assing in ihre Pückler-Biographie aufgenommen hat (das. I 196—204, bes. 202).
66. S. o. S. 439 oben; dazu den 1. Abs. des 70. Bfs an Hippel Bd. I S. 269/70.
67. 1908 im Nachwort zum 'Meister Floh', S. 234/37.

und seine Genossen gemeint. Wenn man dann im vierten Abschnitt die Schilderung liest, die der Pudel Ponto von seinem neuen Herrn, dem Baron Alzibiades von Wipp macht, und wenn man damit den oben mitgetheilten Tagesplan unseres Grafen vom 9. März 1820 und seine sonstigen Bekenntnisse vergleicht, so kann man auf die Vermuthung kommen, daß dieser für den Baron sowohl wie für den Pudel Modell gestanden. Indeß soll das keineswegs behauptet werden; es gab ja noch recht viel mehr Leute dieses Schlages in Berlin.

[1822.]

Jedenfalls scheint Hoffmann Pücklern gegenüber ein gutes Gewissen gehabt zu haben. Den politischen Satiren in 'Murrs Ansichten' waren im December 1821 die im 'Meister Floh' gefolgt[68], und Schuckmann hatte daraufhin am 5. Februar 1822 Hardenberg nahegelegt, Hoffmann nach Insterburg zu versetzen (s. o. S. 495 Mitte). Darauf wandte der Bedrohte sich am 8. vom Krankenbette aus durch Hippel an Pückler mit der Bitte, beim Staatskanzler für ihn zu interveniren und demselben die Streichung der incriminirten Einlagen anzubieten (s. Bd. I S. 274). Pückler weigerte sich jedoch in einer Art, die ihm Hippel noch Jahrzehnte lang nachgetragen hat (s. ebenda S. 275 Note und S. 278 unten); er überließ dieses Feld völlig dem Landsmann Tzschoppe, der mit wahrer Leidenschaft gegen Hoffmann hetzte (s. im vorliegenden Bande S. 496/97 und 503).

Im April 1822 reiste Koreff endlich ab[69]; am 7. Juni (also in Hoffmanns Sterbemonat), konnte Pückler seiner Frau die Mittheilung machen[70], daß in vierzehn Tagen — zwar kein Ernennungspatent, aber ein Fürstendiplom n Muskau eintreffen und abermals vierzehn Tage später die erstrebte Entschädigung gezahlt werden würde; die nächsten Wochen beschäftigte er sich mit dem Entwerfen des Wappens, das mit seinen 8 Feldern und 5 Helmzierden in allen Farben des Regenbogens strahlte[71]. Am Tage der Beerdigung

68. S. unsere Ausg. S. 238/42.
69. S. o. Nr. 263 m. Note 1 (S. 478f).
70. Briefw. V S. 330.
71. Ebenda S. 332f. 337. — Ein bis zwei Wermuthstropfen fanden sich dann doch in dem Freudenbecher. Friedrich II. hatte 1741 die Standesherrschaft Carolath-Beuthen zum Fürstenthum und den Grafen von Schönaich zum Fürsten desselben erhoben; unser Pückler hatte geglaubt, er werde in gleicher Weise den Titel „Fürst von Muskau" neben seinen alten Namen (Graf von Pückler und Baron von Groditz) erhalten (17. und 26. Juni: a. a. O. 336. 338). Er wurde dann aber weniger pittoresk „Fürst von Pückler-Muskau" benannt; auch das Prädicat „Durchlaucht" wurde ihm zu seinem Kummer wiederholt bestritten, sowohl unter Friedrich Wilhelm III. wie unter dessen Nachfolger. 26. Jan. 1825 schreibt er der Gattin: „Es ist allerdings eine kleine Perfidie Deines Vaters gewesen, sowohl den Titel Durchlaucht, als die Benennung Muskau's als Fürstenthum ausdrücklich [gemeint wohl: absichtlich] im Patent wegzulassen" (Briefw. VI 260 Mitte).

Hoffmanns, dem 28. Juni, gab Hardenberg ein kleines Herren-Diner, um zwei anderen Fürsten und vier Grafen in hohen Staatsstellungen den Schwiegersohn als Fürsten vorzustellen: aber die Hälfte der Gäste ignorirte ostentativ den Gefeierten, soweit es irgend möglich war, sodaß der Gastgeber selbst unsicher wurde und sich seiner Protection schämte: „la froideur des autres le refroidit aussi pour moi" muß Pückler beklommen constatiren[72].

Die alte Leidenschaft für Helmine war unter den Sorgen der letzten Jahre zurückgetreten, zumal Helminens Gesundheit dauernd zu wünschen übrig ließ, und wandelte sich langsam in eine Art väterlichen Mitleides[73]. Mitte November 1821 hatte Pückler, den Helmine im Mai bei einem Abschied zum Teufel gewünscht[74], zum ersten Male erklärt[75]: „glaube doch nicht, daß ich etwas der Heirath in den Weg legen werde." Immerhin hatte er ein unbehagliches Gefühl, als Lucie dann zu Neujahr 1822 einen Brief an Helmine eröffnet hatte[76], und noch ärgerlicher wurde er, als ein halbes Jahr darauf sich das wiederholte. In seinem Briefe vom 14. Juli bedauert er[77], Lucie „um nichts besser als dies jammervolle Ding selbst zu finden, die alle Briefe erbricht, deren sie habhaft werden kann". Lucie solle doch „den höchst ordinairen Liebesjargon, den man ... in solchen Verhältnissen ... schreiben muß, ... ohne viel dabei zu denken" nicht „für Gott weiß was für ein tiefes Gefühl" ansehen und sich „ganz ohne Noth" darüber bekümmern. Da sie aber einmal ihre Nase hineingesteckt, sendet er ihr auch — Helminens Briefe an ihn! Immerhin war Luciens Interesse für diese Correspondenz nicht unberechtigt. Ende Juli war Pückler, der sich ganz als Mitglied des Hardenberg-Hähnelschen Haushalts fühlte, eine oder zwei Wochen lang „als der Gast" seiner Frau in Muskau; danach, um den 1. August[78] schreibt er ihr in einem Dankbrief, daß dieser Besuch „zu den ungetrübtesten und süßesten Erinnerungen seines Lebens gehören würde, wenn Helmina garnicht in Muskau gewesen, und ihre und des reuigen Lou [= Pückler] Schuld die heitern Tage nicht getrübt und den Stachel der Reue im Herzen zurückgelassen hätten!"

Anfang September bot der Staatskanzler dem ewig sollicitirenden Schwiegersohn an, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten Grafen von Bernstorff als Volontair auf den Congreß zu begleiten, der demnächst zu Verona stattfinden sollte; Pückler sollte sich „auf diese Art gewissermaßen zur diplomatischen Carrière vorbereiten."[79] Dieser Vorschlag war freilich nichts für unsern grand seigneur, der in seinen Träumen stets nur repräsentirte und Untergebene für sich arbeiten ließ.[80] Er lehnte es also entschieden ab, „als Attaché von Bernstorff von unten auf den Dienst anzufangen"[81]. Da jedoch

72. Briefw. V 338/39.

73. Ebenda S. 224. 246/47. 261. 264. Ein kleiner Rückfall S. 285. Gleichgültig wieder S. 289, fürsorglich-mitleidsvoll S. 294, 323 unten, 324 oben.

74. Ebenda S. 299.

75. Ebenda S. 302.

76. Ebenda S. 307.

77. Ebenda S. 342 f.

78. Ebenda S. 317. Von der Assing ins Frühjahr gestellt; die Zeit ergiebt sich aus den Briefen vorher (S. 341 Mitte und 343 Mitte) und nachher (S. 344).

79. Ebenda S. 351 unten.

80. Vgl. bes. Briefw. IV 293/94.

81. Briefw. V 319 Mitte. Dieser wie der folgende Brief vom 16. und 17. Sept. ist von der Assing unter den Mai gestellt!

Hardenberg inzwischen den Befehl erhalten hatte, selbst jenen Congreß zu besuchen, so bat ihn Pückler in Erinnerung an die Aachener Tage dringend, er möge ihn in seinem eigenen Gefolge dorthin mitnehmen. Das lehnte jedoch Hardenberg am 15 September kategorisch ab[82]; gegen Schluß des Briefes schreibt er: „Noch einmal, liebster Pückler, begnüge Dich mit den glücklichen Privatverhältnissen, in denen ich mit Dir und der lieben, guten Lucie stehe." Dagegen stellte er dann von Wien aus seiner Friederike anheim, ihm nachzureisen: wie diese vorm Jahr ihren Meister Koreff und Hardenbergs Frau überwunden hatte, so erwies sie sich jetzt auch stärker als der neunmalkluge Pückler und Hardenbergs Tochter[83].

So erhielt Pückler zwar kein Amt, aber — was ihm vielleicht noch lieber war — einen leeren Titel (das Diplom datirt vom 10. Juni; die Rechnung dafür, auf viertausend Thaler [12000 Mark] lautend, wurde Pücklern am 29. präsentirt[84]) und die Aussicht auf eine größere Summe Geldes. Eine Sanirung seiner verfahrenen Verhältnisse konnte er sich freilich nicht davon versprechen: am Tage nach Hoffmanns Tode schreibt er der Gattin[85]: „Jordan hat wohl Recht gehabt, wenn er sagte: 'Da sind ein Paar zusammengekommen, die gut zu wirthschaften verstehen!' Das Geld ist wirklich bei uns, wie Wasser auf einen heißen Stein. Wasser und Brod wird wohl am Ende allein noch übrig bleiben."

III. Pückler und Helmine nach Hardenbergs Tode.

In der That nahm das Verhängniß seinen Gang. Hardenberg starb in Gegenwart der Hähnel zu Genua am 26. November 1822, fünf Monate nach Hoffmann. Auf der ganzen Reise hatte er des Ehepaares Pückler „nie gedacht! Weder im Leben noch im Sterben!", wie der verwaiste Schwiegersohn klagt, dem nun alle Felle weggeschwommen waren[1]. Um den 10. December konnte er, der auf die Trauerpost hin sogleich nach Berlin geeilt war, der Gattin einen kleinen Lichtblick geben[2]: „Unsere 20000 Thaler sind heute endlich gezahlt ... Die

82. Ebenda S. 352/54.

83. Sie ging später nach Rom, wurde katholisch und starb 1871, nach Pückler, im Besitze großer Reichthümer; sie war innig befreundet mit dem Cardinal Fesch und dem Jesuitenpater Beckx (Briefw. VII 140). Pückler schreibt noch als 70jähriger schaudernd von ihr: „*Je n'ai rencontré que deux monstres de femmes pareilles dans ma vie, et j'en frisonne encore toutes les fois que j'y pense.*" (Ebenda S. 145 unten.)

84. Briefw. V 339 oben.

85. Ebenda S. 337/38.

III.

1. 23. Dec. (V 377), nach dem Berichte des Geh. Ob.-Med.-Rathes Dr. Rust. Ueber Hardenbergs letzte Lebenswochen (vom 15. Oct. an) s. im übrigen Rust's sehr ausführlichen Bericht an die Fürstin Pückler vom 2. Dec. (bei der Assing V 363—375).

2. Briefw. V 362 Mitte. Pückler erfuhr Hardenbergs Tod erst durch einen Brief seines Berliner Notars, des Justizraths Kunowsky, vom 7. Dec. (VI 467/69)!

Hälfte davon ist aber leider schon hin". Am 23. stöhnt er jedoch[3]: „Ich kann es mir nicht verbergen, daß ich höchstwahrscheinlich jetzt 100 000 Thaler ... in meiner Hand hätte, wenn ich ... vierzehn Tage früher in Berlin war, ehe Dein Vater die Augen schloß". Dann geht der Briefschreiber jedoch wohlgemuth auf eine neue Livree für einen Pagen über, die noch zu ändern ist, und fährt fort[4]: „Alle übrigen Veränderungen sind gemacht. Neue Offizianten und Livreeknöpfe, die Epauletten, Schlösser und Geschirre mit den neuen Kronen versehen. Noch einmal können wir den Bettelfürsten in vollem Glanze repräsentiren, ehe vielleicht die Fürstenkrone auf dem Tröbel verkauft wird."

Um das zu verhüten, bot die verarmte, enterbte und nunmehr endgültig jedes Einflusses baare Frau am 31. Oktober 1823 großmüthig Pücklern die Scheidung an[5]; nach längerem Sträuben ging dieser darauf ein.

1824 verlobte sich Helmine Lanzendorf, anscheinend nur um überhaupt einen Mann zu bekommen, mit einem vermögenslosen Officier, dem ihr gleichaltrigen Lieutenant Hans von Blücher aus dem Hause Gorschendorf, der in Beuthen an der Oder, also im Gebiete des Fürsten zu Carolath-Beuthen, bei der dritten Schwadron des 1. Ulanen-Regiments stand[6]. Auf die Bitte ihrer Pflegeschwester, der Fürstin, adelte der König sie als Braut am 24. September — zwar nicht, wie die Pflegemutter gewünscht, als Gräfin von Branitz, sondern unter Beibehaltung ihres Namens[7]. Drei Wochen nachdem ihr königlicher Verehrer in aller Heimlichkeit die (Helminen etwa gleichaltrige) Gräfin Auguste von Harrach als Fürstin von Liegnitz zu seiner Gemahlin gemacht, fand am 1. December in Muskau die Trauung des Herrn von Blücher mit dem Fräulein von Lanzendorf statt; Pückler trank auf die Gesundheit des Paares Champagner aus einem goldenen Becher und sprach dazu einen zierlichen Sechszeiler auf die Verbindung von Kraft und Reiz[8].

Blücher ließ sich bald darauf auf ein Jahr zur Lehr-Escadron nach Berlin versetzen[9]; seine Frau fuhr im Sommer nach Muskau zu ihrer Pflege-

3. Briefw. V 375 Mitte.
4. Ebenda S. 376 unten.
5. Die Assing hat das Schriftstück zuerst Biogr. I 220 f, dann Briefw. V 414/16 mitgetheilt. Im Januar 1823 hatte P. seine Schulden schon auf 500 000 Thaler = $1^1/_2$ Millionen Mark beziffert (V 381), sodaß er schreiben mußte: „Gott gebe, daß wir Branitz retten; von Muskau habe ich abstrahirt." (V 399.)
6. Er war Ostern 1817 aus dem Cadetten-Corps entlassen und 19. April des selben Jahres als Second-Lieutenant in das Regiment eingetreten: s. die Geschichte des Regiments (Potsdam 1861; von mir benutzt in dem Expl. der Hofbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn in Berlin), S. 515; vergl. auch ebenda S. 518/20.
7. Varnhagen bei der Assing, Biogr. II 234; ebenso Kneschke V 398.
8. Briefw. VI 480; Tag nach dem Gothaischen Tb. Wegen der Fürstin Liegnitz s. o. S. 601 Note 5.
9. Rangliste für 1825, S. 109. 127. Fehlt in der (Note 6 genannten) Rgts.-Gesch.: müßte dort S. 544 oder 546 stehn.

mutter, um dort ihre Niederkunft abzuwarten. Ihrer am 14. August 1825 geborenen Tochter ließ sie die vier Namen Caroline Auguste Adelheid Lucie geben — die ersten beiden waren wohl dem verstorbenen Staatskanzler zu Ehren gewählt, dem Fürsten Karl August von Hardenberg, die letzten beiden offenbar nach der Pflegeschwester und der Pflegemutter.

Pückler, der doch gewiß keine moralischen Vorurtheile hatte, scheint immerhin das Bewußtsein gehabt haben, Helminen durch den Verbrauch von Luciens Vermögen und namentlich durch die Verhinderung an einer rechtzeitigen Heirath eine nicht gut zu machende Schädigung zugefügt zu haben. Mit besonderer Rührung gedachte er ihrer im Anfange des Jahres 1826. Am 10. Januar kaufte er in Berlin einen Gürtel für sie[10] und schrieb ihr ein Billetchen in verliebtem Tone dazu; am 20. schrieb er seiner Frau, die beides Helminen eingehändigt hatte[11]:

> An die arme Helmine denke ich nicht anders als mit Freundschaft und einem gewissen Gefühle, daß ich sie nie verlassen darf. Von Liebe ist nicht mehr die Rede, obgleich ich ihre Eitelkeit zu vergnügen den alten Ton beibehalte.

Nachdem er zehn Tage später durch Benecke's[12] Bankrott 12 000 Thaler verloren hatte[13], schrieb er am 18. Februar der Gattin[14]: „Wir haben auch beide genug gelitten, um nun etwas Sonnenschein zu verdienen. Und im Grunde thaten wir in dieser Zeit (meine Sünde gegen Helmine ausgenommen) niemandem etwas zu Leide, und vielen Gutes. Also à tout prendre waren wir nicht die schlechtesten Kinder unseres Herrgotts". — In den selben Tagen bereitete er Hof und Gesellschaft auf seine Ehescheidung vor, die dann am 20. März, zwanzig Tage vor dem 50. Geburtstag der Fürstin, gerichtlich ausgesprochen wurde. Vorher jedoch, am 24. Februar, war er wieder nach Muskau zurückgefahren, wo er bis zum September mit Lucien zusammenblieb; nur die erste Hälfte des Juni verbrachte er in Dresden, anscheinend um einem Besuche Helminens aus dem Wege zu gehn[15].

Am 7. September nahm er von Lucie Abschied, in der abenteuerlichen Absicht, eine reiche Erbin in England zu suchen. Vom 12. bis zum 17. machte er in Weimar Station[16]: am 13. widmete er sich seinem „alten Chef", dem Großherzog; am Abend des 14. machte er Goethen seine Aufwartung; den 15. verbrachte er theils beim Erbgroßherzog im Schloß Belvedere, theils mit Goethens Schwiegertochter bei Müller von Gerstenbergk; den 16. endlich verplauderte er bei seinem alten Freunde Spiegel[17], unterließ es aber nicht, am selben Tage

---

10. Briefw. VI 302.
11. Ebenda S. 316/17.
12. S. o. S. 439 Z. 3 und S. 532 *sub* Nr. 15.
13. Briefw. VI 322/25.
14. Ebenda S. 342 oben.
15. Ebenda S. 346—357; über Helminens Besuch 348 Mitte und 352 Z. 12 und 11 v. u.
16. Ueber den Aufenthalt in Weimar, den die Assing auch in der Biogr. mit keinem Worte erwähnt, s. 'Briefe eines Verstorbenen' III 8—22.
17. S. o. S. 601 Note 7.

Goethen eine Beschreibung des von ihm in Muskau angelegten Bades mit Ansichten desselben zu übersenden; sein Portrait legte er zur freundlichen Erinnerung bei und empfahl in dem Begleitbrief dem alten Herrn etwas plump einen Versuch mit seinen heilkräftigen Moorbädern[18]. Dann ging es nach England auf die Goldsuche.

Zu Pücklers Unglück wurde aber seine Heirathsabsicht publik, und so fiel auch dieser Plan ins Wasser. Am 29. Januar 1828 hatte unser Glücksritter in aller Naivetät den König ersucht, er möge ihm doch schleunigst den Generalsrang oder den Rothen Adler-Orden I. Classe verleihen, damit er sicherer eine reiche Engländerin fände; vermuthlich hat der Generaladjutant, dem Pückler den dreisten Brief sandte, ihn dem Könige garnicht eingehändigt[19]. Nachdem schließlich auch Henriette Sontag, die Pückler in London getroffen, ihm im Mai 1828 einen Korb gegeben[20], kehrte der fahrende Freier am 10. Februar 1829 über Paris heim zu seiner früheren Frau. Er hatte dieser seiner Vertrauten auch während der Reise ausführliche Berichte gesandt, lückenlos und rücksichtslos wie ein Tagebuch. So vielfach diese Briefe die Adressatin kränken mußten, die doch kein geschlechtsloses Wesen war, so hübsch lesen sie sich für einen unbefangenen Dritten. Um nun doch etwas von der $2^1/_2$jährigen Reise zu profitiren, beschloß Pückler — angeblich auf den Rath des befreundeten Ehepaars Varnhagen — diese Schilderungen, wenn auch mit Auslassung des Persönlichsten und mit Verdeckung der Namen, zu veröffentlichen. Schon 1808 hatte er eine Serie von 27 Reisebriefen drucken lassen wollen[21]; 21 Jahre später unterschrieb er jetzt — am 30. October 1829, seinem 44. Geburtstage — das Vorwort zu seiner ersten Publication, dem dritten und vierten Dutzend der 'Briefe eines Verstorbenen'. Denn ähnlich wie Hoffmann es mit den Fragmenten der Biographie Kreislers gemacht, ließ er die zweite Hälfte der Briefe zuerst erscheinen, und wie Hoffmann in den **Kreislerianis**, den Elixieren und sonst gethan, gab er sich als bloßen Herausgeber von Nachlaßpapieren.

Die beiden Bände erschienen im Juli 1830[22], und zwar, wie wir bereits im Eingang dieses Intermezzos sagten, bei Friedrich Gottlob Franckh in München. Wie es sich denken läßt, ging die Publication zunächst völlig unter in der Erregung über die Pariser Julirevolution[23], wurde aber alsbald flott

---

18. Briefw. VI 490 f.
19. Briefw. VII 249/53.
20. Briefw. VI 394/99. 403/05. 417/19. 432 f = Biogr. I 234/38.
21. Briefw. II 1—289.
22. S. Pücklers Begleitbrief vom 16. Juli an seine Cousine Auguste Charlotte geb. von Schönberg, verwittwete Gräfin von Lynar, geschiedene Gräfin von Kielmannsegge auf Pöring (1777—1863; nicht ihre Tochter Natalie, wie die Assing angiebt), die schöne Antwort der Empfängerin vom 20. Aug., Pücklers Replik vom 5. Sept. und die Duplik der Gräfin vom 31. Oct.: Briefw. VII 302 f. 309/11. 328/30.
23. Briefw. VII 187 (drittletzter Absatz) und 194 oben.

gemacht durch Recensionen Varnhagens und Goethes, denen dann Heine (im Vorwort zum IV. Theil seiner eigenen Reisebilder) beistimmte. — Pückler erlebte die Morgenröthe seines Ruhmes in Berlin, wo er sich den ganzen August und den halben September über aufhielt[24]. Er sandte die beiden Bände nur wenigen Bekannten, auf deren Discretion er sich verließ; Helmine erhielt statt dessen ein schönes seidenes Halstuch, für das sie dem „lieben Stiefpapu" unterm 29. August aus Carolath dankt[25]. Sie schreibt in dem Briefe weiter:

> Ich armes, verlassenes Kind bin ohnehin so stiefmütterlich vom harten Schicksal behandelt und versorgt worden — vielleicht ergeht es mir jenseits des Grabes besser ... Weißt Du wohl, daß ich mir oftmals wie ein armes, heimathloses, fremdes Kind vorkomme, und ich gar schmerzlich empfinde, wie ich eigentlich so recht niemand angehöre .... Denkt denn nicht Jeder nur an sich [von denen,] die ich so gern als meine Verwandten betrachte ...

Sie klagt dann, daß sie zu keiner der Reisen mitgenommen wird, die Pflegemutter und -Schwester planen.

Gegen Herbstanfang fuhr Pückler nach Muskau zurück, wo er als Gäste Helminen mit ihrem fünfjährigen Töchterchen fand. Die Fürstin fuhr bald darauf nach Berlin und nahm Helminen mit, während Pückler die kleine Lucie väterlich oder großväterlich betreute. Helmine dankt ihm dafür von Berlin aus am 30. October[26]; sie wünscht ihm Glück zum neuen Lebensjahr und hofft, ihn bald in Berlin zu sehen, „denn Du bist doch der Interessanteste, den ich kenne."

Wirklich fuhr Pückler Anfang November nach Berlin[27], um dort den ganzen Winter zu bleiben. Helmine erwies sich, nach den folgenden Briefen zu schließen, diesmal im ganzen als spröde.

Franckh hatte als Verleger am Schlusse des zweiten Bandes (S. 397) bemerkt: „Wir hoffen nächstens den dritten und vierten Band (oder vielmehr den 1ten und 2ten, vide die Vorrede) dieses geistreichen Buches der Welt vorlegen zu dürfen." In der That war Pückler Mitte October 1830 in Muskau mit dem dritten Bande völlig ins reine gekommen[28] und unterzeichnete dann in Berlin am 1. März 1831 das Vorwort zu den „zwei letzt-ersten Theilen".

Vierzehn Tage darauf fuhr er mit Helminen zusammen ab. Die junge Frau klagte über die schlechte Fahrt; Pückler hörte das bequem im Winkel sitzend ohne ein Zeichen der Theilnahme an[29]. In Krossen erwartete die kleine Lucie mit ihrer Erzieherin ihre Mutter; Pückler schenkte der Kleinen zwei Puppen, die er in Berlin für sie gekauft, verabschiedete sich dann aber, da auch er sich aufs Coquettiren verstand[30], „ziemlich kalt und gleichgültig" von Helminen und suchte

24. Ebenda S. 175—202.
25. Ebenda S. 307/09.
26. Ebenda S. 325 f.
27. Ebenda S. 210/11. 331.
28. Ebenda S. 206.
29. Ebenda S. 367 unten.
30. Die französische Romanschriftstellerin Sophie Gay geb. Nichault de la Valette (1776—1852), in deren Aachner Salon Pückler gern verkehrte, hatte ihm dort am 13. Oct. 1818 nach län-

einen anderen Gasthof auf. Wie er erwartet hatte, sandte ihm Helmine noch am selben Abend um 9 vom Bett aus einen Abschiedsgruß[31]:

> Mir ist so wehmüthig ums Herz, daß ich nur mit Mühe meine Thränen zurückhalte, und nur in diesen Zeilen der beklommenen Brust Luft machen kann, indem ich Dir noch einmal Lebewohl zurufe, lieber Hermann! Schon schläft mein theures Kind neben mir, welches noch zuvor, ehe es einschlief, sehr liebenswürdig und zärtlich für mich war, und sehr niedlich mit gefaltenen Händchen seine frommen Gebete hersagte; ich selbst liege auch bereits auf meinem Lager, von wo aus ich Dir diese wenigen Zeilen schreibe, denn ich bin so traurig über den Abschied von Dir, als hätte ich Dich zum letztenmal in meinen Leben gesehen! Denn Du weißt, daß man ein Gut oft erst alsdann recht zu schätzen weiß — wenn es von einem flieht.

Am nächsten Morgen um 5 fuhr sie mit der Kleinen weiter „nach dem öden, traurigen Beuthen"; Pückler fuhr auf „schrecklichen Wegen" über Sommerfeld nach Muskau. Von dort schrieb er am 19. Helminen einen neckenden Brief[32]: oft denke er seiner kleinen Teufelin nud sehne sich, von ihr maltraitirt zu werden. Zum Schluß heißt es

> Nun, kleiner Teufel (ein Kleiner von den Meinen, wie Mephistopheles sagt), lebe wohl, küsse dein Früchtchen von mir ...
>
> Satan, Dein Herr, behüte und bewahre Dich, geliebte Seelenlose, und schenke Dir viel Geld, welches, glaube ich, hinlänglich wäre, uns Beide glücklich zu machen, da unsere Eitelkeit uns glauben läßt, daß uns sonst nichts fehlt, und unsere Gefühllosigkeit von anderen schwärmerischen Genüssen sich keinen rechten Begriff macht. **Quand on a le malheur d'être née diablesse, il est très-difficile de devenir un ange: mais tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux.**

Am 26. März antwortet Helmine in einem längeren Briefe aus Beuthen[33]. Sie schildert ihre Fahrt dorthin und ihr langweiliges Strohwittwenleben; wehmüthig denkt sie an den Aufenthalt in Berlin zurück, doch liegt die Zeit wie ein Traum hinter ihr:

> Manches erscheint mir jetzt unglaublich nnd unerhört, was sich dort in der letzten Zeit zugetragen hat, besonders, daß ich ein so lang bewahrtes Geheimniß dem C. mittheilen konnte — ich glaube nicht recht bei Sinnen in der Zeit gewesen zu sein, indem es mir doch sehr gewagt vorkommt.
>
> Ich erhielt auch vor einigen Tagen einen recht lamentablen Brief von meinem armen guten Mann, der nun 30 Meilen weit von hier,

---

gerem Umgang gesagt, er sei „viermal mehr coquet als die coquetteste Frau" (Briefw. V 164 oben).

31. Ebenda S. 357 f.
32. Ebenda S. 359 f.
33. Ebenda S. 367/69.

> nahe bei Kalisch steht und mit Unwohlsein und mancherlei Noth auch sonst noch zu kämpfen hat — hauptsächlich auch an Geldmangel leidet; ich schickte Blücher [sic] daher sogleich meine ganze kleine Baarschaft, welche ich von Berlin mitnahm . . .
>
> . . . Ich träume mich hier ganz in meine Unschuldswelt zurück, da ich gegenwärtig keinen bösen Versuchungen in meiner stillen Häuslichkeit ausgesetzt bin . . .

Sie bittet dann um die 'Briefe eines Verstorbenen' und schließt mit dem Gruße

> Adieu, theurer Luzifer und Rathgeber aller armen Teufelchen;

sie versichert ihn ihrer „treuen, aufrichtigen schwesterlichen Gesinnung".

In der That war das Ulanenregiment, dem Helminens Gatte angehörte, in diesem Jahre dauernd unterwegs, um die Grenzen gegen die Polen und (nach Rust's System) gegen die Cholera zu behüten. Blücher trat jetzt zur 2. Escadron über, die Ende des Jahres nach Militsch verlegt wurde[34]. Da diese Stadt doppelt so weit von Muskau entfernt ist wie Beuthen, so hörte der regelmäßige Verkehr zwischen Pücklers und Blüchers nun auf, wie Helmine das in ihrem Krossener Abschiedsbriefe ahnend ausgesprochen hatte. — Als alter Mann schreibt Pückler in einem brieflichen Rückblick auf seine Beziehungen zu Helminen in den Jahren 1816—1831[35]:

> Sie war ein sechzehnjähriges Mädchen und ich 32 Jahre alt, als diese Bekanntschaft begann. Sie dauerte fünfzehn Jahre, und in der Mitte dieser Zeit mußte sich das Mädchen verheirathen, unsere Kameradschaft blieb aber dieselbe. Mehr kann ich über diese Verbindung nicht schreiben, denn es ruht mehr als ein wichtiges Geheimniß darüber. Nur so viel kann ich noch hinzusetzen: dies sylphidenartige Geschöpf war eine Hebe Raphaels, und später das Ebenbild der berühmten knieenden kleinen Venus.

Mit dem Erscheinen der beiden „letzt-ersten" Bände des „Verstorbenen" hatte es noch gute Weile: Franckh machte Bankrott, wie Pückler am 24. Juli 1831 an Varnhagen meldet[36]; der Stuttgarter Kaufmann Louis Hallberger[37] — vermuthlich einer seiner Gläubiger — erwarb die Masse und erntete, was Franckh gesät hatte. Der dritte und der vierte Band der Briefe, also die Nummern 1—24, erschienen zusammen mit der 2. Auflage der beiden ersten Bände Ende November in der „Hallberger'schen vormals Franckh'schen Verlagshandlung", also etwa zu der selben Zeit, in der Franckhs anderer Nachfolger Brodhag seine Hoffmann-Auswahl vollendete. Ein Exemplar sandte Pückler —

34. Zunächst nur provisorisch; am 1. Juli 1833 wurde dann Militsch dem Regiment zur dauernden Garnison angewiesen. Vgl. die in Note 6 genannte Rgts.-Gesch. S. 554 f. 560—568 (bes. 566). 571.

35. Biogr. I 183 unten.

36. Briefw. III 54 Mitte.

37. ADB 10, 418. Erst nach dem Erwerbe von Franckhs Verlag erlernte der bereits 35-jährige Kaufmann den Buchhandel bei Paul Neff in Stuttgart.

zwar nicht Helminen, wohl aber Goethen[38], er dankt nachträglich für die wohlwollende Recension, entschuldigt die „kleine Eitelkeit", die ihn veranlaßt habe auch den Bericht über seinen Besuch vom 14. September 1826 in den III. Band mit aufzunehmen, und bittet um einige briefliche Worte zur Beruhigung darüber. Goethe antwortete am 5. Januar 1832[39]: er giebt einigem Entsetzen über das Hineinziehen seiner Person Ausdruck, äußert sich jedoch im übrigen wohlwollend und schließt in seinem bekannten Altersstil „Als treusten und bequemsten Reisegefährten indessen hochachtungsvoll sich unterzeichnend allerbestens empfohlen zu sein wünscht J. W. Goethe." (Wir glaubten diese an sich belanglose Correspondenz hier erwähnen zu dürfen, weil sie erschütternd die Kürze von Hoffmanns Leben vor Augen führt: als Hoffmann zur Welt kam, war Goethe bereits als Carl Augusts Freund in Weimar und hatte die ganze wunderbare Schöpfung seiner Jugend (Götz, Werther, Ur-Faust) abgeschlossen hinter sich liegen — und der selbe Goethe hat dann unseren Dichter fast um zehn Jahre überlebt. Hoffmann aber mußte — wie vor ihm Schiller, nach ihm Nietzsche — auf der Höhe des Lebens, in der Mitte der vierziger Jahre die Feder aus der Hand legen.)

Pückler glaubte jetzt seinen Lebensberuf gefunden zu haben, nämlich den Beruf, der ihm im Gegensatz zu seinen noblen Passionen für Landschaftsgärtnerei, Pferde, Spiel und feine Küche Geld einbrachte. Er wurde zwar nicht Diplomat, aber Unterhaltungsschriftsteller. Aber die lebendige Frische, die leichte, oft schnöde Heiterkeit, die nachtwandlerische Sicherheit des Ausdrucks, die seine Briefe auszeichnete, machte einer quälenden Befangenheit und Unsicherheit Platz, sobald er nicht für einen individuellen Leser sondern für ein anonymes Publicum schrieb: als er geistreich sein wollte, hörte er auf es zu sein. — Seinen Umgang wählte er der neuen Situation entsprechend: wie er in seiner politischen Streberzeit unbesehen jedem bis zum Ekel den Hof gemacht, von dem er irgendwie Förderung erwarten konnte, so that er es hinfort mit jedem, der ihm durch Recensionen oder anderes öffentliches Lob nutzen konnte; niemand der Art war sicher davor, privatim oder öffentlich laut von ihm beschmeichelt zu werden.

Zunächst arbeitete er Jahre lang an Erzählungen und Erinnerungen, Aufsätzen und Aphorismen, die er in einer mehrbändigen Sammlung herausgeben wollte. Aber noch ehe er damit fertig war, beschloß er, sich künftig wieder der Reiseschriftstellerei, besonders über das Ausland zuzuwenden. Um Material dafür zu sammeln, wollte er Deutschland auf einige Jahre verlassen und meldete sich in seiner Eigenschaft als Landwehr-Oberst am 22. April 1833 beim Könige ab; er wiederholte dabei die Bitte, ihn mit dem Generalsrang zu schmücken[40]. Die ihm unerwartete, aber höchst berechtigte Antwort war, daß er im Juni durch Cabinetsordre den Abschied aus der Landwehr erhielt mit dem bloßen Charakter als Generalmajor[41].

38. Briefw. VII 380 f.
39. Ebenda S. 388 f.
40. Briefw. VIII 335.
41. Ebenda 180 unten, 181 unten, 186 Mitte, 206 unten, 336/38, 344.

Im folgenden Monat schreibt er seiner ehemaligen Frau: „Bedenk', ... daß ich ein Schriftsteller für Geld geworden bin ... Und gebe ich mir nicht unsägliche Mühe, so wird es schlecht, und eine Quelle versiegt, die mir vielleicht zur Existenz nöthig wird!"[42] — Ende Februar 1834[43] erschienen endlich, bei Hallberger, die ersten beiden Bände seiner lange bebrüteten Sammlung; der Titel lautete 'Tutti frutti. Aus den Papieren des Verstorbenen.' Eins seiner Freiexemplare sandte Pückler nach Militsch an Helmine, die ja bei den 'Briefen eines Verstorbenen' leer ausgegangen war. Sie dankte ihrem „lieben Hermann" am 25. März 1834[44]; der Brief bemüht sich, den neckend-zärtlichen Ton von früher anfrechtzuerhalten, man fühlt aber, daß sie innerlich dem „Lucifer" entglitten ist.

Im Mai 1834 verreiste Pückler auf eine Reihe von Jahren; Lucie und Helmine sah er erst im September 1840 in Muskau wieder[45].

---

42. Briefw. VIII 195 f. Vorher, 10. Febr., hatte er seiner Mutter geschrieben: „ich werde bald vom Schriftstellern leben müssen." (Ebenda S. 325.) 1839 seufzt er: „Wäre ich nur das Schriftstellern los ... Es ... absorbirt alles. Zum Genuß kann ich nirgends kommen, sondern nur zu seiner Beschreibung." (Biogr. II 108.)
43. Briefw. III 198.
44. Briefw. VIII 406 f.
45. Biogr. II 180. — Blücher, der 14. Juni 1833 zum Premier-Lieutenant befördert worden war, wurde 26. Febr. 1835 dem 1. Kür.-Rgt. zu Breslau aggregirt (Rgts.-Gesch. S. 579; Rangl. f. 1835 S. 131 und 151); 1841/42 avancirte er daselbst zum Rittmeister. — Am 18. Juni 1846 starb Helmine zu Breslau in den Armen ihrer Pflegemutter an einer schmerzhaften unheilbaren Krankheit (Biogr. II 233); sie hat genau dasselbe Alter wie Hoffmann erreicht. (Der Wittwer nahm dann als Major den Abschied und zog mit seinem einzigen Kinde, der schon genannten Lucie, nach Dresden, wo er am 9. Mai 1861 als letztes männliches Mitglied des Hauses Gorschendorf starb. Lucie hatte daselbst 1853 den Grafen Karl Allwill zu Solms und Tecklenburg (aus einer Nebenlinie des Laubacher Hauses) geheirathet; sie wurde 1876 Wittwe und soll noch am Leben sein. — Diese und die anderen bisher nicht belegten Daten meistens aus dem Artikel Blücher im Gothaischen Genealogischen Taschenbuch der Uradeligen Häuser, der allerdings — Muskau als Helminens Geburtsort angiebt und von ihrem Tode garnichts mittheilt.)

Pückler hatte schon vor Helminens Tode (1845), um im sechzigsten Lebensjahre endlich aus den Schulden herauszukommen, die *ci-devant* Callenbergische Standesherrschaft aufgegeben und war für das Ende seines Lebens auf die Klitsche seiner Väter bei Kottbus gezogen; der Fürstentitel war damit vollends inhaltslos geworden.



(Das ganze Bild, verkleinert)



(Ausschnitt in Originalgröße:
das einzige bekannte Selbstportrait Hoffmanns aus seiner Jugend)

Die Fantasie erscheint Hoffmann zum Troste

Gouache des jungen Hoffmann

Zugabe:
Charlotte Reimann
und Hoffmanns künstlerische Huldigung für sie.

Außer Hippels Aufsatz und gelegentlichen Mittheilungen des Dichters selbst hat sich meines Wissens nur Eine Nachricht über das private Leben des jungen Hoffmann erhalten — eine mündliche Tradition, die in ihrem biographischen Werthe geringfügig, aber dafür vollkommen glaubwürdig ist. Wir bringen sie um so lieber, als sie verknüpft ist mit der einzigen Reliquie aus der reichen künstlerischen Production des jungen Hoffmann.

Ich verdanke die folgenden Angaben durchweg der Güte des Herrn Alfred Kühn zu Königsberg in Preußen; nur ein paar unwesentliche Daten sind aus G. F. Hartungs dankenswerthem Verzeichniß der Königsberger Studenten[1] hinzugefügt. Herr Kühn hat im August 1904 die damalige Besitzerin des Bildes veranlaßt, mir dasselbe zur Reproduction herzusenden, hat dann Fräulein Elise Voelsch in Königsberg um Nachrichten über das Bild ersucht und mir deren eingehende Antwort mit ausführlichen eigenen Angaben zugesandt. Sechs Jahre darauf, im September 1910, wandte ich mich noch einmal an Herrn Kühn mit einer Reihe von noch offen gebliebenen Fragen. Mein verehrter Gönner hatte abermals die Güte, sich in meinem Interesse an Fräulein Elise Voelsch zu wenden; diese gewährte wiederum Auskunft in reichem Maße (aber, wie das vorige Mal, in strenger Beschränkung auf das ihr sicher bekannte), und Herr Kühn gab ihren Brief mit weiteren wichtigen Daten aus seiner eigenen Kenntniß an mich weiter.

*

Zu dem gesellschaftlichen Bekanntenkreis des jungen Hoffmann gehörten zwei eng mit einander befreundete Mädchen, Charlotte Reimann und Jacobine Kurella. Die Demoiselle Charlotte Reimann war am 3. December 1780 als Tochter eines wohlhabenden Hutmachers in Königsberg geboren, also fast fünf Jahre jünger als Hoffmann. Sie war ein schönes, anmuthiges und gebildetes Mädchen. Jacobine Kurella war in Gumbinnen geboren als Tochter eines Beamten, der

1. Akademisches Erinnerungsbuch für die, welche in den Jahren 1787—1817 die Königsberger Universität besucht haben. Königsberg, Hartung, 1825.

dann als Kriegsrath nach Königsberg versetzt worden war[2]. Die jungen Mädchen hatten einander im Confirmationsunterricht kennen gelernt und eine Freundschaft geschlossen, die bis an den Tod währte.

Charlotte Reimann soll eine ernste Neigung zu Hoffmann gefaßt haben, die dieser jedoch, wenn überhaupt, nur kurze Zeit ernstlich erwidert haben wird: denn als Hoffmanns Liebe zu Frau Hatt sich langsam aber unwiderstehlich entwickelte — vgl. seinen Brief vom 12./13. December 1794, S. 51 Z. 7 bis 20 —, hatte Charlotte eben erst das 14. Lebensjahr vollendet. (Freilich waren die preußischen Mädchen damals anscheinend mit einer geradezu indischen Frühreife gesegnet: Jeannette Gruszczyńska wurde, wenn ihr Geburtsdatum bei Bach S. 53 stimmt, mit 13 Jahren die Braut von Hoffmanns Freund Hippel, und dessen berühmter Oheim soll gar (als 21jähriger Candidat der Theologie und Hauslehrer) sich sterblich in die achtjährige Schwester seines Zöglings verliebt haben[3].)

Wie dem auch sei, jedenfalls überreichte Hoffmann eines Tages den beiden Freundinnen, Charlotte und Jacobine, das Bild, das wir nebenstehend reproduciren, und erklärte dabei feierlich: Die Göttin Fantasie sei ihm erschienen und habe

2. Hartung nennt drei Kurellas aus Gumbinnen, die in Königsberg die Rechte studirt haben. Der erste war bestimmt ein Bruder Jacobinens, die anderen beiden offenbar ebenfalls. Im Jahre 1825 war
1) Hans Friedrich Leopold (immatriculirt im Wintersemester 1800/01) Polizeirath in Königsberg,
2) August Wilhelm Ferdinand (immatriculirt im Sommersemester 1802) Rath bei der Regierung in Magdeburg,
3) Franz Julius Joachim (ebendann immatriculirt) Oeconomie-Inspektor in Ressau bei Drengfurth.

3. Nach Ferdinand Josef Schneider, Theodor Gottlieb von Hippel in den Jahren von 1741 bis 1781 (Prag 1911), S. 97—117. Die Freiin Amalie Albertine von Schroetter, die Schneider für das Urbild von Hippels Lorchen oder Tinchen hält, war nach seinen Feststellungen im April 1754 geboren; Hippel war aber nur bis zum Sommer 1762 im Hause ihrer Eltern. „Diese Liebe war nicht ganz unerwidert, aber die Eltern entfernten ihn, wie sie es merkten" erzählte später Hippels Intimus Borowski (Schneider 98/99).

ihm die beiden Freundinnen in einem Spiegel gezeigt; der Raum rings herum sei erfüllt gewesen mit fratzenhaften Gestalten. Auf das Gebot der Göttin habe er die ganze Erscheinung mit dem Pinsel festgehalten.

Wenn die Reimann ein halbes Jahrhundert später das Blatt einer jungen Freundin zeigte, so setzte sie hinzu: Hoffmann selbst habe sich vorzüglich getroffen, und die Köpfe der Ungeheuer auf der rechten Seite des Bildes hätten eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Physiognomien von älteren Verwandten und Bekannten Hoffmanns, die wöchentlich steife und langweilige Zusammenkünfte abgehalten hätten, die sogenannten Familientage, über die die Jugend sich belustigt hätte. Besonders frappant sei in dem einen großen breiten Kopf ein dicker Onkel Hoffmanns getroffen. [Wegen der Familientage vergleiche man, was Hippel von den regelmäßigen Zusammenkünften und Berathungen der Familie erzählt (7, 31–33. 14, 23–26. 24, 7 f), und wenn man will, auch die (freilich wohl zu drei Vierteln erfundenen) köstlichen Berichte Hoffmanns über die Familienconcerte im 'Musikfeind'. Zu dem dicken Onkel vgl. oben 45, 2 f. 49, 14–16.]

* * *

Nach Hoffmanns Weggang aus Königsberg überredete man Charlotte Reimann zu einer Verlobung. Sie fühlte sich jedoch höchst unglücklich als Braut und litt seelisch, ja sogar körperlich, bis die Verbindung wieder gelöst wurde.

Jacobine Kurella verlor früh ihre Mutter und wurde dann auswärts erzogen. Sie heirathete in der Folge einen Herrn Ströbel[4]. Bis zu ihrem Tode blieb sie jedoch mit

4. Hartung nennt zwei Juristen dieses Namens:
1) Wilhelm Heinrich Daniel aus Petersburg, immatriculirt im Sommersemester 1791, 1825 Commercien- und Admiralitäts-Rath in Pillau,
2) August Carl Friedrich aus Königsberg, immatriculirt im Wintersemester 1800/01, 1825 in Bromberg als Erster Justitiar bei der Regierung und Syndicus bei der Landschaft.

Charlotte Reimann in treuer Freundschaft verbunden, wechselte regelmäßig Briefe mit ihr, besuchte sie öfters und bedachte sie in ihrem Testament.

Wie im Kurellaschen Hause war Charlotte auch in dem des Commercienrathes Kriting wohl gelitten; ihres angenehmen Wesens wegen war sie ein besonderer Liebling von dessen sanfter Frau — wie sie offenbar mehr zu Frauen paßte als zu Männern. In diesem Hause fand sie auch eine gleichaltrige Freundin, die für ihr künftiges Leben entscheidend werden sollte: Charlotte Boelsch, die Tochter eines angesehenen Königsberger Arztes und Nichte des Commercienraths Kriting.

Das Jahr 1802, das Hoffmann in den Plocker Orcus stieß, ihm dafür aber eine liebenswürdige Frau im Alter der Charlotte Reimann bescheerte, brachte dieser und ihrer Freundin Charlotte Boelsch schweres Unheil. Der Dr. Boelsch starb, und sein bedeutendes Vermögen ging aus nicht aufgeklärten Ursachen verloren; Charlotte Boelsch begab sich zu ihrem unverehelichten Vetter Johann Heinrich Kriting, dem Sohne des Commercienraths[5], auf dessen Gut Rogehnen (Poststation Powayen) im Kreise Fischhausen, um ihm den Hausstand zu führen. In dem selben Jahre brannten die Häuser des Hutmachers Reimann mit allem Mobiliar ab. Was ihm noch geblieben, das verlor er dann in dem unglücklichen Kriege 1806/07. Charlotte Reimann ging nunmehr als Erzieherin zu fremden Leuten. Von den Erinnerungsstücken an die heitere Jugend begleitete sie die gemalte Huldigung des ci-devant Studenten Hoffmann, der jetzt eben durch den selben Krieg sein Brot verloren hatte und ohne Beruf und Familie in Berlin irrlichtelirte.

5. Er hatte sich, nach Hartung, zwei Jahre vor Hoffmann (im Wintersemester 1789/90) als stud. jur. in Königsberg immatriculiren lassen.

Nachdem Charlotte Reimann etwa zwei Jahrzehnte lang das Brot der Fremde gegessen hatte und aus einer Zwanzigerin eine Vierzigerin geworden war, erhielt sie eines Tages, Mitte der zwanziger Jahre, von ihrer Jugendfreundin und Leidensgenossin Charlotte Voelsch die Aufforderung, nach Rogehnen zu ziehn und mit ihr und dem Vetter Kriting den Rest ihrer Tage zu verleben.

Charlotte Reimann folgte der Einladung und zog aufs Land, der gemalte Verehrer von 1794 mit ihr, dessen Urbild vorm Hallischen Thor unter Hitzigs Denkstein lag. Seitdem lebten die drei verarmten Königsberger zusammen, eine klösterliche Einsiedlertrias, fast feindlich sich abschließend von der gesammten Außenwelt. Sie zehrten von den Erinnerungen an die gute alte Zeit vor 1806/07: die beiden feingebildeten alten Jungfern dachten seufzend an die lustige Geselligkeit und das angeregte geistige Leben des alten Königsberg zurück, der alte Junggesell an die frühere Blüthe der Landwirthschaft vor Einführung der großen Reformen, die — den anderen genutzt hatten.

In der That hatte er für seine Person Grund, mit den Verhältnissen unzufrieden zu sein: er vermochte das Gut nicht zu halten. Es kam unter Sequester und wurde 1829 von Ludwig Kühn erworben, der in Königsberg und Bonn Philosophie und Cameralia studirt, sich dann theoretisch und praktisch für die Landwirthschaft vorbereitet hatte und jetzt die jüngste Tochter des Herrn von Schön auf Blumberg (Bruders des Oberpräsidenten und bekannten Staatsmanns) heimführte. Kriting bedang sich jedoch auf Lebenszeit freie Wohnung im Rogehner Hause aus und hauste dort sozusagen als Altentheiler mit den beiden alten Mädchen. Es gelang ihm, als im Kriege verarmter Gutsbesitzer von der Regierung eine Unterstützung zu erhalten; er gab diese weiter an seine Cousine Charlotte Voelsch, die thatkräftigste

von den Dreien, die dafür alle mit Kost und Kleidung versorgte.

Die einzige Person, die intimeren Einblick in dieses Stillleben erhielt, war eine Nichte der Charlotte Voelsch, Angelica Voelsch[6]). Sie kam jedes Jahr auf längere Zeit zu Besuch und wurde schließlich von den beiden alten Damen wie eine Tochter angesehn. Es gelang ihr sogar, von Charlotte Reimann das Hoffmannsche Bild geschenkt zu erhalten, dessen Entstehung und Bedeutung ihr oft geschildert worden war.

Im übrigen verkehrten die Drei fast nur mit den neuen Besitzern des Gutes, insbesondere auch mit dem 1831 geborenen Sohne Alfred Kühn, der die beiden alten „Demoisellen" häufig gesprochen hat und sich für die Glaubwürdigkeit ihrer Berichte wie der ihrer Pflegetochter Angelica verbürgt.

Kriting starb 1851, seine Cousine Charlotte Voelsch 1858: Charlotte Reimann blieb, im 78. Lebensjahre, allein zurück. Der Haushalt, der länger als ein Menschenalter auch der ihrige gewesen, wurde aufgelöst; das Ehepaar Kühn nahm das alte Mädchen zu sich und verpflegte es bis an seinen Tod. Bis zuletzt hatte Charlotte ein liebenswürdiges, sehr gewinnendes Wesen und lebhaftes Interesse für künstlerische und wissenschaftliche Dinge, wenn sie sich auch wegen zunehmender Schwerhörigkeit von Unterhaltungen zurückzog. Sie starb drei Jahre nach Hoffmanns Wittwe, am 7. Februar 1862, zu Rogehnen und wurde, wie die beiden ihr vorausgegangenen Lebensgefährten, auf dem dortigen Kirchhofe

---

6. Ihr Vater war der einzige Sohn des oben genannten Dr. Voelsch, Carl Heinrich Voelsch. Dieser war, nach Hartung, im Winterhalbjahr 1801/02 als stud. jur. in Königsberg immatriculirt worden; er konnte zwar noch das Studium beenden und die ersten beiden Examina ablegen, mußte dann aber als Referendar den Dienst aufgeben und schlug sich in der Folge als Commissionär in seiner Vaterstadt durch. Angelica war seine älteste Tochter.

beerdigt. Das Grabkreuz, das das Ehepaar Kühn ihr setzen ließ, zeigt die von uns angegebenen Lebensdaten.

*

Drei Jahre darauf verließ auch das Ehepaar Kühn Rogehnen und zog nach Königsberg.

Angelica Boelsch verkaufte in den 80er Jahren das Bild, das vom Zahn der Zeit schon einigermaßen mitgenommen war, an eine Nichte der Frau Kühn, Frau Johanna Fernow geb. von Schön auf Kuglacken (Poststation Taplacken) im Kreise Wehlau. Vor der Uebergabe dictirte sie ihrer Nichte und Pflegetochter Elise Boelsch, die früher schon mehrfach die Geschichte des Bildes aus ihrem Munde vernommen hatte, ein Certificat, auf dem dem Sinne nach das steht, was wir eingangs über die Entstehung des Bildes berichtet haben[7]. Frau Fernow ließ das Bild sorgfältig (aber ohne Uebermalung) wieder in Stand setzen, einrahmen und das Certificat auf die Rückseite der Schutzpappe kleben. — Angelica Boelsch starb 1891.

*

Frau Fernow hatte, wie eingangs bemerkt, die Güte, mir auf Veranlassung des Herrn Kühn 1904 das Bild zu senden; ich habe es bei Albert Frisch nach Entfernung des Glases photographiren lassen. Leider erlebt Frau Fernow das endliche Erscheinen der Publication nicht mehr: sie ist Ende 1911 gestorben.

7. Leider hat Angelica dabei den Dichter „Wilhelm Hoffmann" genannt: sie hatte in einem Conversations-Lexicon oder einer Literaturgeschichte gelesen, daß er „Ernst Theodor Amadeus, eigentlich Wilhelm" geheißen habe, und hatte daraus geschlossen, daß die drei zuerst genannten Namen „eigentlich" falsch seien. Aehnlich war schon 1863 Hippels Biograph Bach verfahren, der es besser hätte wissen können; er theilt S. 47 eine Stelle aus dem Tagebuche seines Helden mit, in der irgendein Wilhelm apostrophirt wird, und macht dazu die Note: „Es ist hier offenbar Hoffmann gemeint, der, wie bemerkt, eigentlich Wilhelm und nicht Amadeus hieß." In dem selben Sinne schrieb mir 1904 eine Nichte der Frau Fernow bei Uebersendung des Bildes: „Die Namen Theodor Amadeus hat sich Hoffmann erst als Schriftsteller beigelegt, sein eigentlicher Name ist Wilhelm, wie Ihnen sicher bekannt ist." Angelica Boelsch steht also nicht allein mit diesem Mißverständniß.

Abriß von Hippels äußerem Leben.

Vorbemerkung.

Wir setzen voraus, daß der Leser die wichtigsten Erlebnisse Hoffmanns kennt oder doch die Möglichkeit hat, sich aus irgend einem Nachschlagewerke (Conversationslexicon, Allgemeiner Deutscher Biographie, Literaturgeschichte) darüber zu informiren, soweit die von Hippel gegebenen Nachrichten nicht ausreichen.

Weniger leicht ist es, sich schnell über bestimmte Facten aus Hippels Leben zu orientiren, also z. B. sofort festzustellen, warum Hoffmann 1796 auf der Durchreise Hippel nicht in Marienwerder traf oder unter welchen Verhältnissen die Freunde sich 1813 in Dresden und dann 1814 in Leipzig trafen; oder, um gleich von den ersten Briefen Hoffmanns zu sprechen, wie lange die Freunde noch durch Boten correspondirten (und die Briefe mit Besuchen alternirten) und von wann an sie auf den Fernverkehr durch die Post angewiesen waren. Das in der Einleitung bereits besprochene gemeinsame Werk von Hippels Enkeln Theodor Bach und Karl von Schleinitz ist äußerst unübersichtlich[1], und der Artikel in der Allg. D. Biogr. bringt an positiven Thatsachen und Daten so gut wie garnichts. Wir skizziren hier deshalb in Ergänzung (nicht: Wiederholung) der dem Register beigegebenen Stammtafel S. 355 nach den dort (S. 353) genannten Werken und nach Schlichtegrolls

1. Unter der Ueberschrift 'Hippel als Regierungspräsident in Marienwerder und Oppeln' bringt Bach im 9. Capitel in fortlaufendem Druck zunächst drei lange Pariser Eingaben Hippels an Hardenberg aus dem Mai 1814 (S. 234—244), dann einen längeren Auszug aus einer Denkschrift aus Marienwerder von Ende 1819 (S. 246—248); darauf schildert er Hippels Wiedersehn mit Hoffmann in Leipzig 1814 (S. 249), und danach bringt er gar die beiden Stücke aus Hoffmanns Correspondenz von 1808 (S. 250 f)! Auch das Inhaltsverzeichniß giebt für diese Texte nur die citirte Capitelüberschrift, und ein Namenregister existirt nicht. — Ein ähnliches Durcheinander herrscht schon vorher in den Seiten 37—45; der Tod des Oheims und das darauf folgende Wiedersehn der beiden jungen Freunde in Königsberg wird von dem hülflosen Compilator zwei Mal ausführlich berichtet (39/40 und dann wieder 45 unten + 47 unten)!

und unseres Hippel[2] Biographie des älteren Hippel (s. S. 324) die äußere Gestaltung von Hippels Leben. Wir berücksichtigen aber nur die Verhältnisse Hippels, die direct oder indirect für Hoffmann wichtig geworden sind; die 21 letzten Lebensjahre Hippels, nach dem Tode des Freundes, werden also nur flüchtig erwähnt, und gänzlich abgesehen wird von dem, was für eine selbständige Biographie Hippels wohl das Wichtigste wäre, nämlich von einer Würdigung seiner Leistungen als unabhängiger Politiker bis 1811, als Mitarbeiter Hardenbergs 1811—1814 und als Regierungspräsident 1814—1837. Dagegen können wir es uns nicht versagen, in unserer Darstellung den tiefen inneren Gegensatz zwischen Hippel und seinem Oheim aufzuzeigen. Dieser herrschgewohnte Mann, der in seinen Träumen sich als den Gründer eines mächtigen Geschlechtes sah, wollte über seinen Tod hinaus den Brudersohn in eine Laufbahn zwingen, für die dieser nicht geschaffen war. Er erwartete, daß Theodor, einmal in den Sattel gesetzt, in seinem Sinne reiten werde: daß er, erst einmal im Besitze der ihm zugewandten Mittel, den Schöngeist und Enthusiasten abstreifen und sich als kühler Praktiker bewähren werde, wie es Friedrich der Große, der bel-esprit von Rheinsberg, sechs Wochen vor seiner, Hippels, Geburt gethan. Es kam umgekehrt. Das Majorat erwies sich als goldene Fessel für den Erben, und diesem mißglückte auch das, was ihm ohne diesen Zwang vielleicht gelungen wäre: dauernde Theilnahme an der Leitung der Staatsgeschäfte. Wer bei diesem Gegensatz auf der Seite des Aelteren steht, der wird das Mißlingen von dessen weitausschauender Familienpolitik als tragisch empfinden; wem die gütige, offene, enthusiastische Art des Jüngeren lieber ist, dem wird das Scheitern aller der ehrgeizigen Pläne des Alten als komisch oder doch höchstens als tragikomisch erscheinen. Wir möchten um nichts in der Welt dem Leser in der Beurtheilung vorgreifen und verwahren uns im voraus vor der Auffassung, daß wir im folgenden irgend Partei ergriffen hätten. — Die ohne Zusatz citirten Seiten- (und Zeilen-) Zahlen beziehen sich auf den vorliegenden Band.

1. In Ostpreußen 1775—1795.

a) Im väterlichen Pfarrhause 1775—1787.

Theodor Hippel wurde in Gerdauen geboren als Sohn des Diaconus Gotthard Hippel und der Heinriette geb. Stogler.

1778 erhielt Gotthard Hippel die Pfarre in Löwenstein (1 Meile von Schippenbeil, 9 Meilen von Königsberg), die [nach Schneider] 1680—1717 von seinem Groß-

2. diese citirt „Biogr. Hippels“.

vater Georg Hippel[1], 1717—1738 von dessen Neffen Bernhard Hippel verwaltet worden war. Gotthard Hippel harrte in dieser seiner ersten eigenen Pfarre jedoch nur vier Jahre aus. In dieser Zeit verlor er seine Frau, so daß der kleine Theodor mit 3 Jahren 4 Monaten verwaiste. Gotthard gab ihm bald eine zweite Mutter, die eine Tochter zur Welt brachte, mit der Theodor bis an sein Ende gute Kameradschaft gehalten.

1782, in Theodors siebentem Lebensjahr, siedelte die nunmehr vierköpfige Familie nach Klein-Schönau über, das, etwa eine Meile nördlich von Friedland gelegen, Königsberg schon näher liegt. Auch hier duldete es den unruhigen Pfarrer nicht lange, und er zog bald darauf nach Arnau, etwa eine Meile östlich von Königsberg, um hier endlich einen ihn befriedigenden Wohnort zu finden.

In einem Landhause der Gegend lernte 1786, in Friedrichs des Großen Todesjahr, der zehnjährige Theodor Hippel den gleichaltrigen Ernst Hoffmann kennen (12).

1. Er stammte wohl aus einer ostpreußischen Kaufmannsfamilie; wenigstens war sein Bruder Martin, der Vater des gleich zu nennenden Bernhard, Kaufmann in Rastenburg (Schneider S. 11). Georgs und Martins Vater ist der Ueberlieferung nach Mitglied des Rathes der genannten Kleinstadt gewesen, was zum mindesten nicht dagegen spricht, daß er im Hauptberuf Kaufmann war. — Eine Verwandtschaft mit gleichnamigen Familien in der Lausitz und in Brandenburg ist im 18. Jahrhundert behauptet aber nicht erwiesen worden; man ging dabei von der jedem Genealogen als typisch und fast unvermeidlich bekannten Construction von dem „Sturz eines Günstlings“ (Familiengesch. S. 11) aus — einer Katastrophe, für die nicht die leisesten historischen Beweise in der außer-Hippel'schen Literatur oder gar in Acten vorliegen. Als analoges Factum nenne ich statt aller anderen nur den Fall Nietzsche. Der Urgroßvater des Philosophen war nach der „Tradition“ als Sohn eines Grafen Niëtzky in Polen geboren; der Ahne sollte kurz darauf durch religiöse und politische Wirren Vaterland und Stand verloren haben, und man wußte die Flucht der gräflichen Eltern mit dem Säugling anschaulich zu schildern. Der große Skeptiker und Deutschenfeind legte nicht weniger Werth auf diese interessante Abkunft als der ältere Hippel auf die seinige. Ich konnte jedoch nicht umhin, in der 'Zukunft' vom 28. Mai 1898 aus einem indiscreten Kirchenbuche mitzutheilen, daß jener Urgroßvater vielmehr als Sohn eines Accis-Inspectors Christoph Nietzsche zu Bibra in Sachsen geboren ist.

Der ältere Bruder des Pastors Hippel fügte in dem selben Jahre seinen bisher erworbenen Würden zwei neue hinzu. Er hatte von Hause aus ebenfalls Theologie studirt, war aber, nachdem er als Hauslehrer die große Welt kennen gelernt, Jurist geworden. In der That hatte er es dann auf dem Wege über die Advocatur mit 39 Jahren zum dirigirenden Bürgermeister von Königsberg mit dem Titel „Kriegsrath" gebracht. 1786 gab ihm nun der neue König die Prädicate „Geheimer Kriegsrath" und „Stadtpräsident" auf die Visitenkarte.

b) Auf der Schule und der Universität zu Königsberg; persönlicher Umgang mit dem Oheim und mit Hoffmann: 1787—1794.

Als Theodor Hippel das elfte Lebensjahr vollendet hatte, beschloß der Vater, der ihn bis dahin selbst unterrichtet hatte (12), ihn nach Königsberg auf die Schule zu geben. Er empfahl den Knaben dem Schutze und der Aufsicht seines Bruders, des Geheimraths. In der That nahm der unverheirathete Mann sich des unbemittelten Neffen, der nach ihm benannt war, verwandtschaftlich an: er ließ ihn zwar nicht bei sich wohnen, gewährte ihm aber zwei bis drei Mal in der Woche einen Freitisch [Biogr. Hippels IX unten].

Als Schule für seinen Sohn hatte der Pastor Hippel die Burgschule des Rectors Wannowski gewählt. Theodor traf dort Ernst Hoffmann wieder und erneuerte die Freundschaft mit ihm. Die ersten zwei Jahre beschränkte sich der Verkehr auf den Umgang in der Schule (14), erst gegen Anfang 1789 fand Theodor Hippel Einlaß (10 unten. 14 unten. 16 unten) in das Haus der Consistorialräthin Doerffer, bei der der Schulkamerad, in nächster Nähe des Geheimraths Hippel (325!), wohnte. Die gemeinsamen Beschäftigungen in Haus und Garten der Consistorialräthin, bei denen

der fleißige und bescheidene Dorfpastorssohn der dankbar empfangende Gast war, hat Hippel S. 15 und 16 köstlich geschildert.

Anfang des nächsten Jahres erhielt Theodor Hippel in der Schule einen Sitzplatz in Hoffmanns Nähe (16 unten), und beide Knaben waren nun vollends unzertrennlich.

In der selben Zeit fiel dem braven Theodor eine Standeserhöhung in den Schoß, an die wenige Jahre zuvor noch niemand gedacht hätte. Der Onkel Geheimrath, der in der Theorie mit Rousseauschen Idealen coquettirte, der über seine Thür schrieb

Allein und im Kleinen,
Mehr seyn als scheinen!

der noch 1786 sich über den Adel und besonders über Friedrich Wilhelms zahlreiche Nobilitirungen „mit bitterer Laune" geäußert hatte (Schlichtegroll 333/34) — dieser interessante Mann war in praxi nicht entfernt zufrieden damit, der erste Bürger Königsbergs geworden zu sein: als Vorbedingung zu größeren Zielen für sich und seine Erben erstrebte er zunächst den Adel, und zwar, da er selbst unverehelicht war, gleich für alle ihm bekannten Verwandten. Auch dieser nicht gewöhnliche Wunsch ging ihm nach zäher Arbeit auf nicht gewöhnlichem Wege in Erfüllung: Kaiser Joseph II. unterschrieb am 3. Januar 1790, sieben Wochen vor seinem Tode, in Wien einen Adelsbrief für alles, was von jenem Rastenburger Rathsherrn abstammte, und so sahen sich plötzlich der brave Landpastor in Arnau, sein Sohn, der Primaner in Königsberg, und eine ganze Anzahl entferntere Verwandte als Mitglieder des Römischen Reichsadels, obgleich sie garnicht zum Römischen Reiche selber gehörten. Der Souverain von Preußen, Friedrich Wilhelm II., bestätigte nach längerem Zögern diese Wiener Massen-Nobilitirung am 6. November des selben Jahres, nachdem Hippel sich von

gefälligen Leuten in Königsberg hatte bescheinigen lassen, daß ein Vorfahr von ihm schon im vierzehnten Jahrhundert ein adliges Wappen geführt habe, die Familie somit dem Uradel angehöre[2].

Theodor, der dem Freunde Ernst von vorn herein in der Schule vorangewesen (13 oben), konnte diese schon Ostern 1791, also mit 15¼ Jahren, verlassen. Er studirte unter der strengen Aufsicht des Oheims (18_{11}f), bei dem er nun täglich aus- und einging [Biogr. Hippels X oben]; im Herbst 1794 bestand er das Auscultator-Examen.

Hoffmann bezog „erst" mit 16¼ Jahren, zu Ostern 1792, die Universität und legte dem entsprechend erst im Sommer 1795 die erste juristische Prüfung ab (23 unten).

Von der Zeit des vertrauten persönlichen Umgangs beider Freunde in den oberen Schulclassen und auf der Universität, Anfang 1789 bis Herbst 1794, handelt der größere Theil von Hippels Erinnerungen an Hoffmann (bis 19_{21}). Briefe werden die Freunde in dieser Zeit kaum gewechselt haben; jedenfalls sind uns keine bekannt.

c) Wieder beim Vater in Arnau 1794/95.

Nunmehr trennten sich aber ihre Lebenswege, um nie mehr dauernd zusammenzutreffen. Zunächst verbrachte der junge Hippel drei Vierteljahre beim Vater in Arnau, während Hoffmann sich seinerseits zum Auscultator-Examen vorbereitete. Die Freunde besuchten sich öfters, insbesondere fuhr Hippel nicht selten in die Stadt; man sah sich aber in der Regel nur auf Stunden (64 oben) und auch dann

2. Auch der neueste Hippelsche Familienhistoriograph beginnt seinen „Geschichtlichen Ueberblick" mit dem schlichten aber monumentalen Satze:

Die Familie gehört dem Uradel der Oberlausitz an.

Die Redaction der Gothaischen Genealogischen Taschenbücher hat allerdings dieser Behauptung nicht zugestimmt. — Zur Sache vgl. S. XLVII Note.

nicht immer ungestört (56 Mitte). Desto eifriger wurde jetzt von beiden Seiten eine Correspondenz gepflegt, von der uns Hippel einige Proben mittheilt: unsere Nrn. 1—11, die er im einzelnen und außerdem in einer zusammenfassenden Darstellung (19_{22}—23_{22}) commentirt. Von Hippels eigenen zahlreichen Briefen aus dieser Arnauer Zeit ist zusammenfassend die Rede 43_{13-10} v. u. und namentlich nachträglich an den vier rührenden Stellen 139 oben, 155 Mitte, 161 Mitte und 185 Mitte, die wir sogleich nachzulesen bitten.

2. In Westpreußen 1795—1810.

a) Im Vorbereitungsdienst zu Marienwerder 1795—1797.

Juni 1795 verließ Hippel für immer die ostpreußische Heimath und trat den Vorbereitungsdienst an als Auscultator an der Regierung zu Marienwerder. (Hoffmann bestand, wie schon angedeutet, im folgenden Monat das Auscultator-Examen und trat im Herbst den Dienst an der Königsberger Regierung an. — Es wird unsern Lesern bekannt sein, daß „Regierung" bis 1808 der Name für die Obergerichte in den Provinzen, die späteren Oberlandesgerichte, war.)

Im Februar 1796 bestand Hippel das Referendar-Examen (104) und wurde alsbald beauftragt, anläßlich der dritten und letzten Theilung Polens demnächst als königlicher Commissar einen Theil des bisherigen Bialystoker Departements für Friedrich Wilhelm II. in Besitz zu nehmen. Er kündigt diese Reise nach „Neupreußen" im März zweimal Hoffmann an (vgl. die Anfänge der Nrn. 19 und 20).

Ehe es jedoch dazu kam, Ende April, war der Onkel Geheimrath durch einen vorzeitigen Tod aus seinen ehr-

geizigen Plänen herausgerissen worden. Theodor war auf dem Papier des Testaments [s. Fam.-Gesch.] zum Universalerben eingesetzt; das bedeutende Vermögen sollte jedoch bis Ende 1805 in der Verwaltung der Testamentsvollstrecker verbleiben und der Erbe bis dahin lediglich ein Drittel der Zinsen ausgezahlt erhalten. Theodor kam zur Beerdigung nach Königsberg, war jedoch nicht in Stimmung, auf Hoffmanns künstlerische Unterhaltung einzugehn (107 bis 110. 112 oben).

Vom 30. Mai bis zum 24. Juni war Hippel dann jener historischen Mission wegen von Marienwerder abwesend. Hoffmann, der in dieser Zeit die „Regierung" zu Königsberg mit der zu Glogau vertauschte, fand also auf der Durchreise durch Marienwerder den Freund dort nicht vor (112—119; im Februar und März die vergebliche Vorfreude darauf: 98. 105).

Die zweite Hälfte des Januar 1797 über (vom 16. bis zum 28.) war Hippel in Königsberg und Arnau (132/34. 139/40).

Von den Briefen, die Hippel in dieser Zeit von Hoffmann erhielt, hat er 16 mitgetheilt (unsere Nrn. 12—27).

b) Landwirth und Politiker 1797—1810.

Ende Februar 1797 legten die Testamentsvollstrecker des Geheimen Rathes von Hippel auftraggemäß das von diesem hinterlassene Capital in einem bedeutenden Fideicommiß an, das für alle Zeiten den Glanz derer von Hippel sicherstellen sollte. Sie erwarben zu dem Zwecke [nach der Fam.-Gesch.] vom Grafen Otto Dietrich Keyserling und dessen Gattin die ausgedehnte Herrschaft Leistenau im Kreise Graudenz, die aus den Rittergütern und Dörfern Groß- und Klein-Leistenau, Karlshof, Kowallek, Thymau, Gottschalk und zahlreichen Neben-Ortschaften bestand, von Anfang an jedoch

erheblich verschuldet war. Hoffmann gratulirt am 15. März (141) zu diesem Ereigniß, durch das Hippels Leben endgültig verpfuscht worden ist.

Am selben Tage erklärte der 21jährige neugebackene Majoratsherr seinem Präsidenten, dem Freiherrn Karl von Schroetter (223_{13}!), seine Gegenwart auf den Gütern sei nothwendig, er wolle also seinen Abschied nehmen [Bach 53, nach Hippels Tagebuch]. Angeblich veranlaßte der Präsident ihn, davon abzusehn; thatsächlich zog sich Hippel aber aufs Land zurück [Bach 58 oben]. Statt des Abschiedes hatte er also wohl einen Urlaub auf unbeschränkte Zeit genommen.

Im April hielt er um die Hand der längst geliebten Jeannette von Gruszczyńska[1] an und erhielt sie mit Freuden. Die Hochzeit fand allerdings erst ein Jahr später statt, nachdem die jugendliche Braut wenigstens das 15. Lebensjahr vollendet hatte.

Hatte Hippel sich auch aus dem Staatsdienste factisch zurückgezogen, so war er doch für die westpreußische Ritterschaft (d. h. die Gesammtheit der adligen Gutsbesitzer) mannigfach thätig: im Juni 1798 war er als Deputirter der Ritterschaft mit der ihm eben angetrauten Frau in Königsberg zur Huldigung vor dem jungen Königspaar Friedrich Wilhelm III. und Luise (S. 162 Mitte!); 1799 wurde er Landrath des Michelau'schen Kreises und Kreis-Justizrath des Marienwerderschen Kreises (beides auch mehr oder weniger ständische Aemter). Kurz, es sah aus, als wolle der Herr von Hippel ein echter und rechter Landjunker werden und als solcher sein Leben beschließen.

1. Es scheint, daß schon im Mai 1796 von ihr die Rede ist (107). Bach entdeckt in Hippels Tagebuch die ersten Spuren unterm Juli 1796 [S. 52 oben seiner Compilation]. Jeannettens Brüder nahmen übrigens im 19. Jahrhundert den deutschen Namen Rosenberg an, den die Familie angeblich in einem früheren Jahrtausend schon einmal geführt hatte. Man sieht, Hippel war nicht der einzige, der seine Familiengeschichte hoch hinauf führte.

Hoffmann sah seinen früher so lebhaften, großzügigen und mannigfach interessirten Freund in der offenbaren Gefahr des Verbauerns. Er rief ihm Anfang 1799 zu, es sei doch undenkbar, daß Hippel auf die Dauer in seiner jetzigen Existenz Genüge finde (174 Mitte). In der That entschloß Hippel sich einige Monate darauf, für alle Fälle wenigstens das Assessor-Examen abzulegen, zur größten Genugthuung Hoffmanns, der gleichfalls vor dieser letzten Prüfung stand (175f, besonders 176 oben).

Im Frühjahr 1800 bestanden beide in Berlin ihre Examina (26) und fuhren zusammen nach Posen, wo Hoffmann sein Amt antrat, während Hippel weiter nordwärts reiste. Hippel scheint (genaueres darüber hat Bach nicht ermittelt) die nächsten Jahre über zwar seine Güter im Auge behalten, aber doch in Marienwerder gewohnt und als unbesoldeter Assessor an der dortigen Kriegs- und Domainen-Kammer gearbeitet zu haben.

Im Jahre 1804 jedoch, in dem Hoffmann mit neuem Muth von Plock nach Warschau ging, scheint Hippel alle Aemter niedergelegt zu haben. Er versuchte nunmehr zwei Jahre lang ernstlich, den ihm vom Himmel gefallenen Gütercomplex rentabel zu machen. Aber es wollte ihm nicht glücken. Er glich ganz und gar nicht seinem realpolitischen Oheim, dem eisernen self made man, der es vom armen Candidaten der Theologie und Hauslehrer zum reichen Mann — zum ersten Bürger Königsbergs — zum Geheimrath — zum Edelmann gebracht hatte und es bei längerem Leben ohne Zweifel noch weiter gebracht hätte[2]. Dem Erben fehlte die glückliche Hand, die ohne Bedenken schnell zufaßte und dann behielt was sie hatte. Gewiß war der ältere Hippel

2. „selbst die höchsten Stellen in seinem Vaterlande schienen ihm nun erreichbar und reizten seinen Wunsch“ (Schlichtegroll 315); ein längeres Leben hätte nach der Meinung des Neffen „seinen Namen der Geschichte überliefert, und wohl nicht blos der Literaturgeschichte“ (Biogr. Hippels 218f).

[wie Schneider in der 'Altpreußischen Monatsschrift' XLVII 535/69 schön gezeigt hat] ein ausgezeichneter Bürgermeister gewesen und seine Verwaltung ein reicher Segen für Königsberg: das soll so wenig bestritten werden, wie daß nach ihm Bonaparte ein ausgezeichneter Gesetzgeber gewesen ist. Aber in erster Linie haben diese außerordentlichen Männer doch für sich und für ihre zahlreichen Verwandten gesorgt; und sie konnten nichts dafür, wenn diese Verwandten dem Herrenglück, das ihnen zugedacht war, nicht gewachsen waren. Unser Hippel dachte im Gegensatze zu dem eigentlichen Gründer des Hauses zunächst an die Andern, die Gesammtheit, und dann an sich und seine Familie. „Daß man aber bei solchen Gesinnungen ein Bettler oder zeitig alt zu werden pflegt, ist natürlich" schreibt er schon Anfang 1810 [Bach 260].

1806 ließ er in der That „alle seine sorgfältig angelegten Gütermeliorationspläne" [Bach 85] fahren und gab sich gänzlich den politischen Angelegenheiten hin — die freilich bisweilen den Landleuten recht nahe auf den Leib rückten. Die Schulden, die auf den Gütern lasteten, wuchsen ins ungemessene.

Auf diese Zeit seit der erzwungenen Beglückung mit der unübersehbaren Majoratsherrschaft beziehen sich in den Erinnerungen die Seiten 24 unten bis 29 oben, die von vier Zusammenkünften der Freunde berichten: im Mai 1797 auf einige Minuten (25), im Frühjahr 1800 die bereits erwähnte auf zwei Monate (26 oben), im Spätherbst 1801 auf einige Tage (26 unten) und ebenso im Februar 1804 (27 unten). Aus dieser Zeit kennen wir ferner 30 Briefe Hoffmanns an Hippel, unsere Nrn. 28—57. Wir verstehen, warum der viel beneidete Latifundienbesitzer (den auch Grisebach S. XXXIV für einen „sehr vermögenden" Mann hält) dem Freunde 1803/04 und 1807/08 nicht schneller und durchgreifender zu helfen vermochte.

Mit Ende 1808 verstummt der Briefwechsel auf sechstehalb Jahre. Hoffmann suchte sich in Bamberg als Gesanglehrer durchzuschlagen, Hippel übernahm 1809 das Amt des Directors der Marienwerderschen Landschaft (d. h. des Creditvereins der Besitzer adliger Güter) [Bach 123 oben]. Seit Anfang 1810 bemühte er sich außerdem um ein bezahltes Staatsamt, da er auf anderem Wege seine Familie — Frau und sechs Kinder — nicht mehr ernähren konnte. Vorläufig hatten seine Wünsche jedoch so wenig Erfolg wie in der selben Zeit Hoffmanns Wunsch, Kapellmeister bei Joseph Seconda zu werden (s. II 73 f).

3. Dritthalb Jahre vortragender Rath bei Hardenberg: Ende 1811 bis Mitte 1814.

Januar 1811 wurde Hippel zu einer Ständeversammlung nach Berlin gerufen. Sein Wunsch nach einer staatlichen Anstellung wurde „mit Rücksicht auf seine durch den Krieg devastirten Güter und die dadurch contrahirten Schulden", wie es ausgedrückt wurde (Bach 139), dringender. Am liebsten wäre er bei der Regierung (der früheren Kammer) in Marienwerder als Director oder Rath eingetreten; statt dessen wurde er jedoch unterm 10. December als vortragender Rath bei Hardenberg mit 3000 Thalern Gehalt angestellt. Hardenberg hatte das beim Könige beantragt — einerseits natürlich im Vertrauen auf Hippels Fähigkeiten, „besonders" aber auch wegen dessen „persönlichen Gesinnungen" gegen ihn, den Staatskanzler selbst. Im kleinen entspricht also Hippels Lebensgang bis hierher dem Bismarcks: beide sind verschuldete Landjunker, die in der Jugend Juristen gewesen sind, darauf jahrelang ihre Güter bewirthschaftet haben und schließlich halb zufällig durch eine

Ständeversammlung in Berlin wieder in den Staatsdienst hineinkommen.

Hippel erhielt den Titel „Staatsrath". Sein Wirkungskreis wurde 1812 genauer abgegrenzt; er umfaßte einen Theil der Finanzsachen (besonders die Verwaltung der Domainen und Forsten), Angelegenheiten der Gewerbepolizei und Landescultur, ständische Sachen und namentlich alles Militärische, was im Bureau des Staatskanzlers zu bearbeiten war; Hippel behandelte diese Dinge in völliger Uebereinstimmung mit den (älteren) militärischen Führern, Scharnhorst und Gneisenau.

Ende Februar 1813 folgte Hippel mit Hardenberg dem Könige nach Breslau. Mitte März wurde dort bei Hardenberg über die Form der Kriegserklärung berathen. Hippel empfahl eine Anrede an das Volk; Gneisenau und nach ihm die übrigen Anwesenden stimmten bei. Am nächsten Tage unterbreitete Hippel seinen Entwurf einer solchen Ansprache; Hardenberg flickte einiges hinein, und der König überschrieb das Ganze am 17. „An mein Volk".

Im April begab Hippel sich mit Hardenberg nach Dresden und traf dort zufällig Hoffmann (29. 239), mit dem er 1800 ebenda schönere Tage verlebt hatte. Vor dem heranbringenden Napoleon wichen die Leiter Preußens aber Anfang Mai wieder zurück nach Schlesien.

Während des Waffenstillstands, der für Juni und Juli geschlossen war, überwarf sich Hippel mit dem Staatskanzler[1] und beschloß, die Geschäfte nur noch so lange weiterzuführen, wie es im dringenden Interesse des Dienstes lag.

Im August begleitete er Hardenberg nach Böhmen, kehrte jedoch Mitte October von dort mit ihm nach Sachsen

1. Das Zerwürfniß hatte nach Bachs geheimnißvoller Versicherung (S. 233 seines Buches, Note) „rein subjective und moralische Gründe".

zurück. Am 21. wurde das Schlachtfeld bei Leipzig besucht, am 28. und 31. waren die Herren bei Goethe, der „sehr viel und schön" sprach. Dann ging es ostwärts. Vom 7. November bis zum 19. December, also sechs Wochen lang, verweilte man in Frankfurt; Hoffmann fragte unterdes vergeblich Hitzig, „wo sich jezt der Staatsrath von Hippel, der im Bureau des Hardenberg arbeitete, aufhält" (1. December: II 175 unten).

Im Januar 1814 ging es über Basel nach Frankreich; am 13. April ritt Hippel in Paris ein. Hier ersuchte er dann Hardenberg, aus der Centralverwaltung ausscheiden und sich für den Rest seines Lebens in die Provinz zurückziehn zu dürfen.

Der ehrgeizige Oheim hätte sich ob dieser kleinmüthigen Resignation im Grabe herumgedreht. Ebenso sehr mißfiel sie Hoffmann, der, wie wir sahen, schon Anfang 1799 den Ehrgeiz in Hippel zu wecken suchte und der sich diesen, in der Verliebtheit des Freundes, gern als Minister dachte (259 oben hofft er, daß Hippel ihm auch als solcher seine Freundschaft bewahren werde). Immer wieder spricht Hoffmann (u. z. ausdrücklich auch in Hippels Interesse) den Wunsch aus, daß der Freund sich wieder größeren Zielen zuwende als der Verwaltung des Bezirks, in dem der hausmachtstiftende Oheim ihn festgelegt (244. 256. 258/59. 265; besonders 271 Mitte „bist wohl auch nicht Cäsars Meinung" u. s. w.).

Aber dem liebenswürdigen Naturell des Pastorssohnes scheint diese Entwicklung nicht unerwünscht gewesen zu sein. Er war weich, liebevoll, verträumt wie der gute Vater (s. seine schöne, hier zuerst gedruckte Selbstcharakteristik 12 $_{22-26}$). Allein und im kleinen wollte er mehr sein als scheinen, wie der berühmte Oheim empfohlen, wenn auch freilich durchaus nicht vorgemacht hatte: der Oheim, der zwei Jahre nach dem

Erscheinen des 'Antimachiavel' geboren war. Unser guter Hippel handelte nach dem 'Antimachiavel': er hat denn auch seiner Familie kein Schlesien erobert, sondern, wie wir in der Folge sehen werden, umgekehrt Leistenau verloren — das Fideicommiß, das der Familie für alle Zeiten gesichert schien.

Hardenberg soll seinem Rath auf dessen wiederholtes Drängen schließlich unwillig gesagt haben: „Wenn Sie denn durchaus fort wollen, so soll es geschehen." (Bach 233.) Am 3. Juni verlieh der König Hippeln die Vicepräsidentenstelle mit der Aussicht auf baldige Beförderung zum Chefpräsidenten (die denn auch noch im selben Jahre erfolgte) und 4000 Thalern Gehalt.

Hippel bereiste noch im Juni zu seiner Erholung die Schweiz. Auf der Reise von dort nach Westpreußen kam er durch Leipzig: er suchte diesmal wohl Hoffmann auf (s. S. 29 und 240), der ihm die beiden Bände der zu Ostern erschienenen 'Fantasiestücke' (vermuthlich auch die 'Vision') schenkte und seinerseits Hippels goldene Uhr erhielt. Von da fuhr Hippel nach Berlin, wo er sich von den Ministern verabschiedete und dafür zu wirken suchte, daß Hoffmann eine seinen Wünschen entsprechende Anstellung — thunlichst als Expedient in einem Ministerium — erhielte (240/44, mehr noch 247 unten).

4. Wieder in der Provinz 1814—1837.

a) In Marienwerder 1814—1823.

Hippel verlegte seinen Wohnsitz nunmehr endgültig nach Marienwerder. Die Herrschaft Leistenau, die während seiner Abwesenheit vollends verwahrlost war, überließ er Pächtern, die noch weniger Interesse daran nahmen als er selbst es gethan.

Ende 1819 (November und December) trat er in einer

politischen Denkschrift von 96 S. Folio lebhaft für die Gewährung einer Verfassung ein (vgl. 269 und 300!).

Indes bekannte sich Hippel jetzt ebenso wenig wie früher in seiner Rathsthätigkeit als Anhänger einer bestimmten Partei. Stand er in der Verfassungsfrage im großen und ganzen auf Seite der Liberalen, so war er in der Frage der Behördenorganisation reactionär. Als er 1821 als Mitglied einer Commission zur Vereinfachung des Geschäftsgangs der Verwaltung um sein Votum ersucht wurde, forderte er neben den vier Fachministern (für Krieg, Justiz, Auswärtiges, Finanzen) fünf Provincialminister mit gleicher Stimme.

Die genannte Commission tagte in Berlin vom Sommer 1821 bis zum April 1822; Hippel wohnte im Hause der Wittwe des Kammergerichtspräsidenten von Schleinitz, des gemeinsamen Gönners unserer beiden Freunde (Lindenstraße 26) und ließ im Winter Frau und Kinder aus Marienwerder dorthin nachkommen. So wurde Hoffmanns alter Wunsch, mit seinem ältesten Freunde in Berlin zusammen zu leben, wenigstens für drei Vierteljahre erfüllt.

Freilich wissen unsere Quellen wenig erfreuliches über dieses seit 27 Jahren ersehnte Zusammenleben zu berichten. Hippel war offenbar mit der Lebensführung Hoffmanns unzufrieden (S. 34: Nr. 9), und angeblich hat Hoffmann ihm gelegentlich darin Recht gegeben (S. 35: III 2; vgl. den nachdenklichen Schluß des 70. Briefes, S. 272!). In angenehmerer Erinnerung blieb dieses Zusammenleben mit Hoffmann bei Hippels Kindern (S. 35: III 1). Im einzelnen ist zu vergleichen: für November/December S. 272 (Nr. 70a), für den Januar Hitzigs Bericht über Hoffmanns letzten Geburtstag in unserem Bd. III, für Februar/März S. 273/78 und für den April S. 33/34 (Nr. 8).

b) In Oppeln 1823/37.

Nachdem Hippel 1814 auf eine Mitwirkung an der Centralverwaltung verzichtet hatte — doch wohl im wesentlichen seiner Güter, vielleicht auch der Verwandten seiner Frau wegen — traf ihn 1823 der Schlag, aus seiner Provinz herausgerissen zu werden, aber nicht um nach Berlin sondern um nach — Oppeln zu gehn. Sicherlich hat nur die Rücksicht auf seine neun Kinder, deren jüngstes zwei Jahre zählte, ihn vermocht, unter dieser Bedingung im Staatsdienste zu bleiben.

Natürlich mußte er jetzt die letzte Hoffnung fahren lassen, seine ausgedehnten Besitzungen in Westpreußen zu halten. Aber der Kampf dauerte noch lange, bis die Güter am 4. Februar 1835 auf dem Wege der Zwangsversteigerung verkauft wurden. „Siech und bettelarm" [Bach 260] nahm der Universalerbe des reichen Hippel 1837 den Abschied, nachdem er schon seit zehn Jahren gekränkelt hatte.

E. T. A. HOFFMANNS LETZTE KOMPOSITION

ZUR 90. WIEDERKEHR SEINES TODESTAGES, 25. JUNI 1912

Der Freiheitskämpfer und Freiheitsdichter Friedrich Förster (1791—1868), der mit seinem (einen Tag älteren) Freunde Theodor Körner im Lützowschen Freikorps gefochten und später in Paris erfolgreich geholfen hatte, die von Napoleon dorthin entführten Literatur- und Kunstschätze auszusondern und zurückzugewinnen, war nach dem Friedensschluß Lehrer der Kriegsgeschichte an der Ingenieur- und Artillerieschule geworden; bald erhielt er jedoch den Abschied, da er sich als begeisterten Anhänger Jahns bekannte und sich auch durch eigene, in dessen Geiste verfaßte Aufsätze mißliebig gemacht hatte. Vorher, 1816/17, hatte er es verstanden, anerkannte Dichter wie Tieck, Brentano und Arnim zur Mitarbeit an dem schönen Sammelwerk „Die Sängerfahrt" zu vereinigen; auch E. T. A. Hoffmann hatte er — allerdings vergeblich — um einen Beitrag ersucht.

Bald sollte er ihm jedoch näher treten. Ludwig Berger (1777—1839), der 1814 nach neunjähriger Abwesenheit im Auslande wieder in seine Heimatstadt Berlin zurückgekehrt war, und den Hoffmann schon im Januar 1815 öffentlich als ausgezeichneten Klavierspieler gefeiert hatte, gründete nach Vorbesprechungen im Februar 1819 am 26. April desselben Jahres mit drei jungen Freunden die „Jüngere Liedertafel zu Berlin", der Hoffmann und Förster sogleich beitraten. Auf den regelmäßigen Zusammenkünften dieses Vereins trafen sie ohne Zweifel häufig zusammen, und Hoffmann ließ sich bereit finden, zwei Lieder des jüngeren Genossen zu komponieren. Das eine, „Walpurgisnacht", (in dem Textbuch des Vereins von 1835 No. 59) ist gedacht als kleine Szene, aufzuführen von den Herren und Damen des Vereins; es schließt mit den von beiden Chören gesungenen Worten:

Wir halten ihn auch,
Walpurgisgebrauch,
Und wissen uns zu finden.
's ist weit von Berlin
Zum Blocksberg hin:
So bleiben wir unter den Linden.

Haben wir hier eine bis zur Unkenntlichkeit verbürgerlichte Romantik, so zeigt das andere Lied, für Männerchor (No. 47), eine milde Satire, die sich weislich orientalisch maskiert, um nicht Anstoß zu erregen:

Türkische Musik

Ein Kaiser einst in der Türkei
— Er hieß von Gottes Gnaden! —
Hatte sein treues Volk herbei
Zu einem Fest geladen.
Er saß zu Thron, im vollen Glanz,
Umlagert von Trabanten;
Da rief das Volk: „Zu unserm Tanz,
Herr, schick' uns Musikanten!"

Der Zimbelschläger war zu Hand,
Er ließ sein Spiel erklingen:
Wo er gefüllte Beutel fand,
Die mußten klingend springen;
Das Silber und das feine Gold,
Das er herausgeschlagen,
Er lachend in den Säckel rollt,
Dem Kaiser heimzutragen.

Der Fiedeler war auch nicht faul
Mit seinem Fiedelbogen:
Wer hinterher ein schiefes Maul
Beim Zimbelspiel gezogen,
Den spannt er in die Fiedel ein,
Sich angenehm zu zeigen;
Und mochten alle „Zeter" schrein —
Er ließ nicht nach mit Geigen.

So wurden sie gezwickt, gezwackt,
Gezimbelt und gestrichen;
Und war nur irgend aus dem Takt
Ein armer Schelm gewichen,
Da sprang der Trommler schnell hervor,
Das Trommelspiel zu rühren,
Zog ihm das Fell dicht übers Ohr,
Das rechte Maß zu spüren.

Der Kaiser, dem der Tanz gefiel,
Rief sich die Musikanten,
Die sich sofort nach ihrem Spiel,
Ludi ministri nannten.
Dem Fiedler gab er die Justiz,
Dem Zimbler die Finanzen,
Dem Trommler aber die Miliz —
Und ließ dann weiter tanzen.

Wie es dem Dichter nicht eben gelungen ist, die musikalischen Untaten der drei künftigen Minister anschaulich zu machen, so ist auch das Wortspiel am Schluß nur durch zwei Verrenkungen zu stande gekommen: der lateinische Ausdruck lautet bekanntlich *ludi magister* und bedeutet überdies nicht Spielmeister, sondern Schulmeister, speziell Elementarlehrer. Indes ist der flotte Ton des Gedichts einladend zur Komposition, und das Lied blieb ja wohlbehütet vor dem rauhen Luftzuge der Kritik im Kreise der Liedertafel.

Die Musikhandschriften der „Jüngeren Liedertafel" haben anscheinend 1861 dem Freiherrn Carl von Ledebur noch vorgelegen, der in seinem klassischen „Tonkünstler-Lexicon Berlins" Hoffmanns Kompositionen danach zitiert. (Der eine der vier Gründer der „Jüngeren Liedertafel", Gustav Reichardt, der Komponist des Liedes „Was ist des Deutschen Vaterland?", starb erst 1884, wohl als der letzte von Hoffmanns näheren Bekannten.) 1893/94 hat Georg Ellinger die Originalhandschriften nicht mehr ermitteln können. Zum Glück hat sich jedoch — worauf 1901 Robert Eitner in seinem nie genug zu rühmenden „Biographisch-Bibliographischen Quellen-Lexikon" hingewiesen hat — eine Abschrift wenigstens der „Türkischen Musik" erhalten: sie liegt, zusammengeheftet mit einer Abschrift von Goethe-Zelters Lied „Sankt Paulus war ein Medicus", in der Gottholdschen Sammlung, die sich jetzt auf der Königlichen und Universitäts-Bibliothek zu Königsberg befindet, und ist so in die Geburtsstadt des Dichters zurückgekommen. Wir legen sie den Lesern der „Musik" vor[1]) nach einer Kopie, die der Leiter der Musiksammlung der Berliner Königlichen Bibliothek, Herr Direktor Prof. Dr. Albert Kopfermann, zu kollationieren die Güte gehabt hat. —

Eine spezieller auf die Gegenwart, und zwar auf die preußische Gegenwart mit ihrer Verfolgung der Burschenschafter abzielende Satire gab Hoffmann selbst im September 1821 als dritten Abschnitt der „Lebens-Ansichten des Katers Murr"; eine zweite legte er dann im Dezember desselben Jahres nachträglich in das seiner Anlage nach ganz und gar unpolitische Märchen „Meister Floh" ein. Da er selbst in unbegreiflicher Sorglosigkeit um Neujahr 1822 in mehreren größeren Gesellschaften die Tendenz dieser Einlage ausplauderte, so hätte er wie Förster sein Amt verloren, wenn er nicht vor Entscheidung der Angelegenheit am 25. Juni 1822 gestorben wäre. Am 28. Juni wurde er in aller Stille vorm Halleschen Tore beerdigt, während einer seiner politischen Gegner, der bekannte Pückler, beim Champagner seine Ernennung zum Fürsten feierte; die Todesanzeigen erschienen erst danach, am 29. Juni in der Spenerschen und gar erst am 4. Juli in der Vossischen Zeitung.

Einen Tag nach der Beerdigung hielt aber die „Jüngere Liedertafel" eine Totenfeier für ihr berühmtes Mitglied ab, und dabei wurde —

[1]) Siehe die Beilagen dieses Heftes. Red.

jedenfalls nach Hanitschens feierlicher Melodie für Arndts Lied „Sind wir vereint zur guten Stunde“ — ein Lied von Friedrich Förster gesungen, das die beiden von Hoffmann vertonten weit überragt und in der Tat seines Gegenstandes nicht unwert ist. Als Unterton klingt wohl eine gewisse polemische Tendenz mit in diesem lauten und fröhlichen Bekenntnis zu dem geächteten Manne, der gestern in aller Stille eingescharrt war: ein Protest einerseits gegen Hoffmanns und Försters gemeinsame Feinde in der Staatsleitung, ein Protest andrerseits gegen Hoffmanns quietistische und pietistische alten Freunde Hitzig und Fouqué. Aber im wesentlichen ist das Gedicht positiven Charakters: es ist eine hinreißende Huldigung vor dem schöpferischen Künstlergeist, der allein den Tod verachten darf, weil ihm allein der Tod nichts anhaben kann. Wenn auch die Schlußpointe nicht neu ist, so wirkt sie doch nicht im geringsten als ein aufgeflicktes Zitat, sondern wächst organisch heraus aus dem stolzen Gedanken: der Künstler lebt, denn seine Werke leben!

Wir glauben, in diesem Zusammenhange und namentlich jetzt, zur Wiederkehr von Hoffmanns Todestag, das schon anderweit mitgeteilte Lied hier wiederholen zu dürfen:

Nachruf an unsern Freund E. T. A. Hoffmann

Es wird kein Kranz vor. uns gewunden,
Daß seine Rosen nicht verblühn;
Des Lebens schöne Feierstunden,
Sie gehen auf, sie fahren hin.
Wir reichen traulich uns die Hände,
Wir meinen wohl, wir halten fest;
Und ob uns auch ein Gott verbände,
Wir scheiden bald von diesem Fest.

Nur eines ist uns unverloren
Und fürchtet nicht des Grabes Haft:
Der Geist, der aus dem Geist geboren,
Das Unvergängliche erschafft. —
So schied ein Freund aus unserm Bunde,
Er sprach uns manches heitre Wort,
Er lebt in jeder guten Stunde
Bei uns in seinen Liedern fort.

Wir suchen Dich nicht in den Tiefen,
Wir suchen Dich nicht hoch und fern;
Hier wehn die Geister, die Dich riefen,
Des Weines und der Liebe Stern.
Und soll Dich Glockenton geleiten
Auf Deines Lebens letztem Gang —
Wohlan! so laßt die Gläser läuten
Zu hellem, frohem Festgesang!

Türkische Musik

Förster und Hoffmann

Lebhaft

TENOR I. II.

BASS I. II.

Ein Kai - ser einst in der Tür-kei, er hieß von Got - tes Gna - - - - - den, ——

Ein Kai - ser einst in der Tür - kei, er hieß von Got - tes Gna - - - - - - - den,

hat - te sein treu - es Volk her - bei zu ei - nem Fest ge - la - den, ge - la - - - - - den.

Er saß —— zu

Er saß zu Thron, in

Er saß zu Thron, zu

Thron in vol - lem Glanz, in vol - lem Glanz, um -
vol - lem Glanz, in vol - - - - - lem Glanz, um -
Thron in vol - - - - - lem Glanz, um -

ge - ben von Tra - ban - - - - - - - ten, da

rief das Volk: zu un - serm Tanz, zu un - serm Tanz, Herr! schaff uns Mu - si -

kan - - - - - ten! Herr! schaff uns Mu - si -

kan - - - - - - - - - - ten!
kan - - - - - ten, Mu - si - kan - ten!
kan - - - - - - - - - - ten!
kan - - - - ten, Mu - si - kan - ten!

ff

DIE ENTSTEHUNG
DES MURR-KREISLER-WERKES
UNTER BERÜCKSICHTIGUNG
DER SONSTIGEN LITERARISCHEN PRODUKTION
HOFFMANNS IN DEN JAHREN 1818–1822

Im Winterhalbjahr 1912/13 habe ich eine größere Abhandlung ausgearbeitet, die *die Entstehung des Doppelwerkes, insbesondere des Katerteiles,* unter Berücksichtigung der sonstigen literarischen Produktion Hoffmanns in den Jahren 1818–1822 schildert und sowohl die Elemente des ursprünglichen Planes wie auch die öfteren Umbiegungen zeigt, die er im Laufe der *zweimal unterbrochenen* Arbeit erfahren hat; die Nachrichten über den historischen Kater waren eingeschaltet. Mitte April 1913 war diese Arbeit im wesentlichen beendet.

Danach legte ich eine sachlich fundierte (ethisch-ästhetische) *Charakteristik von Murrs Ansichten* an, die ich im Januar 1915 auf Grund einer erneuten Durchsicht des Textes gründlich durcharbeitete.

Beide Abhandlungen, die *Entstehungsgeschichte* von 1912/13 und diese *Charakteristik*, gedachte ich als besonderes *Beiheft* zu Murrs Buch zu bringen; der Verlag lehnte ein solches Beiheft jedoch unterm 15. Februar ab. Ich wurde ersucht, den Band mit einem kurzen Nachwort abzuschließen, und man stellte mir anheim, die beiden Abhandlungen einer Zeitschrift zu übergeben – was freilich bei der durchaus auf meine Ausgabe zugeschnittenen *Charakteristik* nicht möglich gewesen wäre. Diese ist denn auch völlig liegen geblieben und kann nur dem etwaigen Verwalter meines Nachlasses zur Prüfung empfohlen werden, während die *Entstehungsgeschichte* wenigstens zu geringen Teilen als II. Beigabe in das Buch überging.

Aus Hans von Müllers *Autobibliographie 1896–1915* [erschienen 1937], S. 55–56.

VORBEMERKUNG

Der Inhalt der Biographie Kreislers wird als bekannt vorausgesetzt.

Unsere Einleitung zum Kreislerbuch von 1902 wird durch das folgende ergänzt, aber nicht ersetzt.

Während die Inhaltsangabe einer Dichtung, die von dem fertigen Werk oder doch von dessen letztem Stadium ausgeht, der *Bequemlichkeit* des Lesers dient, erfordert eine *genetische* Analyse, wie wir sie hier unternommen haben – also die Darstellung der *öfters wechselnden Formen des Gesamtplans* – auch vom Leser eine *große Aufmerksamkeit* und – Nachsicht für den, der sie unternommen.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir auch die kritische Schärfe motivieren, die manchen vielleicht in unserer Beurteilung von Hoffmanns Arbeitsweise verletzt. Man wird mir glauben, daß Hoffmann selbst und sein persönlichstes Werk mir mindestens ebenso lieb sind wie sie es z. B. Grisebach waren. Der verschiedene Ton, in dem wir uns darüber äußern, erklärt sich daraus, daß wir uns an verschiedene Leser wenden. Grisebachs Aufgabe war es, für Hoffmanns Schriften neue Verehrer zu werben; er mußte also in erster Linie auf Vorzüge hinweisen. Dessen bleibt er auch bei der Besprechung unseres Doppelwerkes (LXXXVIII f, IC-CI, CVI) eingedenk. Seite C versichert er in befriedigtem Sperrdruck, *Murrs Autobiographie* sei mit dem II. Bande „*völlig beendet*", während sie in Wirklichkeit dort unbeendet *abgebrochen* wird: „*schlimm* ist es, daß der Verblichene seine Lebens-Ansichten nicht geendet hat, die also Fragment bleiben müssen".

Ich wende mich im Gegensatz zu meinem alten Meister an ein Publikum, das Hoffmann bereits kennt und schätzt: und diesem durfte ich im Kreislerbuch und hier sagen, was wir Freunde Hoffmanns mit Schmerz *vermissen* an seinem persönlichsten Werk. Bezüglich der Biographie Kreislers dürfen wir „die größere Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen" zuschreiben, die es Hoffmann nicht gestatteten, den dritten Teil zu Papier zu bringen: im Katerbuch liegen die offenkundigen Mängel mehr in der Sorglosigkeit begründet, mit der Hoffmann im Vertrauen auf seine erstaunliche Erfindungsgabe den Aufbau der meisten seiner späteren Arbeiten behandelt hat. Und wenn wir nun bei der Betrachtung der Entstehung des Katerbuchs vorurteilslos uns die Art vergegenwärtigen, in der seit Weihnachten 1819 die Beendigung des auf 3–4 Bände angelegten Doppelwerkes bald erwogen bald verschoben, bald begonnen bald wieder liegen gelassen ist, dann ergibt sich daraus auch die Erklärung für Mängel der Biographie Kreislers.

Ellinger hat völlig Recht, wenn er (I, CXXIII Mitte bis CXXIV Mitte der Ausgabe der Werke 1912 [S. CXXVII Mitte/oben bis CXXVIII oben der Ausgabe 1927]) einen gewaltigen Unterschied statuiert zwischen der gewissenhaften Arbeitsart des sich noch mißtrauenden Anfängers und der späteren aus-dem Ärmel-schüttelnden Sicherheit des gewiegten Schriftstellers. Hier ereignet sich das Unwahrscheinliche,

daß einer der scharfsinnigsten und vielseitigsten Gelehrten, die je über Hoffmann gearbeitet haben, Otmar Schissel von Fleschenberg, Unrecht erhält gegen den unwissendsten, unfähigsten, leichtfertigsten und dreistesten Charlatan der Hoffmann-Literatur, Herrn Paul Margis. Wir meinen hier selbstverständlich nicht die Urteile, die dieser Schriftsteller sich in seinen Analysen an und bei Hoffmann über die Kreislerbiographie oder gar über die 'Brambilla' erlaubt [1], sondern eine Bemerkung zu Hoffmanns 'Räubern' S. 144/45:

> Als Hoffmann dieses Werk anfing zu schreiben, hatte er sicherlich noch keine Ahnung von den Verwicklungen, die er am Schlusse schaffen wollte.

Mag das auch für die 'Räuber' vielleicht nicht zutreffen, so gilt es doch bestimmt für eine ganze Anzahl von Produkten der letzten Jahre. Hoffmann setzt in diesen nach kurzer Überlegung eine Situation hin und überläßt es mit gläubigem Vertrauen seinem Talent, nachträglich dafür die Vorgeschichte zu erfinden.

Während bei anderen Schriftstellern solche Verschiebungen des Planes nur in sehr langwierigen Arbeiten eintreten, etwa in Schillers 'Carlos', in Goethes Walpurgisnacht im ersten und der Helena-Episode im zweiten Teil des 'Faust', so bringt Hoffmanns zersplitterte Arbeitsart es mit sich, daß sich in wenigen Monaten schon die Anlage unmerklich verschiebt.

> Am ärgsten ist das im 'Meister Floh' (s. S. 241/47 meiner Ausgabe, besonders S. 244; einiges davon unten, S.362 Note), kommt aber auch z. B. in der 'Brautwahl' vor, deren erstes Kapitel gleichfalls in einigen Punkten nicht zu den folgenden stimmt (s. S. VII meiner Ausgabe). Die Folge für das Zerlaufen der Murr-Biographie werden wir sehen; aber auch im einzelnen zeigen sich Divergenzen zwischen dem Anfang des 'Katers Murr' und seiner Fortsetzung.
>
> Von den drei ersten Werken Murrs, die er S. 49 f nennt und über deren Anlässe er näheres für später verspricht, werden in der Folge nur die beiden ersten (S. 103 und S. 144) erwähnt, die Tragödie wird nachher vergessen, dafür wird aber S. 106 eine Aphorismensammlung als zweites Werk genannt. – Die kleine sehr dicke Jüdin mit schwarzem Haar und einer Menge Ringe an allen Fingern, die Meister Abraham nahe steht (S. 10), ist doch wohl identisch mit der Räthin Benzon (die der Witwe Fanny Mark geb. Marc in Bamberg entspricht); diese wird aber später nirgends als Jüdin bezeichnet. S. 71 warnt Mina den Sohn, Meister Abraham nicht seine Kenntnisse zu verraten. In der Tat will dieser sie ausnutzen, und Murr hütet sich künftig etwas zu verraten. Entsprechend in Abrahams Bericht: gibt nie die feindliche Stellung zum Menschen ganz auf. Vgl. auch Murrs Mißtrauen, als Abraham ihn in den Korb „spundet".
>
> Ganz anders und erfreulicher S. 129 unten: Meister Abraham denkt an keine Ausnutzung, Murr an keine Vorsicht.
>
> Lothario ist anfangs Professor am Gymnasium (I 130), später (II 157 M/u, 277 u, 279 M) an der Universität.

1. *E.T.A. Hoffmann. Eine psychographische Individualanalyse von Paul Margis.* Leipzig 1911, S. 145 und bes. S. 155 (über die 'Prinzessin Brambilla'); S. 171 f (über die Kreislerbiographie).

Im ersten Abschnitt (S. 6 u) wird das Wort „*spinnen*“ „nicht uneben“ genannt, während es im zweiten Abschnitt (S. 259) als Ausdruck „höhnender Verspottung“ aufgefaßt wird.

Wichtig zur Ermittelung von Hoffmanns ursprünglichen Absichten sind die *Inhaltsangaben*, die er häufig seinen Abschnitten vorsetzt. Wie früher für das 5. und 7. Abenteuer des ‘Meisters Floh’, werden wir diese Angaben auch für den 3. und 4. Abschnitt des Murrbuches verwerten. Wir bemerken dabei, daß die modernen Neudrucke (Grisebach, Ellinger) in den Überschriften des Murrbuchs die Schriftgrade *umkehren*. Im Originaldruck sind die Worte „Erster Abschnitt“, „Zweiter Abschnitt“ usw. großgedruckt, *nur sie* bilden die eigentliche *Überschrift*. Der Zusatz, der jedesmal folgt, ist *kleingedruckt*; er ist wie in Hoffmanns besten Märchen (dem ‘Goldnen Topf’, dem ‘Zaches’, der ‘Brautwahl’, der ‘Brambilla’, dem ‘Floh’) lediglich Inhaltsangabe und zwar bezeichnet er in jedem Falle die beiden geplanten *Hauptteile* des Abschnitts.

Er ist darin kaum gewissenhafter, als sein großer Schüler Balzac es nur allzu oft gewesen ist. Ebenso häufig ist bei beiden Schriftstellern die umgekehrte Erscheinung zu beobachten, daß ein großer Plan hingeworfen wird und dann ganz oder halb unausgeführt bleibt.

Wir haben Ehrfurcht vor den gewaltigen *Naturen* Hoffmanns und Balzacs, wir haben Ehrfurcht vor ihren grandiosen *Plänen*: wo die Ausführung aber *unter* der Intention des Schöpfers geblieben ist, da müssen wir, *eben aus Ehrfurcht vor den Absichten*, diese unvollkommene Ausführung *bekämpfen* und – insbesondere bei Hoffmann – die Charakterschwächen *tadeln*, die das Erreichen der Absicht vereitelt haben.

EINLEITUNG

HOFFMANNS LITERARISCHE ARBEITEN VON JANUAR 1818 BIS ANFANG MAI 1819

Nachdem Hoffmann im Herbst 1814 nach Berlin gekommen war, bemerkte er alsbald zu seiner Verwunderung [1], daß er durch die 'Fantasiestücke' „eine merkwürdige Person", eine literarische Berühmtheit geworden war. Er erhielt als solche nicht nur Einladungen „zu großen Thees", sondern auch „verschiedene Anträge von Buchhändlern". Seine praktische Natur, die ihn in Bamberg den Handel mit Musikalien nicht hatte verschmähen lassen, zog aber bald Nutzen aus dieser Konjunktur, und seit dem Januar 1815 schrieb er fleißig für die Almanach-Herausgeber, die bei ihren großen Auflagen doppelt soviel zahlen konnten als die Buchverleger und dabei mit jedem Schmarrn vorlieb nahmen, vorausgesetzt nur, daß er mit einem berühmten Namen unterschrieben war.

Die Manuskripte für die Almanache waren (der Raumverteilung und der Kupfer wegen) in den ersten Monaten des Jahres abzuliefern, spätestens im März; nur besonders wichtige und sichere Mitarbeiter erhielten allenfalls bis zum Mai Frist. Die Buchverleger ihrerseits, die auf den Weihnachtsmarkt rechneten, gaben bis zum Hochsommer, höchstens bis zum Herbst Frist. So ergab sich für Hoffmann eine Zweiteilung des Jahres. Die *ernsten*, schweren, aber minder hoch honorierten Buchmanuskripte wurden im Sommer und Herbst geschrieben; im Winter und Frühjahr erholte der Fabulant sich dann an der leichten und mit den Jahren immer leichter genommenen Arbeit für die Taschenbücher[2]. Die Schlußtermine für beide Kategorien wurden von Jahr zu Jahr bei wachsender Arbeit und wachsender Unentbehrlichkeit für die Abnahme um ein paar Wochen hinaufgerückt, sodaß die *Bücher* schließlich sozusagen noch naß auf den Weihnachtstisch kamen.

Entsprechend dieser Einteilung hatte Hoffmann im Winter und Frühjahr von Murrs Geburtsjahr 1818 vier seiner bekanntesten Almanacherzählungen geschrieben: 'Doge und Dogaresse', 'Meister Martin', den 'Kampf der Sänger' und zuletzt die 'Scudery'; vielleicht fällt auch noch in dieses Halbjahr die Abfassung des 'Unheimlichen Gastes' (der Ostern 1819 erschienen ist). Ob auch der 'Klein Zaches' schon in dieser Zeit entworfen worden ist, wie man bisher annehmen mußte, ist zweifelhaft geworden, seitdem Herr von Maassen eine Anfrage Hoffmanns an Chamisso von Anfang November des Jahres mitgeteilt hat, die sich anscheinend auf eine Stelle im letzten Drittel des Märchens bezieht; auch zu der

1. Vgl. die Briefe an Kunz vom 28. September 1814, an Hippel vom 12. März und 18. Juli 1815.
2. Ich hoffe, daß diese merkantile Erklärung, die ich seit 1902 vertrete, mit der Zeit die *pathologische* verdrängen wird, nach der Hoffmann in periodischer Abwechslung ein Genie und ein Idiot war. Ich kann mir nicht versagen, auch hier an die köstlich zynische Stelle in dem Brief an Schall (vom 19. Januar 1822) zu erinnern, in der Hoffmann vorschlägt, daß der Kopf oben-vorn die Bücher und der Vizekopf unten-hinten die Almanachgeschichten liefern möge.

eben entwickelten Jahreseinteilung würde es besser passen, daß das Märchen im Herbst entstanden ist. Jedenfalls waren die Almanachredakteure spätestens im Mai befriedigt, und die Buchverleger konnten drankommen.

Hier war Hoffmann nun dieses Jahr in der ebenso ehrenvollen wie angenehmen Lage, abgesehn vom 'Zaches' den Bedarf der Buchverleger aus alten, bereits gedruckten Schriften bestreiten zu können, die lediglich redaktioneller Nachhülfe bedurften. Für *Reimer* erwog er eine Sammlung seiner neueren Erzählungen in zwei Bändchen, für *Maurer* erweiterte er die 'Kunstverwandten' von Anfang 1817 zu den 'Seltsamen Leiden', und für *Kunz* sah er die 1813/15 erschienene Sammlung seiner *älteren* Schriften, die sog. 'Fantasiestücke in Callots Manier', behufts eines Neudrucks durch.

Handelte es sich bei der geplanten Sammlung, die an die 1815 abgehaltenen Seraphinen-Abende anknüpfen sollte, und bei dem Theater-Dialog immerhin um eine starke *Vermehrung* der Texte, so bedurfte die ältere Sammlung lediglich der *stilistischen Durchsicht* und der *Kürzung*. Vor allem wurde der Gesamtinhalt, der 1813/15 rein zufällig im Laufe der Sammlung und Entstehung auf vier Bände angewachsen war, nach einem nicht nur äußerlichen Prinzip *disponiert*. Die wesentlich *subjektiven* Stücke aus der *Bamberger* Zeit von Ende 1808 bis Anfang 1813 (die den Hauptteil der ersten beiden Bände bildeten und auf die allein sich Jean Pauls sauersüßes Vorwort bezieht) wurden als *erster Teil* zusammengefaßt. Leider versäumte es Hoffmann, die späteren *Kreisleriana* dazuzustellen; er *strich* aus diesen die fragmentarische '*Blandina*', ließ im übrigen die Serie aber am Schluß der Sammlung stehen. Diese jüngeren *Kreisleriana* bilden nun zusammen mit den objektiven Arbeiten aus den Bänden II–IV den (erheblich stärkeren) *zweiten Teil*, der also die von Mai 1813 bis Februar 1815 in *Dresden, Leipzig und Berlin* entstandenen Stücke vereinigt.

Die drei größeren Texte dieses Bandes durfte Hoffmann nunmehr als abgeschlossene Werke betrachten: der 'Goldne Topf' hatte im wesentlichen unverändert bleiben können, und den beiden schwächeren Arbeiten, dem 'Magnetiseur' und den Sylvester-Abenteuern war durch energische Streichungen aufgeholfen worden. Daß von seiner *ganzen* bisherigen Schriftstellerei *nur* der 'Goldne Topf' hohen Ansprüchen genügen konnte, darüber war Hoffmann sich durchaus klar, wie u. a. der Brief an die Chézy vom 17. Oktober 1818 zeigt.

Insbesondere konnten die *Bamberger Schriften*, die nun im ersten Teil der 'Fantasiestücke' vereinigt waren, – mit Ausnahme etwa der Beethoven-Apotheose, des 'Don Juan', allenfalls des 'Gluck' – und ebenso die späteren *Kreisleriana* dem gereiften Künstler nur noch als eine wüste *Materialsammlung* erscheinen. Er ließ bei der Durchsicht die Texte (mit Einer Streichung im 'Berganza') für den Neudruck wie sie waren, beschloß aber alsbald – spätestens während der Krankheit Februar/März 1819 – die darin *und in der 'Blandina'* verstreuten Motive *anderweitig aufs neue aufzunehmen*, mit festem Griff zusammenzufassen und in einem einheitlichen – halb erzählenden, halb theoretischen – Werke zu verarbeiten.

Ehe er aber an dieses große Werk – die *Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler* nebst den 'Lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers' – ging, das den von Anfang 1818 bis Anfang 1819 geplanten musikalischen Roman 'Die Meister des Gesanges' verdrängen sollte, vergingen noch sechs Monate, die neben mehr theoretischen Arbeiten (den Gesprächen der Serapions-Brüder an den ersten vier

Abenden, den 'Flüchtigen Bemerkungen' des Barons von L. und *Kreislers Brief* über die Glasharmonika) eine große Reihe wichtiger Erzählungen zeitigten: im November 1818 wurde der 'Zaches' vollendet; Ende desselben Monats entstand die Erzählung vom Grafen P., der sich für den Märtyrer Serapion hält; im Dezember die 'Bergwerke von Falun'; um Neujahr 1819 die Anekdote vom Baron von B., dem Schüler Tartinis; Januar/Februar 'Spieler-Glück'; Februar/März, trotz einer schweren Krankheit Hoffmanns, 'Signor Formica'; März bis Mai während der Genesung die 'Haimatochare', die 'Brautwahl' und (im Anschluß an diese) die Berliner Teufelsanekdote.

I. DER PLAN UND DER ERSTE BAND DES WERKES: MAI/NOVEMBER 1819

1. Der Plan und seine Elemente

Nachdem nunmehr die Redakteure der Journale und Taschenbücher einstweilen befriedigt, konnte Hoffmann sich wieder einer großen Arbeit zuwenden: im *Mai* begann er, wie das Datum der beiden Vorworte des Katers zeigt, die Niederschrift des weitschichtigen Werkes, das die in den 'Fantasiestücken' angedeuteten und verstreuten Motive vereinigen sollte.

Den theoretischen Teil, die 'Lichten Stunden eines wahsinnigen Musikers', verschob er an den Schluß; vermutlich wären sie ähnlich rhapsodisch ausgefallen wie die Reden des Berliner Komponisten von 1807/08, der sich für den *Ritter Gluck* hält, und wie *Kreislers Lehrbrief.*

Zunächst entwarf Hoffmann den *erzählenden* Teil. *Träger* der Handlung wurde die 1810 glücklich entworfene und bis 1815 weiter ausgearbeitete Figur des *Kapellmeisters Kreisler.* Offenbar hat Hoffmann jedes Kreislermotiv der 'Fantasiestücke' sorgfältig daraufhin geprüft, ob es für die neue Darstellung verwendbar sei. Wo das nicht der Fall ist, vermerkt er das ausdrücklich in der Biographie Kreislers (II 124). – Für einen genaueren Vergleich des Kreisler von 1810/15 mit dem Kreisler von 1819 und 1821 (eine höchst interessante Aufgabe, für die ich mir einen Neudruck des Kreislerbuchs wünschte!) ist hier nicht der Ort. Nur beispielsweise seien drei Tatsachen genannt, die aus Vorbemerkungen zu alten *Kreislerianis* übernommen sind in die zusammenfassende Darstellung: Kreisler gibt seine Stellung als *Hofkapellmeister in der nahen Residenz* auf aus Opposition gegen die moderne italienische Musik; er spricht sich eingehend aus über *die Liebe des Künstlers*; eine „ganz fantastische“ Liebe zu einer Gesangsschülerin ergreift ihn und treibt ihn in den Wahnsinn.

Die Erlebnisse des Kreislers der 'Fantasiestücke' sollten offenbar erweitert werden durch das im *'Berganza'* noch recht roh erzählte Geschick der Julia Mark und durch die im *'Blandinen'*-Entwurf vage angedeuteten Ereignisse.

Die im Kreislerbuch XVII, XXf, XXVI vorgetragene und begründete Überzeugung, daß die Biographie Kreislers die *unmittelbare Frucht* der Durcharbeitung der 'Fantasiestücke' für den Neudruck war, hat sich mir in den elf seitdem verflossenen Jahren nur befestigt.

Die enge Verbindung zwischen den 'Fantasiestücken' von 1818 und der Biographie Kreislers ist natürlich nie ganz verkannt worden. Diese Erkenntnis ist aber im neunzehnten Jahrhundert nur einmal praktisch betätigt, indem bei Baudry in Paris 1841 die 'Fantasiestücke' in der Fassung von 1818 mit dem Murr-Kreisler-Werke von 1819/21 in Einem Bande vereinigt wurden (234 zweispaltige Quartseiten). Das erste ähnliche Unternehmen ist das Kreislerbuch.

Meister Abraham Liscov, der Automatenbauer mit dem wunderbaren Orakel, ist unbeschadet sonstiger Ingredienzien [1] zweifellos in erster Linie eine verbesserte Auflage des Professors X. aus den fragmentarischen '*Automaten*', die vier Monate vor dem 'Blandinen'-Fragment (gleichfalls in Leipzig) entstanden waren. Das ursprünglich den 'Fantasiestücken' zugedachte Stück hatte Hoffmann soeben – wahrscheinlich im April oder Mai 1819 – für einen Neudruck in den 'Serapions-Brüdern' durchgesehen und von den Freunden kritisieren lassen [2]; aber wie die 'Blandina' konnte er auch diese längst aufgegebene Arbeit mit gutem Gewissen wieder einschmelzen und als Rohmaterial benutzen [3].

Von Mai 1819 bis Ende November 1821, also über dritthalb Jahre lang, hat Hoffmann die (erst Dezember 1821 aufgegebene) Absicht gehabt, außer dem Meister Abraham und anderen menschlichen Nebenfiguren ein *denkendes Tier* in Kreislers Umgebung zu bringen. In den 'Fantasiestücken' war das bereits an zwei Stellen geschehen.

Der *Hund Berganza* läuft in der „benachbarten prächtigen Residenz" Kreislern zu; dieser spielt ihm in der Folge gern auf seinem Flügel vor und betrachtet ihn

1. Die Laute seines Familiennamens und Kreislers dankbares Verhältnis zu ihm stammen von H.s ausgezeichnetem Musiklehrer *Cristian Wilhelm Podbielski* (o-i-l-s-k = Lisko), der, 1740 zu Königsberg geboren, am 3. Januar 1792 als Organist an der dortigen Domkirche allgemein betrauert starb – drei Wochen vor Hoffmanns 16. Geburtstag und drei Monate vor dessen Immatrikulation. Wenn es im Murr-Kreisler-Werk (I 210) heißt, daß dem jungen Johannes Kreisler Liscov nach seinem plötzlichen Weggange überall gefehlt habe und daß ihm „nun ganz Göniönesmühl ein todtes düstres Gefängniß dünkte", so darf man das vielleicht auf die Stimmung des 16jährigen Hoffmann nach dem Tode des Lehrers deuten.

   Daß Abraham in anderen Punkten – so im Verhältnis zu Murr und im Verhalten bei dem Theaterbrande – ein Abbild von *Hoffmann selber* ist, braucht nicht erst näher dargelegt zu werden. Seine Wohnung und deren Mobiliar (s. I 42) stellt eine Mischung von Hoffmanns Bamberger und Berliner Milieu dar.

2. Bd. II, dessen viertes Zehntel das Fragment etwa ausmacht, erschien im September 1819.

3. Die frühere, auch von mir 1902 im Kreislerbuch (XXV) noch geteilte Annahme, daß das Fragment erst für diesen Neudruck in den 'Serapions-Brüdern' auf das Doppelte bis Dreifache erweitert worden sei, ist 1903 dadurch erledigt worden, daß *Alfons Fedor Cohn* den ersten Druck des vollständigen Textes in der 'Zeitung für die elegante Welt' vom *April 1814* auffand. Seitdem ist es allerdings klar, was Maassen 1912 in seinem VI. Band ausführt, daß Hoffmann lediglich *aus Verlegenheit* die Erzählung abgebrochen hat – nicht, um sie für die Biographie Kreislers aufzusparen.

auch sonst als Vertrauten. Infolge eines schweren Erlebnisses bemächtigt sich Kreislers dann eine extreme Reizbarkeit. Bekannte versuchen ihn zu beruhigen, er wirft sie jedoch mit des Hundes Hülfe hinaus; am Morgen darauf läßt er den Hund laufen, da er fürchtet, man werde diesen als toll erschlagen und ihn selber als toll einsperren. In der Tat soll Kreisler dann „in die bekannte hier ganz nahe gelegene Irrenanstalt" gebracht werden, entspringt jedoch auf dem Transport ('Berganza' FSt [1] II 73, 69).

Dies hatte Hoffmann Anfang 1813 in Bamberg für Kunz geschrieben; ein Jahr darauf, 2./3. Januar 1814, verfaßte er in Leipzig für Rochlitz die 'Nachricht von einem gebildeten, jungen Mann'. Hier lernt Kreisler – in einer anderen Periode seines Lebens – bei dem Geheimen Kommerzienrat R[öderlein, dessen Nichte er bekanntlich im Gesange unterrichtet,] *den Affen Milo* kennen, „der im Hause des Commerzienraths sprechen, *lesen, schreiben,* musiciren u.s.w. lernte" und nun seiner Freundin im fernen Amerika in einem *langen Briefe* schildert, wie herrlich weit er es gebracht habe. Der Brief schließt mit einem Zitat aus Schlegels Shakespeare-Übersetzung.

Auch in der Biographie Kreislers erscheint der Held als Hundeliebhaber. I 386 erwähnt er Abraham gegenüber den „sehr würdigen Bullenbeißer" Hektor, „der unbeschreibliche Liebe und Treue zu mir hegte"; in Wiederholung der Berganza-Szene möchte er ihn „dem fürstlichen Namensvetter in die Rockschöße hetzen", um ihn von Julien fortzubringen. Später sagt er (I S. 33 u) gleichfalls zu Abraham, er gebe „dem Geschlecht der Hunde bei weitem den Vorzug" vor den Katzen. Diesmal wollte der Dichter ihm aber einen *Kater* beigeben.

Der *Kater Murr* hält die Mitte zwischen dem treuen Berganza und dem gebildeten Milo [1], oder vielmehr, er vereinigt die Eigenschaften beider: er ist ganz Haustier wie jener und ganz Bildungsphilister (um Nietzsches Wort vorwegzunehmen) wie dieser – wenn er sich auch in der menschlichen Sprache nur *schriftlich* ausdrücken kann. Seine Zusammenstellung mit Kreisler hätte sicherlich eine Reihe burlesker Szenen ergeben; neben dem pathetisch-sentimentalen Kreisler hätte der „witzige" „Pulcinell" (S. 36 M) Murr sich in der Tat ausgemacht wie Sancho Pansa neben Don Quixote [2].

Kreisler verläßt aus Abscheu vor Rossini, Pucitta pp seine Stelle in der Residenz (I 124ff); Murr bricht über eine Rossinische Arie in lautes Freudengeschrei aus (I 374). Der Kater spricht Kreislers Sprache, parodiert sie aber durch seine Gesinnung: vgl. Kreisler über die Wirkung von Juliens Gesang (I 128 und 240/41) mit Murr über die von Miesmies' Niesen I 333. (Gleich darauf (336) heißt es, beim Wiedersehn am andern Tage: „wie wallte in meiner Brust das Entzücken, die unnennbare Wonne des Liebesgefühls".) Wir haben hier einen kleinen *Ansatz* zu einer Gegenüberstellung Kreislers und Murrs in dem Sinne, in dem zwei Jahrhunderte früher Shakespeare und Cervantes die edle und die gemeine Natur kontrastiert hatten, und in der Tat wollte Hoffmann, wie wir in dem angehängten Aufsatz nachweisen werden, die beiden Typen *aktiv gegen einander*

1. Hoffmann selbst erinnert I 271, Z. 6–9 an seinen Berganza; Ellinger hat außer auf ihn mit Recht namentlich auf den schreibenden Affen als Vorläufer Murrs hingewiesen (IX, 9), das Verhältnis der beiden Tiere *zu Kreisler* aber nicht beachtet.

2. Grisebach braucht diesen Vergleich CVI; wie wir auf S. 353 und 357 ausgeführt, trifft er leider nur auf Hoffmanns Absicht zu, nicht auf das dann wirklich ausgeführte Werk.

spielen lassen; leider hat er diese Absicht jedoch im Dezember 1821 aufgegeben, und es bleibt bei der Einleitung, der abwechselnden Vorführung in zwei *getrennten* Handlungen.

Daß der Schöpfer des Berganza und des Milo jetzt seinen Stubenkameraden Murr in die Literatur einführte, erklärt sich aus dem bisher Gesagten wohl zu Genüge, ohne daß wir *fremde literarische Einflüsse* zu suchen brauchen. Immerhin seien der Kuriosität wegen drei literarische Katzen der Jahrhundertwende genannt:

1) Zunächst habe ich hier das Vergnügen, einen hübschen Fund mitzuteilen, den der namentlich um *Kleist* verdiente Literarhistoriker *Paul Hoffmann* in Frankfurt a. d. Oder gemacht und mir im April 1912 gütigst zur Verfügung gestellt hat. Herr Hoffmann fand bei Durchsicht des 'Neuen Berlinischen Intelligenz-Blattes zum Nutzen und Besten des Publici' in der Nummer 283 vom 25. November 1796 folgende

Klagen des Katers Murr.

In einem Park bey finstrer Nacht,
Wurd' ich auf fremden Hof gebracht.
O! was mein Vetter P. wohl denkt,
Daß er mich an den B. verschenkt!
Ich hab' mein Schicksal nachgedacht
Und mich im stillen fortgemacht.
Doch will ich meinen P. nicht kränken,
Nein; sein will ich im Tod' noch denken,
Mein Fleisch, mein Balg, sey alles Dein,
So bald' ich werd' gestorben seyn.

Einen dichterischen Kater Murr gab es also schon in Berlin, ehe Hoffmann die Stadt gesehen hatte. Bei Hoffmanns Neigung, alte Scharteken nach Stoffen für seine Produktion zu durchblättern, ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß er dies Poem gelesen und daraufhin seinem Kater den Namen Murr und die Neigung zum „Versleinmachen" verliehen hat.

2) Im Jahre darauf, 1797, führte *Tiecks 'Gestiefelter Kater'* den Kater in die höhere Literatur ein, allerdings nur als *Helden* einer satirischen Dichtung, nicht als *Schriftsteller.* Er wird in unserm Buche öfters zitiert.

3) Abermals fünf Jahre später, 1802, erschienen in Paris Autobiographien einer *Katze* Blanchette ('Histoire d'une chatte écrite par elle même') und eines *Hundes* ('Histoire d'un chien'). Leppmann gibt in seinem 1908 bei Beck in München erschienen Buch 'Kater Murr und seine Sippe' (S. 19–22) den Inhalt der ersteren an, erklärt jedoch – jedenfalls mit Recht – die mehrfachen Ähnlichkeiten mit Murrs Autobiographie für bloße Folgen der gleichen Motivwahl.

Als deutsches Gegenstück möge noch genannt sein die 1804/05 bei Theodor Seeger in Leipzig erschienene 'Lebensgeschichte der mecklenburgischen *Stute* Amante. Von ihr selbst erzählt und ins Reine gebracht von Valentin Trichter' [= Christian Ehrenfried Seyffert von Tennecker].

Die *menschlichen,* historischen Modelle, die Hoffmann bei der Schilderung des Katers im ersten und im dritten Abschnitt vorgeschwebt haben, werden *suis locis* gezeigt werden.

2. Das erste Doppelstück aus dem Mai 1819

In dem zuerst konzipierten Fragment der Biographie Kreislers wird erzählt, wie der Held in seiner eigenen Wohnung den Besuch seines väterlichen Freundes und Meisters *Abraham Liscov* erhält, der sich von ihm verabschieden will, um eine *Reise* anzutreten. Liscov berichtet bei dieser Gelegenheit auf Kreislers Wunsch von einem Hoffest, das „*schon ziemlich lange her ist*" (I 15, Z. 7). Er erzählt dann weiter, wie er auf der Heimkehr von diesem Feste einen Kater gefunden und wie er diesen dann großgezogen habe. Der Kater, den er *Murr* genannt, habe gute Anlagen, insofern er artig, gescheit und witzig sei; dagegen *fehle* ihm noch die höhere Bildung, und diese könne Kreisler ihm besser beibringen als er, Abraham (I 33, Z. 9–11). Er wolle den Kater deshalb fernerhin Kreislern überlassen und habe ihn zu diesem Zwecke bereits *mitgebracht*. Kreisler stellt fest, daß der Kater noch *jung* ist (I 35, Z. 5); er willigt nach einigem Sträuben ein, Murr wenigstens so lange bei sich zu behalten, bis Meister Abraham von seiner Reise zurückgekehrt. In diesem Doppelstück ist auch inhaltlich eine gewisse Entsprechung durchgeführt. Murr philosophiert I 3–4 über die *Vernunft des Menschen*, Kreisler I 36/37 über das *Geistesvermögen der Tiere*.

Hoffmanns Absicht war es nun, von hier aus die Erzählung *rückwärts und vorwärts* weiterzuführen: einerseits wollte er nachholend die *getrennten* Erlebnisse Kreislers und Murrs *vor* jenem Besuche Abrahams mitteilen, andrerseits beabsichtigte er – und gewiß sollte dies die Hauptsache werden – Kreislers und Murrs *gemeinsames Leben* seit ihrer Begegnung vorzuführen.

Die Erlebnisse sowohl des Kapellmeisters wie des Katers wollte Hoffmann aber nicht im eigenen Namen schildern, sondern jene von einem unbekannten Dritten, diese von Murr selbst berichten lassen. Dieser spielerisch komplizierten Technik wegen ist das Doppelwerk von einem Zeitgenossen (im Weimarer Literarischen Wochenblatt, s. u.) mit Gustav Schillings 'Roman im Romane' [1] verglichen, von Černy wohl mit mehr Recht auf *Jean Paul* zurückgeführt (1908 im Programm des k. k. Staats-Ober-Gymnasiums in Mies, S. 19 ff; 1909 im 'Euphorion' Bd. 16, Heft 2 u. 3, S. 512 f). Das erste Stückchen von Murrs Buch führte Hoffmann sogleich aus und stellte es der gewählten Einkleidung zuliebe *vor* das erste Kreislerfragment.

> Daß dieses Fragment, das Programm für den ganzen überhaupt ausgeführten Teil des Doppelwerkes, *früher* konzipiert ist als das erste Murr-Stückchen, liegt auf der Hand. Murrs Aufenthalt in dem „engen Behältniß mit weichen Wänden" ist z. B. nur dem verständlich, der von Meister Abraham weiß, daß dieser den Kater gerettet und in seine Rocktasche gesteckt hat.

Am Schlusse erwähnt Hoffmann darin als regelmäßige Besucher des Meisters Abraham einen *Fürsten* und eine *kleine dicke Jüdin.*

Hoffmann nannte Murrs Schrift 'Lebens-Ansichten', und in der Tat läßt er den Kater mit Hymnen auf das Leben und die Natur beginnen; dann kommt er aber ins Biographische und bleibt dabei. Nur einmal läßt er den Kater die Erzählung abbrechen und schiebt die Wiedergabe einer gegenwärtigen Stimmung in der Art des eben besprochenen Anfangs ein: I 327, Z. 20 – 332, Z. 21.

1. 'Der Roman im Romane, oder Siegfrieds Angelo' erschien 1802 in 2 Teilen mit Kupfern bei Arnold in Dresden; das Buch war in dem 'Neuen Leseinstitut' von C.F. Kunz in Bamberg (Katalog Nr. 3369–70) vorhanden [F.S.].

3. Der Rest des ersten Abschnitts (Murrs literarische Ausbildung): Juni und Juli 1819

Hoffmann führte zunächst beide Pläne flott weiter: am 4. Juni schreibt er an seinen Landsmann Johann Daniel Symanski, „eine litterarische Arbeit" feßle ihn so sehr, daß er „in andern Dingen an einiger Vergessenheit laborire".

Er erledigte zunächst neben vier weiteren Fragmenten der Biographie Kreislers den *ersten Abschnitt* von Murrs Schrift. Der Fürst und die Jüdin *verschwinden völlig* aus Murrs Buch, spielen aber in der Biographie Kreislers wichtige Rollen als Fürst Irenäus und Räthin Benzon (denn mit der jüdischen Dame, die als einzige Frau in Sieghartsweiler den Meister Abraham vertraulich „Mein Lieber" zu nennen wagt, kann doch nur Juliens Mutter gemeint sein). Die Handlungen des Murr-Buchs und der Kreisler-Biographie werden nunmehr gänzlich von einander gesondert. In dem gesamten ausgeführten Rest des Katerbuchs wird Kreislers Name nur noch zweimal genannt (II 355 M/u in einer hypothetischen Ankündigung, am Schluß in dem Anhang des 4. Abschnitts II 406); in der Biographie Kreislers ist von Murr auch nicht andeutungsweise mehr die Rede – aus dem Grunde, weil Murr noch nicht existiert, als Abraham am Schluß des II. Bandes Kreisler nach Sieghartsweiler einlädt. – Wir können und dürfen hier also die Biographie Kreislers nicht im einzelnen analysieren.

In *Murrs* Buch wird nunmehr dessen Knaben- und Jünglingszeit geschildert: seine erste moralische Ausbildung, die Erlernung von Lesen und Schreiben, aber auch schon die Entstehung *der ersten drei Schriften.* Darauf folgt sein Zusammentreffen mit seiner Mutter und namentlich die Bekanntschaft mit dem *Pudel Ponto*, der hinfort als Gegenspieler Murrs erscheint, wie sein Herr *Lothario* als Gegenspieler des Meisters Abraham. Pontos und Lotharios Denunziation von Murrs Schriftstellerei bilden den Schluß dieses Abschnittes; dieses Ereignis bezeichnet den „Uebertritt in die Jahre der reiferen Bildung" (106 u). Für das Folgende verspricht uns der Autobiograph die „eigentlichen *Jünglings*monate, die an das *männliche* Alter streifen" (I 145 M/o).

Wie gewöhnlich hat Hoffmann deutlich auf das Urbild angespielt, das ihm bei dieser Erziehungsgeschichte vorschwebte und das natürlich kein Kater, sondern ein Mensch war, nämlich der Wunderknabe *Karl Witte* [1].

Karl Wittes Sohn, der Superintendent a. D. Prof. D. Leopold Witte zu Halle a. d. Saale, hat 1898 eine Skizze von seines Vaters Leben in der ADB veröffentlicht, der wir hier folgen. Danach ist das menschliche Urbild des Katers Murr am 1. Februar 1800 zu Lochau bei Halle geboren.

1. Daß die Unterhaltung zwischen dem Gymnasialprofessor Lothario und dem Meister Abraham (bes. I 131–134), die ich nachzulesen bitte, sich auf diesen Jüngling bezieht, hat Ellinger mir bereits im Dezember 1910 gütigst mitgeteilt und XV 264 (zu IX 81) wiederholt: der von Lothario (I 132 u) formulierte und mit Recht als heillos bezeichnete „Grundsatz" ist eine etwas übertriebene Zusammenfassung zweier Stellen aus der 'Erziehungs- und Bildungs-Geschichte' Wittes, die dessen Vater und Dresseur verfaßt hat „gedruckt in Berlin unter den Augen des Verfassers"; das Vorwort ist *in Berlin am 10. April 1819* unterzeichnet. Es scheint mir aber keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Beziehungen von Hoffmanns Satire auf das gelehrte Wunderkind noch viel weiter gehen.

   Zu I 106 M/u vgl. Witte Bd. I, Bl. IV: „Was mein Sohn also ist . . ." und „wie er wurde, was er ist . . .".

> Mit vier Jahren lernte er lesen; um die Mutter, bei einer längeren Abwesenheit des Vaters, zu überraschen, eignete er sich heimlich die Formen der gedruckten Buchstaben auch für die schriftliche Wiedergabe an und wurde so sein eigner Schreiblehrer, – freilich mit dem Ergebnisse einer Handschrift, welcher alle Haar- und Verbindungsstriche fehlten, und die noch des Greises Manuscripte wie gedruckt erscheinen ließ.

1810 wurde er als stud. phil. in Leipzig immatrikuliert, ging dann aber auf die Universität Göttingen über, wo er durcheinander Geschichte, Philologie, Naturgeschichte und Mathematik studierte und mit $12\frac{1}{2}$ seine erste Schrift über ein Problem der höheren Mathematik drucken ließ (vgl. damit den kostbaren Anfang von Murrs drittem Abschnitt!). 1814 wurde er zum *Dr. phil. honoris causa* ernannt, und da nun die philosophische Fakultät ihm nichts mehr zu bieten hatte, fing er in Heidelberg mit frischem Mute an – die Rechte zu studieren. 1816 promovierte er *rite* zum Dr. jur. und gedachte sich nun (wie der Gymnasialprofessor Lothario I 269 fürchtet) in Berlin als Privatdozent zu habilitieren. „Aber", erzählt uns sein Sohn,

> aber Fakultät und Studentenschaft machten Schwierigkeiten. Die Probevorlesung am 25. Januar 1817 über „das Schicksal der Mitgift nach getrennter Ehe mit Berücksichtigung sowol des vorjustinianischen, wie des justinianischen Rechtes" verlief äußerst stürmisch; das größte Auditorium mußte noch mit der Aula vertauscht werden, um die zugeströmten Massen der Zuhörer zu fassen. In der ersten Viertelstunde konnte der junge Docent vor lauter Scharren, Pfeifen, Schreien, Trampeln und Pochen nicht zu Worte kommen. Zuletzt schlug er die mitgebrachten Scripturen zu und rief in die stürmische Versammlung hinein: „Ich werde meine Vorlesung Männern vortragen, die humaner denken, als Sie". Das beschwichtigte die Masse, und unter donnerndem Applaus ließen sie nun den Jüngling frei und ohne Manuscript seine Vorlesung zu Ende halten.

Vermutlich hat Hoffmann sich dieses große Spectaculum nicht entgehen lassen; wir hören (I 276, 327 u), wie Murr diese Ehre und dieses Martyrium vorausahnt. – In der Tat kehrte Witte dem undankbaren Berlin schleunigst den Rücken und ging auf mehrere Jahre nach Italien. Über sein weiteres Geschick werden wir am Schluß des IV. Abschnitts berichten. –

Bei dem Aesthetiker Lothario schwebt Hoffmann möglicherweise derselbe Aesthetiker vor [Samuel Heinrich Catel], den er (etwa im Mai desselben Jahres) im Schlußkapitel der 'Brautwahl' bekämpft hatte. (Vgl. besonders Murrs Stoßseufzer II 152 letzte Zeile – 153, Z. 1.)

Nachdem Hoffmann den ersten Abschnitt des Doppelwerks vollendet, übergab er die Blätter dem Verleger des 'Zaches', Ferdinand Dümmler, zum Druck; anscheinend ohne ihm über Inhalt und Umfang schon nähere Angaben machen zu können. Mitte Juli begab er sich dann frohgemut auf die Reise in das schlesisch-böhmische Gebirge.

Dümmler zeigte im Leipziger Meßkatalog für die Michaelismesse 1819 als *fertiges Buch* [*in Einem Bande!*] an:

> Hoffmann, E. T. A., (Verf. des Klein-Zaches) Lebensgeschichte[!] des Kater[!] Murr. 8. Berlin, Dümmler.

4. Die Pause in der Arbeit während der Reise: Mitte Juli – September 1819

Hoffmanns und Dümmlers gemeinsamer Freund Hitzig, der in Berlin blieb, las dort die Korrekturen; Hoffmann zeichnete derweil in Warmbrunn wohlgemut ein Porträt des literarischen Katers mit der Umschrift 'Der junge Autor seinem vielgeliebten Correktor' und ließ es in einen kristallenen Prachtpokal schneiden. Ein wenig schriftstellerte er auch unterwegs, aber wohl weniger an dem schwierigen Doppelroman als am 'Zusammenhang der Dinge', mit dem es 25 Dukaten vom Zeitschriftverleger Schickh in Wien zu verdienen gab.

Am Morgen nach der Rückkehr, im September, überbrachte Hoffmann Hitzig das Dankgeschenk. Die Freude über die ihm abgenommene Arbeit sollte indes nicht lange währen: in den elf Bogen des ersten Abschnitts (A-L; auf Bl. 3 des Bogens M beginnt der zweite) fand er alsbald eine Reihe von wahrhaft fürchterlichen Druckfehlern, die Hitzig übersehen hatte [1] und die dem Verfasser geradezu das Buch hätten verleiden können; Hoffmann stellte sie dann im November öffentlich richtig.

5. Der zweite Abschnitt: Oktober – November 1819

Zunächst ging er daran, den *zweiten Abschnitt* zu schreiben: er hatte Grund sich zu beeilen, da das Buch noch zu Weihnachten erscheinen sollte. Nach dem im ersten Fragment gegebenen Programm sollte der Kater, der dort noch „in der Jugend" steht (35, Z. 5), die höhere Bildung von *Kreisler* empfangen und hätte also wohl schon im Verlaufe des ersten Abschnitts zu diesem kommen müssen. Wenn Hoffmann im Gegenteil jetzt Murrs Aufenthaltswechsel bis auf weiteres verschob, so tat er das offenbar deswegen, weil die Biographie Kreislers noch ganz in den Anfängen steckte und weil die Verwirrung auch für Hoffmann selbst und seine geduldigsten Leser unerträglich geworden wäre, wenn Kreisler abwechselnd bei Murr als älterer und bei seinem Biographen als jüngerer Mann aufgetreten wäre. Ersichtlich durfte also Murr im Buche erst *dann* zu Kreisler kommen, wenn auch dessen Leben in der Biographie fortgeführt war bis zu jenem Besuche des Meisters Abraham, wo Kreisler den Kater übernahm. Hoffmann ließ den Kater also nicht nur die Kindheit und Knabenzeit, sondern auch das im zweiten Abschnitt zu behandelnde Jünglingsalter noch bei Abraham verbringen.

Die erste Hälfte dieses zweiten Abschnitts gibt, wie ein Blick ins Inhalts-Verzeichnis zeigt, vornehmlich Murrs Abenteuer bei seinem unfreiwilligen Ausflug in die Welt und die Ereignisse des folgenden Tages wieder; diese erhielten, namentlich durch die Einschaltung von Pontos Bericht über die beiden Freunde Walter und Formosus, eine solche Ausdehnung, daß Hoffmann selber gegen Schluß (I 262 M/u) die Zeit irrtümlich auf „ein paar Tage" taxierte. – Das erste wichtige Erlebnis Murrs nach der Heimkehr ist das Attentat des Aesthetikers *Lothario* auf ihn. Hatte Hoffmann diesen im ersten Abschnitt (bes. I 132,

1. Allein im zweiten Bogen erschien ein *lustiger* Page statt eines *luftigen*, Kreisler schlug eine *rührende* Lache auf statt einer *rasenden* und *schalt* heftig im Zimmer auf und ab statt daß er *schritt*! So geht es weiter.

Z. 19–23) als den Vertreter wahrer Wissenschaft und Kunst dem Karl-Witte-ähnlichen Kater gegenüber gestellt, so erscheint er jetzt, nachdem Hoffmann größeres Interesse für den Kater gewonnen, in nicht so günstigem Lichte; bes. I 268, Z. 16–269, Z. 12 und I 274, Z. 17–23 wird er entschieden weniger von der Sorge um Ideale als von materiellen Erwägungen bestimmt. Auch die äußere Stellung des Aesthetikers hat Hoffmann unwillkürlich verändert: offenbar denkt er ihn sich jetzt nicht mehr als Gymnasiallehrer in einer Kleinstadt, sondern als Universitätsprofessor etwa in Berlin; Lothario fürchtet Murrs Konkurrenz in dieser Stellung. Ganz zweifellos wird diese Auffassung Lotharios in den Teilen von 1821; s. u. IV 2.

Auf den Bericht über diesen ereignisreichen Tag folgte (nach fünfzig Seiten Kreislerbiographie!) ein *Intermezzo*, das wir Murrs Apotheose nennen möchten, weil er sich darin mit dem überirdisch leuchtenden Kometen identifiziert. Dieses Stück scheint Hoffmann bei der *Zeichnung für den Vorderdeckel des Buches* vorgeschwebt zu haben: Murr ist an den Schreibtisch auf dem Dache zurückgekehrt (I 328 o) und sieht über seinem Haupte den Kometen flammen (I 329 M/u). Zu vergleichen sind auch die verwandten Schilderungen I 29/30 und 139/40.

Die zweite Hälfte des zweiten Abschnitts enthält die Vorgeschichte und Geschichte von Murrs Ehe.

Die *Geschichte Kreislers* wurde unterdes in fünf weiteren Fragmenten (VI–X) weitergeführt bis zu Hektors Überfall auf Kreisler und die Flucht beider aus Sieghartsweiler. Auch hier hat – wie für die Figur des Lothario – die Unterbrechung der Arbeit durch die schlesische Reise eine kleine Unstimmigkeit verschuldet. Das II. und das III. Fragment stimmten darin überein, daß Irenäus bis zu seiner Mediatisierung und vor ihm sein Vater ein „Ländchen *nicht* fern von Sieghartsweiler" regierten und in einem (nicht genannten) *Marktflecken* desselben residierten, von dem aus mit einem guten Fernrohr das ganze Land zu übersehen war (I 52o). Nach dem Verluste der Souveränität wies der Großherzog, „der das Ländchen des Fürsten Irenäus verspeist" (I 213 M/o) diesem die *Stadt* Sieghartsweiler als Aufenthalt an, und Irenäus richtete nunmehr in diesem ihm bisher fremden Ort eine „chimärische Hofhaltung" ein (I 51 f, 66 Z. 9–10, 77 Z. 1–2). Jetzt dagegen heißt es im VIII. Fragment, daß schon der alte Fürst in Sieghartsweiler residiert habe (I 325) und daß Abraham dort und Chiara in Sieghartshof gewohnt hätten, bis Chiara nach dem Tode des alten Fürsten verschwunden sei (I 326/27).

Die zweite Hälfte des zweiten Abschnitts von Murrs Autobiographie, die, wie gesagt, Murrs Liebe und Ehe behandelt, ist die einzige Partie des Werkes, in der eine *innere Beziehung zur Biographie Kreislers* zu entdecken ist. (Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß die Verteidiger der Einheit des Doppelwerkes – ich denke besonders an Otto Julius Bierbaum – das gemerkt hätten.) Ich halte nämlich Murrs Liebesleiden für eine Parodie der Erlebnisse, die Kreisler in den Wahnsinn treiben sollten.

Kreisler liebt an Julien in erster Linie den ebenso kunstreichen wie gefühlvollen *Gesang*. Wir erinnern an drei Stellen. Im dritten Fragment heißt es (I 87 M/u):

> (Julia) verlor sich in allerlei zierliche Melismen, gewagte Läufe und Capriccios . . .

Kreisler sagt ihr (I 91 M/u):

> als Sie sangen, aller sehnsüchtige Schmerz der Liebe, alles Entzücken süsser Träume, die Hoffnung, das Verlangen wogte durch den Wald.

Ausführlicher berichtet das siebente Fragment über Juliens Gesang: Kreisler begleitet Julien das große Recitativ der Klytemnestra aus Glucks 'Iphigenia in Aulis' (I 242 f);

> jeder fühlte seine Brust beengt von süssem nahmenlosen Weh, erst ein paar Augenblicke nachher, als sie geendet, brach das Entzücken los im stürmischen ungemessensten Beifall.

Nur Kreisler bleibt stumm. –

Später (I 247 f) singt dann Julia mit ihm zusammen das Duett „Ah che mi manca l'anima", das Kreisler „in der höchsten Aufregung des Gemüths, mit einer Inbrunst komponirt" hatte, „die beim Vortrage jeden ... unwiderstehlich hinreißen mußte".

Kurz darauf heißt es wieder (I 300, im achten Stück) von Kreisler:

> Da hörte er Julias Gesang, und ein unnennbar süsses Weh durchbebte sein Inneres.

Man vergleiche damit die Stellen über Miesmies' Töne und deren Wirkung auf Murr. Die erste, im IX. Doppelstück (I 333–334) ist die frechste. Ganz in der Wortwahl des letzten Zitates heißt es:

> O der Ton durchbebte mein Innerstes mit süßen Schauern, meine Pulse schlugen – mein Blut wallte siedend durch alle Adern, – mein Herz wollte zerspringen, – alles unnennbar schmerzliche Entzücken, das mich außer mir selbst setzte, strömte heraus ...

davor steht aber: „Das holde Kind schien mich nicht zu erschauen, es blickte in die Sonne, blinzelte und nieste" und *danach*: „in dem lang gehaltenen Miau! das ich ausstieß." Toller hätte es Heine auch nicht treiben können.

Ausführlich wird Miesmies' Kunst im zehnten Doppelstück gewürdigt; hier handelt es sich wie im 7. Fragment der Kreislerbiographie um das Zusammenwirken des Liebhabers und der Geliebten und ebenfalls z. T. um eigne Kompositionen des ersteren:

> Miesmies sang nun mit seltner Geläufigkeit, mit ungemeinem Ausdruck, mit höchster Eleganz das bekannte: *Di tanti palpiti etc. etc.* Von der heroischen Stärke des Recitativs stieg sie herrlich hinein in die wahrhaft kätzliche Süssigkeit des Andantes. Die Arie schien ganz für sie geschrieben, so daß auch mein Herz überströmte und ich in ein lautes Freudengeschrei ausbrach. Ha! – Miesmies mußte mit dieser Arie eine Welt fühlender Katerseelen begeistern! – (I 373 f.)

Schon in dem vorhergehenden Duett hatte sich Miesmies als „wackere Sängerin" gezeigt, und das folgende Duett „aus einer ganz neuen Oper" ging „herrlich", „da es ganz und gar für uns geschrieben schien". Ja, „Miesmies war so musikalisch", konstatiert Murr (I 376), „daß wir Beide auf das anmuthigste mit einander zu fantasiren vermochten".

> Zuletzt sang sie meine eignen Melodieen herrlich nach, darüber wollte ich denn nun ganz und gar närrisch werden, und quälte mich schrecklich ab in meiner Liebespein, so daß ich ganz blaß, mager und elend wurde. –

Dieser letzte Umstand, daß die Geliebte die *eigenen Melodien* des Liebhabers singt und diesen damit vollends liebekrank macht, ist zweifellos auf den Kapellmeister Kreisler und dessen Schülerin gemünzt; denn Murr erscheint sonst (I 68, 373) zwar als kunstfertiger Sänger, *nie* aber als Tonschöpfer.

Aber mit dieser Parallele ist es nicht getan. Der geliebten Sängerin naht ein schöner und tapferer Krieger als *Verführer*. Im IX. Fragment heißt es (I 345–346):

> Prinz Hektor, der zu nichts wenigerem aufgelegt, als zum stillen, friedlichen Leben, der, unerachtet ihm der Fürstenstuhl unter den Beinen weggezogen, doch gern aufrecht stehen, und statt zu regieren, wenigstens kommandiren wollte, nahm französische Dienste, war ungemein tapfer, ging aber [dann] ... nach Neapel, und zog statt der französischen Uniform eine neapolitanische an. Er wurde nehmlich so geschwinde General, wie es nur irgend einem Prinzen geschehen kann. –

Er kommt an den Hof nach Sieghartsweiler: der schöne Fremdling in der schönen Uniform

> entfaltete nun vor der Prinzessin den bunten prahlenden Pfauenschweif seiner Galanterie ... Er bewährte sich als ein Meister in der Kunst, zu der Dame so zu sprechen, daß alles, alles sich gestaltet als ein Hymnus, der ihre Schönheit, ihre Anmuth preißt. (I 352.)

Der Räthin Benzon ist er „der schönste liebenswürdigste Mann" (I 358). Im darauf folgenden (zehnten) Fetzen von Murrs Autobiographie (I 379) marschiert das genau entsprechende Gegenstück auf:

> Ein Jüngling, der im Felde gedient, war zurückgekehrt ... Schön von Figur, herkulisch gebaut, wozu noch kam, daß er eine reiche fremde Uniform trug, schwarz, grau und gelb, und wegen bewiesener Tapferkeit, als er mit wenigen Kameraden einen ganzen Speicher von Mäusen reinigen wollen, das Ehrenzeichen des gebrannten Specks auf der Brust trug, fiel er allen Mädchen und Frauen in der Gegend auf. Alle Herzen schlugen ihm entgegen, wenn er auftrat keck und kühn, den Kopf emporgehoben, feurige Blicke um sich werfend.

„*Der* hatte sich", heißt es lakonisch weiter, „in meine Miesmies verliebt, sie war ihm eben so mit Liebe entgegengekommen".

Entsprechend sagt dann Kreisler im zehnten Fragment der Biographie (I 385):

> diese Ruhe scheint mir bedrohlicher, als der wüthendste Sturm. Es ist die dumpfe taube Schwüle vor dem zerstörenden Gewitter ... Julia lächelt ihn (Hektorn) an auf ihre holdseelige Weise, und läßt sich seine Galanterien gefallen ...

Und Abraham erwidert (I 387 u):

> Unter der schönen Hülle – die werdet Ihr ihm nicht absprechen – liegt giftige Verderbtheit, ich möchte lieber sagen, Verruchtheit, verborgen. – Er führt Böses im Schilde – er hat, aus vielem was sich zugetragen weiß ich's, er hat es abgesehen auf die holde Julia. –

Es kann hier nur flüchtig erwähnt werden, wie der Verführer im zweiten Bande seinem Ziele näher kommt. Gegen Schluß des XIV. Fragments heißt es (II 203):

> Mit dem Gedanken an den Prinzen, an jene gefahrvollen Augenblicke regte sich in Julia's tiefster Brust eine Empfindung, deren Bedrohlichkeit nur daran zu erkennen, daß sie die Schaam weckte, die das wallende Blut ihr in

> die Wangen, heiße Thränen ihr in die Augen trieb . . . Es ist hier noch wiederholt zu bemerken, daß Prinz Hektor der schönste liebenswürdigste Mann war, den man nur sehen konnte, daß seine Kunst zu gefallen auf die tiefe Weiberkenntniß gegründet war, die ihm das Leben voll glücklicher Abentheuer erworben und daß eben ein junges unbefangenes Mädchen wohl erschrecken mochte vor der siegenden Kraft seines Blicks, seines ganzen Wesens.

Und gegen Schluß des XVI. Fragments – des letzten in Sieghartsweiler spielenden – steht folgender nachdenklicher Dialog zwischen Julien und Meister Abraham (II 345 f):

> (Abraham:) . . . Was hast du von bedrohlichen Anschlägen zu fürchten, wenn Standhaftigkeit, Liebe und Muth dich schützen vor den Bösen, die dir nachstellen.
>
> Barmherziger Himmel, rief Julia mit emporgerichtetem Blick, schütze mich nur vor mir selber! Sie erbebte wie im jähen Schreck über die Worte die sie Willenlos ausgestoßen. Halb ohnmächtig sank sie in den Sessel und bedeckte mit beiden Händen ihr glühendes Antlitz.
>
> Ich verstehe, sprach der Meister, ich verstehe dich nicht Mädchen, du verstehst dich vielleicht selbst nicht und darum magst du dein eignes Innres recht auf den Grund erforschen und dir nichts etwa verschweigen aus weichlicher Schonung. –

Danach besteht kaum ein Zweifel daran, daß auch Julie dem Verführer erliegen sollte, obwohl bei ihr die Hemmungen größer sind als bei – Miesmies.

Wenn man will, kann man auch das *Duell* zwischen Murr und dem Schwarzgraugelben, das Hoffmann 1821 erfunden hat, in Parallele setzen mit dem Rencontre zwischen Kreisler und Hektor, mit dem Hoffmann in der Biographie Kreislers 1819 geschlossen und 1821 wieder begonnen hatte. Allerdings sind die Motive verschieden.

Für den Leser, der die Biographie Kreislers im allgemeinen und die Figur der Julia im besonderen liebt, ist es schwer, diese Parallelen zu ertragen; eine Selbstpersiflage von dieser Rücksichtslosigkeit wird mancher Hoffmann nicht zutrauen. Aber jeder Künstler pflegt mit seinen Figuren rauher umzugehn als der verehrende Leser es möchte: er hat sie immerhin *gemacht* und kann sie tanzen lassen. Wir brauchen gar nicht die üblichen Beispiele Brentano und Heine zu nennen; es genügt, an Goethes Verhöhnung seines Werther zu denken und an Nietzsches Motto

> Ich wohne in meinem eignen Haus,
> Hab niemandem nie nichts nachgemacht
> Und lachte noch jeden Meister aus,
> Der nicht sich selber ausgelacht.

Nur spezifische Theaterleute wie Schiller und Wagner und spezifische Odendichter wie Klopstock, Platen, George, haben das Vorrecht, keinen Humor in diesem Sinne zu haben.

Im November schrieb Hoffmann dann das "Vorwort des Herausgebers"; seine Behauptung, vorm Druck nur den „Eingang der Historie" angesehn zu haben, stimmt nicht mit seinen Bemerkungen zu I S. XII und 335, Note; II 106/107.

Was auffallender ist: die Fiktion der aus reiner Unachtsamkeit mit Fragmenten der Kreisler-Biographie durcheinander geratenen Lebensansichten Murrs wird durch die jeweils vorgesetzten eingeklammerten „(Mak. Bl.)" und „(M. f.f.)" zerstört. Unbegreiflich, daß Hoffmann nicht statt dessen verschiedene Schriftgattung gewählt hat.

1. Mitte Dezember 1819 – Mitte Dezember 1820

Einstweilen ruhte der Erzähler sich befriedigt aus, versandte das Buch an literarische Freunde (20. Dezember 1819 an den alten Gast der Seraphinen-Abende, Ludwig Robert: „Kater Murr empfiehlt sich angelegentlich und bittet um Ihre gütige Protektion)" und genoß (oder ignorierte) die Rezensionen [1].

Zum 2. März 1820 sandte er an Johanna Eunike ein Geburtstagssonett im Namen von

Murr
Etudiant en belles lettres
et chanteur très renommé

mit dem Schluß:

Verschleuß Dein Ohr nicht bangem Sehnsuchtswüthen
Käterchen Murr klagt auch romant'sche Schmerzen.

Im Ostermeßkatalog 1820 kündigte Dümmler hoffnungsfreudig den zweiten Band als demnächst erscheinend an, aber der Autor dachte nicht daran, das Wort des Verlegers einzulösen.

Am 1. Mai sandte Hoffmann den ersten Band an Freund Speyer nach Bamberg:

Ich empfehle Ihnen den höchst weisen und tiefsinnigen Kater Murr, der in diesem Augenblick neben mir auf einem kleinen Polsterstuhl liegt und sich

1. S. Rosenbaum in Goedeke VIII (1905), S. 495 und aufgrund seiner Liste die Auszüge bei Ellinger IX 17 f. Nicht von Rosenbaum gefunden ist eine liebenswürdige Besprechung im *Literarischen Wochenblatt. Weimar. Im Verlage der Gebrüder Hoffmann. Redacteur: Wilh. Hoffmann.* 5. Band No. 22, 1820 März (etwa am 20. März erschienen) unter der Überschrift 'Katzen-Literatur':

„... Durch obigen dummen Streich des Katers und seines Setzers ist nun allerdings ein verworrenes Gemisch der fremdartigsten Stoffe entstanden, und in dieser Hinsicht gleicht es beynahe dem *Schillingschen* Romane im Romane; allein der aufmerksame Leser findet und behält dennoch den Zusammenhang, und diese, wiewohl nicht für alle Werke empfehlbare, Form spannt, möchten wir fast sagen, das Interesse desselben noch mehr. Katzenfeinde, besonders wenn sie zu der Sorte der recht eingefleischten gehören, die gleich in Ohnmacht fallen, wenn sie mit einer solchen kleinen zahmen Hyäne in einem und demselben Zimmer sind, dürfen indessen dies Buch nicht in die Hand nehmen, denn bey der Gabe der lebendigen Darstellung, deren sich der Verfasser zu erfreuen hat, sind die Schilderungen, die der gelehrte Kater Murr vom Katzenleben überhaupt macht, so aus der Wirklichkeit gegriffen, daß man die ganze Katzenwelt mit ihren Freuden und ihrem Jammer leibhaftig vor sich zu sehen wähnt. Auch über die Menschen nehmen sich der Herr Kater Murr heraus ihren mitunter recht scharfen Witz auszulassen, und auf der Höhe seines gewöhnlichen Standpunktes – er hält sich meistentheils auf dem Boden auf – kann man ihm wenigstens die Möglichkeit eines recht weiten Ueberblickes nicht absprechen."

den außerordentlichsten Gedanken und Fantasien zu überlassen scheint, denn er spinnt erklecklich! – Ein *wirklicher Kater* von großer Schönheit (er ist auf dem Umschlage seines Buchs frappant getroffen) und noch größerem Verstande, den ich auferzogen, gab mir nehmlich Anlaß zu dem skurilen Scherz, der das eigentlich sehr ernste Buch durchflicht. –

Fouqué, der den Band wohl schon im Winter bei einem persönlichen Beisammensein erhalten hatte, revanchierte sich am 22. Mai mit seinen 'Vier Brüdern von der Weserburg', die er als Wallborn an Kreisler sendet:

Sie poltern, Kreisler, an die Thüren Euch, daß Murr –
Ingrimmig, gleich dem Oberbaurath – drob miaut,
Und wild an ihnen hinschießt, Feuerzorn im Blick.

Am Schluß des Briefes läßt er sich Hoffmanns Frau empfehlen, und

Dem Murr entbiet' ich meinen rechten Vorderfuß. –

Nicht näher erwähnt wird der Kater bei der Absendung des Bandes an Hippel, die erst am 24. Juni geschah. Hoffmann klagt in dem bekannten Begleitbriefe über die Führung der Demagogen-Untersuchungen, stellt dann mit Befriedigung fest, daß der Band „in der litterarischen Welt eine sehr günstige Aufnahme gefunden hat" und fährt fort:

Es folgen noch zwei Theile, die längst fertig wären, wenn mir nicht aus oben entwickelten Gründen Zeit und Humor fehlte. –

Immerhin fand Hoffmann zu *anderen literarischen Arbeiten* ausreichend Zeit; es waren durchaus nicht die Dienstgeschäfte allein, die ihn abzogen. Bald nach der Beendigung des ersten Murr-Kreisler-Bandes, noch vor Ostern 1820, schrieb er die 'Marquise de la Pivardière' und die 'Irrungen', beides freilich wohl seine flüchtigsten Erzählungen. Im Mai folgte dann der schöne (aus Hirschberg datierte) Brief 'An die Frau von B.' in Berlin (mit der Schilderung seiner *Fieberphantasien* im Februar 1819, des Besuches im *Landhause* der Adressatin an jenem Juli-Abend, den er zu den schönsten seines Lebens zähle, und des *Blickes* von der Höhe zwischen Löwenberg und Hirschberg). Darauf machte er sich an die Zusammenstellung des III. Serapionsbandes (Anfang Juni wurde dafür die 'Brautwahl' grausam zusammengestrichen), an die Übersetzung der 'Olimpia' Spontinis, den er am 30. Mai öffentlich begrüßt hatte, und an das Hauptwerk des Jahres 1820, die *'Prinzessin Brambilla'*. Nachdem dieses Werk und der dritte Serapionsband vollendet waren, versuchte Hoffmann im Herbst, unter ausgiebiger Benutzung eines Reiseführers, die 'Briefe aus den Bergen' fortzusetzen, gab diese ihm nicht angemessene Feuilletonschreiberei aber im Dezember auf, nachdem er sich zwei (aus Warmbrunn datierte) Briefe abgerungen.

2. Mitte Dezember 1820 – Sommer 1821

In dieser Zeit mag es gewesen sein, daß er aus der Heimat eine Mahnung erhielt.

Der Musiklehrer Carl Heinrich Saemann in Königsberg, der Sohn von Hoffmanns altem Zeichenlehrer, sandte „An den Kapellmeister HErrn Johannes Kreisler Wolgeborn" einige Lieder von eigener Komposition, die er nicht sowohl nach ihrem Wert als nach dem guten Willen des Gebers aufzunehmen bittet. In dem Begleitbrief heißt es dann:

> Noch habe ich eine Bitte. Solltest Du [Kreisler] nemlich den Meister Abraham besuchen, so sei so gut, und melde dem Kater Herrn Murr meinen gehorsamsten Respeckt, und sage ihm: ich ließe Sr. Wolgeborn gehorsamlichst ersuchen, ja recht bald die folgenden Theile seiner intressanten Lebensansichten an's Tageslicht zu fördern, auch recht viel Makulaturblätter zwischen zu legen. Er wird mich schon verstehen. –

In der Tat nahm Hoffmann sich nunmehr ernstlich vor, das Doppelwerk wenigstens im folgenden Jahre zu beenden. Ende Dezember 1820 schreibt er in einem offenen Brief an den Herausgeber des 'Zuschauers', Johann Daniel Symanski – gleichfalls einen Königsberger – er habe jetzt keine Zeit, den verlangten Beitrag für das neue Blatt zu liefern:

> Erfahren Sie, daß ich eben in diesem Augenblick mit einer literarischen Arbeit beschäftigt bin, die die mühsamste zu nennen, die es nur geben mag.

Indem Hoffmann nun die Fiktion des Vorworts aufgibt, fährt er fort:

> Ich bin nämlich eben jetzt darüber her, die Papiere des Katers Murr in Ordnung zu bringen, um den zweiten und dritten Theil seiner merkwürdigen Lebensansichten herausgeben zu können. Der Gute schreibt zwar eine passable leserliche Pfote, indessen kann er von gewissen Gewohnheiten nicht ablassen, die auf manche Stelle in seinen Manuscripten ein schwer zu durchdringendes Dunkel werfen. So wie mancher eitle, stolze Dichter sich, scheint ihm eine Stelle, die er eben gedichtet, über die Maaßen vortrefflich, im Hochgefühl seiner Größe von seinem Sessel erheben und Aug' und Nase gen Himmel kehren mag, so pflegt Murr, übermannt ihn beim Schreiben das Gefühl seiner Vortrefflichkeit, sich schnurrend in der Stellung aufzurichten, die man im gewöhnlichen Leben „Katzenbuckel" nennt. Bei dieser Gelegenheit fährt der Theure mit seinem Schweife vergnüglich hin und her, und oft eben über die Stelle weg, die ihn entzückt hat, so daß sie an Deutlichkeit merklich verliert. – . . .
>
> Doch, – ich bemerke, daß ich, ohne es zu wollen Ihnen verrathen wie sich der vortreffliche Kater Murr eben bei mir befindet. – Es ist dem so; eben sitzt er am Ofen mit dicht zugekniffenen Augen und spinnt. – Gott weiß über welchem neuen Werk er brütet. –
>
> Ich bitte, Verehrtester! sagen Sie von Murr's gegenwärtigem Auffenthalt nichts weiter. Literatoren, Aesthetiker und auch wohl Naturhistoriker könnten auf die Bekanntschaft des lieben Vieh's begierig werden und würden es nur in seinen tiefsinnigen Mediationen stören.

Kurz darauf, am 7. Januar 1821, schreibt er einem Taschenbuch-Verleger:

> Andere litterarische Arbeiten, vorzüglich die Beendigung des Romans: Lebensansichten des Katers Murr, gebieten mir Arbeiten für Taschenbücher bis Ende May spätstens zu vollenden;

er hatte also die feste Absicht, die beiden noch ausstehenden Murr-Kreisler-Bände als erste neue *Bücher* nach der 'Brambilla' zu bringen. In dem gleichen Sinne schrieb er am nächsten Tage, dem 8. Januar, an Hitzig:

> Was ich jetzt bin und seyn kan wird *pro primo* der *Kater* . . . zeigen.

Immerhin gehörten die nächsten Monate noch der Vollendung der 'Serapions-Brüder' (Anfang November war der IV. Band eingeleitet worden, nunmehr wurde als Abschluß die 'Königsbraut' konzipiert) und den Taschenbüchern, für die bis zum Juli drei Erzählungen mehr schlecht als recht neu erfunden wurden ('Der Elementargeist', 'Die Räuber', 'Die Geheimnisse') und zwei aus alten Vorarbeiten zusammengezimmert ('Die Doppeltgänger', 'Datura fastuosa'). Auch die Premiere und nachfolgenden Aufführungen der 'Olimpia' lenkten Hoffmann von seinem Hauptwerke ab und veranlaßten ihn zu einem größeren Aufsatz über die Entwicklung der Oper im allgemeinen und über Spontinis 'Olimpia' im besondern.

III. HOFFMANNS ARBEIT AM ZWEITEN BANDE
AUGUST – DEZEMBER 1821

1. Zwei Doppelstücke bis Anfang September 1821

Im August begann Hoffmann endlich wieder die Arbeit an dem Doppelroman. Die Pause war ebenso lang geworden wie seinerzeit die in der Arbeit an den 'Elixieren', sieben Vierteljahre; und wie damals war die Zwischenzeit nicht nur an anderen Arbeiten sondern auch an Aufregungen reich gewesen. War in jene Zeit die Übersiedelung nach Berlin und die Wiederaufnahme der Richtertätigkeit gefallen, so lagen zwischen dem ersten und zweiten Bande des Murr-Kreisler die zwölf Monate Demagogenverfolgung.

Beim Abschluß des ersten Bandes im November 1819 hatte Hoffmann zweifellos beabsichtigt, künftig im zweiten Bande mit raschen Schritten sich dem Zeitpunkte des ersten Fragmentes zu nähern. Die *Biographie Kreislers* sollte schnell bis zu jenem *Hoffeste* geführt werden, das zu Abrahams und der beiden Mädchen Kummer *ohne* Kreisler gefeiert wird und das dann Abraham nichts einträgt als den *Kater Murr*; der Bericht sollte dann weitergehn bis zu Abrahams erheblich viel späterem *Besuch* bei Kreisler und der *Übergabe* des inzwischen herangereiften Katers an diesen. Parallel damit sollten künftig im dritten Abschnitt von *Murrs Buch* dessen *letzte Erlebnisse bei Abraham* geschildert werden.

Dann sollten – sicherlich spätestens in der Mitte des zweiten Bandes – beide konvergierende Linien zusammenstoßen, und von jenem Abschiedsbesuche Abrahams an sollten die ferneren Ereignisse, also die *gemeinsamen* Erlebnisse Kreislers und Murrs, zugleich (oder abwechselnd) von dem *Biographen Kreislers* und vom *Kater* dargestellt werden. *Jetzt* erst wäre der alternierende Bericht der beiden Autoren, auf den das Doppelwerk von Anfang an angelegt war, reizvoll geworden, und der Ausgang hätte das kühne Experiment gerechtfertigt. Der Doppelerzählung sollten sich dann offenbar wiederum abwechselnd *mystische Rhapsodien Kreislers* und *rationalistische Aperçus* aus *Murrs* Denkerfeder anreihen.

In mancher Hinsicht wurde aber 1821 der Plan umgebogen.

Zunächst wurde die Fiktion des *Vorworts*, die, wie wir sahen, erst im November 1819 ausgeheckt worden war, wieder aufgegeben (schon in dem oben erwähnten offenen Brief an Symanski). Hoffmann macht als *Herausgeber*, der also den Text *ganz durchgelesen* hat, vier Zwischenbemerkungen: II 106/107, 232/233, 355, 405/406 und besonders II 312 Z. 8–14 (zum XVI. Kreislerfragment). Auch Anderes stimmt nicht recht zum Vorwort: dort wollte Hoffmann den Kater erst während des Druckes kennen gelernt haben; in der ersten jener Zwischenbemerkungen peroriert er ihn zweimal als „Murr, mein Kater!" und erklärt dann in der Nachschrift, er habe ihn lieb gehabt und lieber als manchen [Menschen] (II 406).

In der *Kreisler*-Handlung fand Hoffmann den Faden leidlich wieder. Allerdings gestattet er sich, wie wir 1902 im Kreislerbuch S. XXXII–XXXIV dargetan haben, einen breiteren Ausbau der Vorgeschichte, als er 1819 vorgesehn hatte. War dort z. B. Prinz Hektor zweifellos als einziger Sohn seines Vaters gedacht (erst nachdem „ihm der Fürstenstuhl [durch die Mediatisierung seines Vaters] unter den Beinen weggezogen" tritt er in französische und dann in neapolitanische Dienste) so gibt ihm Hoffmann nunmehr einen *älteren* Bruder Antonio, der *mit* ihm in Neapel gedient hat, heimlich mit einer – auch jetzt erst auftretenden – unehelichen Tochter des Fürsten Irenäus und der Benzon verheiratet war, diese aus Eifersucht vergiftet hat und dann in ein Kloster getreten ist. – Auch in der fortlaufend berichteten Handlung geht es nicht ohne Widersprüche ab. Laut Bd. I (388 u und 390 u) hatte Meister Abraham Kreislern das Geheimnis eines Medaillonporträts anvertraut, und Kreisler hatte seine Wissenschaft Julien und ihrer Mutter mit Absicht verschwiegen (I 396/97); in Bd. II ist Kreisler selbst nicht in das Geheimnis eingeweiht (S. 67/68 und 340 M/u)!

Stärkere Abweichungen von dem beabsichtigten Gange der Erzählung gestattete sich Hoffmann im Katerteil.

Wie wir schon ausführten, sollten in Bd. II auf die verfehlte Ehe des jungen Schriftstellers Murr dessen *Mannesjahre* folgen, die ihn zu Kreisler führen. Aber Hoffmann war im Sommer 1821 nicht in der Stimmung, wie bisher etwa in Rabeners Manier allgemein menschliche und speziell literarische Schwächen zu verspotten. Hatte die erzwungene Teilnahme an der Verfolgung der Burschenschafter ihm bisher Zeit und Lust genommen, das Katerbuch fortzusetzen, so beeinflussen diese Beobachtungen und Erlebnisse jetzt übermächtig seine Erfindung. Hoffmann läßt – eine Anomalie, auf die zuerst Ellinger (IX 9, 30) hingewiesen hat, ohne sie jedoch zu erklären – im *dritten Abschnitt* den alten Literaten und geschiedenen Ehemann Murr, den der Zyniker Ponto bereits in der Weltklugheit unterwiesen hat, plötzlich noch Student werden – oder doch Burschenschafter, denn von Studium ist freilich keine Rede. Dieselbe Rückwärtsentwicklung erlebt der Leser staunend an *Muzius*, der am Schluß des zweiten Abschnitts als reifer, überlegener Weltmann aufgetreten war. Hatte er damals den Hahnrei Murr bei seiner Aufklärung selbstverständlich mit *Sie* angeredet (I 380–382), so nennt er ihn jetzt (II 10–14, 50, 53–54) *Ihr* und nachdem Murr durch die Zitierung des Epithetons „pomadig" seine Seelenverwandtschaft dargetan, *du* (II 51). – Allerdings konnte Hoffmann sich bis zu einem gewissen Grade auf sein Modell Karl Witte berufen, der ja 1814 als Leuchte in der Mathematik und Dr. phil. h. c. die Universität Heidelberg bezogen hatte, um ein neues Studium zu beginnen. – Dank diesem kühnen Griff kann Hoffmann in der *ersten Hälfte* des Abschnittes (II 55–61, 104–114) behaglich das Treiben der *Burschenschafter* schildern u. z. anknüpfend an den Besuch des Muzius und die

verunglückte Rache am Nebenbuhler, die beide am Schlusse des zweiten Abschnitts bereits erledigt waren. Beides wird nun wiederholt und anders gewendet.

Möglicherweise ist das erste Stück aus dieser Partie, das Hoffmann verfaßt hat, das 'Katzburschenlied' in der für die Jüngere Liedertafel gedichteten und komponierten Fassung [1].

Am 2. September sandte Hoffmann Dümmlern Manuskript für 6 Bogen, d. h. die ersten beiden neuen Kreislerfragmente und das vorhergehende und dazwischen liegende Stück von Murrs Aufzeichnungen (S. 3–97 M/u des Buches).

Um die Kreisler-Handlung bald zu dem Punkte zu führen, den das erste Fragment vom Mai 1819 voraussetzte, wollte Hoffmann wohl weiter *Sieghartsweiler* zum ausschließlichen Schauplatz der Handlung machen. *Direkt* berichtet er also nur die dortigen Ereignisse nach dem Attentat auf Kreisler und dessen Flucht, den Starrkrampf der Prinzessin und ihr Erwachen; dazwischen das Gespräch des Meisters Abraham mit der Benzon. Was dagegen Kreisler unterdessen fern von Sieghartsweiler erlebt hat, das erfahren wir nur aus einem *Brief* von ihm an den Meister.

Aus *Murrs* Leben wird der Eintritt in die Burschenschaft und die erste Kneipe geschildert. Ganz unverhüllt wird das Burschenwesen als eine menschliche und zwar deutsche Angelegenheit besprochen: in Muzius' Brust schlägt ein *treues deutsches Herz* (II 51 u), und er nimmt von Murr mit einem *biedern deutschen Pfotendruck nach altvörderischer Sitte* Abschied (II,54 o). Murr selbst erscheint als ziemlich farbloses Mitglied der Burschenschaft; nur um die Kontinuität mit dem eitlen Schriftsteller der ersten Abschnitte leidlich aufrecht zu erhalten, werden II 152 und 158 ziemlich harmlose Äußerungen der Selbstgefälligkeit eingestreut (s. II 405 u).

In dem Begleitbrief an Dümmler verspricht Hoffmann zu Mitte des Monats die Fortsetzung; mit der übrigen Arbeit habe er „gänzlich aufgeraümt und eben des-

1. Leider sind die Musikalien und die Protokolle der Jüngeren Liedertafel verschollen und wohl unwiederbringlich verloren, sodaß wir auf Hoffmanns Skizze (für Männerchor) des einleitenden und vor jeder Strophe wiederholten 5stimmigen *Ecce quam bonum* (10 Takte) und der 4. Strophe, dem 4stimmig gesungenen „Miaut und knurrt und miaut, miaut / Doch bei Leib nicht kratzen / Seid galant daß man euch traut / Schonet Eure Tatzen" (so der Text zu den 9 Takten) einerseits, wie auf den Abdruck des vollständigen Textes in den 'Gesängen der jüngeren Liedertafel zu Berlin' andererseits angewiesen sind. Auf dem Titelblatt dieses Textbüchleins steht zwar „Berlin, 1820. Gedruckt bei Leopold Wilhelm Krause, Adlerstraße No. 6", doch findet man das 'Katzburschenlied', an dessen Schluß „Gedichtet und komponirt von *Hoffmann*" vermerkt ist, als Nr. 76 auf S. 92/93 u. z. gehört es zum *Zweiten Anhang*, der jedenfalls erst nach Hoffmanns Tode – um 1825 – gedruckt und beigefügt worden ist. Ob die Leseart in der letzten Zeile der 6. (Schluß-)Strophe „Trotzen Spitzphilistern" (während es im dritten Abschnitt des II. Bandes des 'Murr' „Katzphilistern" heißt) auf einem Druck- bzw. Schreibfehler beruht, oder eine erste Leseart darstellt, läßt sich schwer entscheiden. Zugunsten einer selbständigen ersten Fassung könnte man anführen, daß im Buche die Änderung im „Katzphilister" deshalb notwendig wurde, weil beim Absingen des Liedes durch die Katzburschen die Feindschaft mit den Spitzen noch nicht ausgebrochen war; demgegenüber läßt sich aber geltend machen, daß Muzius bereits vor dem Kommers, gelegentlich seines Besuches bei Murr, den Ausdruck „Katzphilister" nicht weniger als zehnmal gebraucht. – Die vierte Strophe beginnt im Textbuch der Jüngeren Liedertafel: „Knurrt und miaut! Knurrt und miaut! / Doch bei Leib' nicht kratzen!"; im Murr-Buche dagegen: „Miaut und knurrt und knurrt und miaut, / Nur bei Leib' nicht kratzen". [Diese Anmerkung ist von mir z. T. ergänzt und berichtigt. F.S.]

halb so lange gewartet", um sich „mit dem schwürig angelegten Buche, dessen Credit ich auf alle Weise bewahren muß, ganz ausschließlich zu beschäfftigen." „Fangen Sie daher", fährt er fort, „getrost mit dem Druck in folgender Woche an und es kann das Buch wohl Anfangs November fertig werden." Dümmler durfte also wirklich hoffen, daß wenn nicht zu Neujahr, doch zu Ostern 1822 die *beiden* seit 1819 versprochenen Bände vorliegen würden; vorsichtig geworden, kündigte er aber im Michaelis-Meßkatalog nur den zweiten der drei Bände (freilich schon als *erschienen*) an.

Diese Vorsicht war bei unserem Dichter leider nur allzu angebracht.

Allerdings wollte er ohne Ablenkung durch Almanach-Arbeiten zunächst *zwei Bände* schreiben, und der eine davon sollte der zweite Band des Murr-Kreisler-Werkes sein. Für den anderen hatte er aber schon einen anderen Plan im Auge. Er hatte dringende Schulden, besonders wohl beim Weinhändler, und mochte den Berliner Dümmler aus irgendwelchen Gründen nicht um Vorschuß angehn („Zalung verlange ich keines Falls eher, als nach dem Abdruck jedes Theils da ich Gottlob nicht mehr so in Verlegenheit gerathe als es sonst wohl bey geringerer Einnahme der Fall war"). Dafür hatte er aber bereits am 23. Juli dem freigebigen Frankfurter Verleger Wilmans ein „Büchelchen" angeboten. Am 25. August, also acht Tage vor dem eben zitierten Briefe an Dümmler, hatte er dann Wilmans ein humoristisches Märchen in der Art des 'Zaches' versprochen, den 'Meister Floh'. Das Buch werde noch zu Weihnachten erscheinen können; „Wegen richtiger Lieferung des Manuskripts würde ich jezt um so mehr mein sichres Wort geben können, als das mein ganzes Arbeitssystem zerstörende Geschäfft nehmlich die Immediat-Commission wegen dämagogischer Umtriebe bey der ich angestellt war, aufgehört hat." Jedoch müsse er einen *Vorschuß von 20 Friedrichsd'or* verlangen und zwar in dem Sinne, daß er den Betrag *sogleich* mittels einer Tratte eines *Berliner* Bankhauses entnehmen dürfe. Und siehe da, am 8. September, 6 Tage *nach* dem Brief an Dümmler, kann er Wilmans bereits über diesen Vorschuß quittieren und verspricht nunmehr fest das Märchen zu Weihnachten. Beides hindert ihn aber keineswegs, abermals zwei Tage darauf, am 10. September, Biedenfeld zu versichern, daß er nach Beendigung des *zweiten* Katerbandes zu Ende November für 32 Friedrichsd'or eine Erzählung von 4 Bogen liefern könne. Also dachte Hoffmann in Wirklichkeit nicht mehr daran, gleich nach dem II. Bande den III. zu schreiben.

2. Fortsetzung der Arbeit bis zur Erkrankung des Katers: Anfang September – Ende November 1821

Immerhin vollendete er für den II. Band des Doppelromans offenbar zunächst den dritten Abschnitt von Murrs Ansichten und die eingestreuten Fragmente aus der Biographie Kreislers. Dann freilich, etwa Mitte Oktober, mußte er erst den 'Meister Floh' in Angriff nehmen, um Wilmans ein Aequivalent für die vorgeschossenen 20 Friedrichsd'or zu geben. Am 6. November sandte er einen guten Teil, fast zwei Abenteuer, an Wilmans (mit der Versicherung, Anfang Dezember werde das Ganze fertig gedruckt sein!). Darauf aber ging er sofort an den vierten Abschnitt des Doppelwerks, auf die Gefahr hin, inzwischen die kunstvoll eingefädelte Floh-Intrigue wieder aus dem Kopfe zu verlieren.

Im ganzen wurden in den drei Monaten September bis November etwa siebzehn weitere Druckbogen des Murr-Kreisler-Werkes, die Bogen G–Z, zustande gebracht.

Im Gange der Handlung blieb freilich die Kreislerbiographie und daher notgedrungen auch das Katerbüchlein immer noch weit zurück hinter dem im Mai 1819 gesteckten gemeinsamen Wendepunkt.

Hoffmann erschwerte sich (und dem Leser) vom September an die Arbeit noch mehr, indem er fortan die Kreislerbiographie abwechselnd auf *zwei* Schauplätzen spielen läßt. Kreislers weitere Erlebnisse in der Abtei Kanzheim erfahren wir nicht mehr durch Briefe, sondern wir werden direkt dorthin versetzt. Die Texte, die der Autor in selbstherrlichem Übermute vor seinem Leser ausstreut, spielen also abwechselnd in der Abtei, in Murrs Reich (der Katzburschenschaft), in Sieghartsweiler, wieder bei Murr usw. Kein Wunder, daß sich im 19. Jahrhundert niemand um den *Gang* der drei Handlungen bekümmert hat!

In der Biographie Kreislers werden die Ereignisse in Sieghartsweiler bis zu Juliens Besuch bei Abraham geführt, wo dieser Julien vor den Plänen ihrer Mutter warnt; die Ereignisse im Kloster bis zu dem Augenblick, wo Kreisler erkennt, daß der jetzige Mönch Cyprian identisch ist mit dem Offizier, dessen Bild er, Kreisler, von Meister Abraham erhalten. Noch immer ist keine Aussicht auf das Hoffest, das in der Zeit des ersten Fragmentes „schon ziemlich lange her" war!

Ähnlich steht es mit Murrs Autobiographie. Liest man den *dritten und vierten Abschnitt*, wie sie der zweite Band des Doppelwerkes schließlich brachte, so scheint es in der Tat, als ob die Fabel für Hoffmann ihr Interesse eingebüßt hat und er sie nur noch benutzt als *„ein Vehikel, die verschiedenartigsten Gegenstände vorzutragen und zu persifliren"*, wie Kamptz dann am 31. Januar 1822 nicht mit Unrecht vom 'Meister Floh' sagt (und wie es früher Goethe im Unmute über die nordische Barbarei der Faust-Fabel mit Walpurgisnacht und Hexenküche gehalten hatte).

Wie schon am Eingang des 3. Abschnitts bemerkt, erscheint Murr nicht mehr als *bête noire*, auf deren Haupt der Dichter alles ihm Widrige versammelt; die groteske Leichenrede auf Muzius, die Hoffmann früher unbedenklich Murr zugeschoben hätte, wird jetzt von einem dazu eingeführten Kater Hinzmann gehalten und von Murr mißbilligt. Hoffmann steht jetzt dem Helden im allgemeinen neutral, zum Schluß ausgesprochen sympathisch gegenüber, und Murr selbst ist mehr Beobachter als individuell Handelnder. Zu den oben angeführten Stellen relativ harmlosen Selbstlobes tritt noch eine und zwar eine ziemlich kräftige am Anfang des 4. Abschnitts (II 259–263); im Gegensatz zu dieser und zu allen ähnlichen früheren steht aber Murrs Bericht über seine Erlebnisse auf der Hundeassemblée (II 360–361) und namentlich das Gespräch mit Minona (II 363 M/u–366 Z. 1), in dem Murr seine Eitelkeit objektiv als eine Torheit schildert. In Teilen dieses Berichtes *kann Murr für Hoffmann selbst oder Kreisler* stehn (wie das Hoffmann dann bei der Betrachtung II 352 M–355 selbst gemerkt hat: vgl. seine Bemerkung S. 355); in den ersten Abschnitten wäre eine solche Gleichsetzung *völlig undenkbar*. Mit dieser Änderung der Murr-Figur (denn von einer objektiven psychologischen Entwicklung des Charakters ist kaum die Rede) wurde nun auch der groteske *Kontrast* zwischen Murr (Sancho) und Kreisler (Don Quixote), den Hoffmann offenbar von Haus aus als Hauptreiz des Doppelwerks angestrebt hatte, unmöglich und eine Fortsetzung der Doppelerzählung zwecklos.

Während Murr langsam in die Gunst des Dichters hineinwächst, kommt sein Gegner Lothario, der, wie wir sahen, schon im zweiten Abschnitt nicht mehr mit Sympathie gezeichnet war, jetzt vollends um allen Kredit (II 151–160; 277–299). Auch

seine (Hoffmann unbewußte) äußere Verwandlung aus einem Gymnasiallehrer in einen Universitätsprofessor ist perfekt geworden. Er äußert sich im dritten Abschnitt mit heftiger Erregung gegen das Burschenwesen (II 154–160); im vierten Abschnitt wird geschildert, wie er, „in Büchern begraben, sich auf die zu haltende Vorlesung vorbereitet" (II 277 u) und wie dann „dieser, jener artige junge Mann, der die Vorlesungen des Professors besuchte, die Thüre des Auditoriums verfehlte und statt dieser, die Thüre, welche zum Zimmer der Professorin führte, leise öffnete" (II 279 M).

Nachdem als wichtiges Stück von Murrs Burschenleben noch ein Duell erzählt wird, geht Hoffmann dazu über, mit Bitterkeit die humorlose Verfolgung der Burschenschafter durch den verbohrten *Kamptz* und dessen erbärmliche Helfer Tzschoppe, Janke, Grano zu schildern. Zunächst geschieht das noch in einer Verhüllung, die freilich so leicht ist, daß man nicht begreift, daß sie nicht gleich bei Erscheinen der Schrift durchschaut worden ist. Bei der Charakteristik der von Kamptz-Achilles angestellten „Spitze" kommt Hoffmann unwillkürlich in das „wir" des menschlichen Autors, das er den Kater sonst nirgends gebrauchen läßt, in dem auch sonst ganz un-Murrischen Satz „Schweigen wir von bittern Erfahrungen, die wir in dieser Hinsicht leider! nur zu oft gemacht, und kehren wir zurück zu dem ferneren Verlauf unsrer Geschichte." – Diesem Berichte schließt sich – noch deutlicher – (II 154–155, 158–160) eine *Diskussion* zwischen Lothario und Abraham an über das studentische Treiben, das alsbald sogar die Sphäre der Fabel ausdrücklich verläßt und sich mit dem „Pereatbringen und Fenstereinwerfen" der menschlichen Akademiker beschäftigt. Lothario wünscht Unterdrückung dieses Treibens durch offene Gewalt; Abraham hätte es vorgezogen, daß man die jungen Leute sich hätte austoben und selbst zur Einsicht hätte kommen lassen (II 160 M/o [1]). An diese Diskussion schließt sich dann als dritter und letzter Teil der zweiten Hälfte des Abschnitts die Leichenfeier für einen bei der Verfolgung zu Schaden gekommenen Burschen an, die zu dem „launischen [heute sagt man „launigen"] Spiel des Zufalls" führt, das – *pars pro toto* – in der Überschrift des Abschnitts als der Hauptinhalt der zweiten Hälfte angegeben ist. Dieses Zufallsspiel besteht darin (II 227–230), daß der Kater sich nach tragischen Mustern unwissentlich in seine eigene Tochter verliebt, daß die Mutter aber die Situation erklärt, im Namen der Moral Einspruch erhebt und ein blutschänderisches zweites Eheglück verhindert. Wie die Überschrift vermuten läßt, hatte Hoffmann im August vor, diesen Schwank weiter auszuspinnen; leider hat er sich dann aber durch seine Neigung zur Parodie dazu verleiten lassen, den Bericht über die Leichenfeier ins Unerträgliche zu dehnen, indem er einen endlosen parodistischen Trauersermon einschiebt, der – trotz seines großen Witzes im einzelnen – in seiner faustdicken, ständig sich selbst aufhebenden Ironie wohl der fadeste Teil des ganzen Buches ist. So blieb für den wirklich erzählenden Teil dieser zweiten Hälfte des Abschnittes nur ein geringer Raum übrig.

1. Die wichtigen Stellen sind im einzelnen hervorgehoben in meiner Ausgabe des 'Meisters Floh' (s. Vorwort) S. 234–237. Die Stichworte haben wir uns auch in der Ausgabe des Katerbuches zu *sperren* gestattet. – Zu Hoffmanns Stellung zu den Verfolgungen der Burschenschaft und zu der Wiedergabe dieser Ereignisse im 'Meister Floh' vgl. den grundlegenden Aufsatz von Ellinger in der Deutschen Rundschau vom Juli 1906; dazu meine Ergänzungen 'Hoffmann und Hippel' 273–278 und Briefwechsel 472–510 passim, sowie die in meiner 'Floh'-Ausgabe 231–233, in Ellingers Gesamtausgabe Bd. 1, LXXIX-LXXXVI [1927: LXXXII-LXXXIX] und im Schlußaufsatz dieser Ausgabe.

Hoffmann dürfte, wie gesagt, in der ersten Hälfte des Oktober diesen dritten Abschnitt abgeschlossen und sich dann dem 'Meister Floh' zugewendet haben. Etwa am 7. November wurde das Murr-Kreisler-Werk fortgesetzt.

Da die Kreisler-Handlung immer noch weit von ihrem vorläufigen Ziel, dem Hoffeste, entfernt war, so galt es, Murrs Erziehung bei Meister Abraham weiter auszuspinnen. Im groben war der Inhalt der nächsten Partie durch den dritten Abschnitt gegeben. Denn da Hoffmann dort Murr wieder ins harmlose Studententum zurückgeführt hat, so muß er ihn notgedrungen noch einmal desillusionieren; und diesen letzten Erziehungsdienst, den der Mensch um das 30. Jahr zu benötigen pflegt, muß der dazu geschaffene Ponto eben noch einmal vollbringen.

Als künftigen Inhalt des *vierten Abschnitts* des Katerbuchs notiert Hoffmann: „*Ersprießliche Folgen höherer Kultur.* – Die reiferen Monate des *Mannes.*"

Auch anderes wiederholt sich: Pontos Berichte aus der Menschenwelt, Murrs moralischer Einwand gegen die Lehren des Pudels (II 297), der Oheim Skaramuz.

Also Ponto treibt Murr das Burschentum wieder aus und preist ihm den feinen Weltton; Murr hat aber damit in den Assembleen der *haute volée* ebenso wenig Glück wie ihm früher das Burschentum eingebracht.

Aus den „ersprießlichen" Folgen, die die Inhaltsangabe des Abschnitts ankündigt und die Ponto II 358 u preist, ist nichts geworden, wenigstens für Murr nicht.

Noch weniger wurde aus dem Bericht über Murrs Manneszeit.

Die zweite Hälfte sollte laut Inhaltsangabe Murr, der nach mancherlei Erziehungsexperimenten nunmehr zum *Manne* herangereift, weiteren Erlebnissen zuführen, sei es noch bei Abraham, sei es schon bei Kreisler.

Aber hatte sich Hoffmann schon im dritten Abschnitt mehr oder weniger offen erlaubt, aus dem Gebiete der Fabel herauszutreten auf das des menschlichen Lebens, so geschah das hier noch ausgiebiger und ungenierter: fast der ganze Raum, der Hoffmann zur Verfügung stand, wird ausgefüllt mit *Menschengeschichten* [1].

Und wie dann Hoffmann nach dieser neuen Moralität oder vielmehr Immoralität – wir meinen: der lehrhaften Erzählung des zynischen Pudels – endlich so weit ist, daß er in der eigentlichen Handlung, den praktischen Erlebnissen Murrs, fortfahren will, da hat er für sie gerade noch soviel Platz wie seinerzeit für das Liebeserlebnis beim Trauermahl am Schluß des dritten Abschnitts. Inhaltlich bietet er ein hübsches Seitenstück zu jenem. Wie Murr dort seine Tochter Mina bei einem Mahle, lernt er hier das schneeweiße Windspielfräulein Badine auf einer Abendgesellschaft kennen und verliebt sich unmäßig in sie, bis ein Eimer Wasser ihn wieder zur Raison bringt.

1. Wipp und Ponto sind z.T. wohl nach bestimmten Mustern gezeichnet. Wipp erinnert an Pückler: man vergleiche die Lebensweise des Baron Alzibiades (II 300 M–305 M) mit dem Tagesschema, das Pückler in seinem Briefe an Lucie vom 9. März 1820 aufstellt (Pückler V 274/75). – Die *Vermählungsschmäuse*, die Ponto stört (II 305 u), haben sicherlich auch irgend eine Beziehung, die sich möglicherweise im 3. Teil der Biographie Kreislers ergeben sollte.

Aber schon hatte Hoffmann den letzten Bogen des Alphabets gefüllt, und der 24. und 25., den Dümmler wie im ersten Bande noch konzedierte, waren dringend nötig, um die Kreislerbiographie vom Fleck zu bringen. Hoffmann ließ also die angekündigte zweite Hälfte des Abschnitts, Murrs Manneszeit bei Abraham, *völlig unter den Tisch fallen* und kündigte nunmehr (für den fünften Abschnitt, im dritten Bande) den Bericht über *Murrs Aufenthalt bei Kreisler* an. War die Fabel bei Beginn des zweiten Bandes durch Einschub des unzeitigen Burschenlebens in ihrem Fortgange zurückgeworfen, war der Bericht dann verzögert durch Hinzmanns Sermon und Pontos Roman, so wurde j e t z t durch einen kühnen Sprung endlich der seit Jahren gesuchte Anschluß an die Situation des ersten Kreislerfragments erreicht. Es galt nun, in den beiden Schlußbogen möglichst das selbe für die Biographie Kreislers zu erzielen oder doch wenigstens das Hoffest in Sicht zu bringen, über das in jenem Fragment aus dem Mai 1819 Abraham dem Freunde bereits berichtet hatte.

3. Krankheit und Tod des Katers Ende November 1821: Beendigung des zweiten Bandes Anfang Dezember 1821

In dieser Zeit intensiver Arbeit an dem Buche, Ende November, erkrankte der Kater selbst, den Hoffmann das Buch schreiben ließ.

Hatte Hoffmann schon im ganzen Verlaufe des zweiten Bandes offensichtlich Mühe gehabt, die Tierfabel fortzuspinnen, so kam zu dieser Ermüdung für den Augenblick auch zweifellos eine gefühlsmäßige Abneigung, den toten Liebling weiter als komische Figur zu verwenden. Beides vereint brachte ihn zu dem Entschlusse, Murrs Buch unvermittelt *abzubrechen.*

Zunächst beeilte er sich, auch für die Biographie Kreislers wenigstens halbwegs den Anschluß an das erste Fragment zu erreichen. Er führt Kreislers Erlebnisse im *Kloster* weiter: Kreisler bringt den Bruder seines Feindes Hektor zu einer Beichte, die wesentliche Punkte der Vorgeschichte enthüllt. Hoffmann benutzte dazu eine Beschreibung von Neapel, die er am 3. *Dezember* „in der dringendsten SchriftstellerNoth" von dem Leihbibliothekar Friedrich Kralowsky entlieh. Und während der 25. Bogen mit dieser Beichte des Mönches vielleicht schon im Satz war, schrieb Hoffmann mit fliegender Feder zum vorläufigen Abschluß der Ereignisse am *Hofe* einen Brief des Meisters Abraham, der Kreislern zu jenem Feste einlädt, über das im ersten Fragment berichtet ist.

Liest man freilich *nach* den letzten Stücken der Kreislerbiographie nun jenes *erste,* dritthalb Jahr früher verfaßte Fragment, so erkennt man sowohl aus Kreislers Fragen wie aus Abrahams Bericht, wie wenig sich Hoffmann bei Beginn der Niederschrift schon über den Gang der Dinge im klaren war. Was er in jenem Fragment im Nebel ließ, das lag – darüber wollen wir uns nicht täuschen – auch für ihn im Mai 1819 zum großen Teile noch im Nebel. In diesem alten Fragmente ist Kreisler schon in der Zeit jenes Hoffestes dem Wahnsinn nah, er ist aus Sieghartsweiler fortgerannt „der Himmel weiß, von welchen Furien der Hölle getrieben". Er hat seit dem Hoffest Abraham noch nicht nach dessen Verlauf befragt!! Und aus dem Kater, der im alten Fragment *jung* zu Kreisler kommt, um von ihm die *höhere Bildung* zu lernen, ist ein gereifter Mann geworden, der aus lauter Bildung zusammengesetzt ist und von Zitaten überfließt, sobald er sich äußert.

Immerhin war äußerlich das Programm für den II. Band erfüllt, und Hoffmann berichtete nunmehr in einer *Nachschrift* den Tod des Katers, mit der genauen Bezeichnung der Nacht, sodaß wir hier eine dritte Fassung der Anzeige vor uns haben. Seine tiefe Teilnahme bricht hier durch; er desavouiert gewissermaßen die mehr als zweifelhafte Rolle, die er den gelehrten Kater hat spielen lassen. – Zugleich teilt Hoffmann mit, daß der Kater sein Buch *nicht beendet habe* (insbesondere also nicht mehr dazu gekommen sei, über seine Erlebnisse bei Kreisler – die nach dem ursprünglichen Plane zweifellos die Hauptsache waren – zu berichten!). Dagegen lägen aus Murrs Feder verschiedene *Reflexionen und Bemerkungen* da, die aus jener Kreisler-Zeit zu stammen schienen; diese würden zur Ostermesse *im III. Bande* erscheinen [1].

Am 13. und 14. Dezember brachte Kuhns 'Freimüthiger' Hinzmanns Trauersermon als Kostprobe nach den Aushängebogen. Einige Tage darauf dürfte der Band erschienen sein; Dümmler hatte, um das Weihnachtsgeschäft nicht ganz einzubüßen, schon am 13. in der Vossischen Zeitung angezeigt, daß der Band „soeben die Presse verlassen" habe (aber wohl noch nicht die Buchbinderwerkstatt!).

In demselben Herbste 1821, in dem das vierbeinige Modell des frühreifen Katers starb, kehrte sein zweibeiniges menschliches Mitmodell, der Dr. jur. et phil. Karl Witte, nunmehr 21 Jahre alt, aus Italien zurück und habilitierte sich als juristischer Privatdozent in Breslau. 1834 siedelte er dann als Ordinarius für Römisches Recht nach *Halle* über, „dem er", wie sein Sohn uns erzählt,

> als geliebter und geachteter Lehrer, als allezeit gefälliger und geschätzter College, als treuer und in der Revolutionszeit muthig an die Spitze des „Preußenvereins" tretender Patriot und königstreuer Conservativer, als frommer Christ und Kirchenältester, mit Orden und Ehrenzeichen übersäter Gelehrter und liebevoller Haus- und Familienvater noch fast ein halbes Jahrhundert angehörte, bis ein sanfter Tod am 6. März *1883* dem reichen und überaus glücklichen Leben ein Ende machte.

Mit ihm ist wohl die letzte Vorlage für eine Hoffmannsche Figur dahingegangen.–

1. Vgl. dazu 1) II 352–355 nebst Hoffmanns Herausgeber-Note; 2) mehrere Einträge im sog. Notatenbuch (zwei davon ausdrücklich für das „Katzenbuch" bestimmt); 3) die von mir 1902 im 'Euphorion' nachgewiesenen 'Flüchtigen Bemerkungen und Gedanken über mancherlei Gegenstände' (erschienen 19. Februar, 2. und 3. März 1819 in Müchler-Symanskis 'Freimüthigem für Deutschland').

ANHANG

VOM ERSCHEINEN DES II. BANDES BIS ZU HOFFMANNS TODE

Zunächst hatte Hoffmann nunmehr den 'Meister Floh' fortzusetzen, aus dessen am 6. November nach Frankfurt gesandten Stücken er tatsächlich schon vieles vergessen hatte[1]; bis zum 19. Januar 1822 erhielt Wilmans alles bis auf die zweite Hälfte des letzten Abenteuers. Und an diesem 19. Januar versprach Hoffmann dem vorschußfreudigen Verleger eine Taschenbuch-Erzählung 'Margaretha'!

Je tiefer man den wahren, im Kreisler integrierten, Hoffmann liebt, desto unglücklicher wird man mit Hitzig über die Charakterschwäche sein, die Hoffmann veranlaßte, in dieser Weise seine Arbeitskraft zu zersplittern und zu vergeuden.

An demselben 19. Januar wiederholte freilich Hoffmann Schall gegenüber, „daß zu Ostern Murrs dritter und lezter Theil erscheinen muß", *vor* dem 'Schnellpfeffer', auf den er schon im November von Max 25 Friedrichsd'or Vorschuß genommen hatte.

Aber nun brach gleichzeitig die tödliche Krankheit und die polizeiliche Untersuchung über den Säumigen herein. Erst am 28. Februar konnte er das Wenige, was am 'Meister Floh' noch fehlte, zu Ende diktieren, und Dümmler beschränkte sich darauf, im Ostermeßkatalog den dritten Band des Murr-Kreisler-Werkes als *künftig* erscheinend anzukündigen.

Nachdem jedoch der 'Floh'-Rest abgeliefert, verfiel Hoffmann auf ganz andere Arbeiten. Im März wollte er daran gehn, einen neuen Anfang der *'Undine'* zu komponieren: am 19. März ließ er sich zu dem Zwecke von der Bibliothek der Schauspiele seiner Partitur leihweise zurückgeben (auch Fouqué berichtet über den Plan). Vier Tage darauf versprach er Wilmans von neuem die lang angekündigte *'Margaretha'.* Dann begann er aber erst für Symanski *'Des Vetters Eckfenster',* das etwa am 10. April zu Ende diktiert wurde, und unmittelbar darauf den *'Meister Johannes Wacht'.* Nach dessen Beendigung wurden, wieder für Symanski, im Juni die Anekdote *'Naivetät'* und das Fragment *'Die Genesung'* diktiert; dann begann er den *'Feind'* , mußte einige Tage pausieren und starb an dem Vormittage eines Tages, an dem er abends weiter hatte diktieren wollen.

Am 17. Juni hatte er den 'Feind' und den 'Wacht' dem Verleger der 'Brambilla' und des künftigen 'Schnellpfeffers', Josef Max in Breslau, für ein Buch angeboten. Diese Verzettelung würde vollkommen unbegreiflich sein, wenn wir nicht wüßten, daß Hoffmann aus der erstaunlichen Elastizität seines Geistes auch auf eine lange

1. neben der unterm 21. Dezember Wilmans zugegebenen Kleinigkeit (einer bloßen Frage der *Reihenfolge* des Berichtes) eine Anzahl wichtiger *Tatsachen der Vorgeschichte*: die *Tötung des Egelprinzen*, die Präexistenz der alten Aline als *Mandragora*, die Herkunft der Dörtje-Gamaheh aus *Samarkand*, den Verkehr zwischen Peregrinus Tyß und George Pepusch auf der Schule in *Frankfurt* und der Universität zu *Jena*: s. unsere Ausgabe S. 244, 245 unten, 247 Note.

Lebensdauer trotz der völligen körperlichen Lähmung geschlossen hätte. Hitzig sagt in dem wichtigsten, immer noch nicht nach Gebühr gewürdigten Teil seines Buches, nämlich den 'Einzelnen Zügen zur Charakteristik Hoffmanns', von den bei Hoffmann ***bestellten*** Taschenbuch-Arbeiten:

> Da er selbst in den letzten Tagen seiner Krankheit, an nichts weniger, als an seinen Tod, dachte, so ergötzte es ihn, davon zu sprechen, auf wie viele Jahre hinaus diese Bestellungen schon reichten (Hitzig II 317)

und von gelegentlicher Selbsteinkehr:

> So bekannte er in der letzten Woche seines Lebens, er sehe ein, wie sehr er seinem Autorruf, durch einige seiner damals erschienenen Erzählungen (in dem Berlinischen Taschenkalender, in dem Gleditsch'schen Taschenbuch zum geselligen Vergnügen u. s. w.,) geschadet haben müße, und wolle er in dem dritten Theile des Murr u. s. w. dem Publikum Satisfaction zu geben suchen. Es war zu spät, wie überall mit seinen guten Vorsätzen. (Ebda. 319.)

Auch in dem biographischen Teile seines Werkes gibt Hitzig einige mündliche Äußerungen Hoffmanns über den dritten Band des Murr-Kreisler-Werkes dem Inhalte nach wieder. Danach erwartete Hoffmann, in diesem Bande „zu leisten, was er früher noch nicht vermocht" (Hitzig II 146); der Plan war „auf das Grandioseste angelegt", und den Text hatte Hoffmann „im Kopfe schon ausgearbeitet, so daß es nur des Niederschreibens bedurfte" (ebda. 129).

Wenn wir nun auch, nachdem wir die Arbeitsweise unseres Erzählers kennen gelernt, das nicht wörtlich nehmen können, so ist doch wohl anzunehmen, daß der dritte Band den beiden früheren nicht nachgestanden hätte. Aber er ist, wie Hitzig ausdrücklich versichert (a.a.O. 144), „leider auf dem Papier nicht angefangen" worden. Was für die Biographie Kreislers dadurch verloren ist, habe ich in der Einleitung des Kreislerbuchs anzudeuten versucht. Die Autobiographie Murrs fortzusetzen, hatte Hoffmann ja freiwillig im Dezember 1821 aufgegeben; an den damals versprochenen Reflexionen des Katers dürfte kaum viel verloren sein, wenn sie etwa in der Art der 'Flüchtigen Bemerkungen' des Barons von L. ausgefallen oder gar mit ihnen identisch gewesen wären.

CHARAKTERISTIK DER
'LEBENS-ANSICHTEN DES KATERS MURR'

I. ALLGEMEINES

1. Ausschluß des Übersinnlichen

Die nächtliche Katze mit den im Dunkeln leuchtenden Augen gilt von altersher als ein unheimliches Tier, als das Gefäß eines Geistes oder doch als Begleiterin von Zauberern und Hexen. In diesem Sinne ist sie auch im neunzehnten Jahrhundert in romantischen Novellen dargestellt, so von Brentano und Storm, von Poe, von Gautier und Baudelaire [1].

Von dieser unheimlichen Märchenstimmung fehlt bei Hoffmann jede Spur. Seine Katzen vereinigen – ebenso wie seine Hunde – Züge des realen Tieres und des realen Menschen unter absolutem Ausschluß jedes übersinnlichen Elements. Hoffmann schreibt durchaus als *satirischer Fabeldichter*, als *Rationalist* vom reinsten Wasser.

2. Verständigung der Tiergeschlechter untereinander und mit den Menschen

Das *Tierepos* führt in der durchsichtigen Art der Aesopischen Fabel die verschiedenen menschlichen Charaktertypen in der Maske von ebensovielen Tier-Arten vor, die, in je Einem Paare vertreten, in einer *gemeinsamen Sprache* miteinander verkehren. Den klassischen, nie wieder entfernt erreichten Höhepunkt dieser Gattung stellt das vlämische Gedicht 'Van den vos Reinaerde' aus der ersten Hälfte oder der Mitte des 13. Jahrhunderts dar (das, wie Hoffmanns 'Goldner Topf', dessen 'Abentheuer der Sylvester-Nacht', 'Die Brautwahl' und anderes, in der unmittelbaren Umgebung und in der Zeit des Dichters spielt); einen letzten, in seiner Art selbständigen Ableger bilden die merkwürdigen 'Scenes de la vie privee et publique des

1. Man sehe darüber die beiden vergleichenden Studien über die Katzen in der Literatur des 19. Jahrhunderts von Ahrens und Leppmann.
Wilhelm Ahrens' gedankenreicher Aufsatz 'Von den Katzen E.T.A. Hoffmanns und Charles Baudelaires' erschien in der Wochenbeilage der Magdeburgischen Zeitung vom 15. April 1907; er zieht auch Tieck, Gautier und Mallarmé heran.
Ein halbes Jahr nach dem Erscheinen des Artikels, aber ohne Kenntnis desselben, sprach *Franz Leppmann* in der Berliner 'Gesellschaft für deutsche Literatur' über den Kater in der deutschen Literatur: der Vortrag erschien dann, mit Ausblicken in fremde Literaturen erweitert, 1908 unter dem Titel 'Kater Murr und seine Sippe'. Leppmanns Arbeit steht dem Ahrensschen Aufsatze an Tiefe nach, übertrifft ihn aber weit in der Breite des behandelnden Stoffes; insbesondere läßt Leppmann es sich angelegen sein, Hoffmanns Nachahmer in der *deutschen Unterhaltungsliteratur*, von David Bär Schiff bis zu dessen Berufsgenossen Johannes Richard zur Megede, vorzuführen, um dann mit Recht *Gottfried Kellers* Spiegel für den Ersten aller deutschen Literaturkater zu erklären. – Eine kleine Ergänzung zu Leppmanns Studie gibt *Friedrich Hirth* in der Biographie des genannten Schiff durch den Neudruck von dessen Balzac-Verarbeitung ('Lebensbilder von Honoré de Balzac'; Georg Müller, 1913; I, LXVII mit Note **).

animaux', die sechshundert Jahre später, um das Jahr 1840, auf die Anregung und unter der Leitung und Mitarbeit des Verlegers Hetzel alias P.J. Stahl von Hoffmanns besten französischen Schülern und Verehrern – Balzac, George Sand, Musset, Nodier, Janin, Labédollierre – geschrieben und von Grandville mit erstaunlichem Talent illustriert worden sind [1].

Hoffmann selbst hat in der Autobiographie des Katers Murr diesen guten alten Weg *nicht* eingeschlagen. Es lag von vornherein in seinem Plan, das Tier nur als *Begleiter* des Menschen auftreten zu lassen, u. z. als den Begleiter des *städtischen* Menschen aus den höheren Ständen; aber selbst aus diesem engen Umkreise schaltete er z.B. Pferd und Esel, Ratte und Maus, Papagei und Kanarienvogel, Fliege und Spinne, Egel und Floh spurlos aus, obgleich die Mäuse in 'Nußknacker und Mausekönig', der Papagei im 'Goldnen Topf' und später in den Abenteuern des Barons Theodor von S. (in den 'Irrungen' und den 'Geheimnissen'), die Fliege im 'Fremden Kind', Egel und Floh dann im 'Meister Floh' bekanntlich Hauptrollen spielen. Allerdings hatte er anfangs vor, Murr die Tragödie eines Rattenkönigs schreiben zu lassen, der offenbar untergehn sollte wie der Mausekönig: s. I 50 oben. Später hat Hoffmann jedoch den Vorsatz fallen lassen, während er die beiden andern dort (49 u) genannten Schriften Murrs, die nicht über die Sphäre von Katze und Hund hinausgehn, auf den Seiten 103 f und 144 ausführlich bespricht. Tatsächlich beschränkt Hoffmann in seinem Tierbuch *par excellence* sich völlig auf die beiden Geschlechter der *Katzen* und der *Hunde*. Diese Tiere treten, wie gesagt, nicht wie im Tierepos als Herren ihrer Umwelt auf, sondern als Begleiter, Beobachter, Schüler und Kritiker des Menschen; Hoffmann wollte sich aber nicht so weit von der Wirklichkeit entfernen, daß er die Tiere wie im Märchen mit Menschen reden ließ.

Aus diesen Absichten ergaben sich die Bedingungen der Erzählung, die von den Voraussetzungen der Tierfabel wesentlich abweichen. Erstens reden die Katzen und die Hunde bei Hoffmann *verschiedene Sprachen*, verstehen einander also nicht. Zweitens führt Hoffmann innerhalb beider Gattungen eine Reihe ganz *verschiedener Charaktere* vor. Drittens tritt außerdem eine nicht geringe Anzahl von *Menschen* auf, teils unmittelbar, teils in eingelegten Erzählungen; die Tiere verstehen deren Sprache, die Menschen verstehen aber nicht die Sprache der Tiere [2].

1. Nebenbei bemerkt, läßt Balzac im ersten Bande eine *englische Katze*, Stahl im zweiten eine *französische Katze* ihre Herzensleiden schildern. Das Sammelwerk erschien 1840/42 in 100 Lieferungen = 2 Bänden (8°) bei Hetzel & Paulin in Paris, also zu derselben Zeit, als *Baudry* ebenda in 30 Lieferungen (4°) Hoffmanns Leben, sämtliche Schriften und Briefe in deutscher Sprache herausgab.
2. Das letztere ist freilich nur für die *Katzen* durchgeführt. Diese verkehren nur durch Gesten mit den Menschen: man sehe I 35 f, wie Murr mit Kreisler Bekanntschaft macht, I 259, wie er das Wiedersehn mit Meister Abraham feiert; II 209 f wie er die Hausmagd veranlaßt, ihm den Topf Milch zu überlassen, und ihr dann seinen Dank ausdrückt. – Von den Hunden gilt dasselbe im vierten Abschnitt: in der Ehebruchsangelegenheit der Lätitia kann der Pudel Ponto sich seinem Herrn nur durch freudiges Bellen (II 283) und leises Winseln (II 285) verständlich machen. In den älteren Teilen liegt es damit anders. *Ponto* macht im ersten Abschnitt seinem Herrn zwei detaillierte Mitteilungen: I 139 Z. 2–4 = 142, Z. 9 und 139 Z. 18–20; im zweiten Abschnitt wird zweimal darauf verwiesen: I 268 Z. 4–2 v.u. und 271 Z. 3–5. Im dritten Abschnitt denunzieren die *Spitze* mit „geschwätziger Beredsamkeit" dem Hausherrn die Katzburschen: II 150 Z. 3–14; dieser befragt darauf den Hofhund *Achilles*, der die Anschuldigungen bestätigt: II 150, Z. 14–16.

Innerhalb dieser Welt nimmt nun der Held des Buches wieder eine Ausnahmestellung ein. Er lernt nämlich nicht nur die Sprache der Menschen verstehen, sondern auch sie *lesen* und *schreiben*; dagegen lernt er, wie schon gesagt (im Gegensatze zu Hoffmanns Affen Milo), *nicht* sie *sprechen*. Darauf lernt er die Sprache der *Hunde* verstehen *und diese auch sprechen*, obgleich „das Pudelische für uns Kater wirklich eine schwere Sprache" (I 104 M). Er kann sich also, als einziges Tier seiner Gattung, mit den Pudeln Skaramuż und Ponto und dann auch mit den Windspielen Badine und Minona unterhalten; dem Meister Abraham und dem Kapellmeister Kreisler kann er aber nur *zuhören*, nicht ihnen antworten; die Menschen *lesen seine Gedichte*, aber sie *hören ihn nicht sprechen*.

Nur in der durch Lotharios Neid angeregten Phantasie (I 276) sieht Murr sich als Dozent in einer menschlichen Hochschule.

Unter so verkünstelten Bedingungen konnte freilich nur ein spielerisches Gemisch aus Roman und Tiergeschichte entstehen, und dieses formale Moment – dieser Konstitutionsfehler, wenn das physiologische Bild erlaubt ist – begründet schon eine gewisse Schwächlichkeit des Werkes gegenüber der robusten Kraft des relativ rationellen Tierepos und seiner Ausläufer.

3. Stellung des Verfassers zu dem Helden seines Buches

Der Kater Murr ist einerseits ein treues Abbild des klugen und schönen Katers, den Hoffmann seit 1818 aufgezogen hatte und der ihm beinahe so lieb wie ein Kind war. Andrerseits jedoch erscheint in den beiden 1819 entstandenen Abschnitten das denkende und dichtende Tier als der Träger aller Meinungen und aller Grundsätze, die Hoffmann *verachtete*, insbesondere als Verkörperung der Beschränktheit, der Eitelkeit, der Gemeinheit.

Dieser Widerspruch in Hoffmanns Stellung zu dem Helden seines Buches ist das andere Hauptgebrechen des Werkes, wenigstens in den ersten beiden Abschnitten desselben. Wie wir sahen, hat Hoffmann dann 1821, freilich auf Kosten der Einheit des Werkes, im dritten und vierten Abschnitt im allgemeinen davon abgesehn, den Kater zum Objekt der Satire zu machen; Murr erscheint hier wie ein Durchschnittsmensch, ohne auffallende Fehler oder Vorzüge. Diesem Wechsel in Hoffmanns Stellung zu Murr entspricht der Wechsel in seiner Stellung zu Murrs Gegner Lothario.
seiner Stellung zu Murrs Gegner Lothario.

II. DIE TIERISCHEN ELEMENTE

1. Objektive Schilderung des Tieres

Wir verzeichnen hier die Stellen, die Zeugnis ablegen von Hoffmanns liebevoller Beobachtung seines Zöglings, insbesondere die Beschreibung der Bewegungen, der

tierischen Laute u. dgl.; analoge Stellen über andere Katzen und über Hunde sind eingeschoben.

Allgemeines: I 34 M/o–36o, 7o–M/u; II 6 M/o 97–98.

Bewegungen:

1) *Klettern und Springen*: der neugeborene Kater ist [einen Pfosten] hinaufgekrochen, klammert sich mühsam an (I 31 M). Murr klettert in der Angst eine hohe Leiter hinauf, während Ponto vorwärts springt (I 233 M/o). Murr springt beim Beginn des Trommelns vor Schreck drei Ellen hoch (I 189 M/u). Muzius springt aus dem Fenster aufs nächste Dach: die Katzen sind geborne Turner (II 54 M).

2) *In Spiel und Freude*: Murr und Ponto überkugeln sich (I 102 M/u). Murr wälzt sich vor Freude auf dem Boden und schlägt Purzelbäume (II 6, Z. 9–10, 52, Z. 6–7).

3) *Katzenpuckel*: außerordentlich (I 34 u), ausdrucksvoll (I 67), sehr anmutig (I 141 u), höher, schöner als jemals (I 193 M/o), jene anmuthig stolze Erhebung des Rückens (II 6 M/u). – Später, in der Hundegesellschaft, von Murr als pöbelhaft empfunden (II 364 o).

4) *Schweifwedeln*: Murr lernt es (I 7 M/o). Er und Ponto begrüßen sich damit (I 100 u). Bei Miesmies: wellenförmiges Ringeln (I 333 M/u), Wirbeln und Schlängeln (II 5 o). Bei Muzius (II 53, Z. 3–4).

5) *Ankneifen der Ohren* an den Kopf beim Empfang von Tadel: (II 158 o, 162 u).

6) *Kratzen*: I 32 u = 5 M. Murr hat ganz infame Krallen (I 269 M); man will sie ihm verschneiden (I 275).

7) *Einziehen der Krallen*: I 5 u.

Laute (einzelne, direkt wiedergegebene wie Miau sind *nicht* verzeichnet): Piepen und quäken unter der Brücke: I 31; piepen und winseln aus der Rocktasche: I 32 M/u = 50. – Spinnen (jene Töne, die die Menschen durch den *nicht unebenen* Ausdruck „spinnen" bezeichnen): I 6 u. Knurrt und spinnt vor Wohlbehagen nach dem Dichten: I 140 M/o. Bricht vor Wohlbehagen in jenes sanfte, süße Knurren aus, das die Menschen *in höhnender Verspottung* mit dem Worte „spinnen" bezeichnen: I 259 M/u (im Widerspruch zu I 6 u!). – Muzius schnurrt laut, als Meister Abraham ihm Hühnerskelette vorsetzt: II 53, Z. 5. Murr schnurrt nach der Reinigung sich behaglich im Spiegel an: II 163 M/u. – Der furchtbare, entsetzliche *Klagegesang* der Kater: II 210/211. Noch besser (besonders die Wirkung auf den Menschen!): II 225, Z. 3–15.

Sinne und Sinneswerkzeuge:

1) *Augen*: in der ersten Kindheit verschleiert: I 4. Murr sieht: I 7 M/u. Phosphorglanz der Augen: I 183 M/u.

2) *Ohren*: spitz, unglaublich scharf hörend: I 268 o.

3) *Gefühl*: beim Gestreicheltwerden: I 72; analog I 273 M/u; im Gegensatz dazu aber I 99 (Murr fühlt sich geschmeichelt und läßt gern seine inneren Gaben leuchten).

Träume: Jagdhunde träumen: I 37 M. Murr träumt sehr lebendig: I 37 u/38; von Hasenbraten u. dgl.: I 188 M.

Wunden und Krankheiten Murrs: I 337 f, 382 u; II 111, 115 f, 368, Nachschrift 405. – Niederkunft der Miesmies ohne sonderliche Schmerzen: I 68 M/u.

Tod: II 405 (Nachschrift).

2. Beziehungen und Gegensätze des Katzengeschlechts zum Hunde und zum Menschen

a) Die natürliche *Feindschaft* der Hunde gegen die Katzen wird von Murr dreimal theoretisch erwähnt: I 276 u; 327 M/u, wo er sich als Dozent vor menschlichen Studenten denkt und der Sicherheit wegen seinen Hörern verbieten will, Hunde mitzubringen; II 358 M, wo er vom angebornen Naturell der Hunde spricht, und II 360 Z. 12, wo er die Hunde als ihm feindliche Naturen bezeichnet (vgl. ebda. Z. 16–21). Praktisch spielt sie jedoch merkwürdigerweise *überhaupt keine Rolle* in der Geschichte (II 148–150 ist es zufällig, daß die Gegner Hunde sind, I 191 und II 357 geschieht der Angriff auf Murr nur auf Veranlassung von Menschen). Im Gegenteil freundet Ponto sich sogleich mit Murr an, wie I 100–103 o köstlich geschildert ist. Im *vierten Abschnitt* findet sich insofern eine Spur jenes natürlichen Gefühls, als hier die Hunde auf die Katzen herabsehn wie auf eine *tieferstehende Klasse*. Murr erfährt diese soziale Mißachtung seitens einer ganzen Gruppe II 360 f, seitens eines einzelnen II 267–271.

b) Gering an Zahl, aber sehr interessant sind die Stellen, die sich mit der *verschiedenen Stellung* der Katze und des Hundes *zum Menschen* befassen. I 32 oben stellt *Abraham* den Pudel als angenehmen Diener dem Kater gegenüber als „ein Thier das jeder gern um sich duldet, von dem sogar angenehme Dienstleistungen zu erwarten, mittelst Apportiren, Handschuhe, Tabaksbeutel und Pfeife nachtragen u. s. w. aber ich rettete einen Kater, ein Thier vor dem sich viele entsetzen, das allgemein als perfid, keiner sanften, wohlwollenden Gesinnung, keiner offenherzigen Freundschaft fähig, ausgeschrieen wird, das niemals ganz und gar die feindliche Stellung gegen den Menschen aufgiebt". Er seinerseits als Katzenfreund nennt seinen Kater in einer ähnlichen Gegenüberstellung (I 36 M) „artig und sittsam, nicht zudringlich und unbescheiden, wie zuweilen Hunde die uns mit ungeschickten Liebkosungen beschwerlich fallen". (Professor *Lothario*, der Herr des Pudels Ponto, erwähnt allerdings, ohne die Hunde zu nennen, II 154 M/u die „ursprüngliche wilde Natur" der Katzen.) – Murr selbst bekennt dem Pudel Ponto, daß der ihm angeborene Sinn sich auflehne gegen die unterwürfige Schmeichelei, das Verleugnen des Selbstgefühls, wie dieser (Ponto) es übe: „nein! guter Pudel, nicht entschließen könnte ich mich, so freundlich zu thun, so mich außer Athem zu setzen mit angreifenden Manoeuvres, so recht demüthig zu betteln, wie du es thatest" (I 215 M; vgl. auch II 299 M/u).

c) Hübsch sind auch die Stellen, die ohne eine solche Gegenüberstellung den *Verkehr zwischen Murr und seinem Herrn* rein sachlich schildern; ohne Zweifel gehen sie auf Hoffmanns Beschäftigung mit seinem Zögling zurück. Wir erwähnen hier als einige von vielen solchen Stellen nur die gemeinsame Lektüre I 46 = II 264/265 (daß Hoffmann damals wirklich das genannte Buch von Arpe gelesen hat, hat Max

Voigt 1914 nachgewiesen), die Reinigung nach dem Aufenthalt im Ofen II 163, das vom Herrn arrangierte Vogelspiel II 6/7.

d) Mit Stolz stellt Murr fest, daß sein Geschlecht freier als das menschliche ist (I 40) und daß die jungen Katzen klüger und geschickter als die Menschenkinder sind (I 47).

3. Besondere Tierworte

Durch Hoffmanns Bestreben, die Handlung äußerlich in den tierischen Sphären zu halten, erhält auch der Sprachschatz seiner Helden eine besondere Färbung.

Wenn Muzius die Worte Katzenjammer und Katzbalgerei nennt oder auf sie anspielt, so geschieht es unter Verwahrung gegen diese menschlichen Schmähungen (II 101 M/u und 108 M).

Hoffmann ersetzt menschliche Werte durch tierische: Ponto spielt statt um Papier, Gold und Silber um Cervelat-, Grütz- und Leberwürste (II 274 o); menschliche Genußmittel durch tierische: Katzpunsch mit Heringslake = Punsch mit Arrak (II 57 o, 99 f).

Vortrefflich ins Tierische übersetzt sind einige der Soli zum *Ecce quam bonum* II 58 ff.

Hoffmann weiß auch besondere tierische Metaphern zu finden: Verse sollen in der Prosa wirken wie Speck in der Wurst: II 350/351. Statt „Feigling" sagt Ponto „Hase": I 195 u, 220 u.

Bisweilen werden menschliche Zitate durch Umkehrung parodiert: „mein Sohn, den ich ohne sonderliche Schmerzen geboren": I 68 M/u. Anderes der Art ist unten erwähnt oder in Ellingers Kommentar nachzulesen.

Gut werden menschliche Altersstufen durch die entsprechenden der Katzen vertreten: Jugendmonate I 38 M/o; hübsche blühende Mädchen von 6–8 Monaten II 228; Lümmelwochen I 187 M/u; Lehrmonate II 3 = 234 M/u; die reiferen Monate II 266 u; [*danach:*] die reiferen Monate des Mannes II 259 = 369 M; Jünglingsmonate I 145. Aber Jünglingsjahre I 322 u, II 263, Z. 17/18.

Besonders zahlreich sind die Varianten der Worte *Kater* und *Katze*, die Neubildungen davon und deren verschiedene Verwendungen, deren interessanteste wir hier anführen:

1) Katz (nach Tieck) = Mensch II 3–4. Mehr im Sinne von Kerl: ein ganz gewöhnlicher miserabler Mausekatz II 100, Z. 8; ein ganz gemeiner Katz: II 157 M. „Guter Katz!" als Anrede seitens Pontos II 276, Z. 7, 298 Z. 11 u. 305 Z. 11; „o mein Freiheitsliebender Katz!" ebenso II 300, Z. 6/7. Katzkerle II 50 u;

2) entsprechend Katzheit = Menschheit I 49 u, 144 M; Katzengesellschaft = Menschengesellschaft II 218 u; Katzenfreund = Menschenfreund II 220 o. katzlich = menschlich: das katzliche Herz II 4 Z. 4; alles katzliche Behagen II 147 Z. 8;

3) gelegentlich auch Kater = Mensch: ein anderer Kater sollte ich werden II 55 Z. 4/5; vortreffliche Katerkenntniß II 162 o;

4) in der Regel ist Kater = Mann und Katze (einmal auch Katz) = Weib: Ist es nicht Katertugend, der schwachen Katze zu verzeihen? (II 232 Z. 7/8. – großer Kater I, S. XI; O Appetit, dein Name ist Kater! I 73 M/u; seid ihr sonst keine Esel, sondern wahrhaftige honnette Kater I 75 M/o; große berühmte Kater II 60 u; des durch Tugenden jeder Art . . . geläuterten Katers II 221 o; ein einfacher, schlichter, gerader Kater II 224 M/u; Kühner Kater! (parodistisch statt kühner Jüngling! oder: kühner Ritter!) I 336 u. – Andrerseits: O Schwachheit, dein Name ist Katz! II 232, Z. 5/6;

5) entsprechend kätzlich = weiblich I 374 o.

6) Oft ist aber Katz- nur vorgesetzt, um (von Murrs Standpunkt aus *überflüssigerweise!*) daran zu erinnern, daß es sich nicht um Menschen und menschliches handelt: Katzkerle; Katzburschen; Katzsenior II 52 Z. 3 (später verständigerweise nur Senior); Katzphilister (II 14 u, 47 u–50,60 M/u; daneben auch Spitzphilister II 216 M, 221 M/u; oft aber auch bloß Philister); Katzpunsch (s.o.).

7) Entsprechend heißt es quasi-pleonastisch: ein tüchtiger junger Kerl von Kater; Katzenmädchen II 225 u; Katzenjungfrau II 226 u; Katerjüngling: sehr häufig, sowohl für handelnde Personen wie als Anrede an den von Murr (zuerst I 39 M/u) vorausgesetzten Leser, z. B. geliebter Katerjüngling, der du dieses liesest I 184 u; O Katerjüngling, der du dieses liesest II 98 M/u; O Katerjüngling II 210 Z. 9 u. ö. bis 369 u. – Entsprechend Pudeljüngling I 332 o.

Gelegentlich wird aber auch hier das Vorsetzwort weggelassen: ein junger schwarzgekleideter Mann I 375 M/o; ein Jüngling, der . . . eine reiche fremde Uniform trug I 379 M; in der Anrede: Leser! – Jünglinge, Männer, Frauen, unter deren Pelz ein fühlend Herz schlägt I 66 M/u.

Sehr spaßhaft sind auch die mannigfachen Verwendungen des Worts *Pfote* und die Ableitungen davon:

1) die reguläre Verwendung = Fuß oder Bein kommt nur vereinzelt vor: sich die Pfoten wund stoßen I 107 o; Hinterpfote II 150 u (208 Z. 4 und 217 Z. 2 statt dessen Hinterbein). Fast immer erscheint das Wort im vermenschlichten Sinne als Arm oder Hand, d. h. als Werkzeug zum Greifen, Umschlingen, Schlagen u. dgl.:

2) = Arm: eile in meine Pfoten I 68 M/u; Unsichtbare Pfoten rissen mich hin zu ihr I 334 o; Pfot' in Pfot' und Brust an Brust II 60 M; ich forderte sie [Mina] auf zum Tanz, sie gab mir die Pfote II 229 u; Wie ich ihren süßen Leib mit meinen Pfoten umschlungen hielt! ebda.; – entsprechend umpfoten = umarmen: I 337 M/o, 384 M/o, II 5 Z. 4.

3) = Hand: griechische Schrift scheint Murr vorzüglich in der Pfote zu liegen: I 98 M/u; Herz und Pfote bieten: I 376 M; Pfote aufs Herz: II 4 Z. 8; Pfotendruck II 56 u; mit gewichtiger Pfote auf den Tisch schlagen II 57 u; recht unter den Pfoten weggeraubt II 154 Z. 4; die Pfote der Schönsten heftig drückend II 228 M; Murr drückt ihre Pfote an seine Lippen II 230 M; ebenso Minonas Pfote: II 364 M/o; Muzius warb um ihre [Minas] Pfote, die sie ihm willig reichte II 231 M.

Entsprechend werden die *Klauen* als Schreibwerkzeuge angeführt: Sprang wirklich ein Heldengedicht unter meinen Klauen hervor I 50 u.

Der *Pelz* und seine Partien wird dagegen weniger als Körperteil denn als *Kleid* aufgefaßt. Bisweilen ist der Gebrauch neutral: unter deren Pelz ein fühlend Herz schlägt I 66 u; die volle Glut im Innern und Eiswasser auf den Pelz II 367 u. Ausgesprochen als Kleid erscheint der Pelz I 333 M (Sammetkäppchen auf der Stirn, Strümpfchen an den Beinen). I 375 M/o (der junge schwarzgekleidete Mann) und 379 M (der Jüngling in reicher fremder Uniform, schwarz, grau und gelb: s. o. unter „Katz",am Schluß[S.372 M]);II 4 u (Sammtkäppchen); II 308 M/o (Verse, die ich . . . so recht, wie man zu sagen pflegt, aus dem Pelzärmel schüttle).

Jahns Neubildungen Volksthum, Deutschthum usw., die sich inzwischen eingebürgert haben, aber den Zeitgenossen als barbarisch erschienen, werden parodiert in den Worten *Pudelthum* (I 103 M/o) und *Pudelthümlichkeit* (I 101 M).

Analog nach „landein" bildet Murr I 340 o den Ausdruck *dachein*.

III. DIE PRINZIPIELLE SATIRE [1]

1. Aesthetisches

Murr kennt und schätzt in der Wissenschaft nur die Anhäufung von Buchkenntnissen, in den Künsten nur die erlernbare Technik. Da er in der Tat beides erworben hat, so empfindet er sich mit tiefer Befriedigung als vollendetes Wesen und verlangt mit subjektiver Berechtigung von jedem die gleiche Schätzung.

Diese Charakteristik gilt jedoch, wie gesagt, nur für die Teile von 1819; 1821 hat Hoffmann nur in einigen wenigen Stellen darauf zurückgegriffen. Im einzelnen verzeichnen wir:

1) Verherrlichungen des Buchwissens und des Strebens danach: angebohrner Hang zur höhern Cultur I 41 o; Wollust, in Schriften zu wühlen; wissenschaftlicher Heißhunger I 42 u, 43 o. Es ist etwas Herrliches um die Wissenschaften! I 97 f. Verehrt die Gelehrten (besonders die Statistiker), von denen man sagt, sie hätten das Pulver nicht erfunden I 97 M/u (s. unten Murrs Gönner, der den tiefsten Respekt vor Eseln hat). Hat die Bücher sich unbesehen herausgelangt und durchgelesen, einerlei was sie enthielten; so gewann sein Wissen den Reichthum, den die Nachwelt an ihm bewundern wird I 98 o. Kommt jung in den Peruschacht der Litteratur und geht mit Riesenschritten der Vollkommenheit entgegen I 107 M/u u. v. m.

2) Murrs Urteile über Literatur, besonders über seine eigene Schriftstellerei:

a) im allgemeinen: Ausgezeichnetes Talent, entschiedenes Genie I 98/99; macht Ponto mit seiner Genialität, seinem Talent bekannt I 109 M/o;

1. Satire über *einzelne* historische Verhältnisse, Personen und Werke in der vorigen Abhandlung besprochen.

Genie, großer Geist I 143 M/o; Genie I 46 M/u, 48 M, 49 M, 104 M; Hoher Genius I 38 M; hoch emporstrebender Geist I 50 M; Unwiderstehlicher Trieb zum Erhabenen I 10/11; Junger Romantiker, der den Entwicklungskampf der großen erhabenen Gedanken in seinem Innern besteht I 96 M/u; seine unsterblichen Werke I 49 M/u. Er selbst und seine Werke sind ihm das Höchste im Leben I 109 o und so immer 1819. 1821 nur gelegentlich: der wahre, hohe Dichtergeist II 259 M/u u. dgl.

In seinen *Dichtungen* erscheint Murr mehrfach, wie in seinem Denken, als derber Rationalist oder besser gesagt Materialist; da jedoch Hoffmann den schlechten Nachahmern der Romantik begreiflicherweise ebenso abgeneigt war wie den platten Nützlichkeitspoeten, so muß es Murr auch übernehmen, jene unfreiwillig zu parodieren.

b) Philosophisches: romantische Sprachphilosophie [sehr hübsch] I 103 M/u–104 o; romantische Aphorismen [gleichfalls sehr glücklich; von Ellinger mit Recht auf Loebens 'Lotosblätter' bezogen] I 106.

c) Genugtuung über einzelne Fähigkeiten: Metrum (Jamben) I 266; Metaphern (Wälder, Quellen, Wellen) und Reim (auf Kater: hat er, Berater) I 341. (Zu den Metaphern vgl. I 2 M/u [Schwingen] und 257/58 [„hohe Götterlust" = Braten].)

d) Besingt herrlich Dinge, ohne sie zu kennen (die Liebe: I 338 M).

e) Einzelne Werke: in den Abschnitten von 1819 werden von Murr die meisten seiner Werke in den Himmel erhoben, insbesondere in der ersten Aufzählung I 49–50; im folgenden namentlich das Sonett und die Glosse, die Mausefallenschrift, die Reisebeschreibung (zumal sie sich wesentlich mit ihm selbst beschäftige) und die Liebesklage an Miesmies; in den Abschnitten von 1821 findet sich nur ein schwacher Rückfall bei Gelegenheit des Rachegedichts auf Muzius II 260 und 263, während die Minona-Dichtungen II 366 M/o recht bescheiden erwähnt werden.

3) Murr über Musik:

a) Murr verehrt Rossini, schätzt Mozart weniger: I 374 o und 375 M.

b) An Sängern schätzt er besonders die Fertigkeit der Rouladen, Triller und Mordente: I 373 M/o, 374 M.

c) Sein eigenes Talent, bestärkt durch seinen Glauben daran: I 68 M/o (vgl. auch I 372 u). Miesmies singt seine eigenen Melodien herrlich nach; er wird darüber fast närrisch: I 376 o.

4) Murr als Maler: führt mit dem ins Tintenfaß geratenen Schweif die schönsten Malereien auf Boden und Kanapee aus, aber der Meister hat keinen Sinn für dieses Genre der Kunst: I 186 M.

5) Murrs entsprechende Gesamtbewertung seiner Persönlichkeit: großer Kater I, S. XI; großer Geist I 38 M/o, I 190 M; großer Mann I 38 Z. 3 v.u. und öfters.

Die Hauptorgie der Selbstverherrlichung ist das außerhalb der Autobiographie stehende Intermezzo I 327 u[„Es wird mir so enge . . ."]bis I 332 u[„ein merkwürdiger Lebenspunkt tritt ein.–"], das allerdings 328 M/o mit offener Selbstironie eingeleitet wird. – In den Teilen von 1821 werden diese Ausbrüche sehr gemäßigt; im Katzenjammer II 100 verachtet Murr sich und glaubt zu erkennen,

daß er nichts sei als ein ganz gewöhnlicher miserabler Mausekatz; erst nachdem er Haare aufgelegt, ist er II 102 wieder der herrliche höchst excellente Kater Murr. II 103 M/u ist er ein gelehrter, scharfsinniger Kater, höher hinauf geht es jetzt in der Regel nicht mehr.

6) Dem entsprechen Murrs Ansprüche auf Anerkennung. 1819 sind sie ungemessen: im Vorwort I, S. XI verlangt er Bewunderung, ja Anbetung; I 39 u soll der Leser ihn apostrophieren „göttlicher Murr, größter deines Geschlechts"; am ausgiebigsten ist die sub 5) zitierte Stelle I 329 M–332 u. Sehr viel gemäßigter sind die Ansprüche 1821. Er ist II 60 u überaus glücklich, daß die Katzburschen sein Talent anerkennen und später darüber gekränkt, daß Ponto ihn (II 152 M) nicht vermißt und (158 M) verachtet. (Eine hübsche Parallele zu II 152 M steht II 265 Z. 2 v.u.–266, Z. 5.)

In einer großen Anzahl der angeführten Stellen wird in Tiecks Bierzeitungs-Manier der Kater direkt verhöhnt, indem ihm offenbarer Unsinn in den Mund gelegt wird; das stärkste ist wohl die Zumutung, in der Wendung „Er hat das Pulver nicht erfunden" ein Lob zu erblicken (I 97 M/u). Aber Murr selbst wünscht gelegentlich, er möge „so viel Unsinn aussprechen, wie es einem von dem besten Romandichter geschaffenen Liebeshelden geziemt!" (I 372 M/u). In gleicher Weise muß der einzige zuverlässige Gönner des Katers unter Meister Abrahams Freunden der „den tiefsten Respekt vor Eseln hat", sich (I 271) nicht nur auf Tiecks 'Gestiefelten Kater' und auf Cervantes' Berganza-Episode als geschichtliche Zeugnisse berufen, sondern auch noch auf 1001 Nacht als „die beste historische Quelle voll pragmatischer Authentizität" (I 270). In dem unhemmbaren Bestreben, einen Typus zu bekämpfen, packt unser Dichter der Figur, die das Unglück hat diesen Typus zu verkörpern, alle Dummheiten auf, die ihm einfallen; er verwirkt damit bewußt den Anspruch, daß man diese Figur und damit das ganze Werk ernst nehme. In diesem Betrachte ist der Kater Murr von 1819 eine tendenziöse Satire, die künstlerisch um kein Haar besser ist als Satiren der umgekehrten Tendenz, etwa die *Freuden des jungen Werthers.*

1821 hat Hoffmann, wie gesagt, diesen selbstmörderischen Kampf gegen die eigene Figur nur gelegentlich wieder aufgenommen. Dafür findet sich aber im dritten Abschnitt ein großes und sorgfältig ausgeführtes satirisches Stück: Hinzmanns Trauerrede auf Muzius. Während der Murr von 1819 seine unzähligen Dummheiten unbewußt von sich gibt, scheint Hinzmann sich dessen bewußt zu sein, daß er eine Parodie auf das Institut der gewerbsmäßig angefertigten Trauerreden liefert; er nimmt gewissenhaft die sämtlichen Stücke, die zu dem eisernen Bestand einer solchen gehören, nacheinander vor: zunächst die leeren metaphysischen Betrachtungen (II 211 u–214 o), dann die inhaltslosen biographischen Rückblicke (214 M/o–215 M), darauf die überflüssige Darstellung des Todesfalles (215 M–217 Z. 14), dann, besonders ausgiebig, die verlogenen Verherrlichungen des Charakters des Verstorbenen (218 M/o–220 M/u), schließlich (gleichfalls recht gut, nur, wie die Rede überhaupt, zu ausführlich) die Lobpreisungen des immerhin nur negativen Glückes der Todesruhe (221–223 o). Hinzmann wird so deutlich, daß selbst Murr, der (wenigstens im ersten und zweiten Abschnitt) nie eine Bosheit versteht, die „Zweideutigkeit" des dem Verstorbenen gespendeten Lobes bemerkt. Eben diese durchaus nicht mehr zweideutige Deutlichkeit der Parodie tut ihr, namentlich in Anbetracht der großen Ausdehnung des Stückes, Eintrag; trotzdem ist sie unvergleichlich besser als alle parodistischen Stücke der ersten beiden Abschnitte zusammengenommen.

2. Ethisches

Weit interessanter als die kunstpolemische Seite des Werkes ist die *moralische.*

Auch hier wird Murr nur in den Teilen von 1819, dem ersten und zweiten Abschnitt, als Demonstrationsobjekt verwendet; im dritten und vierten Abschnitt handelt es sich ausschließlich (wie auch im ersten und zweiten schon vielfach) um andere, die Murr beobachtet oder von denen er hört. Wir besprechen zunächst einige Stellen der ersten Art.

Bei Gelegenheit leistet sich der Kater eine *bewußte* kleine Heuchelei: in dem definitiven Vorwort (I, S. X); bei Pontos Bewirtung (I 102 M), wobei er sich freut, daß er wenigstens den Bratfisch vor dem Gaste gerettet; bei der Kunde von Miesmies' Untreue, die er zwar mit heimlicher Freude vernimmt, aber „Anstandshalber" mit „gehöriger Verzweiflung" und mit einem Racheversuche beantwortet (I 382 M/o).

Diese Stellen wirken, da man die richtige Selbsterkenntnis dahinter sieht, geradezu erfrischend im Vergleich mit den jetzt zu besprechenden.

Eigentlich charakteristisch für den Murr von 1819 ist die *unbewußte Heuchelei.* Diese besondere Art von „Unschuld" ist zwar zweifellos Gemeingut aller Völker (wenigstens aller christlichen Völker: den Japanern scheint sie so fremd zu sein wie den alten Römern); Außenstehenden scheint sie aber besonders an uns Westgermanen aufzufallen. Nietzsche will sie (namentlich 1888) von Italien aus an den Deutschen wahrgenommen haben; vor ihm hat Johannes Scherr sie von Zürich aus öfters der ganzen Nation vorgehalten, Bismarck hat sie aber – sicherlich mit Recht – Scherr selber vorgeworfen und Fontane – im ganzen wohl mit weniger Recht – wiederum Bismarck. Wie dem auch sei: ihre klassische Ausprägung hat diese Gemütsverfassung doch wohl – Kenner von Byron bis Shaw versichern es glaubwürdig – im puritanischen *cant* beider Hemisphären gefunden. – Aber da inzwischen aus 1908 1915 geworden ist, so halten wir uns auf diesem umstrittenen Gebiet nicht länger auf, sondern beeilen uns unter den Ofen zu unserem Kater zurückzukehren. Dieser also folgt unbekümmert seinen Trieben, besitzt aber nicht die *intellektuelle* Redlichkeit, um sich über seine Motive Rechenschaft zu geben. Im Gegenteil: wie er mit gutem Gewissen sich für die Blüte aller Wissenschaft und Kunst hält, so ist er auch mit seinem Charakter vollkommen zufrieden. Wie ihm jedes Verständnis abgeht für schöpferische Originalität, für individuelle Phantasie, für selbständige Forschung, so geht ihm auch jede Fähigkeit zur ethischen Selbstprüfung ab.

Auch hier trägt unser Satiriker oft die Farben allzu dick auf. Knigges „herrliches Buch" ist so recht aus Murrs Seele geschrieben und unschätzbar für Kater, die in der menschlichen(!) Gesellschaft etwas gelten wollen (I 45 M/u); innig überzeugt von seiner hohen Vortrefflichkeit (I 183 u) glaubt Murr, daß er in seinen Lümmelwochen nur unwillkürlich den Menschen in dessen Lümmeljahren nachgeahmt habe (I 185); er zeigt, wie glücklich ihn auch unverdientes Lob macht (I 263); gerechte Selbstvorwürfe weist er an der Schwelle ab, da es für einen Mann von Verstande nicht schicklich sei sich zu schämen (I 267 M).

Trotz solchen Überdeutlichkeiten *liegt die Stärke des Werkes und sein bleibender Wert in erster Linie in diesem moralkritischen Element.*

Gleich das erste Stück, das Stimmungsbild, mit dem Murr seine Autobiographie einleitet, bringt (I 3) ein ethisches *quiproquo*: Murr empfindet „einen gewissen

schwärmerischen *Appetit*" und will eine *Taube* „an sein liebekrankes Herz drücken", aber „die Falsche" läßt ihn sitzen, und er stellt mit Wehmut fest, *wie selten in dieser liebeleeren Zeit wahre Sympathie der Seelen ist.*

Wie hier kontrastiert Hoffmann öfter sehr glücklich die elementaren Triebe des Katers mit den angelesenen sentimentalen Gefühlen und Tugendphrasen.

Der Kater liebt enthusiastisch sein Vaterland – denn es gibt ihm zu fressen: I 11. Er feuert seine Brüder zu Heldentaten an – denn er kann dann um so sicherer hinter dem Ofen sitzen: I 144/45.

Die glänzendste, mit außerordentlicher Sorgfalt ausgearbeitete Episode des ersten Abschnitts ist *Murrs Zusammentreffen mit seiner Mutter* und was darauf folgt resp. *nicht* folgt (I 50, letzte Zeile, 66, Z. 14 bis 75 Z. 18): Mutter Mina spricht wie ein Buch, und zwar wie eins aus weiblicher Feder; Murr antwortet ebenso preziös. Wie aber nach dieser beiderseitigen Deklamation die Zuneigung sich *betätigen* soll – da frißt unser *pius Aeneas* selber den Heringskopf. Damit ist der Schwank keineswegs zu Ende. Es werden nunmehr die gleichfalls rein literarischen, aus der Lektüre reproduzierten Gewissensqualen des Katers vorgeführt, die schließlich den Vorsatz zeitigen, die Mutter „womöglich einzuladen zur Frühstücksmilch". Dieser Entschluß wird zwar gleichfalls *nicht ausgeführt*, er beruhigt Murr aber völlig. Ein seliger Frieden kommt über ihn (I 75 o); er überzeugt sich, daß in einem echten, tiefen Dichtergemüt auch kindliche Tugend und Mitleid wohnt (I 96 M/o); die Leser, unter deren Pelz ein fühlendes Herz schlägt, werden ihn verstehen und ihn lieben (I 66 u).

Hoffmann ist jedoch weit davon entfernt, in Swifts galliger Zelotenart dem Kater resp. dem von ihm repräsentierten Menschen aus seinem natürlichen Egoismus einen Vorwurf zu machen: im Gegenteil, das *praktische Verhalten* des Katers erscheint ihm als selbstverständlich. I 262 M läßt er einen zweiten Gall unter den *vortrefflichsten* Organen des Katers Mordlust, Diebssinn und Schelmerei aufzählen: diese Tugenden werden in souveräner Unbefangenheit mit dem *Ortsinn* auf eine Stufe gestellt. Und wenn der Kater I 108 an seinem Ahnherrn, dem Gestiefelten, eine „ganz vortreffliche Sorte Tugend" rühmt, so gibt er selber zu, daß es mancherlei Sorten Tugend gibt, praktische und unpraktische. Hoffmann hält es eben ganz und gar nicht für den Zweck der Kunst, die Menschen zu bessern und das Leben zu schildern „wie es sein soll", sondern zu zeigen, *wie es ist*.

Murr seinerseits lernt das Leben, *wie es ist*, insbesondere den großen Satz, daß jeder sich selbst der nächste ist, in der ersten Abteilung des zweiten Abschnitts auf jenem *Ausflug in die Welt* kennen, der wieder ein Kabinettsstück Hoffmannscher Kunst ist. Die Jünglinge seines Geschlechts, von denen er mindestens Interesse erwartet, glotzen ihn an und lassen ihn stehen (I 190 o); der hübsche Knabe, dem er vertraut, kneift ihn in den Schwanz (191 o); die Frau, zu der er flüchtet, geht mit einem Stock auf ihn los (191 u); das schöne Mädchen, bei dem er sich zu einer Wurst einlädt, versucht ihn mit einem derben Stück Holz zu erschlagen (193). In dem verzweifelten Monolog, den Murr am folgenden Morgen anstimmt (194), formuliert Hoffmann mit grausamer Beobachterfreude die Enttäuschung des jugendlichen Stubenhockers, der die „Welt" kennengelernt hat, jene Stimmung, die der noch härtere Busch in die Verse gebracht hat

Zuerst hast du es gut, mein Sohn,
Doch paß mal auf, man kommt dir schon!
. . . .

Es saust der Stock, dann geht es schwapp!
Sieh da, mein Sohn, du kriegst was ab!
Und schon erscheint dir unabwendlich
Der Schmerzensruf: Das ist ja schändlich!

Du wächst heran, du suchst das Weite,
Jedoch die Welt ist voller Leute;
Vorherrschend Juden, Weiber, Christen,
Die dich ganz schrecklich überlisten,
Und die, anstatt dir was zu schenken,
Wie du wohl möchtest, nicht dran denken.
Und wieder scheint dir unabweislich
Der Schmerzensruf: Das ist ja scheußlich!

Ein köstliches Pendant zu jener Stelle steht in der zweiten Abteilung desselben Abschnitts (I 338). Hieß es dort (194): „*Das also ist die Welt*" usw., so hier: „*Das ist also die Liebe*" usw. [1]

Hoffmann sorgt, wie Busch, redlich dafür, daß die Sentimentalität nicht über den Leser Herr wird, sondern behagliche Ironie die Oberhand behält: Murr ist wie Buschens „Helden" um kein Haar edler als die Gegenspieler, über die er sich beschwert; und Hoffmann entrüstet sich über diesen Sachverhalt so wenig wie Busch, denn es ist der reguläre. Was Hoffmann mit Busch verhöhnt, ist eben nur die Erwartung und der Anspruch, daß andere „besser" sein sollen als wir, daß andere so sein sollen, wie wir selber fälschlich zu sein glauben.

Ohne die moralische Illusion über sich selbst und über die Sozietät ist im Gegensatze zu Murr der *Pudel Ponto*. Ponto handelt genau wie Murr und genau wie von 100 Menschen mindestens 99, nämlich als reiner Egoist; aber erstens ist er sich darüber völlig klar, und zweitens hat er dabei das beste Gewissen von der Welt.

Am Tage nach Murrs Ausfluge in die Welt bemüht sich Ponto, seinem Freunde theoretisch den wirklichen sozialen Mechanismus zu zeigen, etwa in dem Sinne, in dem der junge Goethe ihn in den 'Mitschuldigen' zeigte. Er tut das zunächst theoretisch (I 215 letzte Z. –219 Z. 5) und illustriert seine Darlegungen dann durch ein ausführliches praktisches Beispiel, die Geschichte der *beiden Freunde*, die Braut und Amt miteinander tauschen. Bei diesem Beispiel ist allerdings unserem Dichter die Kraft ausgegangen, die Figuren tierisch zu maskieren oder sie auch nur mit seinen Helden in irgend eine Beziehung zu bringen; Murr und Ponto sehen lediglich eine Begrüßung der Freunde, und Ponto berichtet darauf ihre Geschichte, wie er sie von seinem Herrn (Lothario) gehört hat [2].

Wie der vierte Abschnitt unseres Buches in manchem den zweiten wiederholt, so unterrichtet auch hier Ponto seinen lernbegierigen Freund in der Lebensweisheit. Als Murr sich gerührt dafür bedankt, daß Ponto ihn an einem Pintscher gerächt hat,

1. Wie wenig veraltet diese Enttäuschungsausbrüche sind, zeigt der Titel eines Romans aus weiblicher Feder, der unlängst in den Schaufenstern lag: 'Ist das – das Leben? '
2. Hoffmann mißbilligt das später (1821, im dritten Abschnitt) selbst durch den Mund des Muzius; dieser tadelt (II 13/14) Murr gegenüber den Pudel, „der, statt Euch einzuführen in das wahre Weltleben, Euch unterhielt mit albernen, menschlichen Geschichten!"

erwidert der Pudel ihm offen, in erster Linie habe er sich selber gerächt (II 275/276; eine ähnliche Lehre II 358/59). Dann wartet er ihm mit einem neuen *conte moral* auf, der Geschichte vom *geborenen Hahnrei* (II 277 M–297 M). Diesmal ist die Fabel – abermals ein Prachtstück gelassener Menschenverachtung – geschickt mit dem Leben des Pudels verflochten, wenn sie auch Murr selbst nichts angeht. Wie Murr sich über die Kupplerrolle entrüstet, die Ponto in der Geschichte spielt, lacht Ponto ihn aus und erwidert zunächst mit der Gegenfrage, „ob denn die Moral der Katzen gar so strenge sei"; dann rechtfertigt er sich als bloßes Werkzeug des Schicksals und schließt mit dem Satz: „Wir Pudel sind nicht solche überstrenge Moralisten, daß wir in unserm eignen Fleische wühlen und die im Leben schon sonst knapp genug zugeschnittene gute Bissen verschmähen sollten." (II 299 M.)

Ein kürzeres und milderes Beispiel aus dem Menschenleben trägt Meister Abraham dem Helden vor (von den beiden Trinkern II 161).

Eine eingehende Charakteristik des Durchschnittsmenschen in seinen sozialen Beziehungen, diesmal mit Sorgfalt tierisch maskiert, gibt Hoffmann II 211–224 in der Leichenrede auf Muzius: der Verstorbene wird gewürdigt als Staatsbürger, Gatte, Vater, Politiker, Wohltäter und Freund.

Die Damen kommen keineswegs besser fort. Miesmies und Mina verlieben sich (I 344 M–345 o resp. II 227/28) erst dann in Murr, dann aber auch stürmisch, wie sie hören, daß Murr sein reichliches Auskommen hat. Das männliche Opfer verfehlt beide Male nicht, ob ihrer Seelenschönheit in Ekstase zu geraten. – Die eben zum dritten Male verwitwete Miesmies gönnt ihrer älteren Tochter die Ehe mit Murr nicht sondern verlangt als ihr gutes Recht, wieder geheiratet zu werden (II 230–234). Besonders die Stelle II 231 Z. 16–232, Z. 15 ist eine kostbare Parodie weiblicher Schriftstellerei, genau wie die vorher angeführten Reden von Murrs Mutter Mina. – Da Murr sich drückt, tröstet Miesmies sich mit Hinzmann: II 265.

Mit diskreter Ironie wird am Schluß des dritten Abschnitts berichtet, wie eine Trauerfeier sich „in Jubel auflöst", nämlich in einen Ball mit lebhaften Heiratsplänen (II 229–234); ein Rückfall in die klobige Manier von 1819 ist es dagegen, wenn im Anfang des vierten Abschnitts das Versemachen als Gegengift gegen alle Körper- und Seelenschmerzen gepriesen wird (II 259/260).

Die gelassene Skepsis, mit der Hoffmann im allgemeinen die menschlichen Angelegenheiten betrachtet, äußert sich stilistisch gern in der ironischen *Vertauschung des Gefühlswertes der Worte.* Hoffmann bezeichnet in solchen Fällen böse Dinge durch lobende Ausdrücke, pathetische Vorstellungen durch geschäftsmäßige Wendungen, niedere Dinge durch feierliche Vokabeln; dabei werden die Worte so nahe zueinander gerückt, daß die Komik sich ohne weiteres durch den Kontrast ergibt. Unser ganzes Buch ist nun schon in diese Ulkstimmung getaucht; erstens, da die menschlichen Charaktere tierisch maskiert sind und wir beständig von „großen, berühmten Katern" u. dgl. hören; zweitens, da die erbärmlichen Gefühlchen und Gedichtchen des Helden unausgesetzt mit den verstiegensten Epithetis belegt werden. Aber auch in den menschlichen Partien findet sich dieser spezifisch Hoffmannsche Stilscherz; so in Pontos Erzählung von den beiden Freunden (I 227 M/u: Walter läuft in den Busch, wo er am dicksten ist, und will sich totschießen – in der Verzweiflung hat er aber vergessen die Pistole zu laden; besonders aber in Pontos aufklärendem Schlußwort I 230 u–232 u. Nachdem Formosus *den Tag über verzweifelt*, besucht er abends eine niedliche Putzmacherin, der eine alte *sehr anständige* Frau abwechselnd als Mutter, als Muhme, als Aufwärterin

dient; die *engelsmilde* Ulrike besitzt das *eigne Talent*, sich *bei schicklicher Gelegenheit* in einen Satan zu verwandeln; wer sich ihr *als Gemahl anheftet*, ist ihr einerlei) und in Abrahams Mahnung an die voreiligen Retter (I 260): Er hat einst einem Freunde *in dem wohlwollendsten Enthusiasmus beträchtliches chinesisches Porzellan* durchs Fenster geworfen, damit es nur ja nicht verbrenne. – Muzius, der am Schluß des zweiten Abschnitts (also in dem letzten 1819 geschriebenen Stück) durchaus als kühler Weltmann in Pontos Art auftritt, bezeichnet hier Miesmies, deren Untreue er Murr mitteilt, als dessen „vortreffliche Gattin" (I 380 M/o) und sagt dann zu Murr, als sein wahrer Freund möge er ihn jetzt weiter nicht in seiner *angenehmen Verzweiflung* stören; er könne ihm zwar *mit einem tüchtigen Rattenpulver aufwarten*, es wäre aber schade um Murrs junges Leben (I 381 u).

Im einzelnen findet sich derartige Wort-Ironie noch öfter; so ist es jedenfalls Absicht, wenn (I 32 M) statt „Mitleid" (mit einem Kater) das in der verflossenen Aufklärungszeit besonders feierliche Wort „Menschenliebe" verwendet wird.

3. Soziales

Wie in Nr. 1 dargetan, verzichtet Hoffmann 1821 fast völlig auf die 1819 so ausgiebig geübte ästhetische Satire, die in massiver Parodierung von allerhand ihm unsympathischen Richtungen bestand. Dafür führt er ein anderes Element in das Werk ein: die leicht karikierende, aber immerhin nicht grob parodistische Wiedergabe gewisser *sozialer Erscheinungen*, die er in Berlin beobachtet hatte.

Im dritten Abschnitt führt er (II 10–14, 47 u –61 M, 97 u –117 M/o) in diesem Sinne mit väterlichem Wohlwollen das *Burschenwesen* vor, wie es sich in den letzten Jahren entwickelt hatte. Er schildert das „Keilen" (II 10–14, 47 u –54), die Aufnahme in den Bund und eine Kneiperei (II 55 M/o–61 M), den Katzenjammer mit dem Grauen Elend (61 Z. 11–12, 97 Z. 19–102 o), dessen Heilung durch „Haareauflegen" (102 M), die Beleidigung (103 u –106 M/o), die Forderung (II 107 M/o –109 u), den Zweikampf selbst (II 109 letzte Zeile –115 o) und die Heilung (II 115–116).

Was darauf folgt, ist nicht mehr Zustandsschilderung, sondern Satire auf bestimmte historische Ereignisse und ist daher in einem weiteren Aufsatz zu behandeln, der die zeitlich und individuell bedingten Elemente des Werkes bespricht. –

Der vierte Abschnitt enthält zwei vortreffliche Satiren auf das Leben der *Gesellschaft* im engeren Sinne: die Schilderung einer *assemblée*, mit großem Geschick tierisch maskiert (II 359 u – 366 Z. 1); besonders die Unterhaltung im allgemeinen (II 361) und Minonas Äußerung im besonderen (II 363 M –365) und den Tageslauf eines *élégant*, nicht maskiert (II 300 M –305 Z. 10).



Der Dom und die Schloßmauern zu Plock, von Osten gesehen.

1795 von Karl Albertl in Gouache gemalt.

Fragmente einer Biographie E. T. A. Hoffmanns

in freier Folge vorgelegt

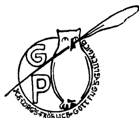
von

Hans von Müller.

Erstes Stück:

Letzte Monate in Posen und Aufenthalt in Plock, Anfang 1802 bis März 1804.

Mit einer Abbildung des Plocker Domes und drei Faksimiles.



In zweihundert Exemplaren ausgegeben
bei Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel),
Berlin, Februar 1914.

Paul Bailleu

in treuer Gesinnung dargebracht.

Inhaltsverzeichnis.

Beilagen:

Vorbemerkung.

Vor fünf Jahren habe ich in der dritten und einstweilen letzten meiner Mitteilungen „aus den Materialien zu einer Biographie E. T. A. Hoffmanns"[1]) berichtet über wichtige innere Erlebnisse Hoffmanns aus der Zeit vom Verlassen der Heimat im Juni 1796 bis zur Gründung eines eigenen Hausstandes im Juli 1802. Das gesamte archivalische Material für den nachfolgenden Aufsatz ist kurz darauf, im Januar und Februar 1909, gesammelt[2]) und nur aus zufälligen, äußeren Gründen erst jetzt zu einer zusammenhängenden Darstellung geordnet; es soll darin im wesentlichen Hoffmanns Weggang aus Posen und sein Aufenthalt in Plock[3]) mit Einschluß der Reise nach Ost- und Westpreußen zur Darstellung kommen, mit anderen Worten sein Leben in der Zeit vom Januar 1802 bis zum März 1804. Der Aufsatz schildert nicht wie die Mitteilungen „aus den Materialien" und wie das Heft 'Hoffmann und Härtel' einzelne Verhältnisse oder Beziehungen Hoffmanns, sondern faßt alle mir zurzeit erreichbaren Tatsachen aus einem bestimmten, relativ kurzen Lebensabschnitt zusammen. Aus diesem Grunde war der Arbeit ein neuer Obertitel zu geben; der gewählte soll nicht das Versprechen einer Fortsetzung ausdrücken, sondern nur meinen Wunsch, in gleicher Weise andere zurzeit schwer zu übersehende Partien von Hoffmanns Leben darzustellen, etwa die Jahre 1808 und 1811.

*

In vier von den siebenundzwanzig Monaten, um die es sich heute handelt, nämlich im Oktober und November 1803 und dann im Januar und Februar 1804, hat Hoffmann, wenn auch keineswegs regelmäßig, **Tagebuch**

---

[1]) 'Aus Hoffmanns Herzensgeschichte 1796—1802'. Die noch vorhandenen Exemplare sind für die Besitzer dieser Schrift von deren Verleger für je 2 Mark zu beziehen.

[2]) Durchgesehen sind die einschlägigen Akten des Justizdepartements (soweit sie nicht 1835 im Ministerium auf Anordnung des Geheimen Justizrats Starke vernichtet sind; der Rest liegt auf der Repositur 84 des Staatsarchivs), namentlich aber zahlreiche Akten aus dem Kabinett (Rep. 89; insbesondere die vom Großkanzler dem König eingereichten Konduitenlisten des Justizdepartements über die sechs Jahre 1800 bis 1805, Vol. 71 H—K). Ein näherer Nachweis ist hier nicht am Orte; ich möchte aber schon jetzt dem zweiten Direktor der Staatsarchive, Herrn Geheimem Archivrat Dr. Bailleu, meinen herzlichen Dank für die werktätige Unterstützung aussprechen, die er damals ebenso wie vorher und nachher meinen Arbeiten zugewendet hat.

[3]) Spr. Plotzk.

geführt; diese Aufzeichnungen, die demnächst zusammen mit Hoffmanns späteren Tagebüchern und verwandten Aufzeichnungen beim Verleger dieser Schrift vollständig erscheinen werden, schalten wir auszugsweise in den V. und VI. Abschnitt der Darstellung ein und wiederholen dabei auch die Stellen, die im 19. Jahrhundert von damaligen Besitzern publiziert sind [1]).

Um den Tagebuchtext nicht mit zu viel Fußnoten zu belasten, referieren wir in einem einleitenden Abschnitt (I) 1. über die Erlebnisse, Beschäftigungen und Beziehungen Hoffmanns in den neunziger Jahren, die im Plocker Tagebuch erwähnt werden; 2. über die gesellschaftlichen Verhältnisse in Posen zu Hoffmanns Zeit; 3. über Hoffmanns neue Umgebung, die Stadt Plock und die dortigen Kollegen, soweit Hoffmann sie nennt. (Einige Berichtigungen des älteren Aufsatzes sind an den entsprechenden Stellen eingefügt.) Die Tagebuchstellen, die durch diesen einleitenden Abschnitt erläutert werden und die ihrerseits wieder die dort erwähnten Verhältnisse illustrieren, führen wir in jedem Falle abgekürzt in Klammern an (Okt. 1 = 1. Oktober 1803; Febr. 20 = 20. Februar 1804), so daß der Abschnitt, insbesondere dessen erstes und letztes Stück, gleichzeitig Kommentar und Register für das Tagebuch ist; es empfiehlt sich also, diese Stücke unmittelbar vor oder nach dem Tagebuche selbst zu lesen.

*

Die beiden Reihen von Tagebuchaufzeichnungen sind in literarisch unproduktiven Wochen entstanden. Die **poetischen und theoretischen Schriften** Hoffmanns aus diesem Zeitraum, der seine zweite Periode literarischer Produktivität darstellt [2]), gehören den Monaten davor, dazwischen und danach an; wir berichten darüber also im IV. Abschnitt, am Schlusse des V. und am Schlusse des VI. Abschnitts. Nur diese Partien unserer biographischen Studie tragen einen im engeren Sinne literarhistorischen Charakter.

Nach der Forderung, die in der Einleitung zu Hoffmanns Briefwechsel S. XLIII aufgestellt ist, werden hier für die Arbeiten, die man bisher generaliter der Plocker Periode zugewiesen hat, die Monate des Entstehens festgestellt. Es ergeben sich dabei teils mit Sicherheit, teils mit Wahrscheinlichkeit folgende Datierungen:

[1]) 1823 hat Hitzig eine Reihe von Stellen, zusammen vielleicht den dritten Teil des Textes, mitgeteilt, allerdings unter Weglassung fast sämtlicher Namen. 1841 erschien dieser Auszug zum vierten und letzten Male in deutscher Sprache (in der Pariser Gesamtausgabe von Hoffmanns Werken, die an Vollständigkeit der Texte selten, an Reichhaltigkeit der biographischen Beigaben nie wieder erreicht worden ist), danach nur noch einmal französisch (in Paris 1856, als neuntes Kapitel [S. 105–113] von Champfleurys schönem Sammelwerk Contes posthumes d' Hoffmann).

1889 hat Joseph Kürschner eine Seite der Handschrift (die Einträge vom 6. und 7. Januar 1804) für den 147. Band seiner 'Deutschen National-Literatur' faksimilieren lassen.

[2]) Über die drei Perioden von Hoffmanns Schriftstellerei, insbesondere die erste und die zweite, vgl. den zweiten Anhang zu Hoffmanns Briefwechsel S. 677/79.

I. 1803 August und September:
   1. Schreiben eines Klostergeistlichen [über die Wiedererweckung des Chors in der Tragödie];
   2. Der Preis, Lustspiel in drei Akten;

II. 1803 Dezember:
   3. Ueber Sonaten;

III. 1804 Februar und März:
   3a. Plan eines Aufsatzes über das Theater in Königsberg;
   4. Der Riese Gargantua;
   5. Die Feuersbrunst, ein DosenGemählde [mit Erklärung];
   6. Der Renegat, Singspiel;
   7. Faustina, Singspiel.

Außer diesen chronologischen Fixierungen stelle ich folgende Thesen auf:

1. Hoffmann hat erst Anfang August 1803 den 'Freimüthigen' kennen gelernt; unter dem Eindruck dieser Lektüre hat er hintereinander im August und September das 'Miscellaneen'-Buch angelegt, die Fantasie an Naegeli gesandt und für Kotzebue den Choraufsatz und das Lustspiel verfaßt.
2. Die Fabel dieses Lustspiels, insbesondere die Bekehrung des in Poesie dilettierenden Buchhalters Wilmsen zu dem ihm allein zukommenden praktischen Berufe steht keineswegs im Widerspruch zu Hoffmanns späteren Anschauungen und Werken; im Gegenteil finden sich in diesen genaue Parallelen dazu.
3. Der 'Riese Gargantua' sollte einen Teil des mit Hippel zusammen herauszugebenden Taschenbuchs für 1805 bilden, wie das für die 'Feuersbrunst' bereits von Ellinger mit Recht vermutet ist[1].

*

Die zehn textlich bekannten **Briefe** aus Plock, die wir neben diesem fragmentarischen Tagebuch und den Akten benutzen, sind 1904 gedruckt in der Sammlung 'E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr' (als Nrn. 41—45 des I. Bandes und Nrn. 1—3, 20f des II.; erschienen 1912 beim Verleger dieser Schrift); sie werden nach den Seitenzahlen dieses Druckes zitiert, und zwar ist bei den Briefen an Hippel der I., bei den anderen der II. Band gemeint. Unsere Auszüge daraus stellen nicht mechanische Inhaltsangaben dar, sondern bemühen sich, die Texte psychologisch auszudeuten — wobei das vom Briefschreiber verschwiegene oder verhüllte bisweilen wichtiger schien als das offen gesagte. In zwei Fällen (S. 64f) ist der Buch-Abdruck verbessert.

---

[1]) Die wiederholten Anspielungen des Textes auf Polen ergeben die Entstehung daselbst; im übrigen s. u. S. 65 Z. 13f und S. 66 Z. 3—5.

Der erste Band von Hitzigs Biographie, die man übrigens nach jeder Benutzung höher schätzen lernt, wird (ohne Bandzahl) nach den Seitenzahlen der einzigen selbständigen Ausgabe (Berlin 1823) zitiert.

*

Beigegeben haben wir dem Aufsatze eine Ansicht des Plocker Domes und drei Seiten des 'Miscellaneen'-Buches, nämlich je eine aus dem kritischen Aufsatz vom Sommer 1803, aus den ersten Tagebuch-Aufzeichnungen vom Herbst 1803, aus dem größeren Singspielfragment vom Frühjahr 1804; aus diesem haben wir statt einer pathetischen Szene lieber eine humoristische ausgewählt, um den Lustspieldichter Hoffmann von 1803/04 vor Augen zu führen. Das Plocker Bild wies mir der Direktor des Kaiser-Friedrich-Museums zu Posen, der Kunsthistoriker Prof. Dr. Ludwig Kaemmerer, freundlichst nach; der Besitzer, der um die polnische Geschichte vielfach verdiente Justizrat Alexander Kraushar in Warschau, hatte die Güte, mir eine Lichtdrucknachbildung zur Verfügung zu stellen. Beiden Herren sage ich meinen ergebensten Dank und darf das sicherlich auch im Namen der Leser tun, deren große Mehrzahl so wenig wie der Herausgeber bisher eine Vorstellung von dieser ehrwürdigen, aber verfallenen Stadt gehabt haben wird.

*

Im einzelnen ergänzt wird der vorliegende Aufsatz durch die beiden ersten Mitteilungen, die ich im Herbst 1903 über das 'Miscellaneen'-Buch gegeben habe: 'Nachträgliches zu E. T. A. Hoffmann' (genaue Beschreibung des Buches, im 'Euphorion' Bd. X [Heft 3] S. 589–592) und 'Zwei unvollendete Singspiele von E. T. A. Hoffmann' (Texte des 'Renegaten' und der 'Faustina', in der 'Musik' Jg. III [Heft 1] S. 27—40; diese Publikation auch separat). Die amüsante 'Feuersbrunst' samt der zugehörigen Zeichnung hatte ich im März 1909 mit anderen ineditis meinem Freunde Osborn für 'Nord und Süd' gegeben; nach dessen Abgang erschienen die Stücke Anfang Juni 1910 (die 'Feuersbrunst' auf den Seiten 351—353) in einem unqualifizierbaren Abdruck, von dem ich keine Korrektur zu Gesichte erhalten.

Wenn die Nachfrage nach dem vorliegenden Heft ein genügendes Interesse erkennen läßt, möchte ich einem Neudruck die Texte der zweiten Periode, soweit sie erhalten sind, beigeben; das 'Schreiben eines KlosterGeistlichen' wäre dabei in der ersten Fassung mitzuteilen und die Änderungen der Reinschrift unten anzumerken.

Hans von Müller.

I. Bis zum Februar 1802.

1. Die Reminiszenzen des Tagebuchs aus den 90er Jahren.

Am häufigsten spielt das zum Teil in Königsberg geführte Tagebuch natürlich auf Königsberger Erlebnisse und Beziehungen an. Aus seiner Sekundanerzeit erwähnt Hoffmann (Okt. 8) die Lektüre von Cramers 'Deutschem Alcibiades', der 1790/91 in drei Bänden in Weißenfels erschienen und nach dem Urteile der Allg. D. Bibliothek (109, 150 f) „der in der Tat recht hübsch gearbeiteten Titelkupfer unwert" war. Das Titelkupfer des I. Bandes (und ein ähnliches Frauenporträt) hat Hoffmann, wie wir erfahren, damals zu kopieren versucht. Von guten Schriftstellern, die er in Königsberg (zusammen mit Hippel) gelesen, erwähnt das Tagebuch Shakespeare (in Wielands Übersetzung: Okt. 1), Sterne (Okt. 8) und Rousseau (Febr. 13); endlich werden wir an seine mechanisch-physikalischen Spielereien an der Hand von Wieglebs 'Magie' erinnert (Okt. 2). — Von den Königsberger Verwandten werden öfters der Onkel Otto Wilhelm Doerffer (Okt. 1, 8, Febr. 8, 13) und die Tante Sophie (Jan. 1, 4, 5, 11, 18) erwähnt, beide in dem Sinne, daß leider von ihnen nichts zu erben war. — Von sonstigen Bekannten nennt das Tagebuch den besten Freund Theodor von Hippel (Okt. 2, 5, Nov. 9, Febr. 9, 16—20), die inzwischen verstorbene Geliebte Frau Hatt und deren nunmehr herangewachsene Tochter Amalie (Febr. 13)[1]), ferner (Febr. 14) einige mütterliche Freundinnen anscheinend aus

[1]) In Berichtigung des Aufsatzes von 1908 seien hier die Gründe angedeutet, die Hoffmann 1796 bestimmten, seine Vaterstadt und überhaupt seine Heimat zu verlassen. In dem alten Aufsatz (S. 9, Z. 3) ist Hoffmanns Entschluß in Verbindung gebracht mit dem im März erfolgten plötzlichen Tode seiner Mutter. In Wirklichkeit ist aber die endgültige Entscheidung schon im Februar erfolgt; sie hat nichts mit der Mutter zu tun, sondern ist ausschließlich durch das Verhältnis zur Hatt bestimmt worden. Da Hippel in seinen Erinnerungen von den entscheidenden Ereignissen schweigt und in seinen Briefabschriften die wichtigsten Stellen gestrichen hat, so sind die Einzelheiten verschleiert; aus dem, was Hippel in den Briefen stehen gelassen hat, lassen die Hauptzüge sich aber mit voller Sicherheit erkennen.

Am 5. Januar forderte Hippel in einem sehr herzlichen Briefe Hoffmann auf, endlich den Gedanken auszuführen, mit dem Hoffmann schon im Februar v. J. gespielt hatte (S. 60), nämlich zu ihm nach Marienwerder zu kommen und „das große Nest mit einem kleinen zu vertauschen, weil dieses wärmer sei"; er, Hippel, habe bereits ein Zimmer für Hoffmann reservieren lassen (vgl. S. 82, 83 unten, 85 unten).

Am 10. antwortet Hoffmann in einem verzweifelten Briefe (82—85), die Geliebte sei eine verheiratete Frau und er fühle sich ihrer Gegenliebe nur so lange sicher, wie er mit ihr an einem Orte wohne: „Wäre sie frei, so eilte ich zu Dir"; so aber könne er sich nicht entschließen, sie zu verlassen.

„Einige Tage nachher" hatte er auf einer Redoute einen heftigen Auftritt, den

dem benachbarten Lesgewangschen Fräuleinstift (s. 1908 S. 253 Z. 8!). Lesgewangs selbst hatten offenbar Hoffmann als Kind gelegentlich in den Ferien auf ihr Gut Kusitten bei Preußisch-Eylau mitgenommen (das bei Hoffmanns Weggang aus Königsberg noch im Besitze der Familie war). Der Ehemann der (Febr. 11 erwähnten) Frau Ollech, Georg mit Vornamen, war in demselben Jahre 1795, in dem Hoffmann Auskultator wurde, als polnisch-lutherischer Pfarrer in Königsberg angestellt worden; er hatte dann 1798 einen polnischen 'Kinderfreund' herausgegeben, zu dem auch Hoffmanns Lehrer Wannowski beigesteuert hatte [1]). Von einem Besuche bei Wannowski, der erst 1812 gestorben ist, berichtet das Tagebuch nichts.

Die Erlebnisse im Hause des Paten-Onkels zu Glogau haben wir 1908 dargestellt. Außer an ihn (Okt. 1, 8) und seinen Sohn (Okt. 2) [2]) erinnern im Tagebuch an die Glogauer Periode die rührende Episode des entlassenen Festungsgefangenen (Okt. 8) und namentlich die Stellen über Hoffmanns Freund Johann Samuel Hampe, den er im August 1797 nach des Vetters Weggang aus Glogau Hippeln gegenüber (154) den

---

er später mit dem Worte „Stierszene" bezeichnet; er hat ihn Hippel am 23. „in ein paar Kraftzügen" geschildert, Hippel hat das „ganze Gemälde" aber gestrichen (86 oben; 96).

Öffentlich konnte er nach diesem Ereignis nicht mehr mit der Geliebten verkehren. Aber, so führt er in dem genannten Brief vom 23. Januar mit dem Selbstgefühl des angehenden Don Juan aus, wenn die Türe zugeschlossen sei, so steige man eben zum Fenster hinein: „freilich kann man den Hals brechen, aber was ist ein Hals gegen das, was man drinnen fand!" (86). „Vermuthlich", fährt er nach dieser vielsagenden Andeutung etwas kleinlauter fort, „wird's noch unangenehme Auftritte setzen," [hier hat dann Hippel wieder einige Zeilen gestrichen] „und ich fliehe in die Arme meines Einzigen". Er will also nach Marienwerder.

Am folgenden Tage, dem 24. Januar, bittet er den Freund schon um genauere Nachrichten über das Personal der Regierung in Marienwerder (89).

Am 25. wird er noch einmal schwankend, nachdem die Geliebte ihm ihren Besuch angekündigt. Er wünscht eine Galgenfrist; aber „über kurz oder lang, spätestens binnen einem Jahr," komme er nach Marienwerder (93).

Schon in den nächsten Tagen jedoch zeigten sich die anfangs befürchteten „ernsthafteren Folgen" jenes Renkontres, über die Hoffmann erst am 22. Februar berichtet (96; die Hauptsache wieder von Hippel gestrichen).

Hoffmann hielt es infolgedessen für angezeigt, Königsberg demnächst zu verlassen. Und zwar erklärte er am Mittwoch dem 3. (oder 10.?) Februar seinen Verwandten, er wollte „schlechterdings nach Marienwerder". „Das wurde mir", fährt er in dem zitierten Briefe vom 22. fort, „nicht zugestanden — ich schlug Glogau vor — das war besser. Den Tag darauf [4. oder 11.] wurde deswegen geschrieben, und gestern [21.] erhielt ich die Antwort — daß man mich mit offnen Armen empfangen würde, daß schon alles mit dem dortigen Präsidenten abgemacht".

Allerdings wurde es Anfang Juni, bis Hoffmann abfuhr, und in dem Verhältnis zur Hatt gab es bis dahin noch manche Erregungen und Abkühlungen.

[1]) S. Johannes Sembritzki, Die polnischen Reformirten und Unitarier in Preußen: Altpreuß. Monatsschrift XXX (1893), S. 88.

[2]) Über ihn habe ich auf Grund meines vorigen Aufsatzes von verschiedenen Seiten neues erfahren. Ich gedenke, die Nachrichten über diesen liebenswürdigen Verwandten Hoffmanns demnächst für die Vossische Zeitung oder deren Sonntagsbeilage zusammenzustellen.

einzigen nannte, „der es hier der Mühe wert findet, sich mir anzuschmiegen" (Okt. 3, Jan. 1, 10)[1]). Von der Cousine, die wir a. a. O. mit Hoffmanns Braut Minna D. identifiziert haben, ist im Tagebuch nicht die Rede.

Von Glogau aus war Hoffmann im Sommer 1798 durch das schlesisch-böhmische Gebirge nach Dresden gefahren; von Berlin aus hatte er, über Potsdam—Dessau—Leipzig, im Frühjahr 1800 in Hippels Begleitung den Besuch Dresdens wiederholt. Seitdem verzehrte ihn, den Nordostdeutschen, der von West- und Süddeutschland noch nichts gesehen, eine unauslöschliche Sehnsucht nach diesem „Eden", diesen „paradiesischen Gefilden" (Okt. 8 — vielleicht auch Okt. 17, Jan. 5; an seine Freude über die Schätze der Dresdener Gallerie [an Hippel S. 164, 169] erinnert die Tagebuchnotiz Febr. 13, an die musikalischen Genüsse Okt. 2).

In Berlin arbeitete Hoffmann am Kammergericht unter dem Freiherrn Karl von Schleinitz (1751—1807, im Justizdienst seit zirka 1774, seit 1784 Präsident des Instruktionssenats des Kammergerichts, seit 1805 dann Präsident des Oberappellationssenats). Hitzig rühmt diesem „eine gewisse Genialität und seltene Gutmütigkeit" nach (215); die Konduitenliste für 1800 nennt ihn „kenntnisreich, fähig, eifrig, aber zum Spiel geneigt". Hippel, dessen junge Frau eine Schwester von Schleinitzens zweiter Frau war, hatte dem Freunde gleich mit seinem ersten Briefe nach Berlin eine Empfehlung an den Präsidenten gesandt (167 f, 172). — Hoffmanns Oheim gehörte in Berlin nicht nur dem höchsten Gerichtshofe der Monarchie, dem Geheimen Obertribunal, an, sondern auch der 1781 errichteten Gesetzkommission. In seinem geselligen Hause sah er ohne Zweifel die ersten Juristen der Residenz bei sich, die so auch der Neffe kennen lernte. Von solchen hohen Beamten erwähnt das Tagebuch den bekannten Kabinettsrat Carl Friedrich Beyme (aus Königsberg in der Neumark, 1765—1838: Okt. 17), den Großkanzler von Wöllners Gnaden Heinrich Julius von Goldbeck und Reinhart (aus Stendal, 1733—1818: Okt. 16) und drei von dessen Vortragenden Räten: den Geheimen Obertribunalsrat Geheimen Oberjustizrat Otto Nathanael Baumgarten (aus Berlin, 1745—1802: Febr. 13), dessen Nachfolger von gleichem Amt und gleichem Titel Johann Dietrich Focke (geb. um 1751 zu Cleve: Okt. 2) sowie den Kammergerichtsrat (seit Februar 1804 Geheimen Justizrat) Ludwig von Schmettau (geb. um 1765 zu Magdeburg: Okt. 1). — Lieber als an diese strengen Männer denkt unser Tagebuchführer im Exil freilich zurück an die beiden Künstlerinnen (Okt. 2), deren Gesang ihn in den Berliner Prachtaufführungen von Righinis Opern (vielleicht auch in Glucks 'Iphigenia in Tauris') hingerissen hatte: Maria Fantozzi geb. Marchetti (aus Neapel, geb. um 1765, seit 1792 an der italienischen Oper) und Margarethe

---

[1]) Über diesen Jugendfreund Hoffmanns, der ihm zeitweilig mindestens ebenso nahe stand wie Hippel, und über drei gleichfalls musikalische Bekannte der Warschauer Periode werde ich gelegentlich in der 'Musik' berichten.

Louise Schick geb. Hamel (aus Mainz, 1773—1809, seit 1794 gleichzeitig am Opernhaus und am Nationaltheater, nach Gerber nächst der Mara die größte Sängerin der Zeit).

2. Verhältnisse und Ereignisse in Posen bis zum Karneval 1802.

Über die Skandalaffäre, die Hoffmann aus Posen vertrieb, hat sich trotz alles Suchens im Staatsarchiv nichts gefunden. Immerhin ergibt eine genauere Betrachtung von Hitzigs Bericht und namentlich von den Mitteilungen von Hoffmanns Posener Hausgenossen und Kollegen Johann Ludwig Schwarz (geb. zu Halberstadt 1759, seit zirka 1781 im Justizdienst: Goedeke[2] V 447, VII 273) einige bisher nicht beachtete Zusammenhänge.

Hoffmann versichert Hippeln im Frühjahr 1803 — schon Hitzig weist in einer Note ausdrücklich auf diese Briefstelle hin —, daß man ihn mit „teuflischer Geschicklichkeit ... zum Werkzeug einer ausgedachten Rache" gemacht habe. Als Haupthelfer an dem starken Fastnachtsscherze nennt Hitzig Hoffmanns späteren Schwager [genauer: den Schwager von Hoffmanns späterer Frau], den C. R. G.; wie sich aus dem Testament von Hoffmanns Frau (Briefwechsel S. 747) ergibt, ist diese Abkürzung „CriminalRath Gottwald" zu lesen. In der Tat hatte dieser Mann allen Anlaß, mit seinem Renommee in Posen unzufrieden zu sein und aus dem Verborgenen sein Mütchen zu kühlen; wenn also Hoffmanns Versicherung nicht eine bloße Ausrede ist, so haben wir wohl in diesem Gottwald den „geschickten Teufel" zu sehen, dem Hoffmann sich nur allzu bereitwillig verschrieben hatte. Zunächst möchten wir deshalb zur Ergänzung und Berichtigung früherer Mitteilungen angeben, was sich — vornehmlich in Staatshandbüchern und Akten — über Michalinas Schwager gefunden hat.

Gottwald hatte sich offenbar gleich bei der Okkupation Posens 1793 dort als Rechtsanwalt („Justizkommissar") niedergelassen und alsbald [1]) eine Tochter des bisherigen Magistratssekretärs Michael Rohrer geheiratet; er war dann Mitglied des Kriminalkollegs mit dem Titel Kriminalrat geworden [2]). Um 1800 legte er seine Anwaltspraxis nieder und wurde unter Beibehaltung des Sitzes im Kriminalkolleg Erster Inquisitor (Untersuchungsrichter) für die Kreise Posen, Schroda, Kosten und Obornik [3]).

Durch diese Heirat waren Rohrers drei Töchter in Verkehr mit der preußischen Beamtenschaft gekommen. Schwarz gibt S. 307 an, daß seine

[1]) Seine Tochter Michalina war (nach Hitzig S. 306) Anfang 1807 etwa 12 Jahre alt, also 1794/95 geboren.

[2]) Das geschah häufig, seitdem die Advokaten unter Carmer Beamtencharakter erhalten hatten; ich erinnere an Hoffmanns Vater. Da die Mißstände aus dieser Praxis mit der Zeit unerträglich wurden, sprach Friedrich Wilhelm III. am 9. Februar 1804 in einer Kabinettsordre den Wunsch aus, die Justizkommissare allgemein wieder aus den Kriminalkollegien zu entfernen.

[3]) Im Staatshandbuch auf 1799 erscheint er zum letzten Male als Justizkommissar, im Jahrgang 1801 zum ersten Male als Inquisitor. Sein Vorgänger Guderian war dafür Justizkommissar und Notar geworden.

Frau und seine Schwägerin mit einer der drei Schwestern — wohl der Frau Gottwald — „in freundschaftlichem Umgang standen", und die eine der beiden jüngeren, die hübsche Michalina[1]), war, wie Hoffmann am 20. August 1814 an Hippel schreibt (244), dem Posener Regierungsrat Christoph Leopold Diederichs (geb. 1772 zu Pyrmont, seit zirka 1792 im preußischen Justizdienst, 1816 geadelt, 1839 in Charlottenburg gestorben als Wirklicher Geheimer Oberjustizrat und Mitglied des Staatsrats) „von Kindesbeinen an bekannt". Hoffmann sah das etwa zwanzigjährige Mädchen zweifellos häufig bei Schwarzens und bei Gottwalds.

Bald sollte sich zeigen, daß Gottwald dem verantwortungsvollen neuen Amte moralisch nicht im entferntesten gewachsen war. Schon 1800 kamen, wie der Großkanzler unterm 6. Januar 1801 dem Könige berichtet, gegen ihn „bedenkliche Denunziationen ein, wegen deren kürzlich eine sehr genaue Recherche dem Regierungspräsidio aufgetragen worden". 1801 wurde, nach Goldbecks nächstem — sehr milden — Bericht vom 25. Januar 1802, diese Untersuchung gegen Gottwald „dahin beendigt, daß ihm dessen nicht ganz vorschriftsmäßiges Verfahren verwiesen und er unter strenge Aufsicht genommen" wurde. Gottwald war also diesmal noch mit einem blauen Auge davongekommen; er war aber zu leichtsinnig, um diese unverdiente Schonung zu würdigen, und dachte im Gegenteil daran, seinen Angebern einen Streich zu spielen.

Nun herrschte im Winter 1801/02 eine allgemeine Erregung unter den jüngeren Beamten und den Anwälten in Posen. Im Laufe des Jahres 1801 hatte einer der beliebtesten Anwälte, der frühere Kammergerichtsrat Friedrich Wilhelm Kühtze[2]), Justizkommissar und Notar, sich das Leben genommen, weil er wegen Beleidigung des Majors von Schmidseck zu drei Monaten Festung verurteilt worden war; alle Zivilbeamten und die Honorationen der Stadt hatten demonstrativ an der Beerdigung teilgenommen (Schwarz 308—310). Kurz darauf hatte zum Unglück einer der starrsten Vertreter des ancien régime, Wilhelm von Zastrow (1758—1830), der die letzten fünf Jahre (1796—1801) als Oberst dem Militärkabinett vor-

[1]) Daß dies — im Gegensatze zu meiner Annahme von 1908 — der Rufname ist, ergibt sich aus Hoffmanns Heiratsanzeige, aus einer inzwischen aufgetauchten vollständigen Unterschrift von Hoffmanns Frau vom 27. Februar 1822 und aus der von Herrn Eduard Metis in Breslau aufgefundenen und mir freundlichst mitgeteilten Todesanzeige der Witwe. Hoffmann selbst nennt Michalina in allen Tagebüchern nur „die Frau" oder „meine Frau" (hier Okt. 1 und Jan. 5). Zu sprechen ist der polnische Name: Mikalina.

[2]) Die Vornamen hat mir der Historiker des Kammergerichts, Herr Geheimer Justizrat Dr. Friedrich Holtze, am 16. April 1909 gütigst für diesen Aufsatz mitgeteilt und dabei folgende weiteren Daten gegeben: Kühtze war offenbar ein Sohn des Berliner Archidiakons an St. Nikolai und Marien Johann Ernst Kühtze und ein jüngerer Bruder des Pastors Christian Ernst Kühtze an der Sophienkirche zu Berlin. Er kam als Referendar ans Kammergericht und gehörte demselben von 1774—1782 als Rat an; 1779 nahm er an der Untersuchung gegen die Räte teil, die — nach der Ansicht des Königs zu Unrecht — die Klage des Müllers Arnold abgewiesen hatten, und schloß sich dem freisprechenden Gutachten an.

gestanden hatte und das vollste Vertrauen des Königs besaß[1]), als Generalmajor das in Posen liegende (39.) Infanterieregiment erhalten, dessen bisheriger Chef, der Generalmajor Daniel Noë von Crousaz, verabschiedet worden war[2]). Der neue Herr hatte von seinen Bällen alle Bürgerlichen ausgeschlossen, die nicht den Ratscharakter besaßen, von Justizbeamten also außer den Assessoren usw. auch alle Anwälte mit ihren Frauen. Die bisher homogene deutsche Gesellschaft Posens war durch diese Vorgänge in zwei Lager gespalten, und wenn Gottwald seinem privaten Unmute Luft machen wollte, brauchte er nicht lange nach Bundesgenossen zu suchen.

Insbesondere war es ihm ein leichtes, den Assessor Hoffmann für seine Pläne zu gewinnen. Dieser stellte in monatelanger Arbeit zahlreiche farbige, durch entsprechende Unterschriften kommentierte Karikaturen auf den General und dessen Günstlinge, darunter auch Schmidseck, her; zu Fastnacht sollten die — mitels Durchzeichnen am Fenster vervielfältigten — Blätter unter die Leute gebracht werden.

Die große Redoute nahm am Sonntag dem 28. Februar ihren Anfang und ging mit angemessenen Erholungspausen über Montag den 1. März bis zum Dienstag dem 2. März Mitternacht weiter. Wie der Streich unter dem Schutze des Polizeidirektors Bredow an den drei Abenden ausgeführt wurde, ist aus Hitzigs und Schwarzens Berichten bekannt und kann hier übergangen werden, da Schwarzens Erzählung mit der Beschreibung von elf der verteilten Karikaturen seit 1854 (in Hagens Geschichte des Theaters in Preußen, S. 729 f) mehrfach benutzt und 1894 von Ellinger wörtlich wieder abgedruckt ist[3]).

[1]) Ende 1806 ernannte Friedrich Wilhelm III. Zastrow an Haugwitzens Stelle zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten; später war der General Gesandter in München und erhielt als solcher 1823 den Schwarzen Adler-Orden; die letzten Jahre seines Lebens war er Gouverneur des Fürstentums Neufchâtel: s. Poten A. D. Bgr. 44, 721/23 und die dort mehr oder weniger ausführlich zitierten abfälligen Urteile von Scharnhorst, Blücher, Boyen (und Treitschke).

[2]) Zastrows Familienname ist in der Hoffmann-Literatur meines Wissens zuerst 1894 von Ellinger genannt worden. Schwarz nennt ihn nicht, sagt aber richtig, der General sei dem Posener Regiment vorgesetzt worden. Da Grisebach (S. XXI) aus dem frischgebackenen Generalmajor gleich einen kommandierenden General (Zeile 21) mit dem Prädikat Exzellenz (Zeile 25) macht, wobei er offenbar an das Generalkommando des heutigen Fünften Armeekorps denkt, und da Ellinger ihm neuerdings darin gefolgt ist, so darf hier wohl daran erinnert werden, daß es in der guten alten Zeit vor Jena und Tilsit in Preußen weder Divisionen noch gar Armeekorps gab; die einzelnen Waffengattungen waren vielmehr im Frieden völlig gesondert. (Die Infanterie war in dreizehn Infanterie-Inspektionen eingeteilt, von denen die Südpreußische — bestehend aus ganzen zwei Regimentern und einem Grenadierbataillon — dem Generalleutnant Wilhelm von Graevenitz [1730—1809] unterstellt war.) Dagegen besaß bis 1806 jedes preußische Regiment neben dem Kommandeur einen Chef (Inhaber) mit Generalsrang, nach dem es benannt wurde. Das Posener Regiment, das bis dahin „Regiment von Crousaz" geheißen hatte, hieß jetzt also „Regiment von Zastrow"; als solches wurde es 1806 nach den Schlägen bei Jena und Magdeburg aufgelöst. Daß der bisherige Chef sogleich anderweit Verwendung fand, ist in der vorigen Note berichtet.

[3]) Künftig wird man Schwarzens sämtliche Mitteilungen über Hoffmann im III. Bande meiner eingangs zitierten Sammlung finden.

Hoffmann hat in Posen zahlreiche Beziehungen angeknüpft, die seinen Tod überdauern sollten. Das gilt nicht nur von seiner Frau und deren Jugendbekanntem Diederichs: von den zwölf Berliner Juristen, die zu Hoffmanns Grabstein beisteuerten, kannte ihn die Hälfte, nämlich Wilcke, Krahmer, Eimbeck, Herr, Melzer und Todt, von Posen her. Aber das Plocker Tagebuch spricht kaum von diesen Zeugen der jüngsten Vergangenheit. Mit Schwarz scheint Hoffmann nicht korrespondiert zu haben. Dagegen möchte ich in dem Albrecht, von dem Hoffmann (Nov. 9) einen Brief erhält, einen Posener Kollegen sehen. An sich könnte auch der Kammergerichtsrat Daniel Ludwig Albrecht gemeint sein, der (um 1765 in Berlin geboren) dann 1805 Vortragender Rat und später Kabinettsrat wurde; wahrscheinlich handelt es sich jedoch um Carl Friedrich Albrecht (geb. um 1774 in Potsdam), der um 1796 in den Justizdienst getreten, um die Jahreswende 1799/1800 zum besoldeten Assessor in Posen und dann am 29. Januar 1801 zum Regierungsrat daselbst ernannt war, aber, wie wir noch sehen werden, bald Posen wieder verließ. Von den in Posen zurückgebliebenen Kollegen korrespondierte mit Hoffmann anscheinend nur der „gute Beelitz", und auch dieser wohl nur in einer bestimmten Angelegenheit von halb amtlichem und halb höchst privatem Charakter (Okt. 6, 15). Friedrich Beelitz (um 1776 in der Altmark geboren und um 1797 in den Justizdienst getreten) war zu Hoffmanns Zeit ein „betriebsamer und tätiger Assessor" in Posen gewesen, hatte als solcher seit Anfang 1801 Gehalt bezogen und war inzwischen, am 6. April 1803, zum Rate an der Regierung aufgerückt; 1805 ward er dann Kammergerichtsrat, und Hoffmann fand ihn als solchen 1807 in Berlin wieder, allerdings ohne Freude an ihm zu erleben [1]). — Jan. 14 und 20 sehen wir Hoffmann in Korrespondenz mit dem rührigen Posener Buchhändler Johann Friedrich Kühn aus Leipzig (1776—1847), dessen Personalien unlängst festgestellt sind [2]); danach hatte der Mann im September 1801 im Hause Nr. 291 (in der Breslauer Straße, nahe am Tor) eine Buchhandlung mit Leihbibliothek und Zeitschriften-Lesezirkel eröffnet. Von den Büchern, die Hoffmann vermutlich durch Kühn kennen gelernt hat, erwähnt er — als Mitarbeiter am 'Freimüthigen' natürlich mißbilligend — Wilhelm Schlegels Ehrenpforte für Kotzebue (Febr. 9). (Einen gleichgültigen Besuch aus Posen verzeichnet Nov. 10.) — Hoffmanns angenehmste Erinnerung aus dieser Periode ist ähnlich wie für die Glogauer Zeit eine Reise, die ihn aus dem Neste entführt hat: diesmal die Fahrt nach Berlin, die er zu Weihnachten 1800 gemacht hatte (Jan. 4; vergl. in dem Hefte von 1908 S. 13 oben mit Note).

---

[1]) Vgl. Briefwechsel 78/79; die Stelle zeigt auch eine Abneigung gegen die oben genannten anderen Posener Kollegen Eimbeck und Herr.

[2]) Von Hans Knudsen in den Historischen Monatsblättern für die Provinz Posen vom Juli/August 1911 (Bd. XII, S. 101—106).

3. Die Stadt Plock und die im Tagebuch erwähnten Mitglieder der Plocker Regierung bis Ende 1801.

Gleichzeitig mit Posen war 1793 bei der zweiten Teilung Polens durch den Traktat von Grodno die alte Stadt Plock an Preußen gefallen; sie war mit Posen, Gnesen, Kalisch, Petrikau und anderen zu einer Provinz Südpreußen geschlagen, und zwar zu dem Departement Petrikau.

Plock liegt am rechten Weichselufer inmitten einer fruchtbaren Gegend, aber auf einer steilen, fast wasserlosen Anhöhe. Wir haben eine Schilderung des Ortes von dem (1798 geadelten) Regierungsdirektor A. C. v. Holsche zu Bialystok, die im Jahre 1799 abgefaßt ist[1]); die Stadt hatte damals schon seit sechs Jahren unter preußischer Verwaltung gestanden und bereits ein anderes Aussehen gewonnen als unter der ans Türkische grenzenden Mißwirtschaft, die im 18. Jahrhundert in der Republik Polen geherrscht hatte. Immerhin war der Ort für westeuropäische Begriffe noch traurig genug. Von den 389 Häusern, die Holsche zählt, waren nur 27 aus Steinen gebaut, während die übrigen aus Holz bestanden. Von diesen 362 Holzhäusern hatten wiederum nur 20 ein Ziegeldach; der Rest war mit Schindeln oder Stroh gedeckt. „Es wird", schreibt Holsche, „hier stark gebauet und eine besondere Vorstadt für Deutsche, vorzüglich für Offizianten, ganz von massiven Häusern nach einem bestimmten Plane angelegt, und es kommen von Zeit zu Zeit mehrere Häuser hinzu". — Man lebte erstaunlich billig in der Gegend: ein Berliner Scheffel (= 55 Liter) Roggen kostete nach Holsche durchschnittlich 12—16 gute Groschen, ein Pfund Fleisch 9—12 Pfennige, ein Huhn und ein Pfund Butter je 2—3 gute Groschen. Dafür gab es aber keine Fabriken im ganzen Lande; Eisenwaren, Tuch, Leinen mußten importiert werden. Auch Holz war speziell in Plock schwer und nur zu relativ hohem Preise zu erhalten.

In der Stadt lag das 17. Füsilierbataillon, dessen Chef der Generalmajor Johann von Hinrichs aus Hamburg (1756—1834) war; die Feldpredigerstelle wurde 1803 einem van Scheven übertragen († 1807, Porträt und Charakteristik Jan. 15!). — Die Zivilbevölkerung der Stadt bestand 1799 aus 1847 Christen, die meist Ackerbau trieben, und 731 Juden, in deren Händen fast der ganze Handel lag; des Deutschen waren in der Regel nur die letzteren mächtig, da die ersteren keinen Grund hatten, eine zweite moderne Sprache zu erlernen. Für die gebildeten Polen wurde das Preußische Landrecht ins Lateinische übersetzt (für das Volk auszugsweise ins Polnische); für alle amtlichen Schriftstücke und Drucksachen (Akten, Gesetzpublikationen und dergleichen) war für die vier Provinzen des souveränen Königreichs Preußen (das bekanntlich so wenig zum Reiche gehörte wie z. B. Ungarn) ohnehin seit 1798 die lateinische Schrift eingeführt[2]). In wichtigen Punkten, z. B. für die

[1]) Erschienen 1800 bei Maurer in Berlin in einer Beschreibung des damaligen Neu-Ostpreußen (siehe unten), die ihrerseits den ersten Band einer dreibändigen 'Geographie und Statistik von West-, Süd- und Neu-Ostpreußen' bildet.

[2]) Staatsarchiv R 7c, 12c 1; noch 1800 so; 1803 nicht mehr: ebenda 12d.

gesetzliche Erbfolge, blieb freilich das polnische Recht maßgebend, in das die preußischen Richter sich wohl oder übel einzuarbeiten hatten. Für die geistlichen Bedürfnisse der Plocker Katholiken sorgten nicht weniger als elf Kirchen, von denen der Dom und die Pfarrkirche stattliche Gebäude mit hohen Türmen sind; zum Domkapitel zählten außer dem Fürstbischof und dem Weihbischof (beides polnischen Grafen) neun weitere Prälaten, zweiundzwanzig Canonici und sieben Coadjutoren. Sieben Kirchen gehörten zu Klöstern, die von der preußischen Regierung zu ihrem Unterhalt die Hälfte des Reinertrages ihrer (konfiszierten) früheren Besitzungen erhielten. Hoffmann erwähnt (Okt. 2) von diesen Klöstern das der Norbertinerinnen, d. h. der Schwestern des 1119 vom hl. Norbert (gest. 1134 als Erzbischof von Magdeburg) gegründeten Prämonstratenserordens. Bekanntlich waren die Klöster dieses Ordens in den ersten anderthalb Jahrhunderten ihres Bestehens — mit Respekt zu sagen — recht fidele Gefängnisse, indem Brüder und Schwestern unter einem Dache wohnten und nur durch eine Mauer getrennt waren, die sich nicht immer als Hindernis bewährte. In Plock war das nun nicht mehr der Fall, aber immerhin wurden die 38 dortigen Nonnen nicht von einer Äbtissin, sondern von einem Prälaten ihres Ordens behütet. Honny soit qui mal y pense. —

1795 ergab sich die Notwendigkeit, die Plocker Landschaft von Petrikau loszulösen und ein eigenes Departement daraus zu bilden. Die Kammer, d. h. die Verwaltungsbehörde, hielt ihre Sitzungen vorläufig in dem bischöflichen Schlosse ab, da der Fürstbischof von Plock, Graf Onuphrius von Szembek, es vorzog, in Pultusk zu residieren; die Regierung, also die oberste Justizbehörde des Departements, tagte einstweilen außerhalb der Provinz, in Thorn.

1796 wurde die dritte Teilung Polens ausgeführt; Preußen erhielt Warschau und im Norden das Land östlich des Niemen bis zur Grenzlinie Kowno-Grodno. Warschau ward die Hauptstadt Südpreußens und erhielt sogleich eine Kammer und eine Regierung, der Plock zeitweilig unterstellt wurde. In den nordöstlichen Gefilden, die man Neu-Ostpreußen benamste, saßen unter anderen achtzig adlige Gutsbesitzerfamilien mohammedanischer Religion und tatarischer Herkunft; das Staatshandbuch führte seitdem unter den „Geistlichen, Schul-, Seminarien- und Stiftssachen" der preußischen Monarchie gewissenhaft sub Nr. VI die „Mahomedanische oder Tartarische Geistlichkeit" auf. Man sieht, Preußens Entwicklung tendierte entschieden in derselben östlichen Richtung, in der sich seit mehreren Generationen Österreich bewegt: die leitenden Männer dachten gleich Friedrich dem Großen an nichts weniger als einen „deutschen Beruf" ihres Staates.

Da das Warschauer Departement sich sehr bald als zu groß erwies, wurde Plock mit zu Neu-Ostpreußen geschlagen. Diese Provinz enthielt fortan alles Land rechts von Weichsel und Bug und umklammerte in der Form einer anmutig gebogenen Wurst Ost- und Südpreußen. Die Plocker Justizbehörde, die nach wie vor in Thorn domizilierte, wurde im Juni 1797 wieder unabhängig von Warschau. Verwaltungs-

geschichtlich höchst interessant ist das Reglement zur Regelung der Kompetenz von Kammer und „Regierung" in Neu-Ostpreußen, das am 3. März 1797 — im Geburtsmonat des nachmaligen ersten deutschen Kaisers — auf Veranlassung des Ministers für Alt- und Neu-Ostpreußen Freiherrn Friedrich Leopold von Schroetter (1743—1815) erlassen wurde: es trennt zum ersten Male radikal Verwaltung und Justiz, weit schärfer als in allen älteren Provinzen mit Einschluß von Südpreußen. Es gab in Neu-Ostpreußen nicht nur keine Kammer-Justizdeputationen und Domänen-Justizämter, wie sie in allen anderen Provinzen bestanden, sondern auch keine Justiz-Magistrate und Patrimonialgerichte: unter den „Regierungen" in Plock und Bialystok standen lediglich Kreisgerichte — ein Prinzip, das meines Wissens mit Neu-Ostpreußen für die Monarchie wieder völlig verloren gegangen und erst nach 1848 wieder zur Geltung gekommen ist. Die Tatarenprovinz Preußens war somit verwaltungstechnisch am weitesten fortgeschritten.

An die Spitze der „Regierung des Plocker Departements, jetzt zu Thorn", trat der bisherige Präsident des Kommerzienkollegs zu Danzig, Carl Friedrich von Beyer (geb. um 1751 zu Halberstadt, im Staatsdienst seit zirka 1772). In der Konduitenliste für 1800 wird er als guter Organisator, als fleißiger und geschickter Arbeiter gerühmt; er vertrage sich aber nicht mit der Kammer und werde auch „wegen gebieterischen Benehmens vom Collegio nicht geliebt", „weshalb die mehrste Mitglieder sehr dringend um ihre Translocation gebeten haben und zum Teil noch bitten". (In Hoffmanns Tagebuch tritt Beyer an drei bezeichnenden Stellen auf: Okt. 6 [„das dulce praesidium"], 16 [ironisch als Vertrauensmann in Kunstdingen] und Jan. 10 [„der große Bär"]).

Obgleich die Übersiedlung des Obergerichts nach Plock noch in weitem Felde stand, ließ sich schon jetzt, 1797, ein unternehmender Mann hier als Anwalt nieder: der frühere Kriegs- und Domänenrat Hackebeck (Jan. 15).

Im Jahre 1799 wurde der bisherige Kammergerichtsrat August Friedrich Reichenberg (geb. um 1760 zu Braunschweig, im Justizdienst seit zirka 1780) nach Thorn versetzt. Der unverheiratete Mann war Jurist von Beruf und Musiker aus Neigung, ohne in einer dieser beiden Richtungen sich irgendwie auszuzeichnen. In allen sechs Konduitenlisten über die Jahre 1800—1805 werden ihm guter Wille und Bereitwilligkeit, Fleiß und „untadelhafter Lebenswandel" nachgerühmt, aber ebenso regelmäßig „sehr mäßige Fähigkeiten und Kenntnisse" festgestellt. Dafür konnte Hoffmann, der ihn wohl schon in Berlin kennen gelernt hatte, sich später in Plock mit ihm wenigstens über Berlin und über musikalische Gegenstände unterhalten, wenn er auch den geliebten Freund Hampe in ihm nicht entfernt ersetzt fand, (Okt. 3 bringt Hoffmann ihm das Klavier in Ordnung und spielt ihm seine neue Messe vor; am nächsten Tage hört er von ihm Berliner Anekdoten über Locatelli und die Mara [deren ganzes Leben freilich eine Kette von Anekdoten war], über alte und neue Komponisten; abermals drei Tage später werden bei Reichenberg Quartette gespielt. Nach Gründung der bischof-

vertilgenden „Ressource" scheint Hoffmann den soliden Mann nur noch an drittem Orte getroffen zu haben: Jan. 15.)

Im folgenden Jahre, 1800, traten als Assessoren in die Regierung ein der tugendsame Friedrich Gustav Maaß (geb. um 1775 zu Halberstadt, also ein Landsmann Beyers) und (im November) der trinkfeste Lange (Jan. 1, 6, 10)[1]. In demselben Jahre ließ sich der frühere Kriegsrat v. Bachmann (aus der 1749 von Friedrich dem Großen geadelten clevischen Familie) als Justizkommissar in Thorn nieder; gleichzeitig wurde er als Fiskal beschäftigt (Jan. 6, 10).

Am 10. Juni 1801 trat Johann Ferdinand Hiltebrandt (geb. um 1777 zu Gumbinnen, im Justizdienst seit zirka 1796) bei der Regierung als Rat ein. Er war bis dahin Assessor am Hofgericht zu Insterburg gewesen, wo Hoffmanns Vater vor vier Jahren gestorben war; Anfang 1801 war ihm ausnahmsweise eine Besoldung von 400 Talern zuerkannt worden. Er wird in den Konduitenlisten stets als kenntnisreich, geschickt und fleißig gerühmt; für 1803 heißt es, er leiste „auch bei den Kassengeschäften nützliche Dienste". (Er stand dann Hoffmann als Landsmann und Altersgenosse relativ am nächsten: Okt. 2, 4, Jan. 1, 3, 10, 18; auch Hoffmann wußte Hiltebrandts finanzielle Begabung zu schätzen: Jan. 18!) — Im selben Jahre trat Wilhelm Ludwig Berg aus der Mittelmark (geb. um 1775), der sich schon vorher in Kalisch „als brauchbarer Arbeiter gezeigt" hatte, als Assessor dem Kollegium bei (Jan. 9).

Als Rendant der Salarienkasse fungierte schon in Thorn ein gewisser Tepper (Nov. 10). —

Im Herbst 1801 war in Plock selber das Dienstgebäude für die beiden Oberbehörden fertig geworden und „durch Aufführung mehrerer Gebäude daselbst für hinlängliche Wohnungen der Offizianten gesorgt", wie Goldbeck und Schroetter ein Jahr darauf, unterm 15. November 1802, dem Könige berichten. Im Oktober konnte die Plocker Regierung also endlich Westpreußen verlassen und in ihren eigenen Bezirk übersiedeln. „Akten, Effekten und Utensilien der Regierung und das Mobiliar der Offizianten" wurden zu Schiff die Weichsel aufwärts nach Plock gebracht.

Kurz nach dem Einzuge in das neue Heim wurde die Regierung durch einige Herren von auswärts verstärkt. Vom Insterburger Hofgericht, das schon Hiltebrandt entsandt hatte, kam jetzt der Rat Johann Friedrich Kirchheim (geb. um 1767 zu Küstrin, im Dienst seit etwa 1789), der in allen Berichten als kenntnisreich und gründlich, geschickt und fleißig geschildert wird. (Hoffmann erwähnt ihn nur Jan. 1; seine Frau scheint aber auch mit Kirchheims Frau verkehrt zu haben: s. Jan. 5.) Als Assessor trat gleich-

[1]) Wurde dann 27. Januar 1803 nebst zwei anderen Assessoren von Goldbeck zum Rat in Plock vorgeschlagen, da die dortige Regierung trotz vieler Arbeit nur aus elf Räten bestehe; das Patent wurde am 28. Februar vom Könige vollzogen.

Vermutlich ist dieser Lange identisch mit einem Heinrich Friedrich Lange aus der Kurmark (geb. um 1777), der in den Konduitenlisten als Rat mit der Anciennetät vom 23. Januar 1803 erscheint.

zeitig Theodor Heinrich Friedrich ein, der im selben Jahre wie Hoffmann, 1776, als Sohn eines Apothekers zu Königsberg in der Neumark geboren und zum Weinhändler bestimmt gewesen war, seit 1793 aber die Rechte studiert hatte und um 1797 in den Staatsdienst getreten war [1]).

[1]) Hoffmann nennt ihn zufällig im Tagebuche nicht; Friedrich war jedoch nach Hitzigs Versicherung (263f Note) der einzige, dessen Hoffmann mündlich bei gelegentlichen Rückblicken auf die Plocker Periode „mit einiger Auszeichnung erwähnte".

Friedrich wurde erst nach Hoffmanns Weggang aus Plock, am 25. Mai 1804, als Rat daselbst angestellt; die Konduitenliste für 1805 rühmt seine „vorzüglichen Fähigkeiten". Nach der Auflösung der preußischen Verwaltung in Polen begab er sich wie Hoffmann nach Berlin; im Mai 1808 fand er diesen dort „trostlos im Thiergarten", erriet seine verzweifelte Lage, „und selbst in Verlegenheit theilte er doch sein leztes Geld mit mir", wie Hoffmann dankbar Hippeln berichtet (229 oben).

Nach den Befreiungskriegen lebte Friedrich eine Zeit lang als Literat und Vorleser in Berlin und Wien; er wußte nach Hitzigs hübscher Formulierung (a. a. O.) „durch seine hausbackenen satyrischen Schriften sich in einem gewissen Kreise eine Art literarischer Reputation zu erwerben", war jedoch „im Umgange viel angenehmer wie als Autor". 1817 siedelte er nach Hamburg über und stürzte sich dort am 12. Dezember 1819 in die Elbe. — Vgl. Kelchner Allg. D. Biogr. VIII (1878) 66f und (im biographischen schlechter!) Goedeke [2] VI (1898) 391 und VIII (1905) 129 unten.

II. Anstellung und Heirat: Februar bis Juli 1802.

Hoffmann hatte in den Jahren 1800 und 1801 bei der Posener Regierung zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten gearbeitet. Der Präsident stellte um die Jahreswende 1801/02 dem Großkanzler vor, daß die Arbeit des Obergerichts sich noch immer vermehre und daß dabei die Zahl der Assessoren bereits auf neun angewachsen sei; er stellte anheim, das Kollegium durch Ernennung von zwei neuen Räten zu verstärken, und schlug dafür die beiden ältesten Assessoren, darunter Hoffmann, vor.

Der Personaldezernent — es war noch Baumgarten, kurz vor seinem Tode — schloß sich dem Vorschlage des Posener Präsidenten an, und am Sonntage dem 21. Februar unterzeichnete der Chef der Justizverwaltung, der offenbar trotz seines Rosenkreuzertums kein Gegner der Sonntagsarbeit war, den Patententwurf. Das Schriftstück [1]) beginnt in üblicher Weise mit den Worten:

> Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen pp. Thun kund und fügen hiermit zu wissen: daß Wir den bisherigen RegierungsAssessor Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann wegen seiner vor der ImmediatExaminationsCommission bewiesenen Geschicklichkeit und seines bisherigen Wohlverhaltens zum Rath bey der Südpreußischen Regierung zu Posen ernannt und angenommen haben.

Darauf werden die Obliegenheiten des künftigen Rates aufgezählt, und am Schlusse heißt es:

> Dahingegen . . . soll er, der RegierungsRath Hoffmann, . . . eine jährliche Besoldung von Achthundert Thaler vom 1ten Maerz dieses Jahres an gerechnet aus der SalarienKasse der Südpreußischen Regierung zu Posen zu genießen haben. . .
>
> Berlin den 21ten Februar 1802.
>
> Goldbeck.

Der Entwurf blieb im Ministerium liegen, um demnächst mit neuen Anträgen dem Kabinett eingereicht zu werden.

In Plock stand eine Vakanz bevor. Der Regierungsrat Bietefisch daselbst, der 1799 in Thorn als Assessor eingetreten war, sollte nach Posen versetzt werden, und Maaß als der älteste Plocker Assessor sollte in die erledigte Stelle einrücken. Goldbeck unterschrieb am nächsten Sonntag — es war derselbe Sonntag vor Fastnacht, an dessen Abend in Posen die seit Monaten präparierte Bombe platzte — den Patententwurf; dieser entspricht genau dem für Hoffmann aufgesetzten, nur daß statt der Südpreußischen

[1]) Die Reinschrift Rep. 89, Vol. 60 L; das Konzept, unterzeichnet von Goldbeck und Baumgarten, in R 7 c, 12 a.

Regierung zu Posen die Neu-Ostpreußische zu Plock genannt ist. — Am selben Tage faßte Goldbeck seine Vorschläge an den König zusammen und legte die Bestallungsentwürfe zur Vollziehung bei.

Goldbecks Sammel-Antrag ging ans Kabinett — es ist bekannt, daß der schüchterne König mit keinem seiner Minister persönlich verkehrte — und blieb dort zunächst einige Wochen lang mit anderen Einläufen liegen.

Inzwischen war Herr von Zastrow nicht müßig: Hoffmann und seine Freunde hatten ihn, wie jener elf Monate später kleinlaut Hippeln bekennt, „nur für zu unschädlich" gehalten. Der Regimentschef beschwerte sich unverzüglich direkt beim Könige und beschuldigte der Täterschaft drei Richter, die neben den dienstlichen Interessen auch solche für andere Dinge an den Tag gelegt hatten, nämlich die Regierungsräte Schwarz und Albrecht sowie den Assessor Hoffmann[1]). Er erreichte das Ohr der Majestät früher als der Großkanzler, und dieser erhielt den Befehl, sogleich eine Untersuchung einzuleiten; bei dem entschiedenen Leugnen der Beschuldigten vermochte er jedoch nicht das Geringste zu ermitteln. (Als im Herbst des Jahres dann Schwarzens resolute Gattin ihrem Manne von Posen nach Paderborn folgte, ließ sie sich [um den 1. November] auf der Durchreise in Berlin beim Großkanzler melden; es gelang ihr, ihren Mann von dem Verdacht der Mitschuld zu befreien. „Se. Excellenz wollte aber von ihr die eigentlichen Thäter erfahren; jedoch ließ er ihre Entschuldigung, daß sie sich als Frauenzimmer nicht berufen fühle, die Denunciantin zu machen, gelten" [2]).) Reichlich ein Jahr später tat sich Hoffmann Hippeln gegenüber etwas darauf zugute, daß ihm seine Mitschuld nicht habe nachgewiesen werden können[3]).

Aber offenbar war schon vor Beendigung des Verfahrens dem gekränkten General zuliebe beschlossen worden, die drei verdächtigen Richter bei nächster Gelegenheit aus Posen zu versetzen. Als nun gegen Ende März (am 22. oder, nach anderer Angabe, am 27.) Beyme endlich dazu kam, dem Könige Goldbecks Vorschläge vom 28. Februar zu unterbreiten, ergab sich gleich die Gelegenheit, einen der drei abzuschieben. Hitzig, der über die ganze Angelegenheit vorzüglich unterrichtet ist[4]), berichtet S. 240: „Hoffmanns Patent als Rath bei der Regierung zu Posen ... lag eben zur Unterschrift vor; es

[1]) Vgl. hierzu und zum Folgenden Schwarz 316.

[2]) Schwarz 324; die Zeit nach S. 325, wonach Frau Doris am 8. November in Paderborn ankam.

[3]) S. 196/97. — Diese Taktik, die der Pädagoge aus Pflicht und Neigung bekämpft, die der Historiker aber achselzuckend als für alle Ewigkeit (vom Sündenfall bis zum Weltgericht, theologisch zu reden) allgemein herrschend anerkennen muß, ist für Hoffmann selbstverständlich. Sie ist bei ihm nicht, wie Ellinger in seiner Beurteilung der Knarrpanti-Angelegenheit annimmt, ein Symptom für krankhafte Schwäche, sondern umgekehrt ein Beweis der Lebensfähigkeit, eine Äußerung des Selbsterhaltungstriebes oder wie man diese unkantische Regung nennen will.

[4]) Die beiden Sätze „Man konnte nicht lange über den Zeichner der Caricaturen in Zweifel seyn. Nur ein Mensch in Posen wußte so zu treffen, und dieser eine war Hoffmann" geben wohl den Gedankengang Zastrows richtig wieder, sind aber, wie wir gesehen haben, nicht im Sinne einer faktischen Überführung Hoffmanns zu deuten.

war die Gelegenheit da, es mit dem eines nach Plozk als Rath bestimmten Assessors zu verwechseln, diese wurde bereitwillig ergriffen". In der Tat wurde Hoffmann — wie hier abermals in Berichtigung meines älteren Aufsatzes hervorzuheben ist — Rat an der Plocker Regierung mit der Anciennetät vom 21. Februar 1802, und Maaß wurde Rat in Posen mit der Anciennetät vom 28. Hoffmann wird das Patent mit dem unerwarteten Bestimmungsort etwa in der Zeit vom 15. bis 20. April erhalten haben [1]), und man kann sich die Verzweiflung des Mannes vorstellen, der den ständigen, täglichen Umgang mit der Kunst, mit dem Geiste brauchte wie nichts sonst auf der Welt. War ihm die Versetzung von Berlin nach Posen schon als Verbannung erschienen (an Hippel S. 179), so hatte er doch im Laufe der Zeit sich fürs erste damit abgefunden: der regelmäßige Verkehr mit dem tüchtigen und geistreichen Ehepaar Schwarz [2]) gab ihm Anregung, Carl Döbbelin hatte in Posen ein Singspiel von ihm aufgeführt, bei dem Buchhändler Kühn hatte er regelmäßig die neuesten Journale aus Berlin und Leipzig lesen und sich so wenigstens im gröbsten auf dem laufenden halten können. Sicherlich hatte er Anfang 1802 Kenntnis genommen von der feierlichen Eröffnung des neuen (Langhansschen) Schauspielhauses auf dem Gendarmenmarkt — desselben Hauses, in dem 1816 seine Undine die Hörer entzücken sollte. Nie hatte er die Hoffnung aufgegeben, nach Berlin zurückzukehren (noch im Frühjahr 1803 malte er Hippeln aus, wie er seine Kinder in Malen und Musik unterrichten werde, wenn sie künftig in Berlin zusammenlebten: S. 192). Jetzt ging es statt dessen in einen Ort, der ihm gegen das Posener Fegefeuer wie die Hölle erscheinen mußte. Hoffmann überwarf sich in diesem furchtbaren Frühjahr mit allem, was ihn umgab — und vorzüglich mit sich selbst, wie er drei Vierteljahre später Hippeln schreibt (185).

Frau Schwarz, die sich schon im Herbst 1800 des jungen Assessors bei einer Leberkrankheit mütterlich angenommen hatte (180), redete gemeinsam mit ihrer Schwester dem sechsundzwanzigjährigen Regierungsrate zu, Gottwalds Schwägerin Michalina, deren dunkelblaue Augen unter dunkelbraunen Brauen ihm es längst angetan hatten, in die wilde Polakei hinter der Weichsel mitzunehmen. Eine Deutsche hätte sich der Expedition in den fernen Osten schwerlich angeschlossen — die Richter, über deren Umzug von Thorn nach Plock wir berichtet haben, waren sämtlich unverheiratet. Die junge Polin dagegen, die ebenso häuslich wie hübsch war, konnte im fremden Lande vor-

---

[1]) Das Restript, das ihn dann 1804 aus Plock erlöste, war auch gut drei Wochen unterwegs: siehe unten.

[2]) Schwarzens zweite Frau Doris geb. D. (aus Dardesheim bei Osterwieck am Harz: Schw. 228) rezensierte in Posen nicht nur Romane, wie aus Hoffmanns Posener Brief an Hippel (180) bekannt geworden ist, sondern verfaßte dort auch selbst vier Romane, die der Gatte dann in Bremen bei einem Verleger unterbrachte: Schw. 347/48. 352/53. — Goedeke [1] und [2] kennen nur Schwarzens erste Frau Sophie geb. Becker (geb. in Kurland 1754, Reisebegleiterin der Elisa von der Recke 1784—1786, vermählt 1787, gestorben schon 1789).

trefflich für die täglichen Bedürfnisse sorgen und war immerhin — im Gegensatz z. B. zu Werners dritter Frau — des Deutschen soweit mächtig, um sich mit Hoffmann verständigen zu können. — Hoffmann muß sich schnell entschlossen haben, diesem mütterlichen Rate zu folgen: jedenfalls rechnet er seine Ehe von der Zeit an, in der das verhängnisvolle Ernennungspatent eintraf[1]).

Vorläufig ging er im Mai, wohl allein, nach Plock, um eine Wohnung zu suchen und einzurichten. Die erste Eingabe der Plocker Regierung an den König, die von Hoffmann mit unterschrieben ist, datiert vom 30. Mai; sie ist zugleich das erste Zeugnis für seine Mitwirkung an dem Riesen-Konkursprozeß des Latifundienbesitzers Anton von Sierakowski, in dem ihm später das Dezernat zufiel (Jan. 4. 6).

Daß Hoffmann dann pflichtschuldig Ende Juli nach Posen zurückkehrte und sich am 26. vom Priester Martin Hantusch in der Kirche des „auf der Wiese" gelegenen Karmeliterklosters ad corpus Christi katholisch trauen ließ, ist schon 1908 berichtet; von den beiden Trauzeugen gehörte Peter Sobolewski jedenfalls zur Freundschaft der Braut, der andere aber, den das Kirchenbuch Theodor Tott nennt, ist ohne Zweifel kein anderer als der Justizkommissar Theodor Todt, den wir oben unter den Posener Freunden Hoffmanns aufgeführt haben. — In der Südpreußischen Zeitung vom 31. d. M. meldete Hoffmann seinen Freunden „seine am 26. Juli 1802 mit der Demoiselle Michalina Rohrer vollzogene eheliche Verbindung".

Ehe wir jedoch dem jungen Paare in die Verbannung folgen, wollen wir uns noch schnell über das Schicksal der Zurückgebliebenen vergewissern.

Bei Schwager Gottwald fruchtete die „strenge Aufsicht" nichts. 1802 wurde er, wie Goldbeck unterm 14. Januar 1803 dem Könige berichtet, „von neuem . . . zur Verantwortung gezogen . . . wegen Vernachlässigung seiner Dienstpflichten und Veruntreuungen, weshalb er zum Arrest gebracht ward, jedoch Gelegenheit gefunden hat zu entfliehen, daher er durch die öffentlichen Blätter vorgeladen"; der Landreuter Koniecky, der ihn fahrlässig hatte entwischen lassen, sah damals seiner Bestrafung dafür entgegen. 1803 ist dann Gottwald, nach Goldbecks nächstjährigem Berichte, „wegen Dienstvernachlässigungen und Unterschlagung öffentlicher Gelder cassirt, aller ferneren Aemter für unfähig erklärt, zum Ersatz der gemachte[n] Defecte mit 2000 rth und im Unvermögensfall zu 4jähriger sonst aber nur zu 2jähriger Vestungsstrafe verurtheilt worden. Das Erkenntniß hat indessen bis itzt nicht vollstreckt werden können, weil er entwichen ist." — Was aus Gottwald dann geworden ist, ist unbekannt und auch recht gleichgültig; über die ferneren Schicksale seiner beiden Töchter berichten wir unten (S. 49, mit Note).

Von den beiden verdächtigen Regierungsräten verließ Schwarz, wie wir noch sehen werden, ein halbes Jahr nach Hoffmann Posen.

[1]) Am 25. Januar 1803 schreibt er Hippeln, er sei seit drei Vierteljahren verheiratet (S. 187; in Wirklichkeit wurde erst am folgenden Tage das zweite Vierteljahr seit der Trauung voll). Im selben Briefe berichtet er (S. 188), seine Frau stricke ein Kindermützchen: sie erwartete also damals das erste Kind.

Den Regierungsrat Albrecht hoffte der Präsident für Posen zu erhalten, indem er im Herbst 1802 dem Großkanzler berichtete, Albrecht sei „geschickt und thätig" und verspreche „sehr brauchbar zu werden, zumal er sich auch itzt mehrerer Klugheit und Solidität in seinem Betragen außer dem Collegio befleißigt". Aber Goldbeck durfte ihn doch anscheinend mit dem grimmen Zastrow nicht an einem Orte lassen: Albrecht wurde um die Jahreswende an die Regierung zu Magdeburg versetzt. Als eine Strafe hat er das gewiß nicht empfunden.

III. Das erste Ehejahr: August 1802 bis Juli 1803.

Über wenige Perioden von Hoffmanns Leben seit 1789 sind wir so mangelhaft unterrichtet wie über sein erstes Ehejahr. Um so genauer müssen wir die wenigen Zeugnisse aus dieser Zeit betrachten.

Nach den Registern des Justizdepartements, die dem Autodafé von 1835 entgangen sind, hat Hoffmann zwölf Tage nach der Hochzeit, am 7. August (anscheinend von Posen aus), und dann wieder am 27. ein Gesuch (unbekannten Inhalts) an den Großkanzler gerichtet. Unterm 14. September wurde — nicht Hoffmann, sondern der Plocker Assessor Berg zum Regierungsrat in Warschau ernannt; das Patent wurde am 19. vom Kabinett an den Großkanzler abgeschickt, und gleichzeitig erging an diesen eine Kabinettsordre „wegen Versorgung [!] des Regierungsraths Hoffmann aus [!] Plock". Mehr ergibt das Verzeichnis der Ausgänge aus dem Kabinett nicht: war mit der erbetenen „Versorgung" etwa eine Versetzung gemeint, so ist die Antwort des Königs abschlägig gewesen.

Hoffmann biß die Zähne zusammen und arbeitete wie ein Tier, ohne nach rechts und links zu sehen (später, unterm 3. Oktober 1803, vergleicht er sich im Tagebuch mit einem Pferde, im Brief an Hippel mit einem Packesel); gegen Jahresschluß gab ihm der strenge Beyer, wie Goldbeck dann dem Könige berichtet, „das Zeugniß eines sehr gebildeten und vorzüglich brauchbaren Geschäftsmannes, der durch seine Arbeiten und durch seinen anständigen stillen Lebenswandel ungetheilten Beifall sich erwirbt".

Trotz der allgemeinen Entrüstung, die die Aufhebung seiner Verlobung mit der Cousine Minna in Berlin hervorgerufen hatte (alles verwünschte ihn damals und schalt ihn den Treulosen, wie Hoffmann später an Hippel schreibt: S. 191), war Hoffmann bald wieder in Korrespondenz mit dem Onkel und dem Vetter gekommen. Der regelmäßige Gegenstand seiner Briefe war der Wunsch, aus Plock erlöst zu werden. Hoffmann durfte um so eher darauf hoffen, als gerade 1802/03 eine große Anzahl neuer Richterstellen geschaffen wurde. Im November 1802 sprach bekanntlich die letzte Reichsdeputation dem Könige von Preußen für die an Frankreich abgetretenen linksrheinischen Gebiete eine Reihe von geistlichen Stiftern (Hildesheim, Paderborn, einen großen Teil des Münsterlandes, Erfurt u. a.) und freien Städten (Nordhausen, Goslar u. a.) zu: das Areal des Gesamtstaates vergrößerte sich dadurch nach Abzug der verlorenen Besitzungen um 192 Quadratmeilen. Die neuen Gebiete waren schon im voraus besetzt worden; Schwarz war bereits um den 1. Oktober 1802 nach Hildesheim gesandt, um dann 1803 definitiv in Paderborn angestellt zu werden, und die Berliner Verwandten

Hoffmanns machten auch diesem Aussicht, von der Vergrößerung des Staatsgebietes zu profitieren [1]).

Da jedoch der Oheim bis Ende 1802 nichts ausgerichtet hatte, so sann Hoffmann seit Neujahr 1803 darauf, wirksamere Fürsprache zu gewinnen.

In erster Linie dachte er dabei an den Kammergerichts-Präsidenten Schleinitz, der mit dem allmächtigen Kabinettsrat Beyme befreundet war. Wie wir sahen, hatte Hippel 1798 den Freund dem verschwägerten Präsidenten empfohlen, und dieser hatte sich damals freundlich des Referendars angenommen. Hoffmann war also an sich in der Lage, seinem früheren Vorgesetzten direkt zu schreiben; lieber wollte er aber erst Hippel um Rat fragen und sich dann womöglich der Vermittlung desselben bedienen.

Nun war Hippel, wie 1908 berichtet worden ist, Hoffmann unbegreiflicherweise die Antwort schuldig geblieben auf einen tief erregten Brief vom Januar 1802. Hoffmann war im Laufe des Jahres an dem Freunde, der ihm ungerührt allen Trost und Zuspruch versagte, irre geworden, zumal er sich die Kühle vergegenwärtigte, mit der Hippel ihn schon vorher, im Spätherbst 1801 in Danzig, behandelt hatte (vgl. an Hippel S. 189). Offenbar fürchtete er auch, daß die Entfremdung bei Hippel gesteigert sei durch die Nachricht, daß er, Hoffmann, die geistig und gesellschaftlich hochstehende Braut verlassen und dafür die ungebildete Tochter eines polnischen Schreibers geheiratet habe, deren Schwager, mit dem er sich angefreundet, gleich darauf infam kassiert und zu Festung verurteilt war. — Wie dem auch war, er mußte versuchen, den Freund zurückzuerobern und ihn für den gegenwärtigen Zweck zu interessieren.

Als auch an Hoffmanns 27. Geburtstag, dem 25. [2]) Januar 1803, kein Gruß des Vergeßlichen eintraf, schrieb Hoffmann ihm einen längeren, offenbar seit langem sorgfältig erwogenen Brief (185—188), der als ein Meisterwerk erscheint, wenn man ihn als Mittel zum Zweck betrachtet. Die Empfindungen, die er zum Ausdruck bringt, können völlig echt sein, aber sie sind bewußt dem praktischen Ziele dienstbar gemacht — wie überhaupt der Brief vom Januar 1802, den Hippel damals keiner Antwort und später nicht der Veröffentlichung gewürdigt hat, offenbar der letzte rein naive Brief Hoffmanns an den Jugendfreund gewesen ist.

Hoffmann erinnert den Freund zunächst in wundervoll gehaltener Art an die erste und innigste Zeit ihres brieflichen Verkehrs, an die mit Besuchen abwechselnde Korrespondenz zwischen Arnau und Königsberg in den drei Vierteljahren 1794/95, in denen die Briefe des einen Freundes von denen des anderen kaum zu unterscheiden waren: „aber konnten auch zwey Menschen gleicher empfinden als wir?" Im Gegensatze dazu sei leider ihr letztes

---

[1]) Im Januar 1803 schreibt er in dem gleich zu erwähnenden Briefe an Hippel, S. 187: „Von Berlin aus tröstet man mich sehr — ich soll in eine neue deutsche Provinz versetzt werden, welches denn nur mein Wunsch ist, an dessen Erfüllung ich aber sehr zweifle."

[2]) Hoffmann feierte irriger Weise eine Zeit lang den 25. statt des 24. als Geburtstag.

Zusammensein nicht harmonisch verlaufen; der Zynismus, den er in Danzig zur Schau getragen, erkläre sich aus den inneren Kämpfen, die er damals habe ausfechten, aus der Erregung, die er habe betäuben müssen. Nun büße er die Früchte seines Galgenhumors durch die Verbannung „an einen Ort, wo jede Freude erstirbt, wo ich lebendig begraben bin". — Wie mit einem Paukenschlag fällt dann die Ankündigung ein, daß er Hippel im Mai auf dessen westpreußischem Gute besuchen wolle: vielleicht käme Hippel ihm auf halbem Wege in Thorn entgegen? — Im Konversationston wird darauf nebenbei berichtet, man sei inzwischen Regierungsrat und Ehemann geworden. Von dem „tragischen Ende" der „zweiten Liebesepisode" in Hoffmanns Leben habe Hippel vielleicht schon aus Berlin gehört?? (Hierauf anscheinend eine von Hippel gestrichene nähere Ausführung dieses Punktes.) Jetzt lebe er wie ein Heiliger, der Buße tue. Nur eines, heißt es jetzt wieder mit wohlberechnetem Pathos, schütze ihn vor Verzweiflung: ein sehr liebes, liebes Weib versüße ihm alle Bitterkeiten und stärke seinen Geist, daß er die Zentnerlast der Gegenwart tragen und noch Kräfte für die Zukunft behalten könne. — Übrigens möge sich, heißt es wieder in leichterem Ton, Hippel bis zur Zusammenkunft überlegen, ob Schleinitz nicht veranlaßt werden könne, bei Beyme ein gutes Wort für die Versetzung einzulegen? Indessen eile das nicht. — Darauf wieder ein herzlicher Appell an die alte Freundschaft und die Beschwörung um baldigste Antwort „bey dem Andenken unserer herrlichen Jugendzeit in Königsberg".

Nachdem Hoffmann so ins Briefschreiben hineingekommen, wandte er sich gegen seine ursprüngliche Absicht auch gleich an Schleinitz (vgl. an Hippel S. 191). Er redete sich in eine Wärme hinein, die ihn dazu verführte, mit einiger Dreistigkeit dem Präsidenten gleich einen Brief an Beyme zur gefälligen Weitergabe mitzusenden.

Wirklich kam jetzt aus Leistenau eine freundschaftliche, wenn auch im Tone wohl noch etwas zurückhaltende Antwort. Hippel-Antonio sprach schonend von Hoffmanns „Originalität", die einen Fernstehenden leicht abstoße, die er, Hippel, sich ja aber aus Hoffmanns einsamer Kindheit zu erklären vermöge; er werde sich also gern bei Schleinitz für ihn verwenden, und zwar schon in der nächsten Zeit mündlich. Hoffmann erfuhr, daß Schleinitz, der im Nebenamte königlicher Kommissar bei der westpreußischen ritterschaftlichen Kreditassoziation war, gerade in Westpreußen weilte!

Seine Übereilung dem Präsidenten gegenüber fiel ihm nun schwer aufs Herz. Er gestand sie Hippeln sogleich (in dem undatierten Briefe S. 189—193) ein und bat den Freund dringend, „die Sache so viel wie möglich ins Geleise zu bringen". Hoffentlich werde Schleinitz doch „ein paar Worte" für ihn an Beyme schreiben und denen Hoffmanns eigenen Brief beilegen; andernfalls müsse er, Hoffmann, sich doch noch einmal direkt an Beyme wenden, denn „noch sind Stellen in den neuen Provinzen vacant, und ich bin entschlossen, alles zu thun, um mich nur aus dem Exil, welches mein Selbst zerstöhrt, fortzuschaffen". Beyer, der „als ein eigner harter Mann" bekannt sei, sei sehr zufrieden mit ihm und habe dem Großkanzler in dem Sinne berichtet. —

Dies der praktische Gehalt des zweiten Briefes. Der Rahmen ist womöglich noch kräftiger und feiner durchgearbeitet als in dem vorigen, und die Kunst des Briefschreibers wirkt auch hier um so zwingender, als ihr Material wahres Gefühl ist. Hoffmann wirft jetzt, wo er auf Widerhall rechnen darf, dem Freunde sein „unerklärliches Stillschweigen" während des ganzen vorigen Jahres vor: sein Schweigen auf einen Brief, der ihm „ein zerrißnes Herz, die unaussprechliche Sehnsucht in das Asyl der Freundschaft zu fliehen in jeder Zeile zeigen mußte". Er schildert, wie er an ihm gezweifelt, er gesteht ihm, daß der vorige Brief, den er in unerträglicher Spannung geschrieben, das Ultimatum gewesen: er jauchzt, daß seine schwache Hoffnung doch nicht getrogen. Nun ruft er ihm zärtlich die ersten Jahre ihrer Freundschaft zurück. — Dann wird, offenbar in Erwiderung auf gemäßigte Vorhaltungen Hippels, noch einmal der Karikaturenstreich entschuldigt und die Entlobung gerechtfertigt. Darauf bespricht Hoffmann die praktischen Fragen, wie oben berichtet. Zum Schluß schildert er seine kleine Frau möglichst anmutig und läßt sie Hippeln kordial gleich einen Kuß senden, während er seinerseits Hippels Gemahlin gemessen einen Handkuß ausrichtet; statt von einer vorübergehenden Zusammenkunft in Westpreußen träumt er jetzt von einem dauernden Zusammenleben in Berlin!

Für das nächste halbe Jahr ist ein Gedankenaustausch zwischen den Freunden nicht überliefert. —

Was Hoffmanns außeramtliche Beschäftigungen im ersten Ehejahr betrifft, so gab er sich um Neujahr 1803, wie er Hippeln gegenüber behauptet (S. 188), „wieder mit litterarischen Arbeiten ab". Ob diese Angabe nicht „verfrüht" ist, können wir nicht nachprüfen; daß jedenfalls vor September 1803 nichts von Hoffmann gedruckt worden ist, ergibt mit Sicherheit der Tagebucheintrag Okt. 26.

Ohne Zweifel hat sich Hoffmann aber in den anderen Künsten betätigt. Als musikalische Ausbeute dieser Zeit nennt er Anfang August 1803 (Bfw. 5) neben Klaviersonaten[1]) Messen und Vespern für Klöster, die mit Beifall aufgenommen seien; vier Jahre später (Bfw. 43) nennt er speziell eine „Messe für 2 Soprane, 2 Violinen und Orgel (für ein NorbertinerNonnenCloster in Pohlen gesezt)" — also für das uns schon bekannte Kloster der 38 Plocker Prämonstratenserinnen.

Von Zeichnungen, die in Plock entstanden sind (und mindestens teilweise aus dem ersten Ehejahr stammen), erwähnt Hitzig S. 247 drei Gattungen:

1. Porträts von Freunden;
2. Karikaturen: eine davon, das Plocker Publikum im Schlamme

[1]) Truhn meint (Freihafen II 3, S. 74 unten), daß das in Hoffmanns Nachlaß befindliche Heft mit den beiden Sonaten in F-moll und F-dur vielleicht schon aus Plock stamme, und Ellinger folgt ihm (1894: S. 29 unten, 31, 196) mit größerer Entschiedenheit dar'n; ich glaube das schon darum nicht, weil Hoffmann 1807 (an der gleich zu zitierenden Stelle diese Stücke noch nicht nennt. Seine Aufstellung, daß auch die Symphonie in Es-dur aus Plock stamme (a. a. O. S. 29 unten, S. 30 oben bis 31 oben, S. 196), scheint Ellinger neuerdings aufgegeben zu haben.

der Gemeinheit, beschreibt Hitzig a. a. O. in einer Note ausführlich (wiedergegeben in Grisebachs Einleitung S. XXVI);

3. „vor allem aber unternahm er hier ein mit ebensoviel Beharrlichkeit als Glück ausgeführtes Werk, von dem noch einzelne Blätter vorliegen, die durch die ungemeine Sauberkeit ihrer Ausführung die höchste Bewunderung erregen: nämlich die genaueste Nachzeichnung mit der Feder aller damals bekannt gewordenen etrurischen Vasengemälde aus der Hamiltonschen Sammlung".

In der Tat fand sich 1822 in Hoffmanns Nachlaß eine ganze Reihe der zu 3. genannten Kopien; Hitzigs Schwiegersohn Kugler hat sie, wie alle in den 30er Jahren noch in Hitzigs Besitz befindlichen Zeichnungen und Aquarelle Hoffmanns, sauber aufgezogen, und sie befinden sich heute mit den übrigen in guten Händen.

IV. Die Lektüre des 'Freimüthigen' und ihre Früchte: August und September 1803.

In der Mitte des Jahres 1803 hatte Hoffmann anscheinend den Vetter oder einen anderen Berliner Bekannten gebeten, ihm gewisse Bücher zu senden; die Sendung traf in den ersten Tagen des August ein, und zu Hoffmanns angenehmer Überraschung war den gewünschten Bänden auch eine große Anzahl Hefte beigelegt, die die bisher erschienenen Stücke des 'Freimüthigen' und auch solche der 'Zeitung für die elegante Welt' (jedenfalls monatsweise zusammengeheftet) enthielten[1]).

Wer sich 1803 über schöne Literatur und Theater ständig auf dem laufenden halten wollte, war auf diese beiden Blätter angewiesen; das Stuttgarter 'Morgenblatt' und die Dresdner 'Abendzeitung' waren noch nicht am Journalhimmel aufgegangen, geschweige denn Gubitzens 'Gesellschafter'. Beide Zeitschriften waren noch jung: die romantikerfreundliche 'Zeitung für die elegante Welt' hatte der Berliner Karl Spazier 1801 in Leipzig ins Leben gerufen und leitete sie bis zu seinem Tode am 19. Januar 1805; als Organ gegen die romantische Schule, aber auch gegen die „gräzisierende" Richtung Goethes und Schillers, hatte dann zu Neujahr 1803 Kotzebue in der Stadt Nicolais den 'Freimüthigen' gegründet, um sich jedoch schon nach einem Jahre

[1]) In dem gleich zu besprechenden Aufsatz von Mitte August dankt Hoffmann einem Freunde in der Hauptstadt, das heißt in Berlin, dafür, daß er ihm die bestellten Bücher so bald übersandt und die „vielen bunten Hefte" „ohne weitere Bestellung mitgeschickt" habe; er habe die 'Zeitung f. d. el. Welt' und den 'Freimüthigen' „mit vielem Vergnügen gelesen". Damit stimmt völlig überein, was Hoffmann am 28. Februar 1804 Hippeln schreibt (S. 200 unten): er habe das Preisausschreiben des 'Freimüthigen' „erst acht Wochen vor Michael ganz zufällig" gelesen. Da Michaels Tag bekanntlich der 29. September ist, wäre das der 4. August: erst um diese Zeit also hat Hoffmann den 'Freimüthigen' vom 3. Januar zu Gesichte bekommen. Danach nehme ich mit Bestimmtheit an, daß die im Eingange des Aufsatzes erwähnte Berliner Büchersendung mit der unerwarteten Journalzugabe der Wirklichkeit entspricht, zumal sie alle Züge eines zufälligen wirklichen Ereignisses trägt.

Der „Freund in der Hauptstadt" wird in jenem Aufsatze Theodor genannt, wie 1818 ff der musikalische unter den Serapions-Brüdern und 1820 der Berliner Adressat des zweiten der 'Briefe aus den Bergen'. Man hat es als selbstverständlich bezeichnet, daß unter dem Theodor von 1803 Hippel zu verstehen sei; ich halte das im Gegenteil für völlig ausgeschlossen. Erstens lebte Hippel damals so wenig wie Hoffmann in einer Hauptstadt, sondern arbeitete als Kammerassessor in dem kleinen Marienwerder und war selbst der Anregung dringend bedürftig (S. 194 unten); zweitens war Hippel bekanntlich völlig unmusikalisch, und Hoffmann scheint ihm daher den Aufsatz gar nicht mitgeteilt zu haben.

von der Redaktion wieder zurückzuziehen[1]). Immerhin brachte auch dieses üblere der beiden Unterhaltungsblätter gelegentlich (wenn auch sehr selten) Beiträge von einigem Wert, so in der Nummer vom 4. März 1803 Hubers frühe Würdigung von Kleistens Genius (anläßlich des Erscheinens der 'Familie Schroffenstein') und in der folgenden Nummer eine Szene aus Werners 'Söhnen des Thales'. Jedenfalls ist es auch ohne das begreiflich, daß der geistig ausgehungerte Hoffmann diese schalen Früchte der „Eleganz" und der „Bildung" ohne besondere Prüfung verschlang und ihnen in der ersten Freude mehr Geschmack abgewann als billig.

Aber nicht nur theoretisch schienen ihm die bunten Hefte etwas zu bringen. Hoffmann hatte die Gelegenheit, sich durch eine Heirat zu rangieren, nicht benutzt; er hatte seine Plocker Wohnung anscheinend auf Kredit möbliert (vielleicht hingen damit jene Gesuche um „Versorgung" zusammen, die Hoffmann im August 1802 eingereicht hatte) und mochte auch von der lustigen, aber unbesoldeten Posener Zeit her noch Schulden haben, die allgemach recht drückend wurden. Schon aus dem Grunde mußte er wünschen, Kompositionen und Schriften bei Verlegern unterzubringen. Zwei Aufforderungen im 'Freimüthigen' machten ihm Hoffnung darauf.

Gleich im ersten Stück, vom 3. Januar, schrieben Herausgeber und Verleger einen Preis von 100 Friedrichs d'or (= 1500 Mark) aus für das beste Lustspiel, das bis Michaelis d. J. bei ihnen einlaufen werde. Kotzebue

---

[1]) Die Geschichte von Kotzebues und Merkels Blättern ist in der 2. Auflage von Goedekes Grundriß ganz falsch dargestellt, auch — wie so häufig — in Punkten, wo die 1. Auflage (und die Allg. D. Biographie, hier im Art. Merkel) schon das Richtige hatte. Zu einer umfassenden Richtigstellung ist hier nicht der Ort; erlaubt möge es aber sein, die Hauptdaten für die Jahre 1803/04 herzusetzen:

1. Montag den 3. Januar 1803 begann das Erscheinen von Kotzebues Blatt 'Der Freimüthige, oder Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser'. Es kam bei Johann Daniel Sander viermal wöchentlich heraus, nämlich Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags.
2. Unterm 1. Mai 1803 zeigte Garlieb Merkel an, daß er die bisher von ihm herausgegebenen 'Briefe an ein Frauenzimmer' mit dem 4. Hefte des III. Jahrgangs schließen, dafür aber bei Heinrich Frölich eine neue Zeitschrift herausgeben werde unter dem Titel 'Ernst und Scherz, ein Unterhaltungsblatt literarischen und artistischen Inhalts für die gebildete Lesewelt'. Im Juni und Juli werde wöchentlich ein halber Bogen 4° [zusammen 8 Nummern], August bis Dezember d. J. würden wöchentlich zwei halbe Bogen [zusammen 40 Nummern] erscheinen. Wirklich kamen die angekündigten 48 Stücke in der Zeit vom 4. Juni bis zum 14. Dezember heraus; den geplanten Untertitel hatte Merkel schließlich fortgelassen.
3. Im Herbst kamen beide Herausgeber und beide Verleger dahin überein, daß von Neujahr ab nur noch die Merkelsche Zeitschrift bei dessen altem Verleger Frölich erscheinen solle. Um jedoch Sanders Abonnenten mit zu gewinnen, sollte das Blatt vom Januar 1804 ab den Doppeltitel 'Der Freimüthige, oder Ernst und Scherz' tragen und Kotzebue pro forma als Mitherausgeber zeichnen. So geschah es. In der Nummer vom 24. Januar 1804 teilte Kotzebue dann den Lesern mit, daß er sich an der Redaktion nicht mehr beteilige und dementsprechend seine etwaigen Beiträge künftig mit seinem Namen zeichnen werde.

werde mit Zuziehung Ifflands und anderer Sachverständiger den Preis erteilen, sofern eines der eingesandten Stücke desselben würdig sei. „Die Manuskripte werden frankirt an die Verlagsbuchhandlung gesendet, und zwar ohne Nahmen, selbst nicht einmal mit versiegelten Zetteln, die den Nahmen enthielten"; lediglich die Hinzufügung einer Devise solle jede Arbeit ihrem Autor sichern. – Ferner zeigte im 8. Blatt des Anzeigers, das dem Stück vom 3. Juni beigegeben war, der Musikverleger Hans Georg Naegeli in Zürich eine periodische Sammlung von Klavierstücken unter dem Titel 'Repertoire des Clavecinistes' an, von der bereits fünf Hefte erschienen seien; er werde darin alte und neue Kompositionen bringen und eröffne „zu dem Ende für alle fähigen und würdigen Künstler dieses nehmlichen Faches eine Koncurrenz". Er habe seit geraumer Zeit mit vielen trefflichen Künstlern über das Unternehmen korrespondiert und mannigfaltige Beweise des Beifalls und der Teilnahme erhalten; so habe Beethoven schon Beiträge gesandt und der Abt Vogler solche zugesagt. „Alle anderen Klavierkomponisten, an die meine besondere Einladung bisher noch nicht gelangen konnte, lade ich hiermit ein, mit mir in Korrespondenz zu treten und mir ihre Beiträge einzusenden, wenn sie sich getrauen, mit den genannten Künstlern zu concurriren. Ich werde nichts verwerfen ohne Anführung meiner Gründe und, was ich aufnehme, angemessen honoriren. Meine Hauptanforderungen setze ich hier kürzlich fest: Es ist mir zunächst um Klavier-Solos in großem Styl, von großem Umfang, in mannigfaltigen Abweichungen von der gewöhnlichen Sonaten-Form zu thun ... Wer in den Künsten des Contrapunkts keine Gewandtheit besitzt und nicht zugleich Klavier-Virtuose ist, wird hier kaum etwas Nahmhaftes leisten können."

Hoffmann beschloß nichts Geringeres, als gleich beiden Aufforderungen zu entsprechen, die ihm der Zufall ins Haus getragen. Er sah eine Periode literarischer und musikalischer Produktivität vor sich und legte, um ein Archiv für seine Erzeugnisse zu schaffen, eine dicke Kladde an mit dem kalligraphierten Titel

Miscellaneen
die litterarische und künstlerische
Laufbahn betreffend.
Angefangen im Exil und zwar im August
1803.

Eröffnet wird das Buch durch das Konzept eines Briefes an Naegeli: am 9. August sandte Hoffmann diesem unter dem Namen Giuseppo Dori in Warschau eine Fantasie, die seiner Ansicht nach „die in der oben erwähnten Anzeige aufgestellten Bedingnisse" erfülle; die Arbeit sei nämlich „ein von der gewöhnlichen SonatenGattung abweichendes nach den Regeln des doppelten Contrapunktes gearbeitetes Clavierstück von größerem Umfange". Er hoffe, Beifall zu finden und zu weiterer Mitarbeit aufgefordert zu werden (S. 6). Die Antwort und das etwaige Honorar sollte Naegeli an den Referendar Doerffer in Berlin zur Weiterbeförderung an ihn,

den Signor Dori in Warschau, senden. Vermutlich benutzte Hoffmann den gefälligen Verwandten auch als Vermittler bei der Hinsendung.

Über eine Lustspielidee dachte er nach, um schließlich „unter mehreren Plänen, die ihm vorschwebten, den einfachsten" zu wählen (an Kotzebue, S. 8). Ehe er den aber ausführte, las er in den verführerischen Heften aus Berlin und Leipzig weiter. Wie Ellinger in seinem ausgezeichneten Kommentar zu Hoffmanns 'Schreiben eines Klostergeistlichen' zeigt, verfolgte Hoffmann besonders den Kampf der Meinungen über die beiden im Mittelalter spielenden Schauspiele mit Chören, die soeben erschienen waren: Schillers 'Braut von Messina' und Kotzebues 'Hussiten vor Naumburg'. Derselbe kluge Kritiker, der im März im Freimüthigen Kleistens Erstling angezeigt, hatte unterm 25. Juli ebenda Schillers Experiment bei aller Hochachtung abgelehnt. Hoffmann, der das Juliheft vielleicht noch gar nicht kannte, kam zu dem gleichen Ergebnis, und zwar unter dem ganz selbständigen Gesichtspunkte, daß die Chöre der Alten nicht zu erneuern seien ohne die Musik der Alten, deren Kenntnis doch unwiederbringlich verloren. Er setzte seine Meinung als einen Beitrag zu der allgemeinen Diskussion auf, und zwar, wie bekannt, sehr glücklich eingekleidet als das Schreiben eines Klostergeistlichen, der kaum ahnt, um was es sich handelt. Das Konzept folgt in den 'Miscellaneen' auf den Brief an Naegeli und stammt danach aus der Zeit zwischen dem 9. und dem 19. August. Es ist anscheinend in einem Zuge niedergeschrieben und einige Zeit darauf, vermutlich unmittelbar vor oder während der Reinschrift, durchkorrigiert. Das ist zum Teil sehr flüchtig geschehen; die in der Reinschrift vorzunehmenden (oder bereits vorgenommenen?) Änderungen sind öfters nur durch Streichungen oder auch durch Stichworte am Rande angedeutet. Das im definitiven Text dreimal vorkommende Wort Melopoiia z. B., das ursprünglich im Konzept fehlte, ist nur einmal (an der zweiten Stelle) an den Rand gesetzt, und zwar in hilfloser Schreibung (erst Melopaiia, dann verändert in Melopaeiia); vielleicht hatte Hoffmann sich erst bei Reichenberg Rats erholt. Statt „Tragödie" heißt es im Konzept überall „Trauerspiel"; diese Änderung kann man allenfalls Kotzebue zuschreiben, während alle anderen offenbar von Hoffmann selbst bei der Reinschrift vorgenommen sind. Bis gegen Schluß sind die Änderungen nur stilistischer Art, und die alten Fassungen (mit Einschluß eines gestrichenen unwichtigen Satzes) lassen sich verständiger Weise nur als Fußnoten zu einer kritischen Ausgabe geben. Erheblich umgearbeitet ist nur der Schlußabsatz des Textes (vor dem Abschiedsgruß, mit dem, entgegen dem Druck, ein neuer Absatz beginnt); wir setzen ihn (buchstabentreu, aber frei interpungiert) in der Fassung des Konzeptes her, ohne die Streichungen zu berücksichtigen, die Hoffmann bei der Reinschrift darin vorgenommen hat:

> Hat man nur erst den Anfang mit der notirten Deklamation gemacht, so wird sich das weitere schon geben; ohne KlangInstrumente wird alles nur ein Geplappere seyn. Den Don Carlos und die Hussiten vor Naumburg, welches ein schönes Stück seyn mag, weil

Wie das aber eigentlich ins Werk gerichtet wurde davon habe ich keine
deutliche Vorstellung und so viel ich weiss ist es auch bis jetzt ein:
manchen [illegible] denn [illegible] so auch die Chöre zu [illegible] daß man
es [illegible] hören könne – dem Herrn Gelehrten in Weimar war die
wichtige Entdeckung vorbehalten! – So wie ich lese wird das erwähnte
neue Trauerspiel des H. Schiller dort auf der Bühne aufgeführt
und [illegible] die Declamation notirt und sie
wird von Blasinstrumenten begleitet. Schreibe mir, mein lieber
Freund ob Herr Schiller selbst oder ein anderer den [illegible]
auf die Chöre gekommen ist und welche Mittel man angewendet hat
die Schauspieler und Tonkünstler in das Geheimniß dieser nun ganz
Melopoeie [illegible] geordneten Declamation einzuweihen. Jemand schreibt zwar
in dem [illegible], daß der Chor von sieben Männern gesprochen
worden sey und daß es gelungen habe als [illegible]
[illegible] und ich kann mir auch in der That nichts lächerlicheres
und ungereimteres denken, als wenn mehrere Leute auf dem
Theater Verse hersagten ohne an jene notirte Declamation, die
sie zum Halten des Tons und des Rhythmus nöthig, gebunden
zu seyn. Ich kann es mir aber nicht denken daß die gelehrten
Herrn in Weimar gewollt und den Gedanken gehabt haben sollten
den griechischen Chor wieder auf das Theater zu bringen wenn sie nicht
die Art der Darstellung des Trauerspiels bey den Alten eingesehen
empfangen [illegible] hätten, bey der Vorstellung die [illegible] Mann
[illegible] woran die Zuschauer wahrscheinlich noch nicht [illegible]
Schreibe mir doch ferner mein lieber Freund [illegible], ob die
Schauspieler die Declamation durchs ganze Stück begleitet oder
nur den Chor unterstützt haben, so wie auch ob man das neue
Trauerspiel mit Masken und dem Cothurn gegeben hat. Auch
bin ich begierig, was die Zuschauer bey der Aufführung empfunden
haben – ob sie erschüttert worden sind, als es den Schauspielern so
[illegible]

Aus dem 'Schreiben eines KlosterGeistlichen':
die dritte der vier Seiten des Konzeptes.

sie sich darüber so streiten [1]), wird man mit der Tibia dextra — und das Lustspiel, welches auf Michael dieses Jahres den im Frey[müthigen] ausges[ezten] Preis gewinnt, mit der tibia serrana begleiten.

Am 19. August sandte Hoffmann die Reinschrift mit der abgekürzten pseudonymen Bezeichnung G. D. in W. [s. o. im Brief an Naegeli!] an Sander: er glaube, „mit nicht ganz mißlungener Ironie das Übersehen eines wichtigen Umstandes bey dem Einführen des griechischen Chors auf unsrer Bühne gerügt" zu haben. Er empfiehlt sich dem Wohlwollen des Herrn von Kotzebue (den er bei der Reinschrift glücklich zweimal in den Schlußabsatz gebracht) und bittet, ihn eventuell im Freimüthigen zu weiteren kritischen Beiträgen aufzufordern.

Dann ging es mit allen Kräften an das Lustspiel, für das hundert Goldstücke winkten.

Das Stück gliederte sich in drei Akte, von denen der erste mindestens acht Szenen hatte. Da diese Arbeit das (relative) Hauptwerk von Hoffmanns zweiter Schriftstellerperiode ist, so mag es erlaubt sein, etwas länger bei ihr zu verweilen. Den Inhalt und Charakter des Lustspiels kennen wir einigermaßen aus Kotzebues Beurteilung vom Februar 1804. Hoffmanns nicht immer nach Verdienst gewürdigter Biograph Hitzig hat, wie Hoffmanns ersten gedruckten Aufsatz, so auch diese erste öffentliche Rezension eines Hoffmannschen Werkes wieder aufgefunden und sie in der Note S. 267 f ihrem Hauptinhalte nach reproduziert; wir gestatten uns jedoch aus ganz den gleichen Gründen, wie wir sie eingangs für die Wiedergabe des Tagebuchs angeführt haben, auch diesen Text zu wiederholen, zumal die Tendenz des Stückes und infolgedessen Hoffmanns ganzes damaliges Verhältnis zur Kunst neuerdings unseres Erachtens völlig verkannt, ja geradezu auf den Kopf gestellt worden ist. Wir bringen aus Kotzebues Bericht, auf den wir im 3. Stück des VI. Abschnitts noch zurückkommen, hier die Stellen, die über den Gang der Handlung und über Einzelheiten orientieren (Sperrung und Absatzbildung behandeln wir frei):

> Wilmsen, Buchhalter bei einem reichen Kaufmanne, dessen Tochter er liebt, ist seiner kaufmännischen Bestimmung müde (ohngeachtet er die entschiedenste Anlage dafür hat), will sich und seine Frau künftig blos als Dichter nähren, und um zu beweisen, daß er dabei [finanziell!] besser fahren werde, hat er ein Lustspiel geschrieben und solches dem Freymüthigen eingesandt, überzeugt, daß es den ausgesetzten Preis erhalten werde.
>
> Der alte Kaufmann aber, der ihn, als den Sohn eines verstorbenen Freundes, wie sein Kind liebt, hat etwas davon gemerkt, das Stück von

[1]) Kotzebue, der nie an Schüchternheit gelitten, hatte im Freimüthigen vom 12. Mai einen anonymen, aller Wahrscheinlichkeit nach von ihm selber herrührenden Artikel gebracht mit der Überschrift „Der Nahme thut viel zur Sache". Darin findet sich der Seufzer: „Wir möchten . . . für unser Leben gern hören, was man sagen würde, wenn die Hussiten unter Göthe's, und: Was wir bringen! unter Kotzebue's Namen erschienen wäre?"

der Post zurückgehohlt, es schlecht gefunden, hat auf der Stelle selbst ein besseres geschrieben, und trägt am Ende den Preis würklich davon;

dadurch bewirkt er Wilmsen's Rückkehr aus den poetischen Gefilden in die prosaische Rechenstube, und zum Ersatz giebt er ihm Augusten.

Ueber die offenbar allzu breit ausgeführten Episoden und Nebenfiguren berichtet Kotzebue an zwei Stellen seines Urtheils:

[1] Unter den Nebenpersonen ist der junge ungeschlachte Anglomane der neuste und leider wahrste Charakter. Schade, daß er nur skizzirt werden konnte.

[2] Die nur zu bedeutende Rolle der alten Jungfer ist nicht allein ganz abgenutzt, sondern auch äußerst übertrieben, und wird am Ende gar ekelhaft.

[3] Fast das nemliche gilt dem Dichter Serlo. Der Spaß mit dem Trauerspiel ist viel zu weit ausgedehnt, und die ewig lange Scene, wo dieses Trauerspiel probirt wird, verfehlt ihre Würkung fast ganz. Mehrere Züge (z. E. der, wo der alte Handlungsdiener sich so gräßlich fürchtet, seine Rolle zu spielen, weil er darin ermordet werden soll) sind allzu übertrieben und kaum in der eigentlichen Posse verzeihlich.

Mit diesen Angaben über das Rankenwerk des Stückes müssen wir uns bescheiden. Über die Hauptperson — da es sich um eine Komödie handelt, heißt das: den ad absurdum geführten Narren — ist aber noch einiges zu sagen. Kotzebue betont an fünf Stellen seines knappen Auszuges, daß Wilmsen nach Hoffmanns Absicht ein miserabler Dichter, aber ein vortrefflicher Kaufmann ist, d. h. daß seine wirkliche Neigung und Begabung nicht auf die Kunst, sondern auf den Erwerb gerichtet ist. Der bisherige Buchhalter will sich ausgesprochenermaßen nur deshalb auf die Herstellung von Theaterstücken verlegen, weil nach seiner Ansicht dabei mehr zu verdienen ist als im Warenhandel — einer Ansicht, die, eine derbe Theaterfaust voraussetzt, auch heute noch (oder: heute erst recht) mancher teilt. Der Schwiegervater hätte allem Anscheine nach durchaus nichts gegen die Verwirklichung dieser Spekulation, wenn sie nur möglich wäre; er zweifelt jedoch lebhaft daran, daß der junge Mann über diese sichere Hand des Theaterskribenten verfüge, und er beweist ihm dann durch die Tat, daß er selber immer noch eher ein Lustspiel zustandebringt. Die Moral des Stückes ist also: Schuster, bleib bei deinem Leisten [nicht, weil der Leisten das höchste ist, sondern weil du nur zum Schuster geschaffen bist]. Der komödienschreibende Wilmsen [vielleicht auch sein Gegenstück, der tragödienschreibende Serlo] ist der Prototyp der dichtenden Dilettanten, die Hoffmann besonders gegen Ende seiner dritten Periode mit ingrimmiger Vorliebe schuf. Während aber von diesen Hoffmannschen Dichterlingen der Kater Murr bis an sein Lebensende weiter dichtet (und dasselbe ist zu befürchten von dem „jungen hoffnungsvollen Lieutenant", der Kreislern den ersten Akt eines Trauerspiels versetzt, wie von dem „jungen eitlen Dichter", den Ottmar

Tagebuch-Eintrag vom 2. Oktober 1803.

in der ästhetischen Teegesellschaft parodiert), wird der Buchhalter Wilmsen von seinem Wahne geheilt wie der baronisierte Kaufmann Benjamin Dümmerl (in der 'Brautwahl') und der Student Amandus von Nebelstern (in der 'Königsbraut'). Nun kommt ja im wirklichen Leben eine solche Heilung eines Poetasters kaum vor, und in der Tat muß Hoffmann in allen drei Fällen ein Wunder geschehen lassen. Amandus wird durch einen Spatenschlag auf den Kopf zur Raison gebracht; Bensch bekommt eine Zauberfeile, die ihn ablenkt; Wilmsens Schwiegervater, der alte nüchterne Kaufmann, schüttelt plötzlich ein Lustspiel aus dem Ärmel, das von den ersten Vertretern des Faches mit dem Preise gekrönt wird. Begreiflich ist es, daß — wie wir noch hören werden — der in seiner Handwerksehre gekränkte Kotzebue besonders lebhaft gegen diese leichtfertige Lösung protestierte, die in der Tat zeigt, daß Hoffmann damals die Poesie ebensowenig ernst nahm wie die Musik. —

Gerade eine Woche vor Michaelis konnte das Manuskript noch abgesandt werden. Hoffmann fügte ein artiges Billett an Kotzebue bei, das der Eile wegen nur teilweise im Konzept niedergeschrieben und erst nach der Absendung im 'Miscellaneen'-Buch aus dem Kopfe ergänzt ist. Er bittet Kotzebue, in jedem Falle ein Urteil über sein „Machwerk" abzugeben, da er „schon seit mehreren Jahren in einer Einöde von dem Throne der Kritik weggebannt" sei und „über sich selbst zu seiner Quaal in völliger Ungewißheit" lebe.

In den nächsten acht Tagen dürfte Hoffmann sich vorwiegend mit der Vollendung der Vasenzeichnungen beschäftigt haben.

Über sein geschäftiges Dilettieren in allen Künsten schreibt er Anfang Oktober sehr liebenswürdig an Hippel (195): wenn der Dienst es erlaube, dann würden die Akten „in die Nebenkammer geworfen, und dann zeichne, komponire und dichte ich wie's komt — freylich alles nur schlecht, aber desto mehr Vergnügen macht mir's, denn es ist ein psychologisches Phänomen, daß die schlechten Künstler und Dichter sich am allermehrsten über ihre Mißgeburten freuen".

Als Lektüre in diesen Tagen nennt das Tagebuch eine Biographie Savonarolas (Okt. 2). Ferner muß im September (wahrscheinlich Ende September) ein Brief Hippels in Plock eingetroffen sein, aus dem Hoffmann erfuhr, daß Schleinitz wieder in Westpreußen weile (196, Nachschrift) und inzwischen in Berlin warm für ihn eingetreten sei (193).

Am Michaelstage, dem 29., war Hoffmann nach seiner Aufzeichnung (Okt. 1) „voll Vergnügen über die erlangte Freiheit"; worauf sich das bezieht, wird nicht deutlich (möglicherweise auf die von Hippel erregte Hoffnung auf Versetzung). Er beschloß, vom 1. ab regelmäßig Tagebuch zu führen, und bestimmte eine hintere Partie des 'Miscellaneen'-Buchs als Stelle dafür.

V. Oktober bis Dezember 1803.

1. Vom 1. Oktober bis zum 17. November.

Die Post, die nur zweimal wöchentlich, nämlich Mittwochs und Sonnabends, in Plock einlief, brachte Hoffmann am Sonnabend dem 1. Oktober einen Brief mit schwarzem Siegel aus Berlin: der Vetter meldete den Tod seines Vaters. Er teilte bei der Gelegenheit noch mit, daß der Vortragende und Kammergerichts-Rat v. Schmettau kürzlich mit ihm über Hoffmanns Verbannung gesprochen und dabei viel Hoffnung auf eine baldige Versetzung gemacht habe[1]).

Im Laufe des Tages brachte Hoffmann das letzte Vasengemälde zu Papier; abends fing er seinem Vorsatz getreu das Tagebuch an. Auf ein Blatt des 'Miscellaneen'-Buches (es ist das vorletzte des 8. Bogens; das darauf folgende ist vorher oder gleich darauf herausgerissen) kalligraphierte er die Initialen des Wortes Tage-Buch:

T. B:

und begann auf dem ersten Blatt des 9. Bogens[2]):

Den 1 Oktober 1803.

Vorgestern faßte ich den Entschluß, endlich einmahl, wie ichs mir schon so lange vorgenommen hatte, wirklich ein regulaires Tagebuch zu halten, und sezte den Termin zum Anfangen auf heute an. — Eigentlich dacht' ich recht jovialisch anfangen zu können voll Vergnügen über die erhaltene Freyheit, der Umstand daß heute der erste ist war mir Nebensache — aber der schwarzgesiegelte Brief aus Berlin enthielt die Nachricht, daß der Onkel in der Nacht vom 24 auf den 25ten Septbr an der LungenEntzündung gestorben ist — Die Thränen sind mir nicht ausgebrochen — auch hab' ich nicht geschrien vor Schrecken und Schmerz, aber das Bild des Mannes, den ich ehrte und liebte, steht mir immerwährend

---

[1]) Tgb. Okt. 1 Mitte; ebenso an Hippel Okt. 3 (193 unten).

[2]) Wir bringen die Tagebuchstellen buchstabengetreu; in der Interpunktion haben wir in diesem Vorabdruck bisweilen etwas nachgeholfen.

vor Augen — es verläßt mich nicht — Den ganzen Tag ist mein Innres im Aufruhr gewesen — meine Nerven sind so gespannt, daß ich über jedes kleine Geraüsch zusammenfahre —

Ich habe übrigens das lezte DasenGemählde mit Anstrengung gezeichnet — es ist gerathen.

Guter Gott, warum mußte gerade der Onkel in B[erlin] sterben, warum nicht lieber ________________________________ [1])

In voriger Woche klopfte Nachts einmahl etwas an die Thüre — meine Frau behauptet, der Onkel habe Abschied genommen — heute bin ich geneigt, so etwas zu glauben und mich mit allen Schwärmern hinter Hamlets Ausspruch [2]) zu stecken. — Meine Sache scheint übrigens gut zu stehn, da Schmettau zu meiner Versetzung viel Hoffnung gegeben hat! —

Wie lange ist mir schon Hoffnung gegeben! — Ich sehe heute alles durch den TrauerFlor — Des Onkels Tod hat mich ganz verstimmt — ein schlechter Anfang — doch non olim sic erit — Meine Frau ist zu Bette gegangen, und mich wandelt eine Kinderfurcht an im oeden Zimmer — Das nenn ich schwach seyn — Ich wünschte, es wäre schon Morgen — liegt nur erst eine Nacht zwischen ei[nem] solchen InzidentPunkt und der Fortsetzung des Lärmens um Nichts — der elenden Farze, aus der denn doch alles menschliche Treiben und Thun besteht, so gewinnt die Ansicht der Dinge wieder ein günstigeres Colorit — Ich wette, daß die folgende Seite besser klingen wird —

Wenig Freude hatte der alte Mann doch im Leben — er hat sich offenbar zu Tode referirt — das war die Belohnung für langjährige Dienste [3]) — O — das Justizfach hat ein[e] ganz faule Einrichtung: je älter man wird, desto mehr Arbeit — recht Eulenspiegelmäßig — Wenns angeht, werd' ich doch noch Conzertmeister oder ________________________________

Am folgenden Tage, Sonntag, besuchte Hoffmann (wohl mit seiner Frau) die Kirche der Norbertinerinnen und begab sich von da zum Kollegen und Landsmann Hiltebrandt, dem er unter dem Siegel der Verschwiegenheit die neuen Versetzungshoffnungen anvertraute; nachmittags und abends war er zu Hause. Er berichtet auf dem nächsten Blatte des Tagebuchs darüber:

Den 2t Oktober.

Heute Vormittag hörte ich bey den NorbertinerNonnen eine Messe — die Musik war brillant gesezt — sie heulten aber wie die Uhus — das Incarnatus

---

[1]) Fortsetzung s. unterm 8., S. 45 Z. 18—20!

[2]) Auch in dem Brief an Hippel vom 3. d. M. wird Shakespeare bekanntlich dreimal zitiert: 193, 194, 195.

[3]) Zu Tode gearbeitet hatte Johann Ludwig Doerffer sich wohl gerade nicht. Er mag als Mitglied der Gesetzkommission Tüchtiges geleistet und auch für das Geheime Obertribunal qualitativ ausreichend gearbeitet haben, aber quantitativ produzierte er hier weniger als irgend einer seiner Kollegen. In der Konduitenliste für 1800 wird er „gründlich aber langsam" genannt, in der für 1801 „recht gründlich aber bei aller Application langsam"; im Jahre 1800 hat er 120 Relationen geliefert (1801: 121), während z. B. Koenen auf 351 (379), Lamprecht auf 318 (411) und Jordan auf 319 (319) kam, diese Räte also im Durchschnitt die dreifache Anzahl bewältigten.

aus G. moll war sehr gut gesezt — Die Nonne sang nur einigermaßen so, daß man daraus klug werden konte, und es wirkte schon gewaltsam auf mich. Was werde ich empfinden, wenn ich die Schik, die Marketti — wenn ich wieder eine Messe in Dresden hören werde! — es wird nicht zum Aushalten seyn, ich werde weinen wie ein Kind! — Mittags bey Hiltebrandt — viel von der Versetzung gesprochen — er affichirt es sehr geheim zu halten! — Nachmittags dem Cusin und Focken einen de und wehmüthigen Brief geschrieben — den ganzen Abend läppischer Weise in Wieglebs 'Magie' gelesen und mir vorgenommen, einmahl wenn die gute Zeit da seyn wird, zu Nutz und Frommen aller Verständigen, die ich bey mir sehe, ein Automat anzufertigen! — Quod deus bene vertat! — Was nehme ich mir alles vor! —

Wie am Tage vorher fügt der gewissenhafte Tagebuchführer [neue Besen kehren gut!] eine allgemeine Beobachtung hinzu:

Noch ein guter Gedanke! — Mit meinen musikalischen Ideen gehts mir so wie mit Savonarola's des Märtyrers zu Florenz, dessen Geschichte ich in diesen Tagen las, Eingebungen: — Erst schwirrts mir wild im Kopfe herum — dann fange ich an zu fasten und zu beten d. h. ich setze mich ans Klavier, drücke die Augen zu, enthalte mich aller profanen Ideen und richte meinen Geist auf die musikalischen Erscheinungen in den vier Wänden meines Hirns — bald steht die Idee klar da — ich fasse und schreibe sie auf wie Savonarola seine Prophezeyhungen — Obs nur andere Componisten auch so machen mögen? — aber das erfährt ein Königl. Prß. RegierungsRath in Plock nicht! —

Ich bin doch noch sehr verstimt ———————— ————————

An den Rand setzt er, unterstrichen, die Mahnung

Ich muß wahrhaftig an Hippel schreiben!

Kurz darauf hat er das ausgeführt (nach Hippels Abschrift ist der Brief vom 3. datiert; das Tagebuch sagt unter diesem Tage nichts darüber, unterm 5. ist dafür nachträglich der Satz eingeschoben „Hippeln hab' ich kurz und launigt geschrieben"). In dem Briefe (193—196) dankt Hoffmann dem Freunde für dessen Fürsprache bei Schleinitz; er schreibt dessen Verwendung die durch Schmettau dem Vetter eröffnete Aussicht zu und bittet den Freund, ihn dem Präsidenten, wenn der noch da sei, sehr zu empfehlen. Er berichtet den Tod des Onkels, wiederholt seinen Wunsch, Hippel noch vor der Versetzung zu besuchen, und erinnert an den alten Plan der italienischen Reise. Seine Kinder (nach denen Hippel vielleicht gefragt hatte anläßlich des von Hoffmann im Januar erwähnten Kindermützchens) habe er noch „alle in petto". Er wandle in Plock „in einem Sumpf unter niederm Dorngesträuch, welches mir die Füße wund rizt . . . Welch eine Anstrengung es kostet, in diesem Sumpfe nicht totaliter zu versinken, kannst Du Dir denken!" (Dabei erinnern wir uns der bereits erwähnten Karikatur auf das Plocker Publikum.) Es folgt die schon zitierte skeptische Stelle über Hoffmanns vielfältige Betätigung in bildender Kunst, Musik und Poesie; besonders glücken ihm, wie er versichert, „seit einiger Zeit" reimlose Jamben, auch Sonette und andere gereimte Gedichte: von seinem Lustspiel schreibt

er jedoch kein Wort, offenbar um Hippel später mit dem Ergebnis zu überraschen.

Vom 3. und 4. Oktober, Montag und Dienstag, berichtet das Tagebuch:

Den 3t Oktober.

— Ein erbärmlicher Tag in jeder Hinsicht — Vor- und Nachmittag bis zehn Uhr gearbeitet wie ein Pferd — gewühlt in staubigten Akten. Die Arbeit ist jezt in der Fluth begriffen, und es wär' ein ganz eigner Treffer, wenn mich jezt ein VersetzungsReskript mit einem Ruck aus dieser Fluth zöge! — Nachmittags war ich eine Stunde bey Reichenberg, zog ihm Saiten aufs Klavier und spielte ihm die neue Messe vor — es will ihm nicht zu Leibe, doch that er entzückt als ich ihm das Benedictus spielte —

Wann werde ich Dich wiedersehen mit Deinem blassen Gesichte — mit Deinem innigen Gefühl Dich wieder spielen hören Guter H[ampe]! —

Beym Himmel ich bin so abgespannt so prosaisch geworden durch die verfluchten Akten — ich könte heut keinen Walzer setzen! —

Ich will noch etwas Noten schreiben und dan zu Bette gehen — Ich bemerke daß das Tagebuch immer kürzer wird — ganz einschrumpfen in ein Nichts soll es nicht! —

D. 4ten Oktober.

Vormittag eine recht langweilige Session wie gewöhnlich — Nachmittag bey Hiltebrand, sodann mit diesem bis Abends 10 Uhr bey Reichenberg — Viel von Musik gesprochen. — Mara — Loccatelli der Violinist spielte in Berlin, im Jahr 1720 ungefähr, in Augusts Anwesenheit. — Der König F[riedrich] W[ilhelm] I schickte ihm dafür durch Riet [?] 3 F[riedrichsd'or] [1]). Werde ich denn

[1]) Der Satz ist nachträglich eingeschoben und, wie der Schluß des vorigen, schwer lesbar; die Namen der beiden Könige hat Herr Karl Theodor von Schön zu Charlottenburg [jetzt auf Blumberg bei Gumbinnen] entziffert. Derselbe Freund hat sich gütigst der Arbeit unterzogen, die Anekdote in dem (registerlosen) Buche über 'Friedrich Wilhelm I. König von [!] Preußen' aufzusuchen, das ein gewisser Friedrich Wilhelm Paulig in Frankfurt an der Oder 1888 vom Standpunkte des christlichen Unteroffiziers aus geschrieben und im Selbstverlage herausgegeben hat. Es heißt darin (S. 135 f der zweiten Auflage von 1889):

> Der König August von Polen befand sich mehrfach zum Besuch bei Friedrich Wilhelm in Berlin. Zu seinem Gefolge gehörte auch der berühmte Geigenspieler Locatelli. In Gegenwart seines Gastes hörte Friedrich Wilhelm einst diesen Künstler. Der letztere hatte sich mit einem kostbaren, blausamtnen Rock bekleidet, trug an den Fingern Brillantringe und an der Seite einen Degen. Der König fand diese Kleidung für einen Violinspieler lächerlich und sagte: „Dieser Kerl sieht ja wie ein Kriegsrat aus." Dennoch schickte er ihm am nächsten Tage für sein Geigenspiel 20 Thaler. Locatelli aber fand dies für so wenig, daß er den Ueberbringer damit sogleich beschenkte. Dies ärgerte den König, und er teilte seinem Gaste, August, die Unverschämtheit des Künstlers mit. „Er ist zu sehr verwöhnt," entschuldigte ihn August, „denn man gibt ihm meist Ringe, Uhren, Tabatieren und andere Goldsachen." — „So, so," erwiderte der König, „das müssen wir das nächste Mal besser machen." Bald spielte Locatelli zum zweiten Mal. Friedrich Wilhelm hatte vorher eine schwere goldene Dose mit Dukaten gefüllt zu sich gesteckt. Nach dem Concert übergab er sie dem Geigenspieler mit den Worten: „Ihr seid so splendid, daß

noch jemahls eine ächt musikalische Laufbahn beginnen? — Wenn ich so von all den alten und neuen Componisten höre, fällt mir denn doch das 'Anch' io son pittore' ein! —

Himmel welch magere Tage verleb' ich jezt — Doch Geduld — Bald wird die Morgenröthe anbrechen.

Mittwoch den 5. Oktober brachte die ersehnte Post wiederum „nichts — nichts — nichts!"

Am Donnerstag heißt es:

Den 6[t] Oktober

Das Merkwürdigste des magern Tages ist daß circa 40 Volumina Acta ad informat[ionem] des Herrn Decernenten, wie das dulce praesidium sich zierlich ausdrückt, einspaziert sind.

δεμ γυτεν Βελίτζ'αβ ίχ γεσχρίεβεν υνδ είνε Δενυνζιατίων wεγεν δερ Fλυχτ δερ Μαδαμ Wυνσχελ ανς Πωςνερ ΠυπίλλενCoλλεγίυm βείγελεγτ — Was das nur für einen Effekt haben wird —

Auch hab' ich eine Carrikatur „das Riesenkind" gezeichnet mit hübschen Gesichtern! —

Wann werden meine Leiden sich wenden! sagte Frederic le grand auf dem Schlachtfelde; ich H. le petit sag' es, wenn ich mich erhebe aus den staubigten Akten!

Wann wird mein Schicksal entschieden werden!

(Die Angelegenheit der Madame Wunschel wird nur noch einmal erwähnt, beim Eintreffen von Beelitzens Antwort am 15. — auch hier in griechischer Schrift, um nicht die Eifersucht der jungen Gattin zu erregen.) Es folgen ein Sessionstag (Freitag) und ein Posttag (Sonnabend):

Den 7 Oktober

Vormittags in einer Session vegetirt — Abends Quartett bey Reichenberg — Hr. von Piwnicki, ein angehender Auscultator und wie er von sich selbst erzählt hatte großer ViolonCellist, ließ sich hören oder es wurde ihm vielmehr etwas auf den Zahn gefühlt, wobey er denn nun höchst erbärmlich bestand — Ein elendes Quadro von Pleyel, und konte nicht aus der Stelle — Nachher

---

ich mir diesmal das Trinkgeld für mein Geschenk *selbst* verdienen möchte." Aber Locatelli behielt diesmal das Trinkgeld, indem er erwiderte: „Dieses Geschenk aus der Hand eines Königs hat *zu viel Gewicht*, als daß ich mich davon trennen könnte."

Danach hätte Locatelli also das erste Mal nicht 3, sondern 4 Friedrichsd'or = 60 Mark erhalten und zurückgegeben.

Nach Gerber (I 812 f) und Schilling (IV 431) ist *Pietro Locatelli* in Bergamo geboren, und zwar erst am Anfange des 18. Jahrhunderts; die Geschichte wird sich also, wenn überhaupt, erst um 1730 zugetragen haben. Locatelli lernte bei dem berühmten Corelli (den Hoffmann in Kreislers Leiden, im Steinernen Herzen, im Baron von B. nennt), reiste viele Jahre lang als Geigenvirtuose in Italien und Deutschland, Frankreich und England umher, ließ sich Ende der 50er Jahre in Amsterdam nieder und starb dort 1764.

wurden einige Quadros von Haydn gemacht — erbärmlich, wie gewöhnlich alle Musick hier in diesem abscheuligen Neste unter aller Critick ist, aber der himmlische originelle Gang der Harmonie entzückte mich doch — H[aydn] würde unbeschreiblich groß seyn in der InstrumentalMusik, wenn er das Tändeln ließe — Alle diese Tändeleyen in seinen Quartetts verunzieren das Ganze — Die kleinen Menuetti welche er gewöhnlich Scherzo Allegro überschreibt sind sehr pikant durch originelle Ausweichungen — oft sind sie auch nichts weniger als Scherzos w. z. B.



— Nachher probirten wir die Messe ex G. d. es ging schlecht — Die Fuge ex E. b. wollte durchaus nicht gehen! — Himmel es geht nichts hier! —

Den 8ten Oktober!

Wieder ein PostTag und wieder getäuscht in meinen Erwartungen! — Es ist mir zuweilen so, als würd' ich einen rechten harten abweisenden Cabinets-Brief erhalten und darauf einen gewaltsamen Entschluß fassen! — Worinn wird dieser bestehen? — Ich mag niemanden den Tod wünschen, aber warum mußte der Onkel in B[erlin] zu früh für Familie und Freunde sterben, und der ältere Bruder — einsam — verlassen, ein Hagestolz an dessen Daseyn nichts hängt, der in keinem Fache etwas leistet der sich ennuyirt so wie er Morgens aufsteht bis er Punkto neun Uhr Abends wieder schlafen geht — warum mußte dieser leben bleiben? — Wäre er gestorben, so hätt ich ihn wahrscheinlich beerbt, und vielleicht hätte ich denn nicht [!] den lyrischen Traum des wirksamen freyen Künstler-Lebens realisiren können. Ich hätte das unerträgliche Joch abgeschüttelt und wäre nach meinem Eden gezogen! — Wann werde ich wieder in den paradisischen Gefilden wandeln! — Wann werde ich Dresden wiedersehen! —

Ich bin heute so verstimmt, so verdrüßlich, daß mir nichts gelingen will! — Ich war so lange nicht mit Arbeiten überhäuft und konte viel für die Kunst thun, das war der einzige Vorzug des Exils — Auch das hat jezt aufgehört! —

Aus Unmuth hab ich Nachmittags einen Roman von Cramer durchblättert, „der verworfene Julius" benahmset. Nach beliebter Manier sind über jedem Kapitel Verse — unter andern Cap. 18 Th. 2.

Kurz wie der Titel
Sey dieses Kapitel
Denn — so schofele Sachen
Wer wird sich was draus machen!

Kann man sich etwas „schofeleres" denken als diese Verse! — Das ganze Geschreibsel ist wirklich unter aller Critik — Nichts ist lächerlicher, als wenn schlechte Schriftsteller eine weise Miene annehmen und den Mentor spielen. Herr C[ramer] hat es in diesem seinem Machwerke bis zum Ekel gethan — hinter manchem Capitel komt eine förmliche Nutzanwendung mit „Also und deswegen"! — In der Vorrede sagt er, daß er noch vieles in seinem Schreibtische liegen habe zum Verbrauchen, was auch wohl erst nach seinem Tode zu Tage

befördert werden würde — Gott behüte und bewahre uns für die Cramerschen Posthumi! — Ich war in Secunda als ich den 'deutschen Alcibiades' las — da machte das Ding eine gewaltige Wirkung auf mich — ich hielt den Verfasser für das erste Genie unter der Sonne, und Stoelzeln, der, wie ich glaube, die TitelKupfer gezeichnet hat, für einen zweiten Raphael — Die Risa mit dem schelmisch aufgehobenem Finger vor dem Munde[1]) war mir nehmlich das Ideal weiblicher Schönheit, und ich suchte das Meisterstück (so wie noch früher einen elenden englischen Kupferstich der die Eloisa vorstellte) mit Anstrengung aller meiner Kräfte zu copiren — es gelang aber nicht! —

Hätte ich doch nur erst Nachrichten aus der Schweiz[2]) — Ist Naegeli bereit die Fantasie stechen zu lassen, so ist viel für meine musikalische Laufbahn geschehen. — Ich quäle mich mit einer Idee zum Trio für Fortepiano Violine und Cello[3]) — Meines Bedünkens nach werd' ich in diesem Genre etwas leisten — Haydn soll mein Meister seyn — so wie in der VokalMusick Händel und Mozart —

Ich schließe mit dem Stoßseufzer, der meine tägliche Litaney ist:

Wann werde ich meine Freyheit erhalten! —

Als ich noch in Glogau war, hörte ich einst einen russischen Major — Pole von Geburt —, der eines Duells wegen auf der Festung saß, am Tage als die ArrestZeit abgelaufen war und ihm der Commend[ant] die Freyheit angekündigt hatte, ausrufen:

Ah je suis libre!

Der Ausdruck seiner Stimme ging mir durch die Seele, ich theilte sein Entzücken — ich dachte an Jorik — an den gefangenen Staar — an die Bastille! — O — ich bin gefangen — ich bin in Banden! — Wann schlägt der Erlösung Stunde!

Die ersten sechs Tage der nächsten Woche bringen nichts Merkwürdiges. Am Sonnabend dem 15. erhielt Hoffmann mit der Post zwar „wieder nichts in eigenen Angelegenheiten“, wohl aber den gewünschten Bescheid von Beelitz:

Δερ σχλαγ 'ατ γεωίρκτ — δερ Vατερ 'ατ δερ Ρεγίερϑνγ δίε Fλϑχτ δενϑνζίερτ ϑνδ δίε Ρεγίερϑνγ σολλ δίε Uντερσϑχϑνγ νερφϋγτ 'αβεν — ες ίστ εντσχίεδεν δασζ σίε 'ίερ βλείβτ —

Gratulor toto ex animo

Die Rückblicke auf den Sonntag und Montag lauten:

---

1) Titelkupfer zum I. Bande.

2) Auf die Sendung vom 9. August.

3) Wie der Brief an Kühnel vom 27. Oktober 1807 (Briefwechsel 43) ergibt, hatte Hoffmann damals noch kein Trio komponiert. Erst in Bamberg, im August 1809, entstand ein Trio in E-dur für die genannten drei Instrumente, das Truhn besonders schätzte (s. im zweiten Anhang zum Briefwechsel S. 699 Z. 6 v. u., 700 Z. 3 v. u, 702 Z. 8 und 709 Mitte); es war bisher verschollen, ist aber kürzlich bei C. G. Boerner in Leipzig aufgetaucht.

Den 16 Oktober

— Wann werd' ich mehr als das ewige todte Einerley hier wiederholen dürfen — Die Kindergruppe hab' ich fertig componirt — Ob ich wohl zum Mahler oder zum Musiker gebohren wurde? — Ich muß die Frage dem Präsidenten B[eyer] vorlegen oder mich bey dem GroßKanzler darnach erkundigen: die werdens wissen! — In Beckers Erholungen fand ich ein musikalisches Gedicht Stäsodion — der Gedanke stieg mir auf es zu componiren und zum Oratorio zu machen. — „Alles was Odem hat lobe den Herrn" soll eine tüchtige Fuge abgeben.

Amen es geschehe allso!

Den 17 Oktober.

Gearbeitet den ganzen Tag! — O weh! — ich werde immer mehr zum RegierungsRath — Wer hätte das gedacht vor drey Jahren — Die Muse entflieht — der Aktenstaub macht die Aussicht finster und trübe! —

Das Tagebuch wird merkwürdig, weil es den Beweis der ungeheuern Erbärmlichkeit ist, in die ich hier versinke — Wo sind meine Vorsätze hin! — wo meine schönen Pläne für die Kunst? —

Allmächtiger B[eyme] — bitte für mich! — hebe mich weg aus diesem Jammerthal in das Paradies an den Ufern der Elbe — oder laß mich den Rhein, wie Mosen das gelobte Land, aus der Ferne sehen!

Es folgen weitere „dies tristes et miserabiles". Die Akten zeigen uns, mit welchen primitiven Rechtsproblemen die Plocker Regierung sich ihre Köpfe zerbrach. Unterm 19. Oktober (wohl auf Grund der Sitzung vom Dienstag dem 18.) fragte die Regierung mit Hoffmann beim Großkanzler an, ob wirklich eine Mutter berechtigt sei, ihren großjährigen Sohn ohne alles richterliche Verfahren zur Besserung seiner liederlichen Lebensart in eine Korrektionsanstalt zu bringen; Goldbeck verneinte das unter Gegenzeichnung Fockes am 31. Unterm 25. (Dienstag) wird angefragt, ob der jüdische Krüger Jakob Baruch das ihm gestohlene Geld zurückerhalten soll, trotzdem es bereits zur Verpflegung des Inkulpaten verwendet sei; Goldbeck bejahte das unterm 18. November.

Mittwoch den 26. Oktober brachte die Post — zwar immer noch keinen Brief, aber das Heft des 'Freimüthigen' mit Hoffmanns Beitrag. Der junge Autor schreibt ins Tagebuch:

D. 26.

Mich zum ersten mahl gedruckt gesehen im 'Freymüthigen' — habe das Blatt zwanzigmahl mit süßen liebevollen Blicken der Vaterfreude angekuckt — — frohe Aspecten zur litterarischen Laufbahn! — Jezt muß was sehr witziges gemacht werden!

und vorne ins Buch, an den Rand des Briefkonzepts vom 19. August, den ganz aktenmäßig ausgeführten Vermerk:

Eingerückt im 'Freimüthigen' am 9 September 1803.
D. 26. Oct: 1803. Hff

Wiederum aber folgen „lauter dies tristes": „ich bleib sitzen — bin vergessen!" klagt unser Dulder und zeichnet sich ein großes Grabkreuz.

Mittwoch den 9. November kam ein Schreiben von Albrecht (s. o.), und Hoffmann selber, dem die Schulden anscheinend über den Kopf zu wachsen drohten, sandte an diesem Tage zwei Briefe über Geldangelegenheiten ab: er bat Hippel, ihm 100 Friedrichsd'or = 1500 Mark zu leihen, und einen Grafen v. K., eine Schuld von 100 Talern niederzuschlagen. — Im übrigen bringt er gute Vorsätze zu Papier:

Den 9 November

Nun will ich aber auch gewiß hier täglich was hinein schreiben — Es ist mir so als läge der Keim irgend eines großen entscheidenden Entschlusses in mir — nur einige Sonnenstrahlen, und er würde hervorschießen zur üppigen Pflanze mit — goldnen Blüthen? — Beim Himmel, meine Unthätigkeit wird mich verderben — Von morgen an will ich mich regen und bewegen —

Der folgende Tag verzeichnet aber nur eine „StaatsVisite", die der Bauinspektor Wernike aus Posen zusammen mit dem Rendanten Tepper dem Herrn Regierungsrat abgestattet hat.

Mittwoch den 16. bringt die Post aus Berlin eine Sendung des Vetters mit Naegelis motivierter Ablehnung der Sonate. Von den drei Produkten des Hochsommers hatte das musikalische also kein Glück gehabt, das kritische war angenommen, das Geschick des dramatischen war noch in der Schwebe.

Am Donnerstag den 17. schreibt Hoffmann:

Eigentlich hätt ich vom NeujahrsTage anfangen sollen, ich glaub es wäre besser gegangen! —

Hr. Naegeli hat mir gesagt, woran ich bin — Sonderbar genug, daß ich an demselben Tage, an welchem ich von der Miserabilität meiner Compositionen überzeugt war, den Muth hatte, ein Andante zu setzen! —

Jezt will ich ein Buch machen!

2. Vom 18. November bis zum 31. Dezember.

Aus diesem Buche wurde ebensowenig etwas wie aus anderen im Tagebuch angekündigten Arbeiten. Aber die hier angedeutete negative Absicht, das Tagebuch bis Neujahr ruhen zu lassen, wurde ausgeführt. Für den Rest des Jahres 1803 sind wir also auf andere Quellen angewiesen, die uns nicht gestatten, die Ereignisse auf den Tag zu fixieren.

Zunächst scheint Naegelis Ablehnung Hoffmann veranlaßt zu haben, sich näher mit der Theorie der Musik zu beschäftigen (vergl. die feierlich stilisierte Mitteilung an Hippel S. 197). Vermutlich erwuchs daraus die Skizze zu einem Aufsatze über Sonaten, aus der Hitzig S. 246 „einige Ideen" mitteilt. Dann setzte er mit frischem Mute eine neue Sonate, in As-dur (s. unten sub Jan. 1 und 5!).

Hippels Antwort auf Hoffmanns Anliegen scheint noch im November gekommen zu sein: sie lautete für den Moment ablehnend, doch stellte der

Freund den gewünschten Betrag für Ende Februar in Aussicht. Hoffmann brachte also „so viel wie möglich für den Moment" seine Angelegenheiten in Ordnung (an Hippel 196) und schrieb, nachdem das erledigt, am 10. Dezember an Hippel. Die merkwürdigste Stelle des Briefes ist die, an der Hoffmann Malerei und Musik in ihrer Bedeutung für ihn einander gegenüberstellt (197): jene, die Malerei, sei „ein Vesuv", und wenn er seiner Leidenschaft für sie „nur im mindesten" nachhinge, könnte sie ihn „wie ein griechisches Feuer unauslöschlich von innen heraus verzehren"; die Musik sei hingegen mehr „ein TheaterDonnerwetter", der feuerspeiende Berg eines Pyrotechnikers: „man kann sich mit ihr ohne Gefahr vertrauter machen; darum habe ich sie zu meiner Gefährtin und Trösterin erkieset auf diesem dornigen, steinigen Pfad!" Selbst wenn dieses Urteil nicht ganz ernst zu nehmen sein sollte, so zeigt es doch, daß Hoffmann in Plock von der romantischen Musiklehre, die er später so gewaltig verkünden sollte, noch ebensoweit entfernt war wie von der romantischen Dichtung; er stand noch da, wo sein Altersgenosse Tieck gestanden hatte, ehe Wackenroders Gespräche und Jakob Böhmes Bücher ihn umwandelten. Im übrigen klagt Hoffmann, daß die Berliner Großen, Beyme, Schleinitz und Focke, sich ausschwiegen, und fragt, ob Schleinitz nicht wenigstens Hippeln mitgeteilt habe, „in wie fern sich Beyme meinen Wünschen geneigt gezeigt hat": Hippel solle ihm sagen, ob der „Versetzungsplan total gescheitert oder ob noch einige Höffnung da ist".

Aber während Hoffmann das schrieb, bereitete sich seine Erlösung schon vor. Der strenge Präsident Beyer hatte ihn wiederum dem Minister gegenüber gelobt: der junge Rat verdiene „wegen seiner Geschicklichkeit, [seines] Fleißes und gegenwärtig wegen seines stillen, anständigen Lebenswandels das vortheilhafteste Zeugniß". Beyme dürfte sich nun endlich für ihn interessiert haben. Ein fünf Jahre älterer Landsmann Hoffmanns, Carl Theodor von Uklanski, der im Sommer 1798 Rat an der Regierung zu Warschau geworden und sich dort nicht besonders ausgezeichnet hatte, war im Herbst 1803 „auf sein Ansuchen dimittiert" worden, und man scheint nun im Dezember vertraulich bei Hoffmann angefragt zu haben, ob er mit der Stelle dieses Richters zufrieden sein würde (vergl. unten sub Jan. 1). Hoffmann willigte mit Freuden ein. Wie wir sehen werden, war er seiner Sache ganz sicher und bemühte sich schon am 9. Januar um eine Wohnung in Warschau, obwohl der Großkanzler selbst die Versetzung erst Ende Januar beantragte.

In derselben Zeit scheint Hoffmanns Hausstand sich vermehrt zu haben. Da Michalinen die erhofften eigenen Kinder einstweilen versagt blieben, so nahm sie die ältere der beiden Töchter ihrer unglücklichen Schwester zu sich, die neunjährige Michalina Gottwald, die vermutlich ihr Patenkind war [1]).

[1]) Das „höchst liebenswürdige Kind" (Hitzig 136) siedelte dann mit den Pflegeeltern nach Warschau über und blieb auch bei ihnen, nachdem Hoffmanns eine Tochter geboren war. Anfang 1807 begleitete sie die Tante und die kleine Cousine nach Posen zurück zur Großmutter, bei der sie wohl auch ihre Mutter und Schwester wiederfand, und blieb dort, als Hoffmann im Sommer 1808 seine Frau nach Bamberg abholte. — Um die Zeit der Befreiungskriege heiratete sie einen Assessor von Lekszycki. Im Sommer

Endlich ist aus den letzten Wochen des Jahres 1803 noch zu berichten, daß Hoffmanns Tante Sophie Doerffer im 59. Lebensjahre ihrem Bruder Johann Ludwig im Tode nachfolgte; wie im Herbst auf die Gewißheit der Versetzung, so hoffte unser Freund nunmehr bis Mitte Januar von Posttag zu Posttag auf die Nachricht, daß die jungfräuliche Tante ihn als ihren Liebling zum Universalerben eingesetzt hätte.

1816 besuchte sie mit einem Töchterchen ihre Pflegeeltern in Berlin, so daß Hoffmann „an seiner Großonkelschaft gar nicht zweifeln konnte" (an Hippel S. 263). Bald darauf ward der Ehemann Landrat in Gnesen und gegen 1820 dann in Deutsch-Ostrowo für den Kreis Adelnau). Dort nahm sie 1823 ihre inzwischen verwitwete Tante bei sich auf.

Seit Mitte der 30er Jahre lebte diese dann bis zu ihrem Tode 1859 mit ihrer anderen Nichte zusammen, der unverehelichten Mathilde Gottwald. Diese war ihre Haupterbin, Michalina von Lekszycka erhielt ein Legat.

Vgl. Hoffmanns Briefwechsel S. 739—757.

VI. Januar bis März 1804.

1. In Erwartung der Erbschaft.

Die ersten zwanzig Tage des neuen Jahres führte Hoffmann regelmäßig Buch über Erlebtes und Nichterlebtes; wir lassen diese Einträge unverkürzt folgen und begnügen uns damit, ein halbes Dutzend kurzer Fußnoten anzufügen.

Die Bezeichnung des Wochentages haben wir vorgesetzt

1. beim Sonntag;
2. beim Dienstag und Freitag: hier versammelten sich die Mitglieder des Obergerichts — anscheinend immer unter Beyers strengem Vorsitze — des Vormittags bei den Akten im Kollegiengebäude als „Neuostpreußische Regierung" und des Nachmittags beim „Bischoff" an einem profaneren Orte als „Plocker Ressource";
3. beim Mittwoch und Sonnabend als den beiden Posttagen.

[Sonntag] Den 1ten Januar 1804.

Die Oktober und NovemberStücke des nun seit dem 17t November recht sanft ruhenden Tagebuchs waren bloße Präliminarien — von heute an wird regulair Buch gehalten über die Begebenheiten des Lebens, die bunte Welt innerhalb der Wände des GehirnKastens mit ihren Ereignissen mit eingerechnet. —

Zwey für mich wichtige Dinge geben jezt bald meinem zu einfachen Leben einen neuen Schwung — die mir angebotene Versetzung nach Warschau, welche ich angenommen habe, und der Tod der alten Tante in Königsberg, der mich vielleicht zum vermögenden Mann gemacht hat — Wie wird nun alles werden? — Wie weit werde ich mit meinen weitschichtigen Plänen für das Künstlerleben in diesem Jahre kommen? — Hampen hab' ich zum Neuen Jahr die Sonate aus As dur geschickt! —

[Am Rande:]



Kirchheim, Hiltebrandt und Lange waren hier — Drey Männer, bereit in den feurigen Ofen des Trinkgelags auf der Redute geschoben zu werden! — Ich sollte mit! — Gott behüte und bewahre! — meine SalamanderNatur hat ein Ende! —

D. 2 Januar

— Erwartungsvoll — Abgemattet — entkräftet — Träge — Ideenarm — Angenehme Aussicht in ein Boudoir voll Aktenstöße die man durchlesen muß.

[Dienstag] D. 3 Januar

Session! — In P[lock] würden meine Tagebücher libri tristes et miserabiles werden — Ich unterhielt meinen guten Collegen H[iltebrandt] mit einer gewissen Schadenfreude von meiner Reise nach Schafhausen[1]), und noch in dieser Anwandlung von Schadenfreude unterzeichnete ich mich zu einer Plocker Ressource! — O weh! —

[Mittwoch] Den 4 Januar

— Der Sierakowskische Concurs ist durchgelesen, das Gerüst zum Feuerwerk welches ich künftgen Freytag abbrennen will ist fertig! — Ich dachte heute gewiß Briefe aus K[önigsberg] zu erhalten — Alle meine Pläne hängen ja von diesen Nachrichten ab — es ist unangenehm so in der Erwartung zu hängen —

Wahrhaftig, hab' ich erst dies Schlaraffenleben hinter mir, so soll die wahre Thätigkeit losgehen! — Arm an Ereignissen, arm an Ideen — Mein Tagebuch ist dürre und öde wie der Weg von Posen nach Berlin, aber hat man erst die GensdarmesThürme im Auge, so windet man sich leicht durch die Dornen, die noch hin und her aufhalten — hängen will ich nichts daran lassen —

Jezt hab' ich nichts angelegentlicheres für heute zu thun als den Besuch der Entbinderin der Feenwelt abzuwarten.

Den 5 Januar

Das nenn' ich das RegierungsRathswesen mit Eifer treiben! — 6 Relationen gemacht — Vorträge — dekretirt — aber die angenehme — was sag' ich angenehme — die herrliche — die himmlische Perspektive in das Eden an der Elbe und am Rhein ist's, die mich mit Kraft stählt —

Meine Frau mit der G.[2]) ist bey der Kirchheim gewesen — Ich habe Schotten[3]) die Sonate aus dem As dur geschickt — ob sie ihm wohl behagen wird! — Uebermorgen müssen Nachrichten aus K[önigsberg] eingehen hoff ich!

[Freitag] Den 6 Januar [Heilige drei Könige].

Morgens Session — Sierakowski vorgetragen. Von 4 bis 10 in der neuen Ressourze — mit Bachmann und Lange gebischofft — Ungeheure Gespanntheit des Abends — Alle Nerven excitirt von dem gewürzten Wein — Anwandlung von TodesAhndungen — DoppeltGänger —

[Sonnabend] Den 7 Januar.

Mit unbehaglichem Gefühl stand ich heute auf, die Folge des gestrigen Rausches — ich muß nun einmahl strenge Diät halten, um meine Kränklichkeit

[1]) die wohl von dem Gelde der vermeintlichen Erbtante gemacht werden sollte. Vgl. oben den Wunsch vom 17. Oktober und unten die ganz ähnliche Hoffnung vom 5. Januar, sowie die merkwürdige Stelle in Hoffmanns fingiertem Brief aus Hirschberg an die Frau von B. in Berlin (Briefwechsel 353): „da gedachten Sie der schönen Rheingegenden und wußten alle Bilder der herrlichen Zeit, die ich dort verlebte, in frischer glühender Farbenhelle vor mir auffsteigen zu lassen."

[2]) In einem (hier nicht mitgeteilten) Eintrage vom 11. Oktober heißt es: „Gegen Abend überraschte uns die G."

[3]) Gemeint ist jedenfalls der Mainzer Notenstecher und (seit 1780) Hof-Musikhändler Bernhard Schott († 1817), der Vater der Brüder Andreas (1781—1840) und Johann Josef (1782—1855), die als B. Schott's Söhne den Verlag zu einem der größten seiner Gattung machten.

ganz loß zu werden — Nachmittag den 'Candide' gelesen — die Norm eines guten Rom[an]s [1]) — der philosophische durchgeführte Satz versteckt sich hinter dem Vorhange voll Carrikaturen — die Würze ist der Menschen Albernheit, im lebhaften Colorit dargestellt — Abends an der Messe geschrieben — Ich bin aufgelegt zum Componiren — folgenden Satz erfand ich



[Sonntag] Den 8t Januar

— Gearbeitet den ganzen Morgen — miserabler Tag!

D. 9 Jan:

Dito — an Berg [2]) nach W[arschau] geschrieben wegen der Wohnung.

[Dienstag] Den 10 Jan:

Session — Abends in der Ressourze — mit Bachmann und Hiltebrandt Cawiar gegessen und mit Lange Bischoff getrunken — es war sehr lächerlich, als Gesetze vorgeschlagen wurden — Der große Bär wünschte dies und das mit einer Miene und einem Aczent, der es leicht macht dem Worte Wünschen die rechte Deutung zu geben: „Ich bin der große Bär, und wer meine rauhe Tatzen nicht fühlen will, fliege meine Befehle auszurichten" — In der schlaflosen Nacht beschäfftigte ich mich mit lauter Gedanken an die Reise — schlummerte ich ein, so traümte ich von Hampen — Wär ich nur erst aus dem verdamten Loche —

[Mittwoch] Den 11ten Januar.

— Auch heute keine Nachrichten aus K[önigsberg]! — Das Ding fängt mir an verdächtig zu werden — es macht mich unruhig; das nenn' ich einen Zustand der Spannung! — In 4 Wochen, hoff' ich, muß alles entschieden seyn; länger wär's auch nicht auszuhalten! — Die Geschäffte — das Alltagsleben ekelt mir mit jedem Tage mehr an! —

Den 12 Jan.

— Alltäglicher Tag!

[Freitag] Den 13 Jan:

— Abends in der Ressourze — zu viel Bischoff getrunken! —

[Am Rande]



[Sonnabend] Den 14t Jan:

Dies tristis et miserabilis —
Brief vom Buchhändler Kühn erhalten.

---

[1]) Die Lesung dieses Wortes ist sehr unsicher.

[2]) den schon 1802 aus Plock versetzten Regierungsrat.

[Sonntag] Den 15 Jan:

Mittags bey dem K[riegs]R[ath] Hakebek gegessen mit Reichenberg und einem rothen wohlgenährten Pfäfflein — Feldprediger van Scheven | schwedische NationalPhisiognomie —
circiter sah er so aus wie folget —



Das Ideal der Glauheit! — viel gesalbadert über Kunst und Kunstsinn — Gott was für DutzendMenschen! — Könn[en] sie zur Noth PastellGemählde von Oelstücken unterscheiden so sind sie Kenner —

Den 16 Jan:

— Gearbeitet — Abends die kühne Idee gefaßt, eine KreuzErleuchtung und die Schlacht bey Abukir in Hakertschem Styl transparent auszuführen — erst muß ich Relationen schmieden! —

[Dienstag] Den 17 Jan:

Dies miserabilis

[Mittwoch] D. 18 Jan:

Das Testament ist gekommen! — Nichts, gar nichts! — Alle Pläne gescheitert — es muß was großes ausgeführt werden[1]) — ich reise nach K[önigsberg] — 100 rth von Hiltebrant — Abends in der Ressourze Urlaub genommen!

D. 19 Jan:

— Gearbeitet —

[Freitag] D. 20 Jan:

— ReiseAnstalten — an Kühn geschrieben: er soll Noten verlegen! —

2. Zum letzten Male in Königsberg.

Am 21. früh fuhr Hoffmann ab und gelangte nach drei vollen Tagen, in der Mitternacht zwischen dem 23. und dem 24., aus dem neuen Ostpreußen in die Hauptstadt des alten. Ohne Zweifel ließ er sich an seinem Geburtstage von dem vereinsamten Onkel Otto einen erheblichen Betrag in bar schenken, versäumte aber nicht, sich zu ähnlichen Zwecken noch einmal bei Freund Hippel in Erinnerung zu bringen (s. u., Jan. 9). Im übrigen besuchte der aus der Wüste Heimgekehrte fleißig das Theater.

Um an den künstlerischen Darbietungen Königsbergs Gefallen zu finden, brauchte man keineswegs aus Plock zu kommen. Schauspiel und Musik standen in der Hauptstadt Altpreußens gerade in diesem Jahrzehnt (und speziell wiederum in den Jahren 1802—1806) in ihrer höchsten Blüte, wie

[1]) Das heißt wohl: der Onkel Otto muß um einen größeren Betrag (event. aus dem Nachlasse der Tante) erleichtert werden!

Hagens Geschichte des Theaters in Preußen zeigt[1]). Freilich ließ das Theatergebäude fast alles zu wünschen übrig. Das alte Haus, in dem Hoffmann die ersten Bühneneindrücke erhalten hatte, war am 27. Oktober 1797 abgebrannt (Hagen 504); an derselben Stelle war 1799/1800 ein Neubau errichtet. Der Entwurf, der von keinem Geringeren als Friedrich Gilly stammte, war durch den Unternehmer erbärmlich verhunzt (Hagen 606—609). Baczko schreibt darüber (zitiert von Hagen 661 Note): „Das Parterre ist oft für die Menge der Zuschauer zu klein; [es] wird noch durch Pfosten, auf welchen die Logen ruhen, beschränkt. Die Stimme der Schauspieler ist an verschiedenen Orten nur schwach zu hören, und das Ganze ist der Zugluft sehr ausgesetzt". In diesem unzulänglichem Raume wirkten aber ausgezeichnete Künstler. Die Direktion hatte am 30. Mai 1802 auf Grund ererbten Privilegs der frühere Schauspieler und Schauspieldichter Karl Steinberg, der Sohn der Caroline Schuch, übernommen (geb. Breslau 1757, anfänglich katholischer Theologe: Hagen 487—491). Er „erwarb sich durch Pflichttreue, unermüdliche Tätigkeit und weislich geregelte Geschäftsführung in einem durchaus geräuschlosen Wirken den Dank des Publikums und seiner Kollegen ... Er ist fortwährend bemüht,. das Personal zu verbessern ... Es wird nicht in der Garderobe gespart, die nicht weniger geschmackvoll als kostbar im Hause des Direktors Säle einnahm und von durchreisenden Schauspielern regelmäßig in Augenschein genommen wurde. Große Opern und große Trauerspiele wurden in Königsberg so früh als auf den vornehmsten Bühnen gegeben" (Hagen 662 f). Das Orchester wurde seit 1803 von Friedrich Adam Hiller geleitet (1768—1812, Sohn Johann Adams, des Begründers des deutschen Singspiels und der Gewandhauskonzerte); 1807 wurde an ein deutsch-russisches Blatt darüber berichtet (zitiert bei Hagen 610 Note): „Unser Orchester ist seit einigen Jahren mit Recht vorzüglich zu nennen, indem Hiller mit rühmlichem Bestreben es so viel als möglich zu heben trachtet. Er macht mehrere Proben hinter einander, giebt den Schauspielerinnen selbst Unterricht und hält unter den Musikern strenge Ordnung. Von den Mitgliedern des Orchesters zeichnen sich vorzüglich Thieme als Violinist, Lindenberg als Fagottist und Grün als Flötist vor allen übrigen aus". Und was die darstellenden Künstler betrifft, so war nach Hagens Ausdruck (S. 612 f) „das Theater beinahe [ganz] von Leuten zusammengesetzt, die eines nicht gewöhnlichen Maaßes von Kenntnissen sich rühmen konnten und an Poesie und Gelehrsamkeit ein inniges Interesse nahmen, die nicht [nur] das Italienische lernten, weil dies die Sänger brauchten, sondern die [auch] das Spanische, das Lateinische und [das] Griechische eifrigst trieben. Sie gaben Sprachunterricht und hielten wissenschaftliche Vorträge. Zwei von ihnen wurden Doctoren. Aber die Lorbern, die sie sich auf dem theatralischen Felde brachen, waren mehr als Alles ihr Stolz".

[1]) Königsberg 1854; für uns kommen besonders die Seiten 606—680 in Betracht. Da das überaus reichhaltige Buch eines Registers entbehrt und das Inhaltsverzeichnis äußerst summarisch ist, haben wir im Folgenden zu den zitierten Stellen jedesmal die Seitenzahl angegeben.

Die rechte Hand des Direktors, ein vortrefflicher Schauspieler und zugleich guter Sänger, war Anton Schwartz (geb. 1766 zu Nikolsburg in Mähren, eigentlich Peregrinus von und zu Hegnenberg genannt Dux; auf der Bühne 1788—1828, davon in Königsberg zirka 1792—1799, 1800—1802, 1803—1806, 1808—1810, 1813). Hoffmann hatte ihn Mitte der neunziger Jahre als Axur gehört und als Karl Moor gesehen (an Hippel S. 77 Z. 7 und S. 91 Mitte). Wegen der beklagenswerten späteren Schicksale des ausgezeichneten Mannes verweisen wir auf Hagens Darstellung S. 613—623.

Von den Künstlern, die Hoffmann jetzt erst kennen lernte, interessiert uns hier in erster Linie Weiß (1777 in Straßburg geboren, eigentlich F. Greis); er war ebenso gebildet wie begabt und füllte trotz eines Sprachfehlers den Platz vorzüglich aus, den er seit 1802 an der Königsberger Bühne innehatte. „Als Sänger und Schauspieler waren Schwartz und Weiß in Vielseitigkeit und Originalität einander gleich, und da ihr Streben nirgend an einem Punkte zusammenstieß, so ergänzten sie sich in merkwürdiger Weise. Jener sang die ersten Baß-, Weiß die ersten Tenorpartien, jener vergegenwärtigte deutsche Biederkeit, dieser französische Politesse, und beide trafen nur darin überein, daß eine große Zahl von Rollen nicht besser gespielt werden konnten als von ihnen" (Hagen 631/32). Seit 1808 betätigte Weiß sich auch als Singspielkomponist. Als 1813 dem Königsberger Theater der Untergang drohte, ergriff Weiß oder vielmehr Greis das Studium der Medizin, wurde dann Regimentsarzt am Rhein und starb in Berlin (Hagen 634/35). — Ferner ist hier Kühne zu nennen (1778—1854, aus Livland; eigentlich Johann Reinhold Lenz, Neffe des Dichters, zuerst russischer Offizier); er war erst vor einigen Wochen an die Königsberger Bühne gekommen und gefiel wohl in erster Linie den Damen durch „sein feines, in den höhern Gesellschaftskreisen gebildetes Benehmen, seine körperliche Gewandtheit und eine heroisch schöne Gestalt" (anonymes Zitat bei Hagen 624). Seine spätere Wirksamkeit lag meistens (1808—1810 und 1814—1839) in Hamburg; seit 1823 bearbeitete er eine Reihe englischer und französischer Dramen und Erzählungen für die deutsche Bühne (vergl. Goedeke III 970). — Einige Jahre älter als Weiß und Kühne und ohne ihre Bildung war Emter (1773 in Berlin geboren, zuerst Bombardier); er hatte sich zuerst 1801 in Königsberg in einem Konzert hören lassen und wirkte dann von 1802—1815 an der Oper, seine „unverwüstliche schöne Tenorstimme" kam aber im Konzertsaal besser zur Geltung, denn „die kleine, unbehülfliche Gestalt wollte sich nicht zu notdürftiger Beweglichkeit, die unangenehme Sprache sich nicht zu leidlicher Declamation verstehn" (Hagen 635). — Von den Damen standen (neben den Schwestern Wolschowski, die, seit 1794 in Königsberg, sich inzwischen mit den Schauspielern Schwartz resp. Lanz verheiratet hatten) seit 1803 vorübergehend die Schwestern Philippine und Henriette Bessel im Vordergrund des Interesses, wenn auch in erster Linie ihrer glänzenden Toiletten wegen; sie waren vom Berliner Nationaltheater gekommen und verließen schon 1806 wieder Königsberg (Hagen 653 f).

In der Zeit bis zum 6. Februar hörte Hoffmann von diesem Ensemble

drei bekannte Singspiele resp. Schauspiele mit Gesang: den später öfters von ihm dirigierten 'alten Ueberall-und-Nirgends' des volkstümlichen Wieners Wenzel Müller, Dittersdorfs 'Rothes Käppchen' und Méhuls 'Folie' (in Herklots' Verdeutschung 'Je toller je besser'); ferner belustigte er sich am 'Don Ranudo de Colibrados', den Kotzebue im Herbst 1802 frei nach Holberg verfaßt hatte, mit Weiß in der Titelrolle (Hagen 633 oben). Zwischen dieser leichten Ware sah Hoffmann die 'Räuber': aber statt Schwartz spielte jetzt der junge Kühne den Karl Moor, statt der Lanz-Wolschowski gab Henriette Bessel die Amalia (Hagen 652, 654 oben); die Gedichte, die in der Hartungschen Zeitung[1]) vom 6., 13. und 16. Februar sich anläßlich dieser Leistung über den schönen Schauspieler ergossen, werden schwerlich nach Hoffmanns Herzen gewesen sein. Zuletzt in diesen Tagen sah Hoffmann die 'Piccolomini' und 'Wallensteins Tod' (er kannte ohne Frage beide Stücke schon von Berlin her; dort waren sie schon in der ersten Hälfte des Jahres 1799 aufgeführt, nach Königsberg aber erst jetzt vorgedrungen — freilich immer noch ein Jahr früher als nach Hamburg). An beiden Abenden spielte Schwartz den Wallenstein (Hagen 620 oben); die Thekla wurde von Philippine Bessel gegeben, wie ein unbeschreiblich elendes Gedicht eines Anbeters in der Hartungschen Zeitung vom 13. Februar zeigt.

Wie jeder, der gelegentlich Tagebuch führt, mit Bedauern wahrnimmt, kommt man gerade dann am wenigsten zum Schreiben, wenn es sich am meisten lohnen würde. So fiel es auch unserm Freunde erst am 6. Februar abends ein, daß er das graue 'Miscellaneen'-Buch zwar mitgenommen, aber nicht benutzt hatte. So gut es ging, trug er die Erlebnisse der letzten siebzehn Tage nach und fügte den Vorsatz hinzu:

— Will etwas für die elegante Zeit[ung] schreiben! übers Theater in K[önigsberg]!

In der Tat erschien in der 'Zeitung für die elegante Welt' vom 25. Februar und 1. März ein vortrefflich geschriebener Aufsatz 'Einige Bemerkungen über Königsberg', der in vereinzelten Ausdrücken an Hoffmann erinnert („Ahnung des höheren Seyns" 205/06; „erzkomisch" 206,14; wenn es zum Schluß heißt, daß in den Konzerten unter den Tönen Haydns und Mozarts Tabakswolken qualmen und das Geklirre von Whistmarken erklingt, so denkt man an die Gesellschaft bei Röderlein in Kreislers Leiden); gleichwohl glaube ich nicht, daß Hoffmann der Autor ist, zumal der Aufsatz eine sehr intime Vertrautheit mit den Königsberger Verhältnissen seit 1800 erkennen läßt.

Neben den Theateraufführungen waren, wie die eben zitierte Stelle zeigt, in Königsberg auch Konzerte zu hören. Das Hauptverdienst daran hatte

[1]) Königlich Preußische Staats-Krieges- und Friedens-Zeitungen. Im Verlag der Hartungschen Hof-Buchdruckerei [und wie die beiden alten Berliner Zeitungen später einfach nach dem Verlage genannt]. Das von mir benutzte Exemplar gehörte früher dem Collegium Fridericianum zu Königsberg und befindet sich jetzt in der Königlichen und Universitäts-Bibliothek daselbst (Signatur S 93).

der Potsdamer **Johann Friedrich Heinrich Riel** (1774—1845), ein Schüler Faschens, der 1798 aus Berlin nach Königsberg gekommen war und dort eine Singschule errichtet hatte, deren Mitglieder und Freunde sich seit 1804 regelmäßig öffentlich produzierten (Schilling 743 f, Hagen 590 f). Daneben veranstalteten auch Orchestermitglieder Konzerte; so erschien in der Hartungschen Zeitung vom 30. Januar und vom 2. Februar folgende

Musik-Anzeige.

Dienstag den 7ten Februar c. werden wir ein großes Concert auf dem Kneiphöffschen Junkerhofe geben, in welchen [!] außer mehrern andern Musikstücken der besten Meister, auch die musikalische Schilderung einer Bataille aufgeführt wird. Billets zu 2 fl. sind bei uns und dem Musikus Herrn Streber zu haben. Das Nähere wird eine besondere Anzeige bekannt machen. **Thime. Lindenberg.**

Hoffmann ging hin, ohne befriedigt zu werden; er notiert am Abend:

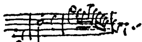
Den 7ten

Thieme und Lindenberg gaben ein Conzert — ich bin da gewesen! —

Die Simphonie von Joseph Haydn war feurig, doch vermißte ich den durchgeführten Charackter, der die andern zum vollendeten Meisterstück macht

Madam Dorn, eine soidisante Dillettantin[1]), ennuyirte mich mit einer Szene aus 'Maria Stuart' — Ohe!! — vom Zumsteeg[2]) —

Lindenberg hatte sich vergriffen — er bließ statt des Fagotts den Kamm! — Emter sang die Arie des Arbace aus 'Idomeneo'! —



— Die Arie ist wohl eigentlich ein satyrischer Hieb vom seelgen Mozart auf die Castraten und ihre SingManier — er hats nur ironice gemeint, das merken aber manche Herren nicht! Abends ging ich mit **Weiß** und **Schwarz** zu Hause — Man könt' dies für ein Bonmot halten — die Leute heißen aber wirklich so! —

Wenn es sich, wie man wohl annehmen darf, um die beiden Schauspieler handelt, so hießen diese „wirklich" allerdings **Greis** und **Dux**, aber der lustige Zufall bleibt doch bestehen, denn Greis hatte seinen Künstlernamen zweifellos nicht als Gegenstück zu Schwartz, sondern als Reimwort zu seinem Familiennamen gewählt.

Offenbar hatte Hoffmann sich mit dem musikalisch gründlich gebildeten Weiß befreundet; wir begegnen diesem noch unterm 8. und unterm 14. d. M. Zunächst heißt es:

[1]) wohl Schwiegertochter des angesehenen Kaufmanns G. F. Dorn, dessen beide Söhne „leidenschaftliche Freunde des Theaters und der Musik waren" (Hagen 733).

[2]) Schillers Mitschüler und Freund Johann Rudolf Zumsteeg (1760—1802) hat bekanntlich zahlreiche Balladen, Chöre, **Monologe** u. a., besonders von Schiller, für den Gesang komponiert.

Den 8[ten]

Dies ordin[arius] — Weiß vergeblich erwartet — N[ach]M[ittags] Spaziergang — Abends mit dem Onkel eine Flasche Lipari ausgestochen und guter Dinge gewesen —

Am 9. und 10. kam Kotzebue wieder auf dem Theater zu Worte. Im 'Grafen Benjowsky' spielte abermals das vielgeliebte junge Paar, das Hoffmann in den 'Räubern' gesehen: Kühne gab den Stepanof (Hagen 624) und Henriette Bessel die Afanasja (ebenda 654). Während Hoffmann dieses Stück damals noch schätzte und gegen Schlegels 'Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präsidenten von Kotzebue' in Schutz nahm, war ihm die 'Sonnenjungfrau', nach der er früher anscheinend die geliebte Frau Hatt in Cora umbenannt hatte, inzwischen verleidet worden. Er berichtet über die nächsten vier Tage:

D. 9.

— Einen sehnlich von Hippel erwarteten Brief erhielt ich Nachmittags und antwortete auf der Stelle, daß ich den 15[ten] d. M. abreisen würde — Alles geht glücklich! —

Abends den 'Grafen Beniowski' gesehn — 's war die Parodie von Schlegel — wenigstens machtens die Schauspieler dazu — Meine Galle über das geist- und herzlose oder vielmehr kopflose Spiel hab' ich ausgelassen in der Carrikatur: le coeur palpite! — Will ein CollectaneenBuch zu Zeichnungen anlegen!

D. 10[t]

— Wie gewöhnlich — Abends die 'Sonnenjungfrau' gesehen! — was thut man nicht der Langenweile wegen! —

D. 11[t]

Dito. — Großer Ennui. — sich mit der Predigerin Ollech den ganzen Nachmittag und Abend herumschlagen zu müssen! — es war zum TollAergern! —

[Sonntag] D. 12[t]

Den ganzen Tag im SchlafRock zu Hause zugebracht — gebischofft Mittag und Abend!

Am Montag den 13. brachte die Hartungsche Zeitung an der Spitze des Blattes die ernste Meldung:

Königsberg, vom 12. Februar.

Heute Mittags um 11 Uhr starb hier an völliger Entkräftung im 80sten Jahr seines Alters **Immanuel Kant.** Seine Verdienste um die Revision der speculativen Philosophie kennt und ehrt die Welt. Was ihn sonst auszeichnete, Treue, Wohlwollen, Rechtschaffenheit, Umgänglichkeit — dieser Verlust kann nur an unserm Orte ganz empfunden werden, wo also auch das Andenken des Verstorbnen am ehrenvollsten und dauerhaftesten sich erhalten wird.

Aber unser Individualist nahm von der Trauerkunde keine Notiz. Sein Tagebuch ist keine Lokalchronik, sondern eine Geschichte seines Inneren, und darin hatte Kant keine Stelle. Für ihn brachte der 13. ganz andere Erinnerungen; er schreibt am Abend:

D. 13t

— Ein kleiner Vorfall! — nein kein kleiner Vorfall — ein Ereigniß — wichtig für Kopf und Herz hebt den heutigen Tag über seine tristen ältern Brüder heraus — Ein junges blühendes Mädchen, schön wie Correggios Magdalena — gewachsen wie die Grazien der Angelika Kaufman, stand Nachmittags vor mir! — es war Malchen Hatt — Sie hatte der Mutter Grazie — das Ideal meiner Kindischen Fantasien von dem Vormahls meiner Inamorata stand vor mir — eine süße unbekante Wehmuth ergriff mich — sie blickte mich mehrmahls bedeutend an — gewiß war ich ihr nicht minder merkwürdig, als sie mir — Die Mamsell Rink die jüngere introducirte sie — der Onkel sprach unendlich lange von einem Begräbniß — vergebens rang ich darnach, dem Gespräch eine interressante Wendung zu geben — das aufgeblühte Mädchen wollt' ich mit meinen GeistesArmen umranken — ich wollt sie unmerklich in die magische Kreise meiner Imagination ziehen — einige emphatische Augenblicke hätten mich schadlos gehalten für das geisttödtende Einerley der vorigen Woche — aber es ging nicht — die Rink verdarb alles mit ihrem bleyernen Wesen — mit ihrer Langweiligkeit —

Ich lese Rousseaus 'Bekenntnisse' vielleicht zum 30ten mahl — ich finde mich ihm in manchem ähnlich — Auch mir verwirren sich die Gedanken wenn es darauf ankomt, Gefühle in Worte zu fassen! — ich bin sonderbar bewegt! — Der Todten sey hier ein Monument gesezt! — es ist lebendiger wie sonst die Castra doloris zu seyn pflegen, da statt des marmornen Todesengels auf jenen hier eine lebendige Grazie die HauptRolle spielt —

Das Compliment zum Abschiede war höchst abgeschmakt — ich wollte zu viel sagen — bey gehöriger Muße rede ich wie oft auch im Traume am schönsten — ich mache auch wohl Impromptus, aber alles wie gesagt mit Muße! —

Warum halte ich nicht Buch über meine witzige Einfälle wie der seelige GeheimRath Baumgarten? — Könte sie denn bey guter Gelegenheit mit Effect anbringen — Voltaire machte es nicht besser — er soll auch mehrere unverbrauchte Einfälle nachgelassen haben! — Kostbarer Nachlaß — unschäzbares Legat für einen schönen Geist! —

In späteren Jahren hat Hoffmann zu der Schilderung Malchens (im zweiten Satze) die Randnote gesetzt

Sie ist gestorben.

Zum 14., an dem man in katholischen Orten, z. B. in Posen, fröhlich die Fastnacht feierte, hatte Riel ein Konzert seiner Schüler und Freunde angekündigt; der 'Freimüthige' hatte schon am 10. Januar mitgeteilt, daß man die Chöre zu Racines 'Athalia' [1]) hören würde. Am Vormittag dieses Tages verabschiedete Hoffmann sich von alten Bekannten; am Abend besuchte er dann mit dem neuen Freunde Weiß das Liebhaberkonzert:

[1]) Diese Chöre waren Ende des 18. Jahrhunderts von drei namhaften Künstlern gesetzt: 1785 von François Joseph Gossec (1733—1829) und von Kirnbergers Freund Johann Abraham Peter Schulz (1747—1800), 1791 von dem Abte Georg Joseph Vogler (1749—1814).

Den 14t

Vormittag Visite gemacht — sonderbarer Weise bey beiden alten Mammas Stürmer — Pfeifer — Familie von Lesgewang. Leztere gab guten Malaga und erhielt dafür — „Erinnerungen aus den Szenen der Kindheit in Cusitten"!! —

Abends mit Weiß im Concert — Riel spielte eine langweilige Sonate — 's war zum Einschlafen — Nachher die Chöre aus 'Athalia': SingeAkademie — Königsbergs Blumenflur — allerliebste Mädchen — drey darunter mit excellenten Stimmen — mir konts nicht gehen wie Rousseau im Conservatorio in Venedig![1] — Die eine hieß Mamsell Bremer

Mit dieser kleinen Kritik schließen die längeren Aufzeichnungen dieses Tagebuches, von dem Champfleury a. a. O. sagt: Hoffmann est tout entier dans ces quelques pages intimes, écrites par lui, et qu'il ne pensait guère devoir être un jour à la publicité.

Am nächsten Morgen verließ er Königsberg.

Genau zehn Jahre später erging von dort aus der Ruf an Hoffmann, als Hillers Nachfolger die Kapellmeisterstelle zu übernehmen. Unterm 22. Februar 1814 schreibt Hoffmann in das Leipziger Tagebuch:

> es wird mir die MusikDirektorStelle in Königsberg angetragen, die ich aber nicht anzunehmen beschlossen.

In der Tat waren seit Steinbergs Tode die Verhältnisse des Theaters zu unsicher, als daß Hoffmann daraufhin die Stelle bei Seconda hätte aufgeben dürfen. Aber auch nachdem dieser, vier Tage darauf, ihm gänzlich unerwartet gekündigt hatte, empfand Hoffmann offenbar nicht den Wunsch, nach Königsberg zurückzukehren. Am 24. März schreibt er an Kunz (dem er das Zerwürfnis mit Seconda verheimlichte): „Unter andern ist mir auch die MusikDirektorStelle in Königsberg angetragen worden, wofür ich, sollte ich [auch] an Leipzig noch weniger gefesselt seyn, pour jamais gedankt habe." (S. 204.)

3. Rückreise über Leistenau.

Am Aschermittwoch, dem 15. Februar, reiste Hoffmann morgens ½10 Uhr aus Königsberg ab. Er fuhr mit Post- oder Mietpferden den ganzen Tag und den größeren Teil der Nacht durch halb Ostpreußen bis nach Preußisch-Mark (zwischen Saalfeld und Christburg) kurz vor der Provinzialgrenze. Hierher hatte der treue Hippel ihm aus seiner im Kreise Graudenz belegenen Herrschaft Pferde entgegengeschickt, die den Reisenden dann von ¼4 Uhr nachts bis 1 Uhr mittags nach Groß-Leistenau brachten. (Das Gut liegt in der Luftlinie 160 Kilometer von Königsberg entfernt.)

Auf der Besitzung Hippels verlebten die beiden Jugendfreunde nun außer dem Rest des Donnerstages vier volle schöne Tage. Die Darlehnsangelegenheit wurde offenbar sogleich erledigt. Daß man der Jahreszeit wegen mehr im Hause als draußen war, war Hoffmann sicherlich nicht unangenehm. Er scheint ein hübsches Portrait seiner Frau, vielleicht eine von ihm selbst ge-

[1]) wo er bekanntlich nach dem Genuß eines herrlichen Chorgesanges durch den Anblick der häßlichen Sängerinnen aus allen Himmeln gestürzt wurde.

malte Miniatur, auf die Reise mitgenommen und so Michalina dem Freunde wenigstens in effigie vorgestellt zu haben (vgl. an Hippel 200 oben). Hippel seinerseits zeigte eingehend die Kunstsammlungen seines Oheims, die bestimmungsgemäß auf das Fideikommiß gebracht waren; Hoffmann behielt besonders Handzeichnungen von Perugino und Raphael im Gedächtnis (s. ebenda). Diese kostbaren Reliquien fachten in beiden Freunden aufs neue die Sehnsucht an, das Land Raphaels endlich mit eigenen Augen zu schauen, und der alte Plan der großen Reise spann sich jetzt, wie Hippel 1823 berichtet (27 f), „bis zu den kleinsten Nebenschattirungen aus. Der eine glaubte, alle landwirthschaftlichen Einrichtungen auf seiner Besitzung binnen zwey Jahren zu Ende gebracht zu haben, der andere hoffte bis dahin sein Erbtheil zu erheben, dessen Anfall ihm in Königsberg gewiß schien [??]. Der Weg sollte über Schlesien, Wien, Venedig auf Rom und Neapel gehen, der Rückweg durch die Lombardey, die Schweitz auf Paris. Der Frühling des Jahres 1807 sollte den Freunden schon auf romanischem Boden seine Blüten entgegenstreuen." Zur Information scheint Hippel dem Freunde Seumes Buch über seinen 'Spaziergang [von Grimma] nach Syrakus im Jahre 1802' empfohlen zu haben, das 1803 in Braunschweig erschienen war. Auch auf literarische Pläne erstreckten sich die Besprechungen der Freunde: Hoffmann versprach eine Prosaerzählung 'Der Riese Gargantua' zu verfassen, an der sich anscheinend Hippel beteiligen wollte.

Am Dienstag dem 21. Februar früh sagten die Freunde sich auf drei Jahre Lebewohl — es sollte länger als neun Jahre dauern, bis sie sich [am 26. April 1813, in Dresden] wiedersahen! — Diesmal waren „nur" 107 km Luftlinie zu bewältigen, genau zwei Drittel des vorigen Weges, was sich mit guten Pferden an einem Tage machen ließ. Hippel gab dem Freunde abermals ein eigenes Gespann bis zur Provinzialgrenze, diesmal bis Strasburg, und eine Empfehlung an einen dortigen Steuerbeamten. Dieser nahm sich des Reisenden, der etwa um die Mittagsstunde dort ankam, dienstfertig an; er gab ihm zwei gute Pferde und einen braven Fuhrmann mit bis Sierpce, das fast genau in der Mitte zwischen Strasburg und Plock liegt. Das Sierpcer Posthaus wurde um 1/26 Uhr erreicht, und Hoffmann fuhr nun mit der Post weiter. „Meine Frau", berichtet er Hippeln einige Tage darauf sehr anschaulich (199/200), „wollte eben den rechten Fuß dem linken, der schon im Bette stand, nachziehen, als ich um 10 1/2 Uhr in die Stube trat."

4. Die letzten Wochen in Plock: das Ergebnis des Preisausschreibens und neue literarische Pläne.

Während Hoffmanns Reise war seine Versetzung nach Warschau, über die er inoffiziell ja schon im Dezember unterrichtet worden war, formell eingeleitet. Vier Tage nach Hoffmanns Ankunft in Königsberg, am 27. Januar, hatte Goldbeck den König gebeten, an Stelle des „angesuchtermaßen seiner Dienste entlassenen Regierungsraths von Uklanski" den Regierungsrat Hoffmann zu Plock zu ernennen, „welcher diese Versetzung wünscht und seithero sein Amt untadelhaft und zur völligen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten ver-

waltet hat: weshalb das entworfene Translocations-Rescript zur Allerhöchstgefälligen Vollziehung beiliegt". Und an dem schönen Tage, an dem Hoffmann Hippel wiedersah, am 16. Februar, hatte Friedrich Wilhelm III. die Ernennung genehmigt und das Reskript vollzogen. Mit der Zustellung an Hoffmann hatte es freilich noch gute Wege.

Bei der Rückkehr hat Hoffmann Seumes Buch vorgefunden und sogleich gelesen.

Den Beginn des 'Gargantua' verschob er noch um einige Tage; am 27. Februar (an Hippel 200) entwarf er aber im groben einen Singspieltext, der (nach Ellingers Bemerkung) stofflich auf Mozarts 'Belmonte und Constanze' und Salieris 'Axur', formell (besonders in den Arien) auf Goethes Singspiele zurückweist. In der Nacht darauf, am 28. Februar vorm Morgengrauen, ließ er sich einige Melodien dazu durch den Kopf gehn.

In denselben Tagen, Ende Februar, erfuhr Hoffmann den Ausfall des Preisausschreibens. Das Urteil (überschrieben: 'An das Publikum von Ifland [sic] und Kotzebue', aber nach Ansicht der Zeitgenossen von Kotzebue allein formuliert) war um den 10. Februar veröffentlicht in No. VI des wöchentlich erscheinenden 'Literarischen und artistischen Anzeigers. Als Beilage zum Freymüthigen oder Ernst und Scherz'. Es wird darin mitgeteilt, daß vierzehn Lustspiele eingereicht seien, von denen sich drei verspätet aber auch sonst den Bedingungen nicht entsprochen hätten. Von den rechtzeitig eingelaufenen elf seien sechs völlig talentlos; unter den fünf diskutablen werden Nr. 4 (Harlekins Wiedergeburt, ein Spiel lustiger Intrike in drei Akten) und Nr. 10 besonders hervorgehoben. Von dieser heißt es[1]):

> Unter allen Mitbewerbern hat der Verfasser dieses Lustspiels (den von No. 4 etwa ausgenommen) die meiste Anlage zum Lustspieldichter. Zwar ist sein Plan nicht bedeutend und seine Charaktere sind weder neu noch ganz glücklich gewählt; aber seine Ansicht, seine Formen, sind meist wahrhaft komisch. ... Der Dialog ist leicht, die Sprache rein, der Witz nicht fremd, und würklich glaubten wir bis zum achten Auftritt des ersten Acts dem 'Preise' den Preis zuerkennen zu müssen. Aber — das Stück hat mehrere große Fehler. ... Am mißlungensten ist wohl die Entwickelung, wo ein alter Kaufmann, der in seinem Leben kein Dichter war, auf einmal ein Lustspiel schreibt, welches den Preis davon trägt. ... Ob wir nun gleich auch diesem Stücke den Preis versagen müssen, so zweifeln wir doch nicht, daß es einen Verleger finde und gedruckt jeden Leser überzeugen werde, daß das Publicum von dessen Verfasser wahrscheinlich noch viel Gutes zu erwarten hat.

Am Schluß des Ganzen versichert Kotzebue:

> Wenn die sämtlichen Herren Verfasser, wie wir hoffen [!], ihre Lust-

[1]) Die Stellen des Urteils, die über den Inhalt des Lustspiels orientieren (wenn Kotzebue sie auch mit zur Begründung seiner Entscheidung anführt), haben wir im IV. Abschnitt mitgeteilt. Im Folgenden beschränken wir uns also auf die rein beurteilenden Partien. Die Sperrung ist frei behandelt.

spiele drucken lassen, so wird das Publikum bekennen müssen, ... daß es ... unmöglich war Einem dieser vierzehn Stücke den Preis zuzuerkennen. ... leider müssen wir fürs erste die Hoffnung aufgeben, daß doch endlich einmal ein Genie für eine Gattung erwachen werde, deren unsere gräcisirte Bühne jetzt so sehr bedürftig ist[1]).

Dazu setzt Merkels Verleger die Randnote:

Sämmtliche Verfasser werden ersucht, ihre Manuscripte in der Frölichschen Buchhandlung allhier wieder abfordern zu lassen.

Im Laufe des 28. Februars schrieb Hoffmann an Hippel. Er berichtet über die Rückfahrt und die Heimkehr (eine Stelle darüber haben wir bereits zitiert): Frau und Pflegetöchterchen habe er gesund vorgefunden, die erstere sei dem Portrait (das Hippel vielleicht für etwas geschmeichelt erachtet hatte)[2]) „ähnlicher als je". Im übrigen schildert der Brief lebhaft die wallende Gärung, in die sein Geist durch die lang entbehrte Aussprache mit einem Freunde versetzt ist: „auf mich hat unser Beysammenseyn diesmahl mit besondrer energischer Kraft gewirkt; ich fühle mich emporgehoben über die Kleinigkeiten, die mich hier umgeben — eine bunte Welt voll magischer Erscheinungen flimmert und flackert um mich her — es ist als müsse sich bald was großes ereignen — irgend ein KunstProdukt müsse aus dem Chaos hervorgehen! — ob das nun ein Buch — eine Oper — ein Gemählde seyn wird — quod diis placebit". Nunmehr deutet er, „um dem Dinge näher zu kommen", zwei größere Pläne an, einen literarisch-musikalischen und einen literarisch-künstlerischen, für die er den Freund zu interessieren sucht und an denen dieser, wie in alten Zeiten, direkt oder indirekt teilnehmen soll. Wir analysieren im Folgenden diese Ausführungen, da in Hippels Abschrift, der unser Abdruck hier allzu treu gefolgt ist, durch verfehlte Absatzbildung die Disposition völlig unkenntlich geworden ist.

Zunächst handelt es sich um die am Tage zuvor aufgetauchte Idee eines komischen Singspiels. Hoffmann hofft, hier auch textlich „ein ziemlich drolliges Ding" zu liefern, da der 'Freimüthige' ihm entschiedene Anlage zum Lustspieldichter zugestanden habe. Erst bei dieser Gelegenheit gesteht Hoffmann Hippeln („unter anderm", mit köstlich gespielter Gleichgültigkeit und Blasiertheit[3])) seine Mitbewerbung um den Lustspielpreis (und deren

[1]) Zu diesem Stoßseufzer Kotzebues sei eine Randnote gestattet: In dem Jahre des Preisausschreibens, 1803, hatte der kürzlich von Huber im 'Freimüthigen' gelobte Verfasser der 'Familie Schroffenstein' nach Pfuels Bericht diesem drei Szenen des 'Zerbrochenen Kruges' diktiert; und fünf Vierteljahre nachdem Hoffmann zum letzten Male Königsberg verlassen, im Mai 1805, kam Kleist auf zwanzig Monate dorthin und vollendete daselbst das größte Lustspiel der deutschen Literatur. Es ist ein wunderlicher Zufall, daß gerade im 'Freimüthigen' die beiden großen Romantiker zum ersten Male gewürdigt worden sind, und zwar nach unreifen Erstlingsarbeiten, während dann Goethe die Meisterwerke beider kalt abgelehnt hat.

[2]) Es kann sich aber bei dem Portrait auch um das Bildnis einer anderen Person handeln, das Hippel besaß und das zufällig Michalinen ähnelte. Hippel hat leider den Schluß des Satzes wieder gestrichen.

[3]) Statt „verfassen" sagt er, um ja nicht feierlich zu werden, in einem Abschnitt von vier Sätzen „in aller Eil zusammenschmieren", „in aller Eil zusammenschreiben" und nach Gelegenheit zusammenschmeißen".

Ergebnis) ein! Hippel, heißt es am Schluß, müsse den Text begutachten, ehe er ihn einer Bühne einreiche.

Der zweite Plan, für den Hippels Mitwirkung in wesentlich größerem Umfange geheischt wird, stellt eine Erweiterung der in Leistenau besprochenen Gargantua-Idee dar. Hoffmann verspricht, mit dem 'Riesen Gargantua' anzufangen, sobald das Versetzungsreskript eingelaufen sei; er schlägt aber nunmehr Hippeln vor, gemeinsam mit ihm noch einige andere witzige Aufsätze zu schreiben. Hoffmann will dann eine Reihe satirischer Zeichnungen dazu anfertigen, für die vielleicht auch Hippel ihm Einfälle liefern könne. Das Ganze, der 'Riese Gargantua', die sonstigen Aufsätze und die (in Kupfer zu stechenden) Zeichnungen, solle dann als Taschenbuch für 1805 herauskommen. Einen gut zahlenden Verleger werde Hippel wohl kennen. „Das Taschenbuchformat allein", schreibt Hoffmann, begeistere ihn schon zu „allerlei skurrilen Ideen".

Zwei Tage nachdem Hoffmann Hippeln en passant über das Ergebnis des Preisausschreibens berichtet, schrieb er an den neuen Verleger des 'Freimüthigen' (resp. an den alten von 'Ernst und Scherz'), der sich, wie wir gesehen haben, erboten hatte, den Bewerbern auf Verlangen ihre Manuskripte zurückzugeben [1]). Da Kotzebue und Iffland, schrieb er, seinem Stück einen Verleger in Aussicht gestellt hätten, so begebe er sich auf die Suche nach einem solchen und fange bei Frölich an; er biete diesem das Manuskript für den zehnten Teil des ausgesetzten Preises (also 10 Friedrichsd'or = 150 Mark) an. Die Preisrichter hätten zwar seiner Empfindung nach manches übersehen, was er zu seinen Gunsten geltend machen könne; er sei jedoch andrerseits gesonnen, „noch vor dem Druck durch manche Änderung dem Tadel des Areopags da, wo er gerecht ist, zu begegnen". Wie im Vorjahre Sandern gegenüber bleibt er auch hier anonym [2]).

Drei Tage darauf, am Sonntag Oculi, schreibt Hoffmann einem Musikverleger: er schickt an Naegeli, der vierthalb Monate vorher die Klavierfantasie abgelehnt hatte, mit einem überaus artigen Begleitbrief (S. 12) für das Repertoire

---

[1]) Der Brief ist im Konzept vom 1. Febr[uar] datiert. Da aber Kotzebues Urteil, von dem der Brief ausgeht, erst um den 10. Februar erschien (nämlich im zweiten der vier Februarstücke des Anzeigers), so ist offenbar der 1. März gemeint: Hoffmann hat — wozu wohl jeder neigt, der häufig Daten zu schreiben hat — am Anfange des neuen Monats versehentlich noch den Namen des alten geschrieben. Die Datierung auf S. 11 meiner Briefausgabe ist in Ort und Zeit danach zu berichtigen.

[2]) Als äußere Adresse für die Antwort gibt Hoffmann diesmal nicht den Berliner Vetter an, sondern einen Regierungsrat in P[lock]: wenn ich recht lese, Hrn. V. Dieser Buchstabe könnte nur den Ostpreußen Ludwig August Ferdinand Voß bezeichnen, der, um 1755 geboren, um 1774 in den Staatsdienst getreten, Justizburgemeister zu Stolzenberg im Kreise Heiligenbeil und 1797 Regierungsrat zu Thorn geworden war; er war 1801 mit den übrigen Mitgliedern des Obergerichts nach Plock gekommen (wie Reichenberg ohne Familie, aber mit eigenen Möbeln) und wird in den Konduitenlisten stets als fleißig, ordentlich, gründlich und von musterhafter Führung bezeichnet. Da eine private Beziehung dieses Kollegen und Landsmanns zu Hoffmann sich nur aus dieser Konzept-Abbreviatur erschließen läßt, so haben wir ihn absichtlich oben in 13 nicht genannt.

des Clavecinistes eine Sonate — vielleicht dieselbe (in As dur), die am 5. Januar an Schott gesandt und von diesem wohl nicht angenommen war[1]).

In denselben Tagen, um den 1. März herum, brachte Hoffmann eine der „skurrilen Ideen" zu Papier, auf die ihn das Taschenformat des geplanten Satirenbuchs gebracht hatte: 'Die Feuersbrunst. Ein DosenGemählde von Rembrand', eine trotz des kleinen Formates sorgfältig ausgeführte Bleistiftzeichnung mit einer größeren Textbeigabe, die das angebliche alte Bild in Lichtenbergs Art behaglich psychologisch ausdeutet.

Am 10. März traf endlich das am 16. Februar vollzogene Versetzungsreskript ein. Hoffmann malte sich aus, wie er „im Hain von Lazeki und in den breiten Alleen des Sächsischen Gartens" sich zu großen Werken begeistern werde (an Hippel 205). Im Vorgefühl dieses Glückes begann er noch in Plock die vorläufige Reinschrift des Singspiels im 'Miscellaneen'-Buch; er betitelte das auf zwei Akte berechnete Stück 'Der Renegat'. Aber die Niederschrift, auf deren Titelblatt sich die Daten „März 1804" und „22 März" finden, bricht in der 5. Szene mit der ersten Zeile eines Quartetts ab; von der Musik scheint keine Note geschrieben zu sein.

Ob ein zweites Singspielfragment, 'Faustina', noch in die Plocker Zeit zurückgeht, ist ungewiß; man wird es bis auf weiteres annehmen dürfen, da Hoffmann, wie wir gleich sehen werden, in Warschau zunächst keine Muße für künstlerische Arbeiten fand.

Von Naegeli kam, wie eine betrübte Randbemerkung zum Briefkonzept vom 4. März uns zeigt, diesmal überhaupt keine Antwort. Ob Frölich wenigstens das Manuskript des Lustspiels zurückgesandt hat, ist nicht bekannt.

Im April dürften Hoffmanns nach Warschau umgezogen sein. Dort ist Hoffmann dann trotz aller guten Vorsätze im ersten halben Jahre zu keinem größeren Werk gekommen: die Arbeit in Zivil- und Kriminalprozessen hinderte die Ausführung der beiden im Februar gefaßten Pläne; oder, wie Hoffmann anschaulich an Hippel schreibt (205/06), der Riese Gargantua lag erschlagen unter achtundzwanzig Bänden Konkursakten, und der Renegat ächzte unter den Akten für drei Totschlagsprozesse. Unterdes ging dem jungen Künstler ein neues Leben auf im Umgange mit Musikern und Musikfreunden wie Franz Adam Morgenroth und Friedrich Wilhelm Mosqua, mit Dichtern und Freunden der Dichtkunst wie Zacharias Werner, Heinrich Loest und Eduard Itzig; und als er im Dezember 1804 ein Singspiel komponierte, da handelte es sich weder um den 'Renegaten' noch um die 'Faustina', sondern um Clemens Brentanos 'Lustige Musikanten'.

[1]) Die Antwort bittet er an den R[egierungsrat Voß in Plock?] zu adressieren.

Aus der ersten Szene des ‘Renegaten’.

[Zwei Sammlungen Hoffmannscher Erzählungen]

E. T. A. Hoffmann. 'Phantastische Geschichten.' Ausgewählt von Mira Antonia Deutsch. Eingeleitet von Ferruccio Busoni. Mit einem biographischen Nachwort von Georg Goyert. Illustriert von Ernst Stern. (München, Georg Müller.) – 'Das Grausen'. Unheimliche Geschichten von E. T. A. Hoffmann. Herausgegeben von Theodor Albert Ritter v. Riba. Mit Bildern von Helmuth Stockmann. (Berlin, Borngräber.)

Die Borngräbersche Auswahl bietet sechs Erzählungen: zwei aus den 'Phantasiestücken', drei aus den 'Nachtstücken' und – sehr überflüssigerweise – eine aus den 'Serapionsbrüdern', die Hoffmann selbst als schlechte Wiederholung einer (hier gleichfalls gebrachten) älteren Arbeit charakterisiert hat. Immerhin ist die Sammlung unter einem bestimmten Gesichtspunkt ausgewählt und gewinnt so an Einheitlichkeit, was sie an Vielseitigkeit einbüßt; zu protestieren ist weniger gegen die klare, wenn auch einseitige Absicht der Zusammenstellung, als gegen den kolportagehaften Titel und die den Dichter kompromittierende Behauptung auf dem Umschlage, daß der Band „Das Beste aus den Werken" Hoffmanns enthalte. Die besten seiner Schriften sind nach Hoffmanns eigener Schätzung, der man nur beistimmen kann, nicht diese Gruselgeschichten, sondern einerseits die mystisch-symbolischen Märchen, andererseits die Bekenntnisdichtungen, wie die Biographie Kreislers. Die Illustrationen sind belanglos; sie suchen Preetorius mit Beardsley zu vereinigen, kommen aber über einen matten Akademismus à la Bayros nicht hinaus.

Die Georg Müllersche, um die Hälfte umfangreichere Auswahl bringt 14 meist kürzere Erzählungen, darunter zwei kleine gute ('Don Juan' und 'Haimatochare') und neben Mittelgut mehrere von den allerschlechtesten; ein Prinzip der Auswahl ist so wenig zu erkennen wie eins der Anordnung (auf den 'Don Juan' von 1812 folgen unmittelbar die 'Räuber' von 1821). Das biographische Nachwort ist wertlos (es wird zweimal versichert, Hoffmann sei „Theaterdirektor" in Bamberg gewesen; die beiden entscheidenden inneren Erlebnisse Hoffmanns, die glückliche Liebe zu Frau Hatt und die unglückliche zu Julie Mark, sind Herrn Goyert unbekannt geblieben); dagegen sind Sterns Illustrationen, wenn nicht mit Liebe, doch mit Geist und Schmiß gemacht, und Busonis Bemerkungen über Hoffmanns Technik sind so, wie man sie von diesem feinen und gründlichen Kenner Hoffmanns erwartet.

Hans v. Müller.

ZWEI EXKURSE ZUM 'RITTER GLUCK'

Quelle idée Hoffmann se fait-il de la folie? D'où vient-elle? Et n'a-t-elle point une valeur plus haute que celle que lui accorde l'opinion populaire? Sérapion déclare à ceux qui veulent le convertir à la raison qu'il mêne depuis de longues années une vie tranquille et contemplative, en paix avec Dieu et avec la nature; le monde extérieur lui est fermé, le monde de l'âme ne s'en épanouit que plus magnifiquement sous ses yeux: car la folie est un moyen de connaissance spirituelle . . . Folie, sympathie, rêve, somnambulisme, ce sont aux yeux des théoriciens du temps autant de termes presque équivalents, exprimant au point de vue métaphysique et mystique un mode de conscience plus directe de la réalité cachée, une relation immédiate avec l'au-delà . . . „Il est caracteristique, dit Euphémie dans les 'Elixirs', que souvent des aliénés, comme s'ils étaient en rapport plus étroit avec l'Esprit, et bien que sous l'impulsion d'un principe spirituel étranger, pénètrent ce qui est caché au fond de nous, et l'expriment en accords étranges" (Grisebach II, 64). Mais pour Hoffmann c'est de l'au-delà que les aliénés tiennent cette faculté de divination, c'est de la Puissance supérieure qui dispose à son gré de la force spirituelle dont nous ne sommes ici-bas que les dépositaires et non les possesseurs (VI, 23); c'est son caprice qui nous envoie la folie; mais elle réserve à ses victimes de soulever le voile d'Isis.

Paul Sucher.

Im Jahre 1808 erschien in den Schlußbänden der ersten Cottaschen Gesamtausgabe von *Goethes* Werken u.a. der vollständige Text des ersten 'Faust'-Teiles, und darin von bisher ungedruckten Stücken Faustens *zweites Selbstgespräch* (mit dem Selbstmordversuch), der *Osterspaziergang* und der darauf folgende *dritte Monolog* (mit Mephistopheles als fahrendem Schüler), *Valentins Tod*, die *Walpurgisnacht* und die drei letzten, schon in der Sturm-und-Drang-Zeit konzipierten Szenen, insbesondere der schauerliche Abschluß bei der *wahnsinnigen Kindesmörderin im Kerker.*

Im selben Jahre zeigte Goethes junger Rivale *Kleist* im 'Phöbus' eine Schatzkammer von Herrlichkeiten: die *'Marquise von O.'* und Proben aus dem *'Käthchen von Heilbronn'*, dem *'Zerbrochenen Krug'*, dem *'Robert Guiskard'*, der *'Penthesilea'*, dem *'Kohlhaas'*.

In diesem großen Jahre der deutschen Romantik – denn auch die neuen 'Faust'-Szenen sind durchweg romantischen Charakters; klassisch sind von den zwölf hier genannten Texten wohl nur der Osterspaziergang und der Kohlhaas – gab ferner *Friedrich Schlegel* sein Buch *'Von Sprache und Weisheit der Inder'* heraus, aus dem die europäische Philosophie und Sprachwissenschaft, die seit zweitausend Jahren nach Griechenland geblickt hatten, von höherer Warte aus weiter nach Osten schauen lernten. Der Benediktiner Thaddeus Anselm *Rixner* veröffentlichte – als deutsche Übersetzung der 1801–02 von Anquetil-Duperron in lateinischer Sprache

mitgeteilten Upanischads – den *'Versuch einer neuen Darstellung der uralten Indischen All-Eins-Lehre'*. Und schließlich erschienen 1808 G.H. Schuberts *'Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften'*.

Dieses Jahr war es, in dem Hoffmann, im dreiunddreißigsten Lebensjahre, den 'Ritter Gluck' schrieb, seine erste romantische Erzählung (und die früheste größere literarische Arbeit von ihm, die auf uns gekommen ist). Ältere und neuere Deutungen des schwer zu fassenden Werkes legen wir im ersten Exkurse dar; über Hoffmanns Vorlage und über einen zweiten Plan ähnlicher Art berichten wir im zweiten Exkurs.

Hoffmann sandte das Manuskript am 12. Januar 1809 an Friedrich Rochlitz, der den Anstoß zur Erfindung gegeben hatte, und bat ihn mit versteckter aber umso wirksamerer Schmeichelei (s. den zweiten Exkurs) um Aufnahme des Werkchens in die *Allgemeine Musikalische Zeitung.* Der Redakteur mochte die Arbeit seines Lesers nicht ablehnen, wenn er ihr auch einige Zähne ausbrechen zu sollen glaubte. So zurechtgemacht erschien der 'Ritter Gluck' am 15. Februar.

ERSTER EXKURS

PERSÖNLICHKEIT UND VORSTELLUNGEN DES UNBEKANNTEN

I. Die Persönlichkeit

Wir führen im folgenden zunächst die bisher vorgebrachten Deutungen [1] vor und schalten in der Regel die sich zunächst aufdrängenden Einwendungen gleich ein. Dann legen wir unsere eigene Auffassung dar und begründen sie im Zusammenhang. Wiederholungen lassen sich dabei nicht vermeiden; doch hoffen wir Verzeihung dafür zu erlangen, da die neue Auffassung des Stückes hier zum ersten Male ausführlich dargelegt wird.

Der Unbekannte gilt

1) für Gluck selbst, u. z.

a) für den noch normal lebenden Gluck (so bei Contessa und Menzel),

b) für den nicht gestorbenen, sondern infolge eines Fluches nach Art des ewigen Juden ewig weiterlebenden Gluck (so *die eigene Meinung des Helden* und die des v. Klg. in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung),

c) für den aus dem Jenseits auf die Erde zurückgekehrten Geist des 1787 verstorbenen Gluck (so Wildenbruch, Wolzogen, Grisebach, Ellinger);

2) für eine nur in der Phantasie des Erzählers existierende Halluzination, der objektiv keinerlei Realität entspricht (so Klinke);

3) für einen gut 50jährigen, also um 1755 geborenen Mann, der die fixe Idee hat Gluck zu sein (so mit dem Verf. selber Pniower und Černy).

1 a. Der unbekannte ist der noch normal lebende Gluck.

Contessa, 'An den Herrn Kammergerichtsrath Hofmann [sic] in Berlin' (Rheinisches Taschenbuch für das Jahr 1820 [Darmstadt, Heyer & Leske] S. 184 f): „Ich habe mir auch in diesen Fantasiestücken sonst viele wunderliche Dinge gefallen lassen, wie z.B. den Ritter Gluck, mit dem Sie unter den Zelten in Berlin gesessen haben wollen, obgleich die ganze Welt weiß, daß dieser Mann bereits Anno 1787 den 15ten November in Wien verstorben ist; denn hier, merkte ich wohl, lag eine satyrische Absicht versteckt".

1. Ellinger befindet sich im Irrtum, wenn er in seiner Ausgabe der Werke Hoffmanns (1. Aufl. Bd. 15, S. 148) die von ihm vertretene Gespenstertheorie (s. unter 1 c) für „die bisher allgemein geltende Auffassung" hält. Wie wir zeigen, bestanden daneben zwei verwandte Auffassungen (s. unter 1 a und b) und eine völlig abweichende (s. unter 2).

Contessa nimmt also – vermutlich im Scherze – an, daß Hoffmann den Leser mittels eines groben Anachronismus *mystifizieren* will. Einen Scherz von genau dieser Art hat Hoffmann in der Tat *wenige Tage nach der Absendung des 'Ritters Gluck'* in Bamberg zu Papier gebracht und wohl bei Gelegenheit seinen Berliner Freunden zum besten gegeben. Er erzählt dort, wie ein aus Spanien stammender Knabe unter Förderung Friedrichs des Großen herangebildet wird und es wirklich zum Justizbürgermeister von Stargard bringt, dann aber in seine Heimat zurückkehrt und sich dort als Dramatiker auszeichnet; *ganz zum Schluß* ergibt sich, daß dieser Wunderknabe – Calderón ist, (der doch bekanntlich bei Friedrichs Geburt schon über 30 Jahre lang tot war). Es ist nicht ganz unmöglich, daß Hoffmann im Januar 1809 diese Schnurre als eine Art Parodie zu seinem Gluck konzipiert hat; beim Gluck selbst ist an etwas ähnliches natürlich nicht zu denken, da es hier offenbar auf alles andere als auf einen Witz abgesehen ist.

Wolfgang *Menzel*, 'Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit' (Stuttgart, Krabbe) Bd. 3 (1859), S. 360: „Der Enthusiast trifft im Berliner Thiergarten mit einem alten Herrn zusammen und spricht mit ihm über Musik, trifft ihn wieder im [!] Theater bei der schlechten Aufführung der Gluck'schen Armide und wird von ihm *in sein Haus* mitgenommen. Hier spielt derselbe die Armide selbst aufs genialste dem Enthusiasten vor und giebt sich ihm dann als der Ritter Gluck zu erkennen".

– Menzel scheint anzunehmen, daß Gluck damals in *Berlin* wohnte. *Maassen* weist in Bd. 1 seiner Hoffmann-Ausgabe S. 481 darauf hin, daß Gluck bekanntlich schon 1787, u. z. in *Wien*, gestorben war. S. XV sagt er Note 2: „Daß Hoffmann in Gluck nicht den Komponisten selbst geschildert hat, braucht kaum betont zu werden." Aber *wen oder was* Hoffmann tatsächlich geschildert *hat*, wird mit keinem Worte erörtert.

1 b. Der Unbekannte ist der nach Art des ewigen Juden weiterlebende Gluck.

1807 hatte der Unbekannte geschildert, wie er qualvolle Jahre im Reiche der Träume verlebt habe. 1808 erzählt er seinem Gast, *danach* habe er die 'Armida' geschrieben. Das sei von einer höheren Macht als Indiskretion angesehen, „und eine eiskalte Hand faßte in dies glühende Herz. Es brach *nicht*; da wurde ich verdammt, zu wandeln unter den Unheiligen wie ein abgeschiedener Geist – *gestaltlos*, damit mich niemand kenne".

Der Unbekannte erklärt also ausdrücklich, er, Gluck, sei *nicht* gestorben, aber – ganz wie Ahasver – verdammt, *wie* ein abgeschiedener Geist unter den Menschen zu leben. In der Tat hat Hoffmann einen derartigen Fall später in der 'Brautwahl' dargestellt. Der Goldschmidt Leonhard ist hier, wie aus seiner Rede an Albertine im 6. Kapitel hervorgeht, tatsächlich der weiterlebende Leonhard Turnhäuser aus dem 16. Jahrhundert, wie Manasse der weiterlebende Lippold ist. So hat nun der Rezensent der 'Jeanischen Allgemeinen Literatur-Zeitung' (er unterschreibt sich *v. Klg.* [1]) im Dezember 1815 auch den Helden unserer Geschichte aufgefaßt. „Gluck ist zum Schicksal des ewigen Juden verdammt . . . Die Gestalt dieses Gestaltlosen

1. Es handelt sich, wie neuerdings festgestellt wurde, um den Historiker Karl Ludwig v. Woltmann (1770–1817), der 1795–97 als a.o. Philosophieprofessor in Jena gewirkt hatte, dann als Diplomat tätig war und seit 1813 in Prag lebte. [F.S.]

[oder soll dies bloß hier heißen: seiner *wahren* Gestalt beraubten?] malt der Verfasser übrigens mit genauen Zügen aus, und wir geben seine Schilderung als eine Probe von seinem Unvermögen, trotz aller Genauigkeit des individuellsten Details das innere Wesen [Glucks!!] aus der äußeren Erscheinung hervortreten zu lassen.

[Folgt die Schilderung, die der Enthusiast von dem Sonderling in Webers Garten Unter den Zelten gibt: *Fantasiestücke* [1] I 14 f.]. Wer hat Glucks Musik, wer von seiner Art gehört, und findet diese *Vorstellung* des großen Meisters nicht *höchst lächerlich*? Aber die Beschreibung seines *Behabens*: seine schwülstigen phantastischen Reden; sein Euphon, der klingt und nicht klingt; die Art wie er sich benimmt, als einige Bierfiedler die von ihm geforderte Ouvertüre der Iphigenie ausführen – bilden einen *noch lächerlicheren* Kontrast so mit Gluck selbst als sogar mit dieser [a. a. O. geschilderten] Figur, worin ihn [Gluck] freilich niemand auf Erden erkennen wird".

– Wir können nicht umhin, diese Beobachtungen weit gewissenhafter zu finden als die in den letzten dreißig Jahren gemachten, auf Grund derer immer wieder versichert wird, Gluck sei in der Schilderung des „Sonderlings" frappant getroffen und man wundere sich daher gar nicht, wenn dieser zum Schluß sich als Gluck vorstelle. Es liegt hier ein interessanter Fall von Massensuggestion infolge einer vorgefaßten Ansicht vor. Hoffmann wollte den Leser durch Häufung extremster Wunderlichkeiten spannen und eine ganz unerwartete Lösung vorbereiten; aber bei den Lesern, die die Überzeugung mitbringen, daß Gluck gemeint sei und daß der historische Gluck sich auch wohl ungefähr so benommen und ausgedrückt habe, hat er seinen Zweck auf das verzweifeltste verfehlt.

Nein, der gestrenge Herr v. Klg. hat durchaus Recht, daß der Unbekannte bei aller Würde mehr eine Parodie auf Gluck als ein Abbild desselben ist. Unrecht hat er nur mit der Voraussetzung, die er mit den modernen Lesern teilt, daß Hoffmann *ein Abbild Glucks habe geben wollen*. Kurz vor der 'Brautwahl', in der der durch einen übernatürlichen Eingriff weiterlebende Turnhäuser und sein Gegenspieler auftreten, ist die Erzählung von dem *Grafen von P.* aus M[ünchen] geschrieben, der sich für den heiligen Serapion hält. Dieser, nicht Turnhäuser und Lippold, ist das Gegenstück zu unserm Helden. Wie Lippold auf dem Neumarkt zu Berlin gevierteilt ist, so erlitt der heilige Serapion „unter dem Kaiser Decius das grausamste Märtyrerthum. Man trennte bekanntlich die Junkturen der Glieder und stürzte ihn dann vom hohen Felsen herab." Als man dies aber dem Grafen von P. vorhält, erwidert er: „Die Allmacht Gottes hat mich mein Märtyrerthum glücklich überstehen lassen . . . Ein heftiger Kopfschmerz und ebenso heftiges Ziehen in den Gliedern – nur das allein erinnert mich noch zuweilen an die überstandenen Qualen." Eine entsprechende Wahnvorstellung hat der Held unserer Geschichte. Doch ehe wir das ausführen, wenden wir uns den Deutungen unserer älteren Zeitgenossen zu.

1 c. Der Unbekannte ist der Geist des 1787 verstorbenen Gluck.

– Es liegt auf der Hand, daß diese Auffassung nur erträglich ist, wenn man sich, wie Hans von Wolzogen, auf die Schlußszene beschränkt, oder wenn man, wie der Dramatiker Wildenbruch, kühn aus den beiden Teilen, die 1807 und 1808 spielen und durch mehrere Monate getrennt sind, einen dritten macht, der an *einem Abend* des Jahres 1809 spielt.

Ein solches einmaliges Gastspiel, das Glucks Geist in Berlin absolviert, um sich ein für alle Mal mit seinem Verehrer, dem Erzähler, auszusprechen, könnte man

sich allenfalls gefallen lassen. Auch Ellinger läßt in seiner Biographie Hoffmanns von 1894 (S. 81 f.) die Geschichte (die, wie Ellinger wußte, im Februar 1809 *erschienen* ist) sich innerhalb *weniger Tage des Herbstes 1809* abspielen.

Wolzogen, Bayreuther Blätter, April/Mai 1895, S. 13 (wiederholt ca. 1906 in der Deutschen Bibliothek Bd. 63, S. 23/34): „jene wunderbare Erscheinung des längst gestorbenen Gluck" . . . „wie unmittelbar lebendig und wahrhaftig erscheint uns der Meister der 'Alceste' hier *im geheimnisvollen Abenddunkel* an seinem Klavier, sodaß *eben dadurch* seine nur noch gespenstische Existenz . . . über alle Maaßen *geisterhaft*, nämlich völlig dichterisch-phantastisch wird!"

Grisebach (1899) XXXVIII: „Das *Hineinragen* einer fantastischen . . . Geisterwelt in das Alltägliche . . . ist . . . dargestellt."

Wildenbruch (1901): „sind Sie je bei den Zelten vorbeigegangen, ohne daß Ihnen die sonderbare Erzählung eingefallen wäre, wie dort, im Jahre 1809, mitten unter dem Berliner Kaffeepublikum der bereits 1787 verstorbene »Ritter von Gluck« *erscheint*, sich über die schlechte Musik ärgert und [von den Zelten aus!] mit dem Erzähler tief in der Nacht[!] nach Haus geht, um ihm, in dem er einen Geistesverwandten erkennt, auf einsamer Stube seine Armida vorzuspielen? "

Ellinger (1912) Bd. 15, S. 148: „*man hat . . . anzunehmen,* daß es der *zur Erde* [u. z. ausgerechnet nach Berlin!] *zurückkehrende* Gluck selbst ist, der dem Dichter erscheint".

Die Hypothese wirkt absurd, wenn man Hoffmanns Erzählung aufmerksam liest: man erfährt dann, daß der Unbekannte eine feste Wohnung mit eigenen Möbeln in Berlin innehat und erst im Herbst 1807, dann im Winter 1808 mit dem Erzähler zusammentrifft. So viele Umstände wird sich doch der verehrungsbedürftigste Geist nicht um einen Adepten machen.

2. Der Unbekannte ist gar nicht vorhanden, sondern existiert nur in der krankhaften Phantasie des Erzählers.

Den Übergang von der vorigen Deutung zu der jetzt zu behandelnden bieten Darstellungen unserer Geschichte, die zweideutig bald von „Geist", bald von „Vision" reden. So heißt es im Juni 1815 in der Besprechung der ersten drei Bände der 'Fantasiestücke', die in der *Hallischen* 'Allgemeinen Literatur-Zeitung' erschien: „Der Verfasser läßt seinen [Glucks] *abgeschiedenen Geist*, der indes mehr der Geist seiner eignen Phantasie ist, in dem Geräusch von Berlin erscheinen. *Vision und Wirklichkeit* sind hier sehr kühn in Eins verschmolzen."

Während z. B. Ellinger dem gegenüber unzweideutig den „Alten" für den durchaus *wirklichen*, „zur Erde zurückkehrenden" Geist Glucks deklariert, hat sich auch ein Ausleger gefunden, der mit gleicher Entschiedenheit umgekehrt den „Alten" für ein *Phantom* erklärt, eine Halluzination, eine Ausgeburt der Phantasie des Erzählers. Um zu diesem Ziele zu gelangen, mußte der Kritiker allerdings die *äußeren Vorgänge* der sechs Szenen, die von Hoffmann mit bewunderungswürdiger, ja schlechtweg klassischer Klarheit und Anschaulichkeit dargestellt sind, in einer Weise verwirren und vergewaltigen, gegen die Wildenbruchs Bearbeitung ein harmloses Unternehmen ist.

Dr. med. Otto *Klinke*, Oberarzt an der Irrenanstalt zu Brieg, führt 1903 in seiner Schrift 'E.T.A. Hoffmanns Leben und Werke. Vom Standpunkt eines Irrenarztes' (Braunschweig, Sattler) S. 67 f. aus:

Der Erzähler „ist ein *nervöser, zerstreuter* Mensch, der *mitten im Konzert nichts hört*" [– so fängt die Inhaltsangabe an. In Wirklichkeit ist der Erzähler ein völlig normaler Mensch, dem die Biermusik fatal ist und der deshalb möglichst weit ab von ihr Platz nimmt. Doch hören wir weiter:]

> „und von den vielen, im Sonntagsstaat herumlaufenden Spaziergängern und Zuhörern niemand beachtet, sondern seinen Phantasieen nachhängt und grübelt. Da wecken einzelne, schlecht ausgeführte Oktavengänge der Kapelle seine Aufmerksamkeit, und ob er nun durch den Inhalt oder die Rhythmen des vorgeführten Tonstückes selbst an Gluck erinnert wird oder ob der Ingrimm über die schlechte Musik ihn gerade den genialen Reformator der Oper herbeisehnen läßt – genug, der Gedanke an Gluck verläßt ihn nicht mehr[!], und in Klang und Bild *verfolgt er ihn* wie zwangsmäßig. Erst *glaubt* er nun, eine Weile darauf[!!], einen *gleich-denkenden* und -fühlenden Musikverständigen in seiner Nähe sitzen zu sehen [darum begrüßen sich die Herren wohl zunächst mit Verwünschungen] und unterhält sich mit ihm, wobei er, gewissermaßen in illusorischer Umdeutung, das in der Erinnerung noch ganz unbestimmt geschaute Bild Glucks auf den Unbekannten *überträgt* und in allgemeinen Zügen andeutet, bis es seiner Phantasie[!] wieder entschwindet; dann *rennt er* [einige Monate lang] voller Unruhe dem Unbekannten nach, *immer dabei an Gluck denkend*, und glaubt ihn auch schließlich in der Nähe des Opernhauses abermals zu sehen. Durch die Nähe des Theaters finden die schon wachgerufenen Vorstellungen über Musik und Gluck weitere Nahrung und bleiben so übermächtig bei ihm, daß er noch *nach Tagen* [nach was für Tagen denn?] nicht davon loskommen kann. Die Phantasie [Klinkes] hat *unterdessen lebhaft weitergearbeitet*: die Gestalt Glucks wird immer deutlicher, wie mit Maleraugen, konzipiert und herausgearbeitet; der Inhalt der Oper Armida, mit der er sich beschäftigt, erweitert sich beim Erklingen in der Erinnerung[!] zu neuen, gewaltigen Klang-Kombinationen, und nun tritt ihm, aus dem Dunkel *des Zimmers* [wohl von Hoffmanns Zimmer? oder von welchem? ?], Gluck in vollem Kostüm entgegen."

– Eine Bemerkung *pro domo* sei hier gestattet. Wer diese unqualifizierbare Wiedergabe von Hoffmanns Szenen gelesen hat, der wird hoffentlich zugeben, daß *recht viele* Leser – denn Herr Klinke, der 239 Seiten über Hoffmann geschrieben hat, ist doch wahrscheinlich nicht dessen schlechtester Leser – die anscheinend so plumpen Behelfe, die wir in unseren Überschriften [zu den einzelnen Szenen des 'Ritters Gluck',[1] nämlich I. Im Tiergarten, an einem Oktobersonntag 1807: Im Garten von Webers 'Zelt' – In Webers Gastzimmer – Beim Brandenburger Tor; II. In der Stadt, am 19. Februar 1808: Am Opernhause – Unterwegs – In der Wohnung des Unbekannten] geben, insbesondere die Hinweise auf Zeit und Ort, *bitter nötig* haben.

Also der Irrenarzt Klinke hätte von seinem „Standpunkt" aus den reisenden Enthusiasten am Kragen genommen und zur Kaltwasserbehandlung an seinen Kollegen in der Charité abgeliefert. Gott schütze uns alle vor solchen Diagnostikern. Denn Herr Klinke hätte es damit unseres Erachtens so getroffen wie der Zahnarzt, der den gesunden Zahn ausreißt und den kranken daneben stehen läßt: wir glauben ja auch, daß Wahnvorstellungen in unsere Geschichte hineinspielen, wir finden sie aber nicht im geringsten bei dem Enthusiasten, sondern bei dem Unbekannten.

1. in der erst 1921 erschienenen Ausgabe der 'Zwölf Berlinischen Geschichten aus den Jahren 1551–1816. Erzählt von E.T.A. Hoffmann'. [F.S.]

3. Der Unbekannte ist ein gut fünfzigjähriger Mann, der sich einbildet Gluck zu sein.

Die richtige Deutung des Ganzen bricht sich erst im 20. Jahrhundert Bahn, nachdem zu Neujahr 1903 Hoffmanns Begleitbrief an Rochlitz veröffentlicht wurde, aus dem sich ergibt, daß der Held der Geschichte ein Geisteskranker ist (s.u. im zweiten Exkurs). Öffentlich vorgetragen ist die Anschauung, zu der ich mich seit der Auffindung jenes Briefes im Oktober 1901 bekenne, meines Wissens bis jetzt fünfmal: 1907 von Otto Pniower in den 'Brandenburgia' (wiederholt 1912 in der Sammlung 'Dichtung und Dichter'), 1908 von mir in den 'Süddeutschen Monatsheften' (wiederholt in dem Sonderdruck 'Hoffmann und Härtel' S. 20 f.), 1909 von Carl Schaeffer ('Die Bedeutung des Musikalischen und Akustischen in E.T.A. Hoffmanns literarischem Schaffen' S. 108, 137/38, 144), 1912 von Johann Černy in der Einleitung zu seiner Auswahl von Hoffmanns 'Kunstnovellen' [1] und 1913 von mir in einem kurzen Vortrage in der Gesellschaft für deutsche Literatur zu Berlin. Černy ist zugleich der erste, der es versucht hat, die mystischen Reden des Unbekannten zu erläutern, teilweise mit großem Glück.

Wir führen im folgenden die Indizien dafür auf, daß der „Alte"

a) nichts mit Glucks Person zu tun hat,

b) ein realer Mensch ist,

c) nervös überreizt ist und

d) an Krampferscheinungen sowie

e) an Halluzinationen leidet.

a) Der Unbekannte ist weder Gluck selbst noch Glucks Geist noch vom Erzähler als Gluck imaginiert.

Das folgt schon äußerlich aus den Ort- und Zeitangaben. Dem Verfasser als einem der genauesten Kenner Glucks (und fleißigem Benutzer von Gerbers Tonkünstler-Lexikon) war es selbstverständlich nicht nur bekannt, sondern auch jederzeit gegenwärtig, daß Gluck vor zwanzig Jahren im Alter von *dreiundsiebzig* Jahren gestorben war, daß er vorher im Alter von *dreiundsechzig* Jahren die 'Armide' geschaffen hatte und daß er in Mailand, *Wien* und *Paris*, aber nicht in Berlin gewirkt hatte. Läßt er jetzt in *Berlin* einen Mann auftreten, der etwas über *fünfzig* Jahre alt ist, so ergibt sich daraus, daß weder der Komponist der 'Armide' noch dessen Geist gemeint sein kann.

Bestätigt wird das auf Schritt und Tritt durch das durchweg absonderliche Verhalten des Mannes, das, wie Herr v. Klg. bereits 1815 überzeugend ausgeführt hat,

1. Černy nimmt an, daß Hoffmann in diesem Falle (wie in dem des wahnsinnigen Malers im 'Artushof') die fixe Idee des Mannes daraus ableitet, daß der Geist Glucks (resp. Berklingers) von dem Innern seines Verehrers Besitz ergriffen und jede Erinnerung an die eigene Persönlichkeit daraus verdrängt hat, daß also ein Fall von *Besessenheit* vorliegt. Diese Deutung vermittelt in interessanter Weise zwischen der spiritistischen Auslegung und unserer empirisch-psychiatrischen.

überall im auffallendsten Kontrast zu dem Wesen des historischen Gluck steht. Auf einzelne Punkte gehen wir weiter unten unter c)—e) ein; auf die wilden Phantasien über die furchtbaren Angsterlebnisse im Reich der Träume *vor* der Komponistentätigkeit und über die spätere Verdammung *infolge* dieser Tätigkeit weisen wir hier nur kurz hin.

So bezeichnet auch Rochlitz in seiner Rezension der 'Fantasiestücke' (in der Allg. Musikalischen Zeitung vom 17. August 1814) den „keck und sicher gezeichneten *Helden* dieser Geschichte" als „*neuen* Gluck" im Gegensatz zum „alten, echten Meister".

b) Der Unbekannte ist ein realer Mensch – weder ein Gespenst noch eine Wahnvorstellung des (völlig normalen!) Erzählers.

Belege: Hoffmann war allerdings, von dem „vermaledeiten Orchester" entfernt, *in Träumerei versunken* und hatte es infolgedessen *übersehen*, daß ein Mann sich an seinen Tisch gesetzt hatte. Ein ohrenzerreißendes Musikstück bringt ihn aber unsanft *zurück in die Wirklichkeit*, und das erste, was er in dieser Wirklichkeit bemerkt, ist eben sein Nachbar. Zunächst nimmt er diesen mit dem *Gehör* wahr: der Mann verwünscht nämlich temperamentvoll sein Pech, „schon wieder" an einen Oktavenjäger geraten zu sein. Daraufhin wendet Hoffmann ihm die *Augen* zu und hat Gelegenheit, ihn sich in Ruhe genau zu betrachten; denn der Unbekannte ignoriert ihn völlig und präpariert „mit sichtbarem Wohlgefallen" seinen *Schnupftabak.*

Mit diesem menschlich-bürgerlichen Idyll vergleiche man Ellingers Beschwörung von Glucks „zur Erde zurückgekehrten" Geist und Klinkes Theorie, wonach der angeblich *nervöse* Erzähler so heftig an den „genialen Reformator der Oper" denkt, daß er ihn vor sich sieht. Schnupftabakpräparierend vor sich sieht.

Nicht ungern läßt der „Alte", wie der zwanzig Jahre jüngere Hoffmann ihn kurz nennt, sich vom Erzähler zum *Burgunder* einladen. Nach der darauf folgenden nervösen Anstrengung durch das fingierte Dirigieren der Ouvertüre stürzt er das volle Glas *mit Einem Zuge* hinunter. Nach der zweiten Erregung, die ihm im Zimmer der mystische Vortrag über das Reich der Träume bereitet, leert er *schnell* ein zweites (oder drittes) Glas, das der Erzähler ihm eingeschenkt. Hierauf werden seine Reden noch rätselhafter; schließlich springt er auf und eilt davon. Eine Viertelstunde danach zur Rede gestellt, entschuldigt er seine Flucht damit, es sei ihm *zu heiß* geworden; einige Monate später wiederholt er: „ich habe Wein getrunken – habe mich *erhitzt* – . . . ich habe *viel ausgestanden*".

Wo gäbe es in der alten oder neuen Literatur ein Gespenst, das Burgunder trinkt, *aber nicht vertragen kann?*

Beim Wiedersehn 1808 lädt der Alte den Erzähler in seine bescheidene Wohnung ein, die in einer Querstraße der südlichen Friedrichsstraße im Obergeschoß eines unansehnlichen Hauses belegen ist. An der Haustüre muß der Mann erst „ziemlich lange" klopfen, ehe man ihm öffnet.

Haben Gespenster das wirklich nötig?

Dann wird der Unbekannte als rechtmäßiger Mieter erkannt und unbeanstandet eingelassen. (NB. Wie mag sich *Klinke* diese Szene denken? Träumt der Erzähler

das Ganze an seinem Schreibtisch oder in seinem Bette? Oder „rennt" er seiner Halluzination auch in jene Querstraße nach und die Treppe hinauf?) Der Alte führt den Erzähler in sein verwahrlostes, altmodisch möbliertes Wohnzimmer. Er holt eine Kerze aus dem Schlafzimmer.

Seit wann muß ein Gespenst sich das Licht erst von seinem Nachttisch holen?

Nachher begibt er sich mit derselben Kerze wieder zurück ins Schlafzimmer und macht dort eine Viertelstunde lang Toilette, um sich mit Anstand vorstellen zu können, während Hoffmann im Finstern warten muß.

Seit wann ziehn Gespenster sich zur Toilette zurück?

c) Der Unbekannte ist ein nervös überreizter Mensch,
bei dem heftige Erregungen und tiefe *Erschöpfungszustände* abwechseln;
also das Gegenteil eines verklärten Geistes oder einer halluzinierten Idealgestalt.

Belege: Die oben erwähnten Anstrengungen bei *Reproduktion der beiden Ouvertüren* und bei den beiden Mitteilungen über das *Reich der Träume*. Nach jeder der beiden Ouvertüren *fällt er erschöpft mit geschlossenen Augen in sich zusammen* (was ganz gewiß weder einem Geist noch gar einem Idealphantom passieren würde); nach dem ersten der beiden Vorträge in Webers Gastzimmer muß er sich längere Zeit sammeln, um seiner Erregung Herr zu werden; nach dem zweiten endlich läuft er hinaus, da er es in der Hitze, in die Sprechen und Trinken ihn gebracht, nicht mehr im Zimmer aushält.

Kann man sich etwas Menschlicheres denken? Tut man dem Künstler Hoffmann nicht das allerschwerste Unrecht, wenn man alle diese feinen, sorgfältig gezeichneten Striche verwischt und nun dekretiert: „*Man hat anzunehmen*, daß hier ein verklärter Geist redet"?

d) Die Erschöpfungszustände, in die der Unbekannte mehrmals verfällt,
leiten uns über zu den eigentlich *krankhaften Erscheinungen*.

Hoffmann schildert auch diese mit der höchsten Sorgfalt, und es wird für einen Kenner der psychiatrischen Literatur von 1800 leicht sein, seine Quellen – soweit sie nicht in mündlichen Mitteilungen Koreffs und anderer Fachleute bestanden – nachzuweisen.

Äußerlich verrät sich der Zustand des Unbekannten durch zweimal eintretende *Starre des Blickes* und durch öfter auftretende *Muskelkrämpfe in den Wangen:*

Als der Erzähler, noch bevor er den Alten bemerkt, die Oktavengänge verwünscht, richtet der Mann starr seinen Blick auf ihn, um die Augen dann wieder niederzuschlagen. Das sonderbare [sonderbar bei Hoffmann = wunderlich mit der Nebenbedeutung von *unheimlich*] *Muskelspiel in den eingefallenen Wangen* bringt ein skurriles [fast = narrenhaftes] Lächeln hervor, das sich aufzulehnen scheint gegen die Melancholie auf der Stirn.

Später, beim imaginären Dirigieren, zehrt erst das Feuer, mit dem eine innere Wut den wilden Blick entflammt hatte, das Lächeln mehr und mehr weg, das noch um den halbgeöffneten Mund schwebte; dann kehrt das *Muskelspiel auf den*

Wangen wieder, der Schmerz löst sich in Wollust auf, die alle Fibern ergreift und krampfhaft erschüttert.

Als in der Wohnung des Unbekannten der Erzähler den Alten erstaunt fragt, ob er Glucks sämtliche Werke besitze, antwortet der Alte nicht, „aber zum *krampfhaften* Lächeln verzog sich der Mund, und das *Muskelspiel in den eingefallenen Backen* verzerrte im Augenblick das Gesicht *zur schauerlichen Maske. Starr* den düstern Blick auf mich gerichtet, ergriff er eins der Bücher".

e) Der Unbekannte hat ferner wiederholt ganz bestimmte, deutlich gekennzeichnete Halluzinationen. Über die *akustischen* sprechen wir im folgenden zweiten Exkurs. *Optische* treten zweimal auf:

Während er an einem Gartentische sitzt und weit entfernt davon fünf oder sechs elende Musikanten aufspielen, glaubt er *an einem Flügel zu sitzen* und von dort aus das Opernorchester von Berlin, Wien oder Paris zu dirigieren. Das wird uns genau geschildert. Am Schluß erklärt er: „Ich bin mit der Aufführung[!] zufrieden. Das Orchester hielt sich brav."

In seiner Wohnung glaubt er die Musik, die er spielt, von den Notenblättern *abzulesen*, obwohl diese unbeschrieben sind. Er ermahnt den Besucher, die Blätter *ja zur rechten Zeit umzuwenden*, damit das Spiel nicht unterbrochen werde! Der andere tut ihm mit der Folgsamkeit eines gewissenhaften Irrenwärters den Gefallen, indem er *die Blicke des Spielenden verfolgt*. Dann schlägt der Unbekannte mehrere Blätter hastig um und singt vom leeren Papier Armidens Schlußszene ab.

Mit erbarmungsloserer Deutlichkeit kann man die Halluzination eines Paranoikers wohl nicht darstellen. Wen diese Szene nicht in der Tiefe erschüttert, der sollte die Hände von Hoffmann lassen.

Aber unser Klinke erklärt den Erzähler für verrückt – und er glaubt, Hoffmann damit ein Kompliment zu machen . . .

II. Der 'Euphon'

1. Ein Blumenstrauß bisheriger Deutungen.

Ellinger, Biographie S. 178: „Wenn der Ritter Gluck von seinem *schaffenden und genießenden musikalischen Vermögen* spricht, so wird dieses zu einer geheimnisvollen musikalischen Seele, einem gewissermaßen von der Persönlichkeit, der es angehört, unabhängigen lebendigen Wesen, dem sogar ein Name gegeben wird: der Euphon."

Klinke, S. 69: Der Euphon ist „*die Fähigkeit* der Musikerseele, *sich Klänge* bis zu fast sinnlicher Deutlichkeit *vorzustellen*".

Derselbe S. 70 f gegen die eben zitierte Definition Ellingers: „das [wie Ellinger es nennt] »schaffende und genießende Vermögen« eben jenen Euphon, werden wir

medizinisch besser als den *Inbegriff aller* jener *Klangvorstellungen*, die das Musikerhirn in sich aufgenommen hat, als sein *musikalisches Gedächtnis*, als seinen *Schatz musikalischer Erinnerungen und Phantasievorstellungen* bezeichnen, wodurch [!] ihm, bei einer in diesem[!] Gehirnteil vor sich gehenden Erregung, wie sie spontan sowohl, als durch musikalische Eindrücke der Außenwelt veranlaßt sein kann, die verschiedensten[!] Melodieen und Klänge in oft neuen Kombinationen reproduziert und manchmal vor seinem inneren Ohr bis zu sinnlicher Deutlichkeit gebracht werden, die das Individuum, wie es bei allen wirklichen oder halluzinierten Sinneserregungen geschieht, nach außen verlegt, meinethalben, wie Ellinger sagt, als ein unabhängiges lebendes Wesen empfindet."

(Nachdem ich dem Leser den Klinke als Epitomator und Diagnostiker vorgeführt, wollte ich ihn der Vollständigkeit wegen doch auch noch beim Definieren und beim Periodenbau zeigen).

Schaeffer, S. 138 (unter Berufung auf Klinke): „die Gesamtheit musikalischer Erinnerungsvorstellungen und musikalischer Ideen". „Es ist anzunehmen, daß *des Dichters eigene musikalische Erfahrungen* den Schilderungen des Ritters Gluck von dem jenseitigen[?] Reiche der Träume und vom Euphon . . . zu Grunde liegen."

Ellinger, Bd. 15 der Ausgabe von Hoffmanns Werken, S. 149: *„die schaffende und reproduzierende Kraft des Musikers".*

Černy, Kunstnovellen, S. 9 letzte Note: „der personifizierte Geist des *musikalischen Wohllauts*, entsprechend dem »versteckten innern Poeten«, von dem Hoffmann . . . so häufig redet."

Grisebach und *Maassen* ignorieren klüglich das Problem.

Im übrigen ist, wie man sieht, so ziemlich auf alles geraten, was mit Musik zusammenhängt: auf Wohllaut, Schaffenskraft, Vorstellungsvermögen, Gedächtnis und Genuß. Gründe sind, soviel ich sehe, nicht für eine einzige dieser fünf Deutungen angegeben.

2. Die pathologische Erklärung.

Betrachten wir den Zusammenhang, in dem der Begriff auftritt.

Der Unbekannte eilt nach dem ihn tief erregenden Bericht, den er in Webers Zimmer beim Burgunder von seinen Angst- und Glücks-Erlebnissen im „Reich der Träume" gegeben, ins Freie, weil „der Euphon" ihn quält. Er berichtet zweimal darüber:

a) eine Viertelstunde später beim Brandenburger Tor:

„Es wurde *zu heiß*, und der Euphon *fing an* zu klingen."
„Ich verstehe Sie nicht!" . . .
„Hören Sie denn nichts?!"
„Nein."
„– Es ist vorüber!"

b) einige Monate später, in der Friedrichsstraße:

„wir sprachen viel – ich habe Wein getrunken – *habe mich erhitzt – nachher klang der Euphon zwey Tage hindurch* – ich habe *viel ausgestanden* – es ist vorüber!"

Es ergibt sich aus diesen beiden Stellen,

1. daß – was allgemein zugegeben ist – das Klingen des „Euphons" eine rein subjektive Erscheinung ist, von der der Unterredner nichts wahrnimmt;
2. daß diese Erscheinung dem Kranken *unangenehm* ist (er läuft ins Freie, wie sie eintritt; er hat viel auszustehen dabei);
3. daß sie durch Aufregung beim Sprechen und den Genuß *starken Weines* hervorgerufen wird;
4. daß der Unterredner, der in der Auffassung mit Hoffmann identisch ist, das Wort Euphon *nicht kennt* und sich bei den Äußerungen des Kranken *nichts denken kann*.

Offenbar handelt es sich also um einen zunächst physiologischen Vorgang, ein unangenehmes heftiges *Ohrenklingen* (man kann an den beiden zitierten Stellen in diesem Sinne „das Ohr" für „den Euphon" einsetzen) oder Ohrensausen, das den Kranken bei Erregung und Erhitzung befällt. Der Kranke ist allerdings – wenn auch anscheinend nur vorübergehend – geneigt, diesen Klang als eine von außen kommende Stimme zu deuten; denn er wundert sich, daß der andere ihn nicht auch hört. Wie Maupassants Kranker seine Zwangsvorstellung den Horla nennt, nennt unser Kranker die seinige euphemistisch den Euphon.

Für *Hoffmann selbst* hat dieser wahnschaffene „Euphon" so wenig eine Realität wie die Wunderdinge, die der Kranke erst im „Reich der Träume" (Szene in Webers Gastzimmer) und dann nach der Komposition der 'Armida' (Szene in der Wohnung des Unbekannten) erlebt haben will.

Schwieriger zu erklären ist das Auftreten des „Euphons" in dem zweiten Zusammenhange, beim Anhören großer Opern. Der Unbekannte hatte sich, wie er am Brandenburger Tor berichtet, zum Anhören des 'Don Juan' durch Fasten bereitet[1], weil seiner Erfahrung nach „der Euphon *von diesen Massen*[2] *viel zu sehr bewegt wird und unrein anspricht*". Das kann wohl nur heißen, daß „das Ohr" des Sprechenden, d.h. sein reizbares Gehör, von der Fülle der Orchesterklänge verwirrt und überwältigt wird, so daß er nicht zum Genuß reiner Melodien kommt: er trainiert sich deswegen dafür durch Fasten, vermeidet also vorher Wein- und Fleischgenuß, um seine Nerven möglichst widerstandsfähig zu halten.

III. Ergebnis: Lebensweise und Vorstellungen des Helden

Der Pseudogluck ist ein Musiker, der in Berlin lebt als einsamer, menschenscheuer Junggesell. Er ist Mitte der 50er Jahre geboren, steht also im Alter zwischen Reichardt und Zelter. Er haust innerhalb eines geerbten prächtigen Mobiliars, an dem er nichts ändert: ganz wie später der Sonderling Peregrinus Tyß in

1. 1813: „durch Fasten und Gebet" – vielleicht aus einer etwas veränderten Auffassung heraus hinzugesetzt.
2. Der gleiche Ausdruck bezüglich der 'Undine' in Hoffmanns Brief an Adolph Wagner vom 25. November 1817.

Frankfurt zwischen dem elterlichen Hausrat. Er lebt und webt in Gluckschen Ideen. In Ermangelung von dessen Partituren hat er sich ein Ries Notenpapier in Prachtbände binden und die Titel von Glucks Werken in Gold auf die Rückenschilder setzen lassen. Er glaubt, daß diese Bände Glucks Werke enthalten, und bildet sich schließlich ein, daß er selber Gluck ist. Seitdem trägt er sich auch wie Gluck, wenn er Sonntags ausgeht oder ausnahmsweise Gäste empfängt. Da er jedoch (als Rest einer „Hemmung") das dunkle Gefühl hat, er dürfe sich nicht öffentlich als Gluck zu erkennen geben, so trägt er einen *modernen* weiten Überrock über dieser Maskeradentracht, wenn er *incognito* auf den Straßen wandelt.

Im übrigen ergibt sich sein „System" d.h. der Inbegriff der bei ihm fest gewordenen Wahnvorstellungen aus den beiden Vorträgen, die er dem Erzähler über sein Leben macht: *vor* der Komposition der 'Armida' weilt er Jahre lang im „Reich der Träume" und hat dort furchtbare Angstvorstellungen, die von wenigen seligen Momenten unterbrochen sind; *nach* der 'Armida' bestraft eine überirdische Macht ihn für seinen Verrat dadurch, unerkannt und von Zeit zu Zeit von dem Euphon gequält unter den Menschen zu leben. Der Pseudogluck selbst *glaubt das alles* Wort für Wort, insbesondere sind für ihn die Jahre der Angst und die Augenblicke der Seligkeit im Reich der Träume, die Persönlichkeiten der geharnischten Ritter Grundton und Quinte und des sanften Jünglings Terz, das Auge, die Orgel und die Sonnenblume ebensolche *Realitäten* wie in der jetzigen Phase der Krankheit der Klang des Euphons; und daß ihn in Berlin keine Seele als den berühmten Gluck *erkennt,* kann der Unglückliche sich nur als Wirkung eines bösen Zaubers erklären.

Aber Hoffmann ist weit entfernt davon, *uns* eine dieser Vorstellungen suggerieren zu wollen. Wir sollen *zwischen* den sachlichen Bemerkungen des Helden (die ja leider zum Teil von Rochlitz beseitigt sind) und den erschütternden Offenbarungen seiner Kunst ausgesprochene Wahnreden hören und sie als Wahnreden bewerten. Freilich überläßt es Hoffmann dem geneigten Leser, hinter diesen Reden etwas Tiefes zu *ahnen* und sie, so gut ein jeder es vermag, als Symbole zu nehmen: welcher Romantiker und welcher Musiker wäre nicht glücklich bei der Vorstellung, die Imagination des Zuhörers oder der Zuhörerin mitarbeiten zu lassen? Wer *will,* mag ja auch die letzten Lieder Ophelias und Gretchens deuten oder, um der Sache noch einen Schritt weiter auf den Leib zu rücken, die letzten Gedichte Hölderlins und die Gemälde William Blakes. In der Tat könnte man sich die Erlebnisse des Pseudogluck von diesem dargestellt denken oder von einem aus den Fugen gegangenen Philipp Otto Runge.

ZWEITER EXKURS:

EINE PATHOLOGISCHE FIGUR BEI ROCHLITZ ALS PROTOTYP VON HOFFMANNS WAHNSINNIGEN MUSIKERN

Als Hoffmann am 10. Mai 1808 dem Musikkenner Rochlitz seine *Trois Canzonettes* sandte und über seine Bamberger Pläne berichtet, versäumte er nicht, dem *Dichter* Rochlitz zu huldigen: er sprach die Hoffnung aus, daß ihm dieser später, wenn er, Hoffmann, seinen Künstlerruf begründet habe, ein von ihm gedichtetes Singspiel anvertrauen möchte. „Wie sehr würde ich mich beeifern, meine Musik einem Texte, der sich gewiß so sehr von den gewöhnlichen Machwerken auszeichnen würde, an die schöne Musik verschwendet wurde, anzugleichen." Zur Probe legt er ein kleines – natürlich Rochlitzisches – Lied bei, „dessen Melodie ich so, wie sie gesezt ist, gleich bey dem Lesen der *höchst interressanten* Verse dachte".

Als er jetzt am 12. Januar 1809 das Manuskript seiner ersten romantischen Erzählung an Rochlitz sandte zur Aufnahme in die Allgemeine Musikalische Zeitung, erklärte er freilich zunächst, daß ihr „eine *wirkliche Begebenheit in Berlin*[1] zum Grunde liege", fügte dann aber hinzu, daß er „ähnliche Sachen ehemals in oben erwähnter Zeitung wirklich gefunden zB die höchst interressanten Nachrichten von einem Wahnsinnigen, der auf eine wunderbare Art auf dem Clavier zu fantasiren pflegte." Man beachte das Kompliment „höchst interessant", das sich bei unserem Briefschreiber unwillkürlich einstellt, wenn er von einem Werke des Adressaten spricht. In der Tat war es Hoffmann wohlbekannt, daß die Studie 'Der Besuch im Irrenhause', auf die er hier anspielt [2], von Rochlitz herrührte, denn dieser hatte sowohl den Beginn der Erzählung (in No. 39 der Allgemeinen Musikalischen Zeitung vom 27. Juni 1804) als auch deren Schluß (in No. 42 vom 28. Juli) mit seinem Namen unterzeichnet und die Studie 1807 an der Spitze seiner 'Kleinen Romane und Erzählungen'[3] wiederholt.

Der Erzähler belauscht im Irrenhause zu W. durch eine halb offene Tür einen Geisteskranken, den er Karl nennt. Dieser „schlug einige einzelne leise Töne, und dann Akkorde an ... Er griff nun mit beyden Händen voll und ließ die Akkorde schneller auf einander folgen ... Endlich kam einige Verbindung in sein Spiel; es wurde zugleich immer *heftiger*, und er bewies auch eine ungemeine Fertigkeit ... Dies alles gab nun eine höchst seltsame Musik ... Von eigentlich kunstmäßiger Ausführung kann dabey keine Rede seyn; [doch] ... wurde sein Spiel sehr be-

1. nicht, wie Schaeffer S. 137 und Černy S. III es interpretieren, ein Berliner *Erlebnis Hoffmanns.*
2. Wie ich nachträglich sehe, hat schon A. Sakheim ('E.T.A. Hoffmann. Studien zu seiner Persönlichkeit und seinen Werken', Leipzig 1908, S. 198) die Erzählung erwähnt, ohne aber dabei an den 'Ritter Gluck' zu denken. Es ist ihm dabei gegangen wie öfter, daß er den Wald gefunden aber die Bäume nicht gesehen hat.
3. Drei Bände 8°, bei Darnmann in Züllichau. (Der zweibändige Leipziger Nachdruck von 1808 enthält diese Erzählung nicht!)

stimmt und äußerst eindringlich ... Dies war seine festgehaltene Figur [in der Erzählung folgen hier Noten], immer gleichmäßig gesteigert im Tempo, in der Kraft und Nachdrücklichkeit des Vortrags, und in der Menge und Schärfe der Dissonanzen. Endlich wurde er verworrener und schien dann zu ermatten. Er ging in ein *Andante* über, das immer *wehmüthiger* wurde ... Wenn mich jener rasche Satz wunderlich gereizt hatte und dieser langsame sanft bewegte: so ergriff mich das allmählige Wiedererwachen jener wilden Begeisterung und Kraft, die sich nun in das allerseltsamste *Allegro* ergossen, noch weit inniger, und es überlief mich endlich ein grauenvoller Schauder ... "

In der Folge verkehrt der Erzähler mit dem Kranken. Er berichtet über seine weiteren Beobachtungen:

„Unverkennbar ... äußerte sich auch sein Stolz. Dieser unterstützte seine Verachtung aller Musik Anderer und aller gangbaren musikalischen Formen ... Wenn er sich nicht, Andere belehrend, in seinem Lieblingsthema verlohr, sprach er selten, wenig und ungern ... "

„Er lebte ganz und einzig in der Musik ... "

„So oft man ihm Papier gab, *schrieb* er. Klagen über seine frühen Leiden, Beschwerden über seine jetzige Einkerkerung – weit öfter aber Herzensergießungen über seine Kunst, nach den Ansichten derselben, aus welchen er sich *sein System, seine fixe Idee* gebildet hatte: dies waren die Gegenstände, über welche er schrieb."

„*Sprechen* mochte er über seine Ansichten der Kunst selten – wahrscheinlich weil man ihn verlacht, verschüchtert hatte; sprach er aber einmal darüber, so geschahe das Stunden lang, mit größter Heftigkeit, und ohne daß er etwas anders hervorgebracht hätte, als immer wiederkehrende, wenig zusammenhängende, aber oft äußerst künstliche Variationen über seine Lieblingsidee. Ich will ihn diese aus einem seiner Briefe ... selbst darlegen lassen ... "

Rochlitz erzählt nun zunächst Karls Geschichte und bemerkt zum Schluß: „Er hat seine herrschenden Ideen und Lieblingsvorstellungen öfters mündlich und auch schriftlich erklärt." Als Probe folgt dann der angekündigte *Brief*, der an Friedrich Wilhelm II. adressiert ist.

Unter Verwendung zahlreicher Bibelzitate wird darin ausgeführt, daß die Musik die Sprache der besseren Welt sei, die heilige Rede des himmlischen Lebens; ein Akkord (oder, wie Karl sich ausdrückt, ein Ton „in seiner Verbindung mit den dazugehörigen Wohllauten") sage dem Herzen mehr „von Gott und göttlichen Dingen, denn alle Worte vermögen." Gott wolle alle zu sich ziehen, und das werde „geschehen in jener Welt, durch dieselbige Sprache der Töne, welche die Rede der Engel ist und aller seliger Geister." Der König solle aber dafür sorgen, daß die Menschen schon hier darauf hingewiesen werden; wie die Kinder sprechen lernen, so sollen sie auch „gelehrt werden, [in der Musik] Gottes Ruf zu vernehmen". Ein Akkord (umschrieben wie oben) deute auf alles hin, „was über den irdischen Sinn hinausgehe und von Menschen erkannt und heilig gehalten werden mag."

„So deutet *Grundton, Terz und Quinte*, welche drey und doch nur Eins sind, *auf den dreyeinigen Gott*, den wir anbeten. Und wie wir den ersten Ton nicht hören können, ohne daß wir jene zwey leise mitvernähmen; so kann niemand sein Herz zum Vater erheben, ohne auch den Sohn und Geist zu verehren. ... Aber die *Terz*, welche auf den *Sohn* deutet, kann in *zweyerley* Gestalt vernommen werden und

lautet in beiden wohl: so hat Gottes Sohn eine zweyfache Natur. *Erniedrigest* du die Terz, welches auch seinen Stand der Erniedrigung anzeigt, so wird der Zusammenklang weicher und du siehest ihn, wie er Mitleiden hat mit unserer Schwachheit; so wie auch deren *Erhöhung* auf seine Erhöhung hindeutet, wo nun alles mächtig und herrlich hinausgeführet wird".

Soviel über das musikalische Abbild der *Gottheit*. Es folgt die *Welt* und ihr Verhältnis zu Gott:

„Gott war sich von Ewigkeit selbst genug und bedurfte keines Wesens außer ihm: so ist es auch mit jedem vollkommenen Zusammenklang."

„Aber nach seiner Gnade wollte er andere Wesen sehen, denen er wohlthun könnte, die von ihm aus- und zu ihm zurückgingen, und, wenn sie schon ihm fremd wären, dennoch sich an ihn anschließen und mit ihm Eins werden könnten: das ist nun das Geheimnis des *kleinen Septimenakkords."*

„Dieser soll *zurückgehen* und sich neigen, nämlich gegen den, von welchem er entsprungen ist;

oder auch, er soll *ausgedehnet* werden und vermittelst der *großen Septime* (dieses schneidenden Intervalls, das auf das Leiden und schmerzliche Ringen des Menschen im Erdenleben hinweiset,) übergehen in die vollkommenste Uebereinstimmung, in die *Oktav:*

diese aber ist das Abbild, und wie [= *quasi*] die *kleinere Wiederholung* des Grundtons und beschließt nun alles in sich, und deutet auf die Welt, aus welcher endlich *alles Böse verdränget*, die ganz übereinstimmend, und die ebenfalls ein Abbild und gleichsam eine Wiederholung ist des Schöpfers selbst und von seinem Geiste belebt, und die mit ihm alles umfasset und vollendet". –

„Ueber dieses *sein System"* konnte Karl stundenlang mit größter Heftigkeit sprechen, „zwar ohne allen logischen Zusammenhang, aber hin und wieder in überraschenden und scharfsinnigen, zuweilen wahrhaft glänzenden Kombinationen."

In der Buchausgabe seiner psychiatrischen Studie sagt Rochlitz am Schluß der Vorbemerkung:

„Ich erwarte von meiner Erzählung nichts, als was man von jeder Erzählung erwartet: daß sie einige Aufmerksamkeit errege und während des Lesens nicht unangenehm beschäftige. Greift sie tiefer, läßt sie etwas zurück im Kopf und Herzen, wohl gar etwas Bedeutendes: desto besser! Ihr, lieben Leser, sollt dann dies nicht *mir* verdanken: ich verdank' es *euch – denn dazu mußtet ihr ja doch das Beste mitbringen, und ich veranlaßte euch nur, es anzuwenden. –"*

Allerdings hatte Rochlitz wohl selbst nicht erwartet, daß der von ihm ausgestreute wunderliche Same so schnell keimen und so reiche Frucht bringen würde wie es auf Hoffmanns Acker der Fall war.

Hoffmann entkleidete seiner Anschauung entsprechend das allegorisch-mystische System Karls des spezifisch christlichen Charakters; und um die Figur des Kranken individueller und damit zugleich interessanter und anschaulicher zu gestalten, gab er ihm die fixe Idee, mit einem großen Künstler der Vergangenheit identisch zu sein.

Man mag im Sinne des Serapionsbruders Ottmar Hoffmanns „närrischen Hang zur Narrheit", seine „wahnsinnige Lust am Wahnsinn" entschieden ablehnen und mag es mit Goethe bedauern, daß „solche Verirrungen als bedeutend fördernde Neuigkeiten gesunden Gemüthern eingeimpft" werden; aber kein überhaupt für Poesie Empfänglicher wird sich der Wirkung dieser eindringlichen Vorführung völlig entziehen können. Es ist bekannt, wie sinnverwirrend gerade die *mystischen Reden des „Ritters Gluck"* auf den jungen Wagner gewirkt haben [1]. In der Tat hat Hoffmann in diesen Reden Wahnsinn und Tiefsinn mit höchster Kunst gemischt. Wenn der Unbekannte sagt, er wandle im volkreichen Berlin wie ein abgeschiedener Geist *im öden Raume*: so hören wir gleichzeitig den Kranken, der nicht mehr normal mit Menschen verkehren kann, der instinktiv die Schranke fühlt, die ihn von den Gesunden trennt – und andrerseits den tiefen Geist, den das Treiben der Menge anekelt – in dem Sinne, wie Hamann (Schriften 2, 100) sich einen Prediger nennt, dem das Publikum eine Wüste ist. Zu dieser eben wegen ihrer Unheimlichkeit seltsam anziehenden Mischung des Hauptcharakters kommt die minutiöse Sorgfalt in der Durcharbeitung, wie sie Hoffmann nur noch selten wieder aufgewendet hat, um unserem Stück einen hohen Rang zu sichern. Unter den in Berlin spielenden Erzählungen Hoffmanns steht der 'Ritter Gluck' sicherlich obenan.

Einige Jahre später kam Hoffmann noch einmal auf den Kunstgriff zurück, mystische Kunstanschauungen mit mehrdeutiger Symbolik vorzutragen und dabei die Kritik dadurch zu entwaffnen, daß er den Verkünder dieser Lehren als zeitweise wahnsinnig hinstellte. Es handelte sich um eine größere Reihe von Aufsätzen mit einer romanhaften Einleitung. Am 28. April 1812 schrieb er dem damaligen Verlagsbuchhändler Hitzig, den er drei Jahre vorher auf den 'Ritter Gluck' aufmerksam gemacht hatte:

> – Dann beschäftigt mich ein sonderbares musikalisches Werk, in welchem ich meine Ansichten der Musik und vorzüglich der *innern Struktur* der Tonstücke aussprechen will. *Um jeder anscheinenden Excentrizität Platz und Raum zu gönnen* sind es Aufsätze von einem *wahnsinnigen Musiker* in lichten Stunden geschrieben; ich behalte mir vor Ihnen künftig mehr darüber zu sagen und vorzuschlagen.

Wir haben hier also eine neue Weiterbildung von Rochlitzens Karl: während der Pseudogluck seine mystisch-allegorischen Vorstellungen nur mündlich formuliert, setzt der neue Musiker die seinigen schriftlich auf. – Es ist hier nicht der Ort, den neuen Plan weiter zu verfolgen; es mag genügen, daß die Idee zu dem Werk am 8. Februar 1812 gefaßt wurde (zu einer Zeit, wo Hoffmann selbst zeitweilig fürchtete, über einer unglücklichen Liebe den Verstand zu verlieren) und daß sie ihn bis in seine letzte Krankheit begleitet hat. Vollendet sind nur zwei Teile des einleitenden Romans.

1. Wenn ein Fanatiker des *bon sens* wie Walter Scott vor derartigen Stellen in Hoffmanns Schriften gequält ausruft: „Wir müssen uns von diesen Rasereien lossagen, wenn wir nicht selbst toll werden wollen" und wenn der alte Goethe diese Kritik lebhaft billigt, so ist das begreiflich; vollkommen unbegreiflich ist es aber, wie jemand glauben kann, Hoffmann habe dem Ritter Christoph Willibald von Gluck diese autobiographischen Mitteilungen in den Mund legen wollen.

DER LEGATIONSRATH KREISLER UND DIE RÄTHIN BENZON IN DER RESIDENZ 1807/08

Schon 1810 hatte Hoffmann sein *alter ego* Johannes Kreisler seine musikalischen Leiden aufzeichnen lassen; es war aber nichts Pathologisches darin. Inzwischen galt es für ihn außer dem Unmut über Verständnislosigkeit und Zurücksetzung, dem er 1810 Luft gemacht, schwere Herzenskämpfe zu bestehen, und Anfang Februar 1812 hatte er, wie sein Tagebuch zeigt, ernstlich gefürchtet, über dieser Leidenschaft den Verstand zu verlieren. Julchen Mark (in den Tagebüchern „Ktch" = Käthchen von Heilbronn) war in der Nacht auf den 1. Februar krank geworden; am 1. und 2. hatte Hoffmann der Mutter Besuche gemacht, unterm 3. heißt es: „Sonderbare romaneske zärtliche Stimmung Rücksichts Ktch – sie kränkelt, gemeinschaftliche TodesGedanken, sonderbare Blicke in die Tiefe des Herzens! – Wohl manches muß sich entwickeln – mit Furcht seh' ich [dem] entgegen und doch ist diese Furcht wohlthätig." Unterm 4.: „Nachklang der gestrigen Stimmung tief im Gemüthe – Wahlverwandschaft? " Unterm 5.: „gearbeitet – in einer wahrhaft *fürchterlichen* Stimmung – Ktch bis zum *Wahnsinn* zum höchsten Wahnsinn . . . Betrachtungen über das Selbst – dem *der Untergang droht* – es ist etwas ungewöhnliches noch nicht erlebtes." Dann schlägt die Erregung in blutige Ironie um; unterm 7. heißt es: „Sehr komische Stimmung – Ironie über mich selbst – ungefähr wie im Shakespeare wo die Menschen um ihr *offnes Grab* tanzen", und am 8. noch gefaßter: „Ziemlich heitere Stimmung – Betrachtungen über mich selbst – *beständige Gedanken* (Kth) können zur *fixen Idee* sich verdichten! – *Musikalischer Roman*."

Offenbar ist an diesem Tage, dem 8. Februar 1812, Hoffmann die Idee zu dem neuen Werk gekommen. Johannes Kreisler, 1810 wie Hoffmann ein verärgerter, aber normaler Musiklehrer, verfällt jetzt dem Wahnsinn infolge unglücklicher Liebe zu einer Schülerin; aber in lichten Stunden vermag er die tiefsten Geheimnisse der Musik aufzuschließen, die dem gewöhnlichen Verstande unerkennbar bleiben.

Zwei bis drei Monate später machte Hoffmann, wie schon im zweiten Exkurs zum 'Ritter Gluck' (am Schluß) bemerkt, dem Verleger *Hitzig* Aussicht auf das geplante Werk; 1812–1818 war es *Kunz* in Bamberg zugedacht, 1819 wurde es aber schließlich doch Hitzigs Nachfolger *Dümmler* gegeben. Hoffmann hatte sich inzwischen entschlossen, den Aufzeichnungen des wahnsinnigen Kreisler eine lange Biographie desselben voranzuschicken. (Näheres in Hoffmanns Briefen an Kunz vom 28. September 1814, an Fouqué vom 14. Mai 1815 und an Kunz vom 24. Mai 1815.)

Im Jahre 1819 wurde das erste Drittel dieser *'Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler'* in zehn Fragmenten niedergeschrieben (Fragment 1–5 vermutlich *vor* Hoffmanns Reise nach Schlesien, von Mitte Mai bis Mitte Juni; Fragment 6–10 nach der Rückkehr, vom September bis zum November); es erschien im Dezember desselben Jahres zusammen mit den ersten beiden Abschnitten der 'Lebens-Ansichten des Katers Murr'.

Wir bringen im Folgenden als Nr. 1 ein Stück aus dem *sechsten Fragment* und als Nr. 2 eins aus dem fünf Jahre später spielenden *vierten Fragment*, da beide auf Hoffmanns Berliner Zeit von 1807/08 zu weisen scheinen.

Hoffmann verlor sein Amt als Regierungsrat in Warschau um den 1. Dezember 1806 und wurde sechs Monate später, Anfang Juni 1807, aufgefordert, „entweder eine UnterwerfungsAkte, die einen *HuldigungsEid* enthielt, zu unterschreiben *oder* W. binnen 8 Tagen zu *verlassen*. Daß jeder rechtliche Mann das leztere wählte, kannst Du Dir leicht denken" schreibt er am 20. Oktober 1807 an Hippel. Insofern stimmt Stück 1 (man vergleiche den dortigen „entweder-oder"-Satz mit dieser Briefstelle) zu Hoffmanns *Warschauer* Erlebnissen, und bei der Räthin Benzon könnte man etwa an die Warschauer Freundin denken, der Hoffmann die Partitur seiner 'Lustigen Musikanten' zurückgelassen hat. Anderes spricht aber dafür, daß Hoffmann an den nun folgenden Aufenthalt in *Berlin* denkt, der von Mitte Juni 1807 bis Mitte Juni 1808 dauerte. Dazu stimmt „die tolle Ausgelassenheit" seines Treibens, die er sich vorwirft und die „zweideutige" Umgebung, der die Benzon ihm entzogen habe. Hippel bezeugt 1822, daß dies Berliner Strohwitwerjahr auf Hoffmanns Gemüt „nachtheilig eingewirkt" habe: „Er lernte, seine Sache auf nichts stellen, nur von einem Tage auf den andern leben, sich selbst durch Luftschlösser täuschen und [sich] großem Leichtsinn ergeben"; ja, Hippel sucht in dieser Periode (und der Posener Zeit 1800–1802 [1]) auch „den Keim zu der schnellen Auflösung seines *Körpers*, die für seine Jahre und für die in ihm wohnende seltene Lebenskraft viel zu frühe ihn der Welt entriß."

Wir hielten uns also für berechtigt, neben dem 'Ritter Gluck' auch diese Stellen aus der 'Biographie Kreislers' den Berlinischen Geschichten zuzuweisen, schon um Hoffmanns großartige Selbstdarstellung [2] zu vervollständigen. – Die Äußerungen über den 'Don Juan' und die 'Armida' haben wir der Parallele zum 'Ritter Gluck' wegen mit aufgenommen.

1.

Im *sechsten Fragment* der Biographie Kreislers will der fingierte Verfasser erzählen,

> wie Johannes Kreisler den wohlerworbnen Posten eines Legationsrathes verlor, und gewissermaßen aus der Residenz *verwiesen* wurde.

Er beschränkt sich dann auf die Mitteilung,

> daß bald, nachdem Kreisler in die Stelle seines verstorbenen Oheims getreten, und Legationsrath geworden, ehe man sich's versah, ein gewaltiger gekrönter Coloß den Fürsten in der Residenz heimsuchte, und ihn als seinen besten

1. also *nicht*, wie die landläufige oberflächliche Ansicht es tut, in der Lebensweise der *späteren Berliner Jahre* 1816–1821.

2. Die Angaben über pathologische Stimmungen beruhen aller Wahrscheinlichkeit nach nicht auf Erlebtem, sondern sind lediglich bedingt durch den oben dargelegten Plan der Biographie Kreislers, wonach der Held dem Wahnsinn verfallen sollte.

Freund so innig und herzlich in seine eiserne Arme schloß, daß der Fürst darüber den besten Theil seines Lebensathems verlor. Der Gewaltige hatte in seinem Thun und Wesen etwas ganz unwiderstehliches, und so kam es, daß seine Wünsche befriedigt werden mußten, sollte auch, wie es wirklich geschah, darüber alles in Noth und Verwirrung gerathen.

Manche fanden die Freundschaft des Gewaltigen etwas verfänglich, wollten sich wohl gar dagegen auflehnen, geriethen aber selbst darüber in das verfängliche Dilemma, *entweder* die *Vortrefflichkeit* jener Freundschaft anzuerkennen, *oder außerhalb Landes* einen *andern* Standpunkt zu suchen, um vielleicht den Gewaltigen im richtigeren Licht zu erblicken.

Kreisler befand sich unter diesen.

Trotz seines diplomatischen Charakters hatte Kreisler geziemliche Unschuld konservirt, und eben deshalb gab es Augenblicke, in denen er nicht wußte, wozu sich entschließen.

Eben in einem solchen Augenblick erkundigte er sich bei einer hübschen Frau in tiefer Trauer [der etwa dreißigjährigen Witwe eines kürzlich verstorbenen Rathes Benzon], was sie überhaupt von Legationsräthen halte?

Sie erwiederte vieles in zierlichen artigen Worten, am Ende kam aber so viel heraus, daß sie von einem Legationsrath gar nicht viel halten könne, sobald er sich auf enthusiastische Weise mit der Kunst beschäftige, ohne sich ihr ganz zuzuwenden.

„Vortrefflichste der Wittwen, sprach darauf Kreisler, ich reiße aus!“

Als er bereits Reisestiefeln angezogen und mit dem Hut in der Hand sich empfehlen wollte, nicht ohne Rührung und gehörigen Abschiedsschmerz, steckte ihm die Wittwe den Ruf zur CapellmeisterStelle bei dem Großherzog . . . in die Tasche.

2.

Fünf Jahre darauf gibt Kreisler, „wohl an dreißig Jahre alt“, diese Stelle auf, nachdem eine Audienz beim Großherzog ihm endgültig gezeigt hat, daß für seine höheren musikalischen Bestrebungen am Hofe kein Platz sei. Er begibt sich nach dem Städtchen Sieghartsweiler, in das ein väterlicher Freund ihn eingeladen, und trifft dort seine Gönnerin, die jetzt in der „Mitte der dreißiger Jahre“ steht, wieder.

Beide tauschen, wie das *vierte Fragment* zeigt, Erinnerungen an die gemeinsam in der Residenz verlebte Zeit aus. Die Benzon versichert ihm, er sei ihr „bei kurzer Bekanntschaft so werth geworden“.

Kreisler erwidert u. a.:

> Sie erwähnten gütig, daß meine Bekanntschaft Ihnen werth geworden, mußten mir dabei nicht jene verhängnißvollen Tage der Verwirrung, der *allgemeinen Noth*, einfallen, in denen uns das Schicksal zusammen führte? Sie fanden mich damals hin und her schwankend, *unfähig einen Entschluß zu fassen*, zerrissen im innersten Gemüth. Sie nahmen mich auf mit freundlicher

Gesinnung, und indem Sie, mir den klaren wolkenlosen Himmel einer ruhigen in sich abgeschlossenen Weiblichkeit aufthuend, mich zu trösten gedachten, *tadelten und verziehen Sie zugleich die tolle Ausgelassenheit meines Treibens*, welches Sie [irrtümlich! [1]] durch den Drang der Umstände herbeigeführter trostloser Verzweiflung zuschrieben. Sie *entzogen* mich einer Umgebung, die ich selbst für *zweideutig* anerkennen mußte, Ihr Haus wurde das friedliche freundliche Asyl, in dem ich, Ihren stillen Schmerz ehrend, den meinigen vergaß. Ihre Gespräche voll Heiterkeit und Milde wirkten, wohlthuende Arzney, ohne daß Sie meine Krankheit kannten. Nicht die bedrohlichen Ereignisse die meine Stellung im Leben vernichten konnten, waren es, die so feindlich auf mich wirkten. Längst hatte ich *gewünscht*, Verhältnisse aufzugeben, die mich drückten und ängstigten, und nicht zürnen konnte ich auf das Schicksal, welches das bewirkte, was auszuführen ich selbst so lange nicht Muth und Kraft genug gehabt hatte. Nein! – Als ich mich frei fühlte, da erfaßte mich jene unbeschreibliche *Unruhe*, die, seit meinen frühen Jugendjahren, so oft mich mit mir selbst entzweit hat. Nicht die *Sehnsucht* ist es, die, wie jener tiefe Dichter so herrlich sagt [2], aus dem höheren Leben entsprungen, „ewig währt, weil sie ewig nicht erfüllt wird, weder getäuscht noch hintergangen, sondern nur nicht erfüllt, damit sie nicht sterbe"; nein – ein *wüstes wahnsinniges Verlangen* bricht oft hervor nach einem Etwas, das ich in rastlosem Treiben außer mir selbst suche, da es doch in meinem eignen Innern verborgen, [als] ein dunkles Geheimniß, ein wirrer räthselhafter Traum von einem Paradies der höchsten Befriedigung, das selbst der Traum nicht zu nennen, nur zu ahnen vermag, und diese Ahnung ängstigt mich mit den Quaalen des Tantalus. Dies Gefühl bemeisterte sich schon, als ich noch ein Kind, meiner oft so plötzlich, daß ich mitten aus dem frohsten Spiel mit meinen Cameraden davon lief in den Wald, auf den Berg, dort mich niederwarf auf die Erde und trostlos weinte und schluchzte, unerachtet ich eben der tollste ausgelassenste von allen gewesen. Später lernte ich mich selbst mehr bekämpfen, aber nicht auszusprechen vermag ich die Marter meines Zustandes, wenn in der heitersten Umgebung gemüthlicher wohlwollender Freunde, bei irgend einem Kunstgenuß, ja selbst in den Momenten, wenn meine Eitelkeit in Anspruch genommen wurde auf diese jene Weise, ja! wenn mir dann plötzlich alles elend, nichtig, farblos, todt erschien, und ich mich versetzt fühlte in eine trostlose Einöde. Nur einen Engel des Lichts giebt es, der Macht hat über den bösen Dämon. Es ist der Geist der Tonkunst, der oft aus mir selbst sich siegreich erhebt, und vor dessen mächtiger Stimme alle Schmerzen irdischer Bedrängniß verstummen. –

Die Räthin Benzon ihrerseits erinnert sich an Beobachtungen, die sie mit Besorgnis an dem jüngeren Freunde gemacht hat, wenn beide – wohl noch bei Lebzeiten des Rathes Benzon – in der Residenz gemeinsam Oper oder Konzertsaal besuchten:

Immer habe ich geglaubt, daß die Musik auf Sie zu stark, mithin verderblich wirke; denn indem bei der Aufführung irgend eines vortrefflichen Werks Ihr ganzes Wesen durchdrungen schien, veränderten sich alle Züge Ihres Ge-

1. In Wirklichkeit hatte die Ausgelassenheit pathologischen Charakter, s. u.
2. Tieck im 'Phantasus' I 1812, S. 33 (Ellinger).

> sichts. Sie erblaßten, Sie waren keines Wortes mächtig, Sie hatten nur Seufzer und Thränen, und fielen dann her mit dem bittersten Spott, mit tief verletzendem Hohn, über jeden, der auch nur ein Wort über das Werk des Meisters sagen wollte. –

Damit schließen die Reminiszenzen aus der Residenz. Wir führen nur noch an, daß Kreisler der beunruhigten Freundin ironisch erwidert, das sei

> nun alles anders geworden. Sie glauben gar nicht, Verehrte, was ich an dem Groherzoglichen Hofe artig und gescheut geworden bin. Ich kann mit der größten Seelenruhe und Gemüthlichkeit zum 'Don Juan' und zur 'Armida' den Takt schlagen, . . . ja, ich kann es geduldig anhören, wenn der kunstverständige Kammer- und Spektakelherr [1] mir weitläuftig demonstrirt, daß Mozart und Beethoven den Teufel was von Gesang verstünden, und daß Rossini, Pucitta und wie die Männerchen alle heißen mögen, sich *à la hauteur* aller Opernmusik geschwungen. –

1. *Directeur des spectacles* = Intendant (Ellinger).

Paul Jules Barbier hatte, 22jährig, 1847 im Théâtre Français sein Glück gemacht mit zwei Poetenstücken: „Der Dichter" und „Der Schatten Molières". Zwei Jahre darauf brachte er André Chénier auf die Bühne und beschloß dann als Helden eines vierten Dramas dieser Art einen deutschen Dichter zu wählen.

Für die Dichter und das Publikum Frankreichs war in den drei Jahrzehnten von 1830—1860 die deutsche Literatur nicht wie daheim durch Goethe und Schiller, sondern durch Goethe und Hoffmann vertreten. Gérard de Nerval, einer der ersten Übersetzer des „Faust", war zugleich einer der leidenschaftlichsten Verehrer Hoffmanns; Théodore Toussenel, der 1829 den „Wilhelm Meister" übersetzt hatte, ließ im nächsten Jahre Hoffmanns Hauptwerke folgen; George Sand und Musset, Balzac, Gautier und Baudelaire konnten sich nicht genug tun in Ausdrücken der Bewunderung für le conteur berlinois. So lag es in der Tat nahe, daß Barbier Hoffmann zum Helden seines deutschen Poetendramas machte.

Er vereinigte sich zu diesem Zwecke mit dem sechs Jahre älteren Dramatiker Michel Carré, der, in der deutschen Literatur gut bewandert, schon vor sieben Jahren „Luthers Jugend" in einem Akt dargestellt und soeben, 1850, „Faust und Margarethe" in drei Akten auf die Bühne gebracht hatte.

Beide Autoren beschlossen, die tragischen Liebeserlebnisse von drei jungen Künstlern aus ebensovielen Erzählungen Hoffmanns herauszugreifen und sie als eigene Erlebnisse

Hoffmanns zu geben. Sie nahmen aus dem „Sandmann“ die Liebe des Dichters Nathanael zu dem Automaten Olimpia; aus der Erzählung vom Rate Krespel die Liebe des jungen Musikers B . . . zu der kranken Sängerin Antonie; aus den „Abenteuern der Silvesternacht“ die Liebe des Malers Erasmus Spikher zu der italienischen Kurtisane Giulietta. Es war ihnen wohlbekannt, daß Hoffmann selbst, wie sein Grabstein auf dem Kirchhof vorm Halleschen Tore noch heute kündet, sich ausgezeichnet hat „als Dichter, als Tonkünstler, als Maler“.

Ferner beschlossen sie, Hoffmann in einem Kreise von Zechern auf diese drei Erlebnisse hinweisen zu lassen und ein letztes Erlebnis in der Art der drei früheren anzufügen. Für diesen Teil verwandten die Bearbeiter in freier Weise Motive aus Hoffmanns Novelle „Don Juan“ und aus seinem Märchen „Klein Zaches“; als Vorbild für die Darstellung von Hoffmanns eigener Person schwebte ihnen hier unverkennbar dessen Lieblingsheld Johannes Kreisler vor, der es liebt, den tiefen Gram, der ihm am Herzen nagt, unter cynischen Späßen zu verbergen, und der schließlich „durch eine ganz phantastische Liebe zu einer Sängerin auf die höchste Spitze des Wahnsinns getrieben“ wird. Die drei alten Erlebnisse Hoffmanns werden nicht von ihm erzählt, sondern — eine große technische Kühnheit — als Einlagen direkt auf der Bühne vorgeführt.

Die Uraufführung des Schauspiels, das teils in Prosa, teils in Versen geschrieben war, fand am 21. März 1851 im Odéon statt. Insbesondere im Giulietta-Akt hatten Dekorateur und

Maschinist gewetteifert, den Zauber der italienischen Liebesnacht zur Geltung zu bringen. — Im selben Jahre erschien das Drama auch im Buchhandel.

Bei der Bearbeitung für Offenbach hat Barbier den Gang der Handlung im wesentlichen beibehalten; in der Regel wird jedoch Giulietta an zweiter, Antonie an dritter Stelle gespielt, da das am tiefsten gehende Erlebnis besser an den Schluß gesetzt wird. —

So willkürlich Barbier und Carré mit den Einzelheiten der von ihnen bearbeiteten Stoffe verfahren sind, so sehr ist es ihnen gelungen, die Grundstimmung gerade der Hauptwerke des deutschen Dichters festzuhalten und wirkungsvoll vorzuführen. Diese Stimmung ist die tiefe Resignation des romantischen Dichters, der sich klar ist, daß sein Reich nicht von dieser Welt ist, daß er alle Süße des Lebens zu schildern hat, aber nicht an ihr teilhaben darf. Die Geliebte soll dem Künstler — Hoffmann wird nicht müde es zu fordern — das unerreichbare Ideal sein; die Sehnsucht soll ihm die süßesten Melodieen, die herrlichsten Bilder, die tiefste Dichtung entlocken, aber er darf die Geliebte nicht greifen mit irdischen Händen. Vergißt er sich, will er genießen wie andere Menschen, so stirbt die Liebe, oder die Kunst stirbt. Der Zufall will, daß Hoffmann gerade in den Erzählungen, die Barbier und Carré vorzugsweise stofflich benutzt haben, nicht diese schwermütige Lehre vorträgt; aber seine sonstige Produktion ist erfüllt davon: wir erinnern die Freunde des Dichters nur an die Malernovelle „Der Artushof" und die Musikernovelle „Die Fermate". Beide stammen aus demselben

Jahre wie die „Abenteuer der Silvesternacht" und der „Sandmann": dieses Jahr ist aber das Jahr 1815, das erste im neunzehnten Jahrhundert, das Hoffmann ganz wieder in Berlin verlebte; und wenn das Königliche Opernhaus jetzt die Handlung dieser beiden Erzählungen vorführt, so feiert es damit das Hundertjahrs-Jubiläum ihrer Entstehung.

In diesem Sinne geben wir am Schluß die Unterhaltung des Studenten Nathanael mit dem Automaten Olimpia nach Hoffmanns erster Niederschrift aus dem November 1815 wieder; die Handschrift befindet sich im Besitze der Stadt Berlin und in Verwahrung des Märkischen Museums, dessen Leitung die Reproduktion freundlichst gestattete. Wie in der Oper schlägt hier das Entsetzliche ins Grotesk-Satirische um; wir sehen, wie Hoffmanns grausigste Erfindungen nicht Herr über ihn wurden, sondern wie er stets die Zügel der Handlung in den Händen behielt.

Möchte die Aufführung des Königlichen Opernhauses dazu beitragen, den größten Erzähler Berlins, dessen Schriften zeitweise im Auslande besser gewürdigt wurden als daheim, den Bewohnern und den Besuchern der Residenz wieder näherzubringen!

~~und geistreiche~~ seine Liebe und ~~[illegible]~~ [above: [illegible]] ein schmachtender ~~[illegible]~~ [above: ~~[illegible]~~] begeistert in sie blickt in die W[illegible] ~~[illegible]~~
Sprache, die keiner verstand, außer er und Olimpia. Aber diese Kalte ist, die
sie sah ihm unverwandt ins Auge, und seufzte ein mal über das andere:
Ach! – Ach! – worauf denn Nathanael sprach: O du herrliche himmlische ~~[illegible]~~ Frau!
du Strahl aus dem verheißenen Jenseits der Liebe – du tiefes Gemüth
in dem sich mein ganzes Sein spiegelt, und noch mehr dergleichen; worauf
denn Olimpia immer wieder seufzte. Ach! Ach! – Der Professor Spalanzani
ging einige mal bey den Glücklichen vorüber, und lächelte sie ganz seltsam
zufrieden an. [above: Dem] Nathanael schien es, unerachtet er sich in einer ganz andern
Welt befand, als wird es hienieden merklich finster; er schaute um sich, wurde
zu seinem nicht geringen Schreck gewahr, daß eben die zwey letzten Lichter in
dem leeren Saal herniederbrennen und ausgehen wollten. – ~~[illegible]~~ [above: Längst hatten]
Musik und Tanz aufgehört. – Trennung – Trennung – schrie er ganz wild und
verzweifelt, er küßte Olimpias Hand – er neigte sich zu ihrem Munde – eiskalte
Lippen begegneten den [above: glühenden] seinigen +; aber fest hatte ihn Olimpia an sich
gedrückt, und in dem Kuß [above: schienen die Lippen] ~~[illegible]~~ aufzuflammen zum Leben zu erglühen.
~~mit [illegible]~~. – Der Professor Spalanzani
schritt nun langsam ~~Schritte~~ durch den leeren Saal, seine Tritte schallten
[above: hohl wieder] ~~[illegible]~~, und seine Figur von flackernden Schlagschatten umspielt
hatte ein [above: gräuliches] ~~gespenstisches~~ Ansehen – „[above: Liebst du mich, liebst du mich] ~~[illegible]~~ – Olimpia – ~~[illegible]~~ Ein
~~einziges~~ ~~Nathanael~~ Wort! – Liebst du mich?, so flüsterte Nathanael,
als Olimpia [above: seufzte] ~~[illegible]~~ aufstehend bloß: Ach Ach! – Ja du – du herrliche Liebessonne bist
mir aufgegangen, sprach Nathanael [illegible]. Ach Ach! replizirte Olimpia
fortschreitend – Nathanael folgte ihr, sie standen vor dem Professor. Sie haben sich
außerordentlich lebhaft mit meiner Tochter unterhalten, sprach dieser lächelnd
nun nun! Lieber H. Nathanael; finden Sie Geschmack daran mit dem blöden
Mädchen zu conversiren, so sollen mir Ihre Besuche willkommen seyn. – Einen
ganzen hellen strahlenden Himmel in der Brust schied Nathanael von dannen.
Spalanzanis Fest war das ~~Großte~~ Gegenstand des Gesprächs in den
folgenden Tagen. Unerachtet der Professor alles gethan hatte recht splendid zu
erscheinen, so wußten doch die lustigen Köpfe [above: von] allerley Unschicklichem und
Sonderbarem zu erzählen das sich begeben; vorzüglich fiel man über
die todtstarre stumme Olimpia her, der man aller [illegible]

+ So wie, als er Olimpias kalte Hand berührte, fühlte er sich von innerem Grausen erfaßt – die Legende von der todten Braut ging ihm plötzlich durch den Sinn

III. Die Tagebücher in der Verborgenheit von Hitzigs Tode 1849 bis zu Kürschners Tode 1902.

Nach Hitzigs Tode 1849 kamen bei der rein mechanischen Teilung seines Nachlasses Hoffmanns Schreibkalender in den Besitz seines Sohnes Friedrich Hitzig (des Architekten), die fünf von Hitzig daraus herausgerissenen Durchschußblätter in den seines Schwiegersohnes Baeyer (des Geodäten).

Das Miscellaneen-Buch war, nach unbekannten Zwischenstadien (s. u.), 1889 in Joseph Kürschners Besitz. Der Eigentümer ließ damals auf S. 153 des 147. Bandes seines Sammelwerkes 'Deutsche National-Literatur'* eine Seite aus dem Plocker Tagebuche faksimilieren — wunderlicherweise zwei Einträge, die schon bei Hitzig fast ohne jede Kürzung zu finden waren —; daß jenes Tagebuch in dem Miscellaneen-Buche steht, verriet auch Kürschner mit keinem Worte.

Nachdem im Oktober 1899 Grisebachs Hoffmann-Ausgabe erschienen und ich eine Woche darauf aus dem Nietzsche-Archiv ausgeschieden war, begann ich, systematisch die in Privatbesitz zu vermutenden Urkunden zu Hoffmanns Leben zu suchen. Man gestatte mir, hier in analoger Weise, wie es in der Ausgabe des Briefwechsels geschehen ist, über meine Bemühungen und die gleichzeitigen anderer, soweit sie den Tagebüchern galten, kurz in annalistischer Form zu berichten; nur so kann ich

* Vgl. über diesen curiosen Band Briefwechsel 730 f Note 3.

die einander widersprechenden Ankündigungen und sonstigen Mitteilungen rechtfertigen, die ich seit 1901 betreffs der Tagebücher habe drucken lassen, nur so es auch verständlich machen, daß meine Quellensammlung leider in zwei Publikationen verschiedenen Formates zerrissen ist. Die großen Pausen in der Arbeit waren, wie schon in der Einleitung zu den Briefen angedeutet, höchst unfreiwilliger Art.

1900,

am 19. Januar, bat ich Kürschner brieflich, mir die wissenschaftliche Benutzung des Plocker Tagebuches zu gestatten. Kürschner verschob das in seiner Antwort vom 24. Januar bis zur Beendigung einer größeren Arbeit und wiederholte dies, übrigens in sehr freundlicher Form, unterm 8. Februar. Am 6. Juni versprach er abermals auf das bestimmteste, das Buch „sobald als möglich herauszusuchen" und mir leihweise zu übersenden; „Sie können dann", fuhr er fort, „den Inhalt benutzen, wie Sie wollen. Ich glaube kaum, daß er besonders wesentlich für Ihre Arbeit sein wird. Ich habe das Buch seinerzeit von dem bekannten Meyer-Cohn in Berlin erhalten, den Sie ja wohl als einen der hervorragendsten Autographensammler kennen. Er hatte die Liebenswürdigkeit, mir das Buch seinerzeit zu schenken, wofür ich ihm noch heute verbunden bin."* Auch unterm 4. Juli wurde

* Meyer Cohn schrieb mir, auf eine gelegentliche Anfrage, am 17. Mai 1901 aus Frankfurt: „Die Affäre mit Kürschner ist mir ganz nebelhaft und muß schon wenigstens 10—15 Jahre zurückliegen. Näheres spä-

das Versprechen aufrecht erhalten. — In allen Briefen ist immer nur von dem „Hoffmannschen Tagebuch" oder dem „Buch" die Rede, auch hier wird nie zugegeben, daß es sich um das vielseitige Miscellaneen-Buch handelt.

Weiter hörte ich von Kürschner nichts. Da ich von seinem intimsten Jugendfreunde erfuhr, daß zu seinen Lebzeiten nichts von seinen Sachen zu erhalten sein werde, ersparte ich mir weitere Bitten resp. Erinnerungen. Dagegen fragte im März des folgenden Jahres,

1901,

Richard Schaukal (damals noch Statthalterei-Concipist in seiner mährischen Heimat) bei Kürschner wegen des Plocker Tagebuchs an, ohne von meinen Bemühungen zu wissen. Der Schatzhüter auf dem Hohen Hainsteine „ob Eisenach" speiste diesen neuen Bewerber mit den Worten ab, „das kleine Tagebuch von Hoffmann" „dürfte sich kaum zur Veröffentlichung eignen"; immerhin könne er, Kürschner, „ja die Frage einmal für später in Erwägung ziehen". Von dem mir viermal

---

ter mündlich." Nach seiner Rückkehr schrieb er am 15. Juli bestimmter: „Herr Professor Kürschner scheint sich mit dem Tagebuch Hoffmanns zu irren, ich habe es soviel ich weiß nie besessen." Als ich ihn kurz darauf besuchte, um seine beiden schönen Hoffmann-Briefe zu kollationieren, wiederholte er dasselbe mündlich mit dem Zusatz, er wisse wirklich nicht, wie er dazu kommen solle Kürschnern etwas zu schenken. Vielleicht liegt also auf Kürschners Seite eine Verwechslung vor.

gegebenen Versprechen war ebenso wenig die Rede wie von dem sonstigen Inhalt des Miscellaneen-Buches.

Inzwischen war ich, im Januar 1901, vor die rechte Schmiede gekommen, nämlich zu Friedrich Hitzigs Sohn Eduard Hitzig (dem Gehirnphysiologen) in Halle; aber es sollte noch lange dauern, bis ich die wichtigsten Stücke seines Schatzes zu Gesichte erhielt. Bei einem zweiten Besuche, im Mai, wurde mir auf einem Tisch eine große Masse bedruckten und beschriebenen Papieres als Hitzigs Nachlaß vorgelegt, und ich hatte allen Anlaß, mich wegen dieser Funde glücklich zu preisen. Trotzdem ich jedoch jedes Blatt umwandte, fand ich weder das Miscellaneen-Buch mit den Singspielen, noch eins der späteren Tagebücher, noch das Notaten-Buch aus Hoffmanns letzten Lebensjahren, noch auch nur ein einzelnes Blatt aus einem dieser Bücher. Die Dresdner Memoiren, die Hitzig ja schon ausreichend publiziert hatte, waren das einzige Autobiographische, was mir vor Augen kam.

Nun hatte Hitzig in den 30er Jahren dem Sammler Dorow (bei Übersendung jenes Blattes aus dem Miscellaneen-Buch) mitgeteilt, daß er drei volle Monate dazu verwandt habe, ganze Berge der pikantesten vertraulichen Mitteilungen aus einem Zeitraum von fast vierzig Jahren nach genauer Durchsicht dem Feuer zu übergeben; von den Tagebüchern Hoffmanns aber hatte er, wie schon erwähnt, gesagt, daß sie das Bekenntnis aller Schwächen Hoffmanns enthielten. Die Befürchtung lag also nahe, daß Hitzig diese Bücher, wenn nicht schon 1823 gleich nach erfolgter Benutzung, doch in den 30er Jahren

vernichtet habe. Andrerseits blieb noch die Hoffnung, daß er, wie das Plocker Tagebuch, auch die anderen Manuskriptbücher Hoffmanns an Liebhaber verschenkt habe: denn er konnte, wie er demselben Dorow schreibt, nicht leicht einem Autographensammler, der sich an ihn wandte, abschlagen, wonach sein Herz begehrte. (In der Tat sind offenbar auf diesem Wege die bekannten Briefe von Pückler, Beethoven und Oehlenschläger aus Hoffmanns Nachlaß verschwunden.) Es bestand also die Aussicht, wenigstens die 'Miscellaneen' und das Notatenbuch in Privatbesitz zu finden. Für alle Fälle forderte ich im Juni in der 'Frankfurter Zeitung' die Eigentümer Hoffmannscher Autographen auf, mir ihre Schätze für eine geplante Gesamtausgabe von Hoffmanns Tagebüchern und Briefen zur Verfügung zu stellen.

In einem Privatdruck vom 1. Juli kündigte ich dann genauer eine Sammlung der Quellen zu Hoffmanns Biographie in zwei Abteilungen an: die erste sollte Hoffmanns Tagebücher, „soweit erreichbar", und seinen Briefwechsel, daneben seine literarischen Entwürfe (besonders die aus den 'Miscellaneen' und dem Notatenbuch) und seine Zeichnungen enthalten, der zweite im wesentlichen die Erinnerungen anderer an Hoffmann sowie Akten über Hoffmann.

Infolge eines gütigen Hinweises des Dr. Wilhelm Pfeiffer in Frankfurt fand ich dann

1902,

am 25. Januar, in Leipzig bei einer Tochter Baeyers (der Witwe des Latinisten Ribbeck) einen weiteren Teil

von Hitzigs Nachlaß; anscheinend befand sich darin der Rest von Hoffmanns Nachlaß mit alleiniger Ausnahme der Zeichnungen, die auf die Linie Kugler-Heyse übergegangen waren. Von Hoffmanns Tagebüchern kamen aber nur die fünf herausgerissenen Blätter zu Tage, deren Text Hitzig abgedruckt hatte.

Diese traurigen Reste wirkten auf mich wie Gen. 37, 33—35 Josephs blutiger Rock auf Jakob: ich war nunmehr fest überzeugt davon, daß Hitzig die Bücher selbst, deren Fetzen ich in Händen hielt, vernichtet habe; und ich denke, jeder andere wäre es an meiner Stelle auch gewesen. Als ich daher im Sommer des Jahres im 'Euphorion' über die Hoffmanniana in Hitzigs Nachlaß berichtete, sagte ich in dem Abschnitt über die Tage- und Entwurfbücher: das Plocker Tagebuch sei angeblich in Kürschners Besitz; wo die 'Miscellaneen' und das Notatenbuch seien, wisse ich nicht; die Tagebücher der Jahre 1809—1815 seien von Hitzig bis auf fünf Blätter vernichtet.

Die geplante einheitliche Sammlung aller Quellen zu Hoffmanns Biographie wurde jetzt notgedrungen reduciert auf Hoffmanns Briefwechsel und die Erinnerungen an Hoffmann, mit anderen Worten: auf die Urkunden für Hoffmanns schriftlichen und mündlichen Verkehr mit anderen; Hitzigs Auszüge aus den Tagebüchern sollten als kleiner Anhang dem Briefwechsel beigegeben werden. In diesem beschränkten Umfange wurde die geplante Quellensammlung schon in der 'Insel' vom Februar 1902 angekündigt.

Am 29. Juli 1902 starb Kürschner infolge eines Un-

glücksfalles. Da jedoch seine Familienverhältnisse mir nicht bekannt waren, konnte ich nichts unternehmen, um das Plocker Tagebuch zur Publikation zu erhalten.

— Diesen Bericht über die Jahre 1900—1902 lege ich besonders den harmlosen Gemütern ans Herz, die sich gedacht haben, daß ich nur zuzugreifen brauchte, um alle sieben Tagebücher Hoffmanns in der Hand zu haben.

Das allmähliche Wiederauftauchen der Tagebücher und die Mitteilungen daraus in den zwölf Jahren 1903—1914.

1. Die Erwerbung des Miscellaneen-Buches und die erste Ankündigung einer selbständigen Ausgabe der Tagebücher.

1903,

Ende Mai, erfuhr ich in Weimar von Carl Schüddekopf, daß Kürschners Sammlungen sich noch im Besitz von dessen Witwe befänden, daß aber Verhandlungen über ihre Veräußerung schwebten; August Sauer in Prag habe die Bestände geprüft, und sie würden voraussichtlich an die Königliche Bibliothek zu Berlin übergehn. Ich wandte mich nunmehr wegen des Plocker Tagebuchs sofort an die Witwe, erhielt jedoch eine aufschiebende Antwort. Dann fragte ich bei Sauer selbst an, der mir liebenswürdigerweise postwendend unterm 15. Juni antwortete. Erst aus diesem Briefe erfuhr ich, daß das von Kürschner seit den achtziger Jahren oder länger

sekretierte Hoffmann-Manuskript keineswegs nur ein Tagebuch darstelle, sondern daß es sich tatsächlich um die 'Miscellaneen', einen Oktavband von etwa zweihundert Seiten mit dramatischem und sonstigem Inhalt handle. Wie die Witwe mir nunmehr unterm 22. Juni mitteilte, hatte Erich Schmidt ihr am 21. Mai vorgeschlagen, das Hoffmannsche Manuskript (samt den Nachlässen des Malers Müller und des Anakreontikers Götz) der Königlichen Bibliothek zu Berlin anzubieten.

Da ich mich jedoch bereit erklärte, das Buch unbesehen zu dem vom Eisenacher Taxator festgesetzten Preise zu erwerben, so erhielt ich es am 28. Juni. (Die Königliche Bibliothek hat dann bekanntlich auch für die anderen von Erich Schmidt ihr empfohlenen Manuskripte nicht die Taxpreise gezahlt, und die Sachen sind dann bei Boerner in Leipzig wesentlich teurer versteigert worden.)

Ich beschrieb nunmehr im September das Manuskript für Sauers 'Euphorion' und gab gleichzeitig die beiden Singspielfragmente an die 'Musik'.

1904,

Anfang des Jahres, ergänzte ich auf Alfred Rosenbaums Wunsch die bewunderungswürdige Hoffmann-Bibliographie, die dieser 1902 für Goedekes 'Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung' im Manuskript angefertigt hatte. Von den Publikationen, die ich vorbereitete, zitierte ich absichtlich nur den ersten und den zweiten Band der Sammlung 'E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr'; jener ('Hoffmann und Hippel') war damals schon im Satze

fertig, dieser (der sonstige Briefwechsel) sollte sogleich in Angriff genommen werden und gleichzeitig mit dem ersten Bande erscheinen. Während der Korrektur, im April, teilte ich Rosenbaum privatim mit, daß ich nach diesen beiden Bänden zunächst das Plocker Tagebuch herauszugeben gedächte und diesem vollständigen Texte faute de mieux Hitzigs Auszüge aus den späteren Tagebüchern und dem Notatenbuch beigeben würde. Mein neuer Freund und Gönner ersuchte mich daraufhin unterm 24. April, bei der Durchsicht der letzten Fahnen „eine Nachricht hiervon als Nr. 97' einzuschalten". Ich widerstand dieser liebenswürdigen Aufforderung nicht und kündigte das Heft an unter dem resignierenden Titel: „Aus Hoffmanns Entwurf- und Tagebüchern: disjecti membra poetae".

Einstweilen benutzte ich die Tagebuch-Aufzeichnungen des Miscellaneen-Buches zur Vervollständigung meiner Ausgabe von Hoffmanns Briefwechsel im zweiten Bande der „Verkehrs"-Dokumente: zwischen den bekannten Brieftexten (die z. T. gleichfalls aus dem Miscellaneen-Buche gewonnen waren) wurden auf den Seiten 9f, 48f und 51 die textlich unbekannten, aber von Hoffmann erwähnten Briefe aus den Jahren 1803/04 und 1808 verzeichnet.

2. Die Auffindung von drei Schreibkalendern und die Anfänge des vorliegenden Druckes.

Wie des näheren im Vorwort zum Briefwechsel S. XXX berichtet ist, fand und verifizierte ich am 9. November 1904 die Tagebücher der drei Jahre 1812, 1813 und 1815 in

der Kiste, die Eduard Hitzig an das Märkische Museum der Stadt Berlin gesandt hatte.

Die Einträge von Mai bis Dezember 1813 und von Januar bis März 1815 benutzte ich noch vor Ablauf des Jahres zur Vervollständigung und Erläuterung des Briefwechsels, dessen Druck erst bis zum April 1813 vorgeschritten war.

In einem Privatdruck für den sechsten Bibliophilentag am 18. Dezember zeigte ich einen Band „Tagebücher" als Seitenstück zu der dreibändigen Sammlung der „Verkehrs"-Dokumente an.

1905

berichtete ich im 'Euphorion' — diesmal ganz kurz — über die neuen Funde. Auch Rosenbaum konnte am Schlusse des VIII. 'Grundriß'-Bandes, in den Nachträgen, noch darauf hinweisen.

Die Seiten 109—216 des 'Briefwechsels' mit den Erläuterungen aus dem Tagebuch von 1813 verteilte ich in Sonderabzügen als Privatdruck für den siebenten Bibliophilentag am 12. November.

1906,

gegen Ende des Jahres, gab ich als erste zusammenhängende Probe der Tagebuchaufzeichnungen drei Wochen aus dem ersten Quartal 1812 an die Redaktion der damals in Entstehung begriffenen 'Opale'; sie eröffneten

1907

das erste Heft der Zeitschrift. Leider hatte es die Redaktion für überflüssig gehalten, mich eine Korrektur lesen

zu lassen; daher sind, von kleineren Fehlern abgesehn, die Hauptteile des Eintrages vom 25. Januar in falscher Reihenfolge gedruckt.

Im Februar desselben Jahres teilte mir Max Voigt mit, daß er die Partituren der 'Aurora' und des 'Saul' in Würzburg gefunden habe. Für den Bericht über diese schöne Entdeckung, den er in der Folge aufsetzte, stellte ich zusammen, was ich in den Tagebüchern von 1812 und 1813 (vor deren endgültiger Entzifferung!) an Stellen über die 'Aurora' finden konnte; der Aufsatz erschien am 6. September (s. u. S. 313 oben). Die Liste der 'Aurora'-Stellen ist nunmehr nach S. 319 f des vorliegenden Buches zu vervollständigen.

Etwa gleichzeitig publizierte Carl Georg von Maassen den ersten Band seiner Hoffmann-Ausgabe, in dem die drei Tagebücher auf Grund meiner Mitteilungen benutzt sind: das von 1812 nach dem eben genannten Druck in den 'Opalen', das von 1813 nach dem Sonderabzug aus dem 'Briefwechsel' für den Bibliophilentag von 1905 und das von 1815 nach alten Korrekturbogen des 'Briefwechsels', die der rührige Herausgeber sich ohne mein Wissen zu verschaffen gewußt hatte. Ich gestatte mir, zur Ergänzung von Maassens schöner Ausgabe seine drei Quellen hier zu nennen, da Maassen selber das versäumt hat — nicht in böser Absicht, sondern weil er das baldige Erscheinen meiner beiden Ausgaben erwartete.

Kurz nach dieser Überraschung berichtete ich für die 'Süddeutschen Monatshefte' über Hoffmanns Beziehungen zu Breitkopf & Härtel; einen Teil des Auf-

satzes bildete die Zusammenstellung aller Tagebucheinträge Hoffmanns über seine Arbeiten für Härtel und über seinen persönlichen Verkehr mit diesem und Rochlitz.

In derselben Zeit sagte ich auf das Drängen eines Berliner Verlegers diesem die Buchausgabe der Tagebücher zu, obgleich ich damit lieber bis zum Erscheinen der Briefe gewartet hätte; am 18. Dezember wurde der Vertrag in der vom Verleger aufgesetzten Fassung unterschrieben, leider ohne daß ich einen gewiegten Juristen zu Rate gezogen hatte.

1908

erschien im Januarheft der 'Süddeutschen Monatshefte' S. 59—61 der erwähnte Auszug aus den Tagebüchern betr. die Beziehungen zu Härtel und Rochlitz (wiederholt in dem Privatdruck 'Hoffmann und Härtel' S. 46—48).

In den folgenden Monaten revidierte ich flüchtig die Maschinenabschriften der drei Tagebücher, die die bewährte Kopistin Fräulein Elise Teichmann in Berlin in den Jahren 1906/07 für mich angefertigt hatte, und bemühte mich, die unentziffert gebliebenen Stellen einzuschalten; von den Tagebüchern der Jahre 1809, 1811 und 1814 konnte ich natürlich als Lückenbüßer nur das geben, was Hitzig wörtlich oder frei daraus mitteilt.

Ehe ich dieses vorläufige Manuskript definitiv durchgesehn und insbesondere ehe ich irgendwelche Vorschriften für den Setzer über die verschiedenen Schriftgrade, die Anordnung des Satzes u. dgl. eingetragen hatte, übergab ich es am 7. August dem erwähnten Ver-

leger auf einige Tage zur Berechnung des Umfanges, damit danach das Papier bestellt und mit dem Drucker verhandelt werden könne. Der in philologischen Dingen gänzlich unerfahrene Geschäftsmann gab jedoch trotz meines lebhaften Einspruchs das konzeptartige Manuskript am 11. August an die Druckerei, die alsbald den Satz begann und unaufhaltsam fortsetzte. Kaum im Besitze des Manuskripts, teilte der Verleger mir auch offen seine Absicht mit: das Buch sollte schnell ausgedruckt werden, aber nicht um (wie mündlich verabredet war) zu Weihnachten in den Handel zu kommen, sondern um seinerseits als Druckvorlage für einen anderen Zweck zu dienen. Der Verleger verhandelte nämlich, wie ich mit Entsetzen erfuhr, schon mit vier Redaktionen von populären Zeitschriften, und die meistbietende sollte den gesamten Text zum lieferungsweisen Abdruck erhalten; die Buchausgabe selbst aber sollte bis auf weiteres auf Lager bleiben. Damit ich nicht in die Lage käme, diesen Plan zu durchkreuzen, erhielt ich das Manuskript nicht zur Fertigstellung zurück.

Nach dem Wortlaut des Verlagsvertrages, dessen Konsequenzen ich mir nicht mit dem unbedingt notwendigen Mißtrauen klar gemacht hatte, hätte ich diese Ausschlachtung kaum verhindern können. Dazu waren mir aber doch Hoffmanns Bekenntnisse zu ehrwürdig und meine neunjährigen Bemühungen darum zu sauer geworden. Ich zog es also, trotzdem seit Erwerbung des Miscellaneen-Buches meine Vermögenslage sich erheblich verschlechtert hatte, vor, mein Recht an der Arbeit zurückzukaufen; leider ging das nicht billiger als für das Vierfache des

Honorars, das ich für das erste Tausend vereinbart und bereits vorschußweise erhalten hatte.

Inzwischen waren die Tagebücher von 1803/04 und von 1812 bereits in Fahnen gesetzt.

1909,

am 4. Januar, kaufte ich meine Arbeit zu den schon angedeuteten Bedingungen zurück.

Zunächst hatte ich nun bei der Korrektur der bereits gesetzten Partien nachzuholen, was im Manuskript zu vermerken mir verwehrt worden war. Die Bezeichnung der Kalendertage wurde in die jetzige Form, der Text der Durchschußblätter in die jetzige Anordnung gebracht; die Zeichen ⧗ und ⚘ wurden geschnitten und gegossen, fehlende Interpunktion durch | oder einen großen Zwischenraum bezeichnet. — Die Satzbreite des Haupttextes mußte freilich bleiben (ich hätte das Format vielleicht etwas breiter genommen, den Originalen entsprechend *); ebenso verblieb es dabei, daß der erste Absatz jedes Eintrags eingerückt war, was ich nicht beabsichtigt hatte, da das jedesmalige Loch unter dem Monatstage das Satzbild unruhig macht. Eine Änderung wäre aber nach erfolgtem Satze zu kostspielig geworden.

Ferner wurde jetzt (und noch einmal 1913: s. u.) der Text Buchstabe für Buchstabe und Zeichen für Zeichen mit dem Original verglichen.

* Infolge des kleinen Satzspiegels hat leider besonders die angehängte Liste von Hoffmanns Arbeiten (auch diese minder wichtige Einleitung mit ihren zum Teil etwas lang geratenen Noten und das Inhaltsverzeichnis) sehr an Übersichtlichkeit verloren.

Das Tagebuch von 1813 konnte ich noch vor dem Satze in der glücklich zurückerworbenen Druckvorlage textlich und satztechnisch durchkorrigieren, ebenso die Dresdner Memoiren von 1813. Dann gab ich die Originaltagebücher von 1812, 1813 und 1815, die ich so lange in Verwahrung gehabt hatte, ans Märkische Museum zurück.

Die zweifelhaften Stellen des Plocker Tagebuches habe ich sämtlich, die der späteren Tagebücher allerdings nur zum kleinen Teile Herrn Karl Theodor von Schön in Charlottenburg vorlegen können, der durch die jahrelange Beschäftigung mit dem handschriftlichen Nachlasse seines berühmten Urgroßoheims ein außerordentliches Geschick in der Entzifferung von Handschriften jener Zeit erlangt hatte; ich habe ihm unter anderm die Lesung der beiden Königsnamen S. 8 oben zu verdanken. Leider ging Herr von Schön zu früh für mich nach Ostpreußen zurück, um die Verwaltung des väterlichen Gutes zu übernehmen.

3. Die Auffindung der drei anderen Schreibkalender und die seitdem erfolgten Veröffentlichungen.

Ehe ich jedoch auch noch das Tagebuch von 1815 satzfertig machte und die Fahnen umbrechen ließ, versuchte ich es noch einmal, auch die Jahrgänge 1809, 1811 und 1814 zu finden: denn wenn die Tagebücher von 1812, 1813 und 1815 im Jahre 1901 dem Besitzer verborgen geblieben waren, so konnte er 1904 bei der

Übersendung seiner Schätze auch jene anderen drei noch übersehen haben.

Ich schrieb also vierzehn Tage nach jenem Rückkauf an die Witwe des inzwischen verstorbenen Eduard Hitzig, Leopold Rankes liebenswürdige Bruderstochter, und erhielt eine Antwort unterm 21. Januar. Das Billett nahm mir zwar fast alle Hoffnung, noch etwas zu finden, hieß mich aber auf das freundlichste willkommen für den Fall, daß ich nach acht Jahren noch ein drittes Mal schätzesuchend nach Halle käme. Und da muß ich nun freilich sagen, daß das Schicksal mich für den großen Ärger der letzten sechs Monate in außerordentlicher Weise entschädigte. Am 2. Februar fand ich in Halle die gesuchten Tagebücher alle drei; und, wie im zweiten Bande dieser Publikation des näheren zu berichten ist, fand sich zu guterletzt im folgenden Monat an einer anderen Stelle auch noch das Notatenbuch aus Hoffmanns letzten Lebensjahren.

Dieses ließ ich gleich setzen, um es dann seinem Besitzer zurückgeben zu können; mit der Entzifferung (und dem Satz) der neu gefundenen Tagebücher ließ ich mir Zeit, um, wie ich bis Ende 1907 gewollt, erst den 'Briefwechsel' zu beenden und zusammen mit dem Hippel-Bande herauszubringen. Auch entschloß ich mich, um weitere Prioritätsstreitigkeiten unmöglich zu machen, meinem Mitteilungsdrange nunmehr Zügel anzulegen und die neuen Funde nur in der Buchausgabe der Tagebücher zu publizieren, auch vor Freund und Feind einstweilen gänzlich darüber zu schweigen.

Dagegen ließ ich

1910

für die Generalversammlung des Leipziger Bibliophilen-Abends am 28. Mai eine längere Stelle des Tagebuchs von 1813 von dem seit Anfang 1909 in Fahnen stehenden Satze abziehn, als zweite zusammenhängende Probe aus den Tagebüchern.

1911

erschien die „psychographische Individualanalyse" Hoffmanns von Paul Margis, materiell bei weitem die leichtfertigste längere Arbeit, die je über Hoffmann zusammengeschrieben ist (fast jeder Satz enthält entweder einen Irrtum oder eine Banalität), und formell in ihren 222 Seiten die erbarmungswürdigste Ausgeburt impotenter Pedanterie, die ich überhaupt in der ganzen gelehrten Literatur kenne.

Margis hat für diese Arbeit Anfang 1909 die Originaltagebücher von 1812, 1813 und 1815 im Märkischen Museum durchgesehn; er hat ihnen aber schlechterdings nichts irgend nennenswertes zu entnehmen vermocht (als besondere Merkwürdigkeit bucht er, daß Hoffmann öfters bei Regenwetter schlechter Laune war).

Dafür hat er aber Dinge hineingelesen, die nicht darin stehn; einen besonders eklatanten Fall der Art, den Margis schon an zwei Orten mit Triumph ins Treffen geführt, muß ich trotz meiner Abneigung gegen alle unfruchtbare Polemik ausdrücklich erwähnen, da ich mich nur so vor dem Verdachte schützen kann, par respect pour les mœurs Tagebuchstellen unterdrückt zu haben.

Auf S. 21 seines Buches nennt Margis „eine gewisse Madame Fränze, die uns in dem Tagebuch von 1812 ein paarmal begegnet und [zwar] in einer Weise, daß man zu der Vermutung kommen kann, H. hätte sich bei dieser vielleicht käuflichen Person für seine unbefriedigte Liebe zu Julia Marc entschädigt." Von Margis selbst (oder von einem kritischen Korrektor? der ganze Satz macht den Eindruck, als sei eine anfänglich zuversichtliche Behauptung nachträglich in Zweifel gezogen) ist allerdings ein Ausrufungs- und ein Fragezeichen in Klammern dazugesetzt; auf S. 194 werden dann aber in einer Anmerkung drei angebliche Belege zitiert: „Tagebuch von 1812 unter dem 8./IV., 5./VIII. [und] 29./VIII.", also unterm 8. April, 5. und 29. August.

In der 'Zeitschrift für Bücherfreunde' vom Juni 1911 — ich weiß nicht, ob vor oder nach der Broschüre — schreibt Margis (S. 91) ganz in demselben Sinne: „In Bamberg entbrannte er . . . in leidenschaftlichster Liebe zu einem jungen Mädchen, der Julia seiner Erzählungen . . . Zugleich stand er in Bamberg mit einer gewissen Madame Fränze in Verbindung, die, wie aus seinen Tagebüchern hervorzugehen scheint, das Feuer zu stillen berufen war, welches Julia entzündet hatte." Dieses Faktum ist eins der Indizien, aus denen es für Margis (wie er auf derselben Seite, weiter unten, sagt) „sehr wahrscheinlich" wird, daß Hoffmann der Autor einer pornographischen Schreibübung ist, die den kindlich lallenden Titel führt „Schwester Monika erzählt und erfährt" (man denke sich die im selben Jahr erschienenen Elixiere des Teufels' unter dem Titel „Bruder Medar-

dus erzählt und erfährt") und dessen künstlerische Technik auf derselben Höhe steht wie dieser Titel und wie die wissenschaftliche Technik des Margis.

Mit seiner Madame Fränze steht es nämlich noch einen Grad windiger als mit dem Archivarius Lindhorst, dem Konrektor Paulmann und dem Registrator Heerbrand, die nach Margisens Überzeugung (Zs. f. Bfr. S. 88) historische Dresdener Bekannte Hoffmanns sind. Diese drei Figuren kommen, wenn auch keineswegs in Hoffmanns Leben, doch in seiner Dichtung vor. Aber eine Madame Fränze findest du, geliebter Leser, weder an einer der drei von Margis zitierten Tagebuchstellen noch sonst irgendwo in Hoffmanns Tagebüchern oder Briefen oder Schriften: diese Lustmaid existiert lediglich in der durch die Lektüre der Monica-Schwarte überreizten Phantasie des Herrn Margis *.

* Wie es sich psychologisch erklärt, daß Margis dieses Geschöpf seiner Phantasie gerade Fränze benennt, danach wollten wir als einen Fachmann eigentlich den Professor der Psychologie William Stern in Breslau fragen, der das Machwerk seines Schülers Margis herausgegeben und mithin im wesentlichen gebilligt hat. Auch hofften wir auf diesem Wege vielleicht zu erfahren, warum Margis dieses Gespenst gerade unter den drei Daten des 8. April, des 5. und des 29. August erblickt hat.

Inzwischen haben wir zwar für die zweite Frage durchaus keine Antwort, für die erste aber die Möglichkeit einer solchen gefunden.

Vom 8. bis zum 11. Mai 1812, aber weder vorher noch nachher, ist Hoffmann täglich (im ganzen

1912

erschien Ellingers Hoffmann-Ausgabe, die Hoffmanns Texte in reinster Gestalt bietet und deren Er-

---

sechsmal) an verschiedenen Orten, darunter auch im Hause der Frau Marc, mit dem bekannten Violinvirtuosen und Komponisten Ferdinand Fränzl (1770—1833) zusammen, der 1806—1827 Musikdirektor (d. h. Dirigent der königlichen Hofkapelle) in München und ca. 1807—1824 zugleich Direktor der deutschen Oper daselbst war. Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß Margis diesen angesehenen Mann unter der oben angedeuteten übermächtigen literarischen Suggestion in eine „vielleicht käufliche" Madame Fränze umgeschaffen hat.

Um sich klar zu machen, welcher Grad von Urteilsfähigkeit zu diesem quae pro quo gehört, lese man die Einträge über die vier Tage durch (S. 129 f). Freitag den 8. Mai kommt Fränzl aus München herüber, um in Bamberg ein Konzert zu geben. Sonnabend Vormittag besprechen die Marcschen Damen, Mutter und Tochter, das nähere mit ihm, Hoffmann und Dittmaier. Am Montag findet vormittags die Probe, nachmittags das Konzert statt; Julchen singt „höchst vortrefflich", so daß Hoffmann in verliebter Raserei alles hätte „ermorden können, was sich ihr näherte". Abends verabschiedet Fränzl sich von den Herren in der 'Rose'. Margis macht daraus: abends wurde dann das Feuer gestillt, welches Julia entzündet hatte. Denn wenn er nicht diesen Eintrag vom 11. Mai meint, dann weiß ich wirklich nicht, auf was er seine werte Hypothese zu stützen gedenkt: unterm 8. April, 5. und 29. August vermag der kühnste Konjektor keine Madame Fränze zu entdecken.

Jedem außer Margisen wird es einleuchten, daß

läuterungen einen unübersehbaren Reichtum von größtenteils neuen Einzelerkenntnissen in einer spartanischen Knappheit vortragen, die für Maassen und mich ein unerreichbares Vorbild bleibt *. Wie die Einleitungen zu

---

Dittmaier als der erste Violinist und Dirigent in Bamberg und Hoffmann als der erste dortige Gesanglehrer und Komponist musikalischen Fremden gegenüber sozusagen die Honneurs der Stadt machten, ohne deshalb gleich mit ihnen in Geschlechtsverkehr zu treten; es findet sich eine ganze Reihe von Belegen dafür. Das Tagebuch von 1811 stand Margisen nicht zur Verfügung — zum Glück, wie man wohl sagen darf. Man erwäge, was sonst seine Sachkenntnis und Phantasie aus der „Bekanntschaft" mit „Maria von Weber" vom 3. März oder gar aus der „sehr angenehmen" Abendunterhaltung mit dieser Persönlichkeit am folgenden Tage gemacht hätte! Es ist nicht auszudenken.

* Während für die Leistung des Herausgebers kein Lob hoch genug ist — in meiner Besprechung in den 'Grenzboten' vom 26. Februar 1913 habe ich aus Raumrücksichten nur das Wichtigste dessen hervorheben können, was sie vor Grisebachs Arbeit voraus hat — hat sich der Verlag leider nicht auf die entsprechende Höhe gestellt, besonders indem er die Beifügung jeglicher Art von Register abgelehnt hat. Es liegt auf der Hand, daß Ellingers enorme Arbeitsleistung namentlich in der Nachweisung der von Hoffmann benutzten Schriften für die Wissenschaft erst dann völlig erschlossen wäre, wenn ein Register diese Schriften und die Stellen, in denen Hoffmann sie benutzt, verzeichnete. Aber nicht nur ein derartiger Nachweis für Forscher fehlt, sondern auch ein Hilfsmittel, das beizufügen die primitivste Rücksicht auf

einzelnen Bänden und die Anmerkungen benutzt auch das vorangestellte Lebensbild mehrfach die Tagebücher von 1812 und 1813; es bringt neben einer Reihe glücklicher Einzelzitate insbesondere die Ktch-Stellen von 1812 in einer Auswahl, die einen erheblichen Fortschritt gegen Hitzigs Zusammenstellung bedeutet. Weniger ausgenutzt sind die Daten über Hoffmanns musikalische und poetische Arbeiten, wie ein Vergleich mit den Angaben unserer Liste für 1812/13 zeigt.

Im Mai des selben Jahres konnte ich gelegentlich eines Neudrucks des Bogens 14 des 'Briefwechsels' die Hauptdaten des Tagebuchs von 1814 in die Noten der Seiten 211 f, 215, 219 f einfügen.

---

jeden Leser erheischt hätte, nämlich ein Verzeichnis der in der Ausgabe enthaltenen Erzählungen Hoffmanns. Wer z. B. nicht auswendig weiß, daß die Novelle 'Spielerglück' im dritten Bande der 'Serapions-Brüder' steht, der muß die Inhaltsverzeichnisse aller Bände danach durchsehn; und wer gar einzelne überschriftlose Partien aus den vielseitigen Gesprächen der Serapions-Brüder sucht, etwa die Anekdoten von der Loge zum eierlegenden Hahn und von Voeteris Schulfreund oder die Erörterungen über Somnambulismus und über 'Karls Versuche und Hindernisse', der muß unter Umständen den Text aller vier Bände der 'Serapions-Brüder' durchblättern. Diese übel angebrachte Sparsamkeit des Verlages ist ohne Zweifel der Hauptgrund dafür, daß Grisebachs unvergleichlich viel weniger befriedigende Ausgabe trotzdem von vielen vorgezogen wird; denn ein mangelhaftes Register wie das von Grisebach ausgearbeitete ist immer noch weit besser als gar keins.

Im Juni wurde der Vertrag über die vorliegende Ausgabe mit dem jetzigen Verleger derselben abgeschlossen, der schon im Januar 1909 nach dem Rückkauf des Verlagsrechtes sich deswegen an mich gewendet hatte und jetzt im Begriffe stand, die ersten beiden Bände der „Verkehrs"-Dokumente herauszubringen.

Nachdem diese um den 1. August erschienen waren, lieferte ich in den folgenden Wochen die drei 1909 gefundenen Tagebücher in satzfertigem Manuskript ab (für 1809 und 1811 hatte ich wieder eine Teichmannsche Maschinenabschrift von 1909 zugrunde gelegt, das Tagebuch von 1814 aber seiner Unübersichtlichkeit wegen selbst kopiert). Im September wurde alles gesetzt; ich war aber leider genötigt, diese Fahnen dann ein Jahr lang unerledigt liegen zu lassen.

1913.

Im zweiten Quartal des folgenden Jahres entwarf ich für die 'Deutsche Rundschau' einen Bericht über Hoffmanns letzte Monate in Posen und seinen Aufenthalt in Plock; alle irgend wichtigen Stellen des Plocker Tagebuchs wurden eingeschaltet, als dritte zusammenhängende Textprobe Hoffmannscher Tagebücher.

Gleichzeitig wurde der Abdruck dieses Tagebuchs in der vorliegenden Ausgabe für druckfertig erklärt.

Erst im September kam ich dann dazu, die Tagebücher von 1809 und 1811 in den Fahnen zu korrigieren und dabei noch einmal genau mit den Originalen zu vergleichen.

Im Dezember begann der erwähnte biographische Auf-

satz in der 'Deutschen Rundschau' zu erscheinen, im letzten noch von Julius Rodenberg herausgegebenen Jahrgang;

1914

im Januar folgte die zweite Hälfte mit dem Plocker Tagebuch, dem einzigen, das bisher einem größeren Leserkreise vorgelegt ist.

Von Ende Januar bis Anfang März wurden die Tagebücher von 1812, 1813 und 1814 in den Fahnen von 1908, 1909 und 1912 noch einmal auf das peinlichste mit den Originalen verglichen und Mitte März endlich auch das Tagebuch von 1815 satzfertig gemacht. Am 10. Mai wurden die beiden letzten von den 18 Bogen, die die Tagebücher enthalten, druckfertig erklärt.

Von den drei Aufgaben, Hoffmanns Tagebücher zu finden, ihren Wortlaut zu entziffern und ihren sachlichen Inhalt zu analysieren und zu erläutern, war somit die erste im Laufe von neun Jahren und die zweite im Laufe von elf Jahren erledigt — die erste völlig und die zweite, wie ich hoffe, im wesentlichen befriedigend. Wenn das aber der Fall ist, so habe ich es in erster Linie der außerordentlichen Langmut zu danken, mit der die Leiter des 'Märkischen Museums' der Stadt Berlin, Herr Professor Rudolf Buchholz und sein Nachfolger Herr Professor Dr. Otto Pniower, mich jahrelang die drei Tagebücher von 1812, 1813 und 1815 wie mein Eigentum haben benutzen lassen.

Juni/Juli 1914

Aus den Materialien
zu einer
Biographie E. T. A. Hoffmanns.

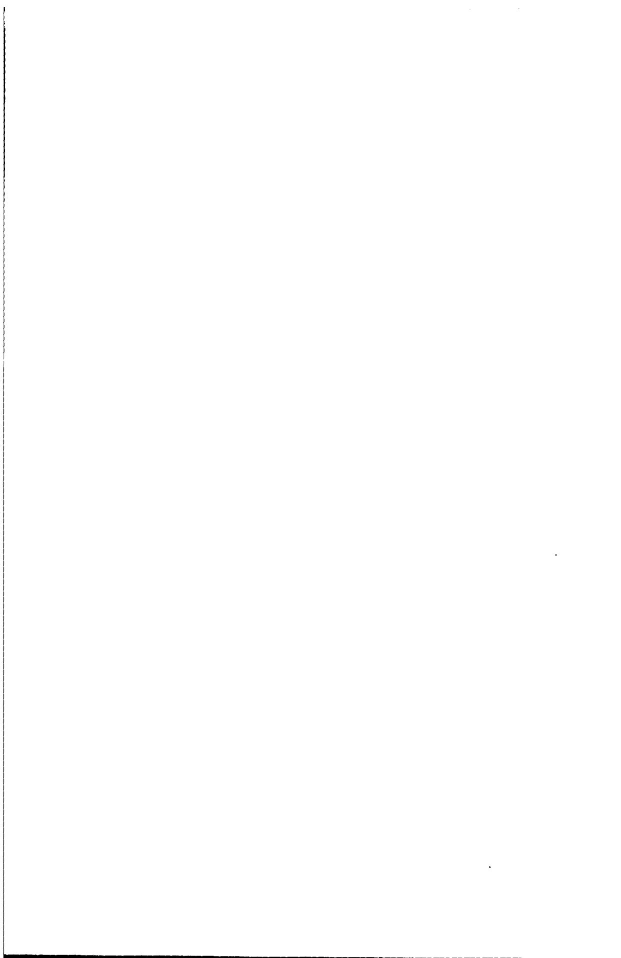
Drei Arbeiten Hoffmanns
aus den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III.

Nebst anderen Mitteilungen aus Hoffmanns Leben
und einem Gesamt-Inhaltsverzeichnis der verwandten Publikationen des Verfassers.

Von

Hans von Müller.

München und Berlin 1918 bei Georg Müller.



Drei Arbeiten Hoffmanns

aus den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III.

Nebst anderen Mitteilungen aus Hoffmanns Leben,
insbesondere über seine Beziehungen zum Berliner Theater unter Iffland
und seine Freundschaft mit dem schlesischen Musiker Johannes Hampe,

und einem Gesamt-Inhaltsverzeichnis
der verwandten Publikationen des Verfassers.

Von

Hans von Müller.

München und Berlin 1918 bei Georg Müller.

Im letzten Viertel des Jahres 1915 ist ein Teil dieser Ausführungen verfaßt und von der Piererschen Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg für die 'Deutsche Rundschau' gedruckt. Der Aufsatz erschien dort zu Neujahr im Umfange von 29 Seiten.

Im ersten Viertel des Jahres 1916 wurde diese Abhandlung auf mehr als das Doppelte erweitert; außerdem wurde ihr das Gesamt-Inhaltsverzeichnis S. 64—76 beigegeben. Der Satz erfolgte in derselben Druckerei unter teilweiser Verwendung des 'Rundschau'-Satzes; der Druck wurde aus äußeren Gründen verschoben.

Im Frühjahr 1917 ist dann die Schrift noch einmal durchgesehen und um die Exkurse S. 77—80 vermehrt. Der Druck des Ganzen erfolgte im August 1917 in 180 vom Verfasser numerierten Exemplaren.

Exemplar Nr. 32
H. v. M.

Dem Grafen

Georg von Hülsen-Haeseler

General-Intendanten der Königlichen Schauspiele

Ew. Excellenz

haben Ihre alte Zuneigung für den Poeten Berlins rühmlichst betätigt in der wundervollen Darbietung von Jules Barbiers Hoffmann-Drama, jenem schönen Zeugnis der Dankbarkeit eines ganzen Volkes, dem Werke, dem der sterbende Offenbach seine stärksten Zauber geliehen hat in süßen Klängen der Liebe wie in grausig-teuflischen Tönen.

Ew. Excellenz haben dann Ihr Interesse für Hoffmann aufs neue dargetan, indem Sie mich auf den völlig unbekannten Jugendbrief Hoffmanns an Iffland hinwiesen. Wir erfahren aus diesem Schriftstück zum ersten Male von einem Singspiel, das Hoffmann 1799 in Berlin gedichtet und komponiert hat; der Brief selbst stellt den ersten der vielen Versuche Hoffmanns dar, auf der hiesigen Bühne zu Gehör zu kommen — ein Bestreben, das freilich erst dann Erfolg haben konnte, als ein halbes Menschenalter später in der Person des Grafen Karl von Brühl ein verwandter Geist zur Leitung der Königlichen Schauspiele berufen worden war.

Dieser Brief an Iffland ist in den Mittelpunkt der vorliegenden Arbeit gestellt. Davor und danach werden zwei Kantaten behandelt, an denen der junge Hoffmann gleichfalls — das eine Mal als Dekorationsmaler, das andre Mal als Komponist — seine keimenden Theatertalente bewährt hat.

Anhangsweise werden die Beziehungen und Verhältnisse dargestellt, die durch diese drei Arbeiten angebahnt waren. Hoffmanns Freundschaft mit dem Komponisten der einen Kantate — eins der schönsten menschlichen Verhältnisse des schwer zugänglichen Mannes — wird bis zum Jahre 1819 verfolgt. Vorher werden die Unannehmlichkeiten vorgeführt, die die Aufführung der anderen Kantate zur Folge hatte. Dazwischen endlich wird gezeigt, wie Hoffmann sich fernerhin vergeblich bemühte, bei Iffland Interesse zu erwecken, und wie er dann 1808 in der Kritik des Berliner Theaters zu dem großen Schriftsteller wurde, als der er noch heute lebt; im Anschlusse an diese Darlegungen wird S. 58 die segensreiche Wirksamkeit des Grafen von Brühl, dessen Ernennung Hoffmann mit der höchsten Freude begrüßt hat, mit Teichmanns Worten kurz charakterisiert.

Ew. Excellenz eigne ich die Arbeit zu als ihrem Anreger und als dem würdigen Nachfolger Brühls.

Berlin W 30, Motz-Straße 31,
im März 1916.

Der Verfasser.

Übersicht.

Verzeichnisse:

1) der abgedruckten Texte:

2) der nachgewiesenen Gelegenheits-Kompositionen Hampes:

Ort:	Jahr:	Anlaß:	Textdichter:	
Glogau	1798	Genesung des Königs	Rensch	s. o.
"	1802	Jubiläum des Präsidenten v. Cocceji	Plümicke	79
Liegnitz	(1809/16)	Rückkehr des Präsidenten v. Erdmannsdorf	Dönch	60
Oppeln	(1816/23)	Durchreise des Kronprinzen	?	61

3) der abgekürzt citierten Schriften:

Mit dem „ersten (zweiten, dritten) Heft dieser Mitteilungen" ist das entsprechende Heft „Aus den Materialien zu einer Biographie Hoffmanns" gemeint: s. u. S. 69.
Berlinische Geschichten = E. T. A. Hoffmanns Berlinische Geschichten: s. S. 3 des Umschlags.
Briefwechsel = Hoffmanns Briefwechsel (mit Ausnahme der Briefe an Hippel): s. u. S. 65—67.
Fragm. I = Fragmente einer Biographie E. T. A. Hoffmanns, Stück I: s. u. S. 73.
Härtel = Hoffmann und Härtel: s. u. S. 70.
Hippel = Hoffmann und Hippel: s. u. S. 64/65.
Hitzig = Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß. Herausgegeben von dem Verfasser des Lebens-Abrißes Friedrich Ludwig Zacharias Werners [d. i. Julius Eduard Hitzig]. 2 Theile. Berlin, Dümmler, 1823.
Hoffmann nach den Berichten seiner Bekannten: s. u. S. 67/68.
Karl Julius Hoffmann: s. u. S. 16 unter b.
Provinzialblätter: s. u. S. 16 unter a.
Schwarz = Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines Geschäftsmannes, Dichters und Humoristen. Herausgegeben von J[ohann] L[udwig] Schwarz. Zwei [durchpaginierte] Abtheilungen. Leipzig, Kollmann, 1828.
Tagebücher = E. T. A. Hoffmanns Tagebücher und literarische Entwürfe, Band I: s. u. S. 71 f.

Vorbemerkungen.

I.

Die zahlreichen Versuche Hoffmanns auf dem Gebiete der bildenden Kunst, der Musik und der Dichtung, die bis zum Frühjahr 1796 in Königsberg entstanden, sind mehr oder weniger bekannt aus den einundzwanzig (meistens langen) Briefen aus dieser Zeit, die Hippel auszugsweise mitgeteilt hat[1]). In den folgenden sechs Jahren, die Hoffmann vor der definitiven Anstellung im Justizdienst (und vor der Gründung eines eigenen Hausstandes) in Glogau, Berlin und Posen verlebte, werden seine brieflichen Mitteilungen an Hippel immer spärlicher an Zahl und immer zurückhaltender im Inhalt. Erst Anfang 1803 setzt wieder eine regere Korrespondenz mit dem Freunde ein, die alsbald durch anderweitige Briefe und durch Tagebuchaufzeichnungen ergänzt wird; und 1804 lernt Hitzig Hoffmann kennen, um ihn hinfort — im Gegensatz zu Hippel — nie mehr ganz aus den Augen zu verlieren. Bei diesem Stande der Überlieferung gewinnen auch minder wichtige Leistungen Hoffmanns aus jener dunklen Zwischenzeit von 1796 bis 1802, von denen wir durch vereinzelte Zeugnisse Kunde erhalten, an Interesse für die Freunde des merkwürdigen Mannes. In diesem Sinne berichten wir im folgenden über je eine Arbeit Hoffmanns aus den genannten drei Stationen seines Junggesellentums und geben damit ein Seitenstück zu den Angaben über Hoffmanns Herzensleben während derselben Jahre 1796—1802, die das dritte Heft dieser Mitteilungen bilden. Übrigens hat, wie man sehen wird, jede der drei Arbeiten den jungen Hoffmann in eine — wenn auch recht lose — Beziehung zum preußischen Königshause gebracht, dessen Festtage seine letzten Bühnenwerke verherrlicht haben[2]).

---

[1]) S. Hippel S. 41—113 und (Register) S. 332—336.

[2]) Bekanntlich erschien der 'Tassilo' im Opernhause zur vierten Hundertjahrfeier des Hohenzollernhauses (am 22. Oktober 1815), die 'Undine' im Schauspielhause am 46. Geburtstage des Königs (dem 3. August 1816). Als erster hat der Freiherr Carl von Ledebur 1861 in dem ausgezeichneten Hoffmann-Artikel seines 'Tonkünstler-Lexicons Berlins' diese beiden Daten mitgeteilt; zwei Jahre darauf bestätigte sie Dingelstedt aus Teichmanns Literarischem Nachlaß und 1886 dann abermals die Jahrhundertstatistik der 'Königlichen Theater in Berlin' von C. Schäffer und C. Hartmann. Nur vorübergehend sind sie dann wieder in Vergessenheit geraten (Grisebach gab 1899 für beide Aufführungen falsche Monate an, und andere sind ihm für die Undine' darin gefolgt).

II.

Bei dieser Gelegenheit seien ein für allemal drei Fragen erledigt, die in jedem Aufsatze über einen größeren Abschnitt von Hoffmanns Leben eine Rolle spielen: zwei äußerliche und eine wesentliche.

1. Hoffmanns Vornamen.

Hoffmann nennt sich bis 1808 Ernst Theodor, seit 1809 Ernst Theodor Amadeus. Wenn er den zweiten Namen abkürzt, schreibt er „T.", **niemals** „Th."[1]).

a) Der Name Ernst Theodor erscheint so noch auf dem von Schreiberhand auf den 'Trank der Unsterblichkeit' gesetzten Titel[2]) (die Komposition ist am 23. Januar 1808 angefangen[3]), am 27. Februar desselben Jahres abgeschickt[4])); abgekürzt mit E. T. Juli 1807 unter dem Portrait des Ehepaars Itzig[4a]) und auf dem gestochenen Titel der 'Trois Canzonettes'[5]), die Anfang Mai 1808 erschienen sind[6]) (ebenso nennen ihn noch nach seinem Tode Fouqué[7]) und Kugler[8])).

b) Der Name Ernst Theodor Amadeus erscheint, u. z. in der Abkürzung E. T. A., zuerst auf den eigenhändigen Titeln des Miserere[9]) von 1809[10]) und des Prologs 'Wiedersehn!'[11]) aus dem November desselben Jahres[12]). Hoffmann hat sich also zwischen April 1808 und November 1809

[1]) Entsprechend kürzt Hoffmanns gleich zu erwähnender Landsmann Schmidt seinen zweiten Vornamen Philipp stets mit einem bloßen P. ab, was die heutige Sitte nur für Paul, Peter u. dgl. zulassen würde. Diese Initialen sollen eben nicht wie die römischen festen Abbreviaturen C., Cn. usw. einen bestimmten Vornamen erkennen lassen, sondern den Autor von den vielen anderen Autoren, die gleichfalls Hoffmann oder Schmidt heißen, unterscheiden. Auch Christoph Martin Wieland schreibt sich abgekürzt immer nur „C. M. Wieland", obgleich C. heute nur Carl u. dgl. bedeuten könnte. Die leider sehr häufige Schreibung „E. Th. A. Hoffmann" ist ebenso anachronistisch wie „G. Julius Caesar" oder, auf einem Buchtitel, „Chr. Mart. Wieland".

[2]) S. 'Die Musik' Jg. I (1902) S. 1665 sub II 5.

[3]) Tagebücher 33.

[4]) Briefwechsel S. 48.

[4a]) Maassen Bd. 2, zu S. IX.

[5]) S. 'Die Musik' a. a. O. S. 1659 sub 2.

[6]) Hoffmann an Rochlitz: Briefwechsel S. 49.

[7]) in Brodhags Supplement zu Reimers Hoffmann-Ausgabe (Stuttgart 1839) Bd. 5 S. 217.

[8]) in der Eingabe an Friedrich Wilhelm IV. vom 13. Dezember 1846 (Briefwechsel S. 713) und der Anlage dazu (ebenda S. 716).

[9]) S. 'Die Musik' a. a. O. S. 1665 sub I 5; die dort zu II 1 und 4 zitierten Titel sind nachträglich von fremder Hand auf die Partituren gesetzt.

[10]) Die Daten s. Tagebücher 311/12: eine Abschrift ist zwischen dem 18. März und dem 27. Mai angefertigt, eine andere vom 27. November bis zum 23. Dezember.

[11]) S. Briefwechsel 735 unter 1).

[12]) S. Tagebücher 318.

Mozarts Vornamen angeeignet — vermutlich bei der Ankunft in Bamberg am 1. September 1808.

c) Von seinem dritten Taufnamen (u. z., wenn ausgeschrieben, in der Schreibung Willhelm) hat Hoffmann nur in ganz vereinzelten Fällen[1]) Gebrauch gemacht. Ebenso haben seine Bekannten J. L. Schwarz, J. P. Schmidt und zahlreiche andere Zeitgenossen sich niemals ihres dritten Taufnamens[2]) bedient, so wenig wie das heute üblich ist. Es ist eine übel angebrachte Pedanterie, diese von ihren Trägern verständigerweise ignorierten überzähligen Namen immer mitzunennen: es sagt doch auch kein Mensch aus Hochachtung vor dem Taufbuche Heinze statt Heinse, Raimann statt Raimund, Hammerling statt Hamerling oder Petri Kettenfeier Roßegger statt Peter Rosegger.

2. Hoffmanns Titel.

Solange Hoffmann überhaupt im preußischen Staatsdienst war, war er ausnahmslos an Obergerichten angestellt, niemals an Untergerichten oder in der allgemeinen Verwaltung.

Die preußischen Obergerichte führten bis 1808 noch ihre alten Namen von der Zeit her, in der sie auch mit Verwaltungsgeschäften befaßt waren; in den meisten Provinzen hießen sie Regierungen[3]), in Schlesien Oberamtsregierungen. Nur das Obergericht für die Kurmark hieß bekanntlich das Kammergericht. Infolgedessen erhielt Hoffmann als Obergerichts-Beamter hintereinander folgende Titel:

1795 September 29[4])	Regierungs-Auskultator,
1796 Mitte	Oberamtsregierungs-Auskultator,
1798 Juni[5])	Oberamtsregierungs-Referendar,
1798 September	Kammergerichts-Referendar,
1800 März 27[6])	Regierungs-Assessor,
1802 Februar 21[7])	Regierungsrat (von Dezember 1806 bis April 1816 hat dieser Titel bei ihm nur noch „historischen" Charakter),
1816 Mai 1	Kammergerichtsrat.

[1]) 1808 auf dem Titel der 'Sammlung grotesker Gestalten', 1815 in der Widmung der 'Elixiere' an Hippel, 1822 im Testament.

[2]) In den beiden genannten Fällen Georg resp. Samuel.

[3]) Die Verwaltungsbehörden hießen dagegen von 1723—1808 Kriegs- und Domainen-Kammern.

[4]) Hitzig I 29 Note.

[5]) 30. Juni schreibt Hoffmann an Hippel, er sei „erst vor 3 Wochen" [also um den 10. Juni] „mündlich examinirt und" sei „daher erst jetzt ins Referendariat eingeschritten".

[6]) Hitzig I 217 Mitte.

[7]) Fragm. I 23 unten und 25 oben.

3. Die Perioden von Hoffmanns Produktion.

Die drei durch lange Pausen voneinander getrennten Perioden von Hoffmanns Schriftstellerei habe ich für einen künftigen Herausgeber von Hoffmanns Schriften im 'Briefwechsel' S. 677 f charakterisiert. Der Biograph hat jedoch Hoffmanns Produktion als Ganzes zu betrachten. Es ergibt sich dann eine fast ununterbrochene Reihe von Werken aus den 27½ Jahren, die zwischen dem dreibändigen Roman 'Cornaro' (Anfang 1795[1]) und den Fragmenten 'Der Feind' und 'Die Genesung' (Juni 1822) liegen. (Von den Versuchen, die Hoffmann vor dem 20. Jahre zu Papier gebracht, sehen wir hier ab.) Dieser Zeitraum nun zerfällt der Gattung und Qualität der Werke nach in drei Abschnitte, deren jeder rund neun Jahre umfaßt:

a) bis zum Frühjahr 1804 **schwankt** Hoffmanns Produktion ständig zwischen Malerei, Musik, Roman, literarischer Skizze und Lustspiel. Besonders im letzten Halbjahr dieses Abschnitts, in den letzten sechs Monaten in Plock, ist ihm selber dieses ziellose Hin-und-her deutlich bewußt; wir verweisen auf die Brief- und Tagebuchstellen, die Fragm. I zusammengestellt sind, bes. S. 39 („dann zeichne, komponire und dichte ich wie's komt — freylich alles nur schlecht"), 47 oben („ob ich wohl zum Mahler oder zum Musiker gebohren wurde?"), 49 oben (Hoffmanns eigentliche Leidenschaft gilt der Malerei; eben darum widmet er sich der Musik, um sich nicht völlig zu verlieren) und 64 Mitte („ob das nun ein Buch — eine Oper — ein Gemählde seyn wird — quod diis placebit").

b) Ende 1804[2]) komponiert Hoffmann in Warschau Brentanos 'Lustige Musikanten': von diesem Werke an rechnet er noch 1809 seine „bessere Periode"[3]). Dementsprechend beschränkt er sich nunmehr auf **Musik und** (seit März 1808[4])) **Musikschriftstellerei**: an Lustspiele und Romane wird nicht mehr gedacht, Gemälde werden, in Form von Dekorationen oder Porträts, nur auf Grund fester Aufträge oder bei bestimmten Anlässen geschaffen. Dagegen entstehen in diesem Zeitabschnitt, nach den 'Lustigen Musikanten':

(1) im Jahre 1805 die Musik zu Werners 'Kreuz an der Ostsee', die neue Fassung der in Plock angelegten Messe und der 'Canonicus von Mailand';

(2) in den sechs Jahren 1807—1812, um nur die wichtigsten Arbeiten jeder Gattung zu nennen, die dreiaktigen Opern 'Schärpe und Blume'[5])

---

[1]) Hippel 64.

[2]) Hippel 209; vgl. unten S. 43.

[3]) S. u. S. 55 unten.

[4]) S. u. S. 47 unten.

[5]) So nennt Hoffmann die Oper fast immer; auf der Partitur steht bekanntlich 'Liebe und Eifersucht'. S. u. S. 45 f.

und 'Aurora' sowie das erfolgreiche Melodram 'Dirna'; die schönsten Hymnen und Kanzonetten, die Hoffmann geschaffen; das Harfenquintett, das Miserere und das Trio; die grundlegenden ästhetischen Ausführungen über Gluck und über die Instrumentalmusik bei Haydn, Mozart und Beethoven[1]); endlich in engem Zusammenhange mit diesem Ideenkreise die drei musikalischen Erzählungen 'Ritter Gluck', 'Kreislers Leiden' und 'Don Juan', für die mancher alles hergeben würde, was Hoffmann später geschrieben.

c) Daß Hoffmann sich dann im Februar 1813 von der Musik ab- und der Erzählung zuwandte, ist in der Einleitung zu den Tagebüchern S. XXXII dargetan und in der vorliegenden Schrift S. 57 kurz wiederholt. Mit dem 'Berganza' und dem 'Magnetiseur' beginnt das letzte Drittel von Hoffmanns Gesamtproduktion. Es hat fast ausschließlich literarischen Charakter: die 'Undine', die stückweise[2]) in drei kurzen Pausen der poetischen Produktion niedergeschrieben wird, ist die einzige größere Komposition dieses Abschnitts, auch die Musikschriftstellerei tritt nach zwei Jahren völlig zurück.

---

[1]) S. jetzt Ellinger in der Einleitung zu der ersten kritischen Ausgabe von Hoffmanns musikalischen Schriften (= Hoffmanns Werken Bd. 13/14) S. 9. 12. 18. 21 oben.

[2]) Tagebücher 323 f.

I. Der Tempel des Äskulap.

Dekoration für eine Kantaten-Aufführung.
(Glogau 1798.)

Vorbemerkung.

Über den Komponisten der in Rede stehenden Kantate, Hampe, und über den Textdichter, Rensch, können wir jetzt wesentlich besser und ausführlicher berichten als in der ersten Fassung dieser Schrift.

1) Für Hampe schöpfen wir aus zwei schlesischen Quellen ersten Ranges, auf die der verdiente Geschichtsschreiber der Stadt Glogau Herr Julius Blaschke teils in seinem Werke (Glogau, Hellmann, 1913), teils in liebenswürdiger privater Ergänzung der dortigen Angaben hingewiesen hat:

a) den von Streit und Zimmermann in Breslau herausgegebenen 'Schlesischen Provinzialblättern' — speziell für die hier folgende Beschreibung der Kantatenaufführung von 1798 dem Märzheft des Jahres, das einen — schon in der ersten Fassung dieser Schrift benutzten — authentischen Bericht über die „Feyer der Wiedergenesung Friedrich Willhelm des Dritten zu Gros Glogau" bringt;

b) dem biographischen Sammelwerk 'Die Tonkünstler Schlesiens', das der Oppelner Chordirektor und Gesanglehrer Karl Julius Hoffmann[1] in mehrjähriger Arbeit verfaßt und 1830 auf eigene Kosten (in Kommission bei Aderholz in Breslau) herausgegeben hat. Der Verfasser ist nach seiner eigenen Angabe (a. a. O. S. 214) am 16. Februar 1801 zu Ratibor geboren als Sohn des dortigen katholischen Kantors und Musiklehrers Franz Hoffmann aus Leobschütz (1767—1823). Vermutlich hat er in Oppeln noch mit Hampe persönlich verkehrt; jedenfalls kennt er genau dessen Nachlaß.

Besonders für den Liegnitzer Abschnitt von Hampes Leben ist er ein ausgezeichneter Gewährsmann; auch der Bericht über Hampes Jugend macht einen durchaus zuverlässigen Eindruck[2]. Nicht ganz gilt das von dem Glogauer Abschnitt: der Biograph folgt hier zum Teil ungenauer Tradition (er hält Hoffmann für den Verfasser der von Hampe komponierten Kantate!), zum Teil ist er ersichtlich von Hitzigs Biographie Hoffmanns abhängig, die er auch einmal (S. 165 unten) ausdrücklich zitiert; besonders gilt das von dem angeblichen „gesellschaftlichen Zirkel", den Holbein, Julius von Voß und Molinari zusammen mit Hoffmann und Hampe gebildet haben sollen. Wir haben in unserem Bericht diese Stellen ignoriert.

---

[1]) Auf dem Titelblatt schreibt er sich Carl Julius Adolph, doch ist das Vorwort K. J. Hoffmann unterschrieben, und in dem Artikel über seinen Vater (S. 214) nennt er sich Karl Julius.

[2]) Der Artikel über Hampe in Schillings Universal-Lexikon der Tonkunst, dem noch die erste Fassung dieser Schrift gefolgt war, ist lediglich ein Auszug aus Karl Julius Hoffmanns Darstellung. Hampes Rufname Johannes ist darin mit Joh. abgekürzt und nicht als Rufname gekennzeichnet, so daß man seitdem, wenn überhaupt, nur von einem Johann Samuel Hampe gesprochen hat; die Entstehung seiner Oper, die aus der glücklichen Liegnitzer Zeit (1809/16) stammt, ist in die sterile Oppelner Periode (1816/23) verlegt.

2) Der Dichter der Kantate von 1798, **Rensch**, ist im Zusammenhange mit seinem Gönner und Regimentschef, dem General von Grevenitz, zu betrachten.

Für beide gibt der nie genug zu preisende Klassiker der deutschen Bibliographie und Gelehrtengeschichte, **Johann Georg Meusel**, die Hauptdaten und zeigt, wo das von ihm Übergangene zu finden ist. Vor allem hat Meusel die vier Schriften von Grevenitz (uns interessiert hier nur eine) und den Roman von Rensch, die sämtlich anonym erschienen waren, ihren Verfassern zugeteilt, so daß wir sie uns nur (von der Königlichen Bibliothek zu Berlin) zu bestellen brauchten. Sodann zeigt Meusel, daß Grevenitz und Rensch erst in Spandau und dann in Glogau zusammen in Garnison standen: sie haben also ohne Zweifel auch außerdienstlich mit einander verkehrt. Für Grevenitz speziell weist Meusel dann eine sehr eingehende Biographie nach, die wir nur aufzuschlagen brauchten: sie steht wieder in den **Schlesischen Provinzialblättern** (Band 52, S. 43–59: Juli 1810). Für Rensch endlich gibt Meusel an, daß er 1798 von Glogau nach Neusalz gekommen ist: auf eine Anfrage beim dortigen Pfarramt teilte Herr Superintendent **Bronisch**, der Historiograph der Stadt Neusalz, in liebenswürdigster Weise umgehend aus den Ephoralakten Renschens Vornamen, Geburtsjahr, Studiengang und Amtszeit in Neusalz mit.

Im Juni 1796 siedelte der elternlos gewordene Hoffmann bekanntlich aus dem Hause seines Onkels Otto Wilhelm Doerffer in Königsberg in das seines Onkels Johann Ludwig Doerffer in Groß-Glogau über. Wie er am 18. Juli Hippeln berichtet, verweilte er in Marienwerder zwei Stunden; „in Posen", fährt er fort, „mußte ich mich der Post, nicht meiner Müdigkeit wegen von Sonnabend früh bis Montag spät um 6 Uhr" — vom 11. bis zum 13. Juni — „aufhalten. Da lebte ich in einem vortreflichen Hotel [am 'Ringe'], bey **Madam Speichert**, recht lustig. Mittwoch d. 15. Junius früh 6 Uhr stand ich Stirn gegen Stirn mit meinem Onkel". In einer Nachschrift vom 20. Juli heißt es: „Eben kehre ich aus der JesuiterKirche zurück — sie wird neu gemahlt, und ich habe den exzentrischen Einfall zu helfen — das wird mit wahrscheinlich juristischer Seits übel genommen werden!"

Es ist bekannt, daß Hoffmann diese Anteilnahme am Ausmalen der Kirche zwanzig Jahre später dargestellt hat in dem „Nachtstück" 'Die Jesuiterkirche in G.'. Hier bestreicht ein ehemaliger Landschafts- und Historienmaler die Kalkwände der Kirche so, daß sie wie gelber Marmor erscheinen, und bekommt es fertig, in eine „halbrunde Blende", also eine halbkreisförmige **Vertiefung**, einen scheinbar **hervorspringenden** Altar zu malen. Der Erzähler leistet ihm bei diesem Kunststück Handlangerdienste, aber verschweigt ihm nicht, „daß Ihr zu etwas besserem taugt, als Kirchenwände mit Marmorsäulen zu bemalen: Architektur-Malerei bleibt doch immer etwas untergeordnetes".

Um die Jahreswende 1796/97 vervollkommnete Hoffmann sich im Umgange mit dem Miniaturporträtisten **Aloys Molinary**, der sich drei Monate lang in Glogau aufhielt [1]), im Porträtieren; er gefiel sich in dem Gedanken, sich

---

[1]) S. Hoffmanns Schilderung seines Umgangs mit ihm Hippel 137 f. Den Namen hat **Hitzig** ergänzt (Hoffmann wollte ihn 1803 als Decknamen wählen: s. ebenda 187 f). — ☛ **Einige Daten über ihn im Exkurs 1 (S. 77).**

künftig ganz der Malerei zu ergeben. Im April 1797 bittet er Hippel im Falle einer kleinen Erbschaft um ein Plätzchen für ihn und seinen Tisch: „ich widmete mich allenfalls der Mahlerey, die ich vielleicht durch die Uebung eines Jahrs zu einiger Vollkommenheit bringen könnte, und flöge zuweilen aus mit diesem Talent in die Welt und kehrte dann wieder zurück in das Asyl Deiner Freundschaft!" Im August schreibt er: „Noch giebt es Stunden, die ich in glücklicher Vergessenheit meiner widrigen Verhältnisse der Kunst widme, und hier werde ich volle Befriedigung erwarten können, wenn sich meine Werke selbst belohnen und ich im Gefühl eines Grades der Vollkommenheit sie werde achten können. Der Musik werde ich entsagen müssen... Morgen wird mein Clavier fortgeschaft". Im selben Briefe wünscht er sich aus der vom Geheimrat von Hippel dem Neffen hinterlassenen Gemäldegalerie „die 'Andacht' von der Theerbusch zum kopiren". Als man dann im Februar 1798 in Glogau einen Maler für eine ganz ähnliche Aufgabe brauchte, wie sie bei Hoffmanns Ankunft in der Jesuitenkirche vorgelegen hatte, griff er gern zu [1]), um so lieber, als er hier Hand in Hand mit einem Freunde arbeiten konnte.

Im selben Jahre wie Hoffmann war nämlich der Musiker Johannes Hampe nach Glogau versetzt worden.

Johannes Samuel Hampe war am 11. November 1770 in dem Kirchdorfe Luzine (nordwestlich von Öls und nordöstlich von Breslau) geboren. Seine Jugend bis zur Bekanntschaft mit Hoffmann ist von einem jüngeren Freunde Hampes so schön geschildert, daß wir nichts Besseres tun können, als dessen Worte hier unverändert hersetzen. Sie sind in Oppeln niedergeschrieben zu der Zeit, als Hippel dort als Regierungspräsident lebte; und wer dessen Aufzeichnungen über Hoffmann kennt, wird an sie erinnert werden durch diese Darstellung, die gleichfalls Liebe und Ehrerbietung mit einem feinen psychologischen Takte vereinigt. Es heißt da von dem jungen Hampe:

> Sein Vater war Organist und Schullehrer bei der dortigen evangelischen Gemeinde. Er unterrichtete ihn in den ersten Wissenschaften und in der Musik, und muß ein tüchtiger Schulmann und Musiker gewesen seyn, da er trotz dem Aufenthalte auf dem Lande immer mehrere Pensionnäre, Söhne begüterter Eltern, in seinem Hause hatte.
>
> Sein Sohn Johannes hatte von seiner Kindheit an eine entschiedene Neigung zur Musik. Sein größter Wunsch bestand darin, einst eine Organistenstelle zu erhalten, und groß war seine Freude, als er eine lange Zeit die Stelle eines verstorbenen Organisten in einem benachbarten Dorfe vertreten durfte. Und das that nun der Kleine zur allgemeinen Zufriedenheit.
>
> Zu seiner weitern Ausbildung wurde er nach Breslau gebracht. Er

[1]) Es ist bekannt, daß Hoffmann auch im Frühjahr 1806 in Warschau seinen Mann stellte, als es galt, den durch Feuer beschädigten ehemals Mniszekschen Palast als Heim der Musikalischen Gesellschaft auszugestalten, und daß er 1811 und 1812 in Bamberg für seinen Gönner Marcus, für das Kasino und für das Theater in gleicher Richtung tätig war. Bei der Erschließung von Hoffmanns künstlerischem Nachlaß, die über kurz oder lang erfolgen wird, wird davon im Zusammenhange zu reden sein.

sollte den öffentlichen Unterricht in der St. Maria-Magdalenen-Schule genießen, allein eine anhaltende Kränklichkeit schränkte ihn nicht nur größtentheils auf Privatstunden ein, die er erhielt, sondern er mußte sogar auf ärztliches Anrathen 1786 Breslau verlassen.

Es geschah mit dem festen Vorsatz, sobald als möglich zurückzukehren, um den unterbrochenen Unterricht wieder fortzusetzen; allein dies gelang ihm nicht. Vielmehr kam er selbst in den Fall, mit 16 Jahren Unterricht ertheilen zu müssen. Während seines Aufenthalts in Breslau hatte er den Umgang mit tüchtigen Musikern, namentlich mit Organisten gesucht, hatte fleißig geübt und seine freien Stunden dem Studium der Komposition gewidmet. Früh von dem seltnen Glück begleitet, immer von sehr guten und achtungswerthen Menschen aus allen Ständen bemerkt zu werden, wies es ihn in das Haus des Kammerherrn Ziemietzky, in die Gegend von Tarnowitz. Da ihm die Unterweisung der einzigen Tochter des Hauses in der Musik und Geographie nicht hinlängliche Beschäftigung gewährte, indem für die übrigen Wissenschaften eine Gouvernante engagirt war, so lehrte er zwei polnischen Knaben die deutsche Sprache und deutsch schreiben, und lernte dagegen von ihnen die in jener Gegend ausschließlich herrschende polnische Sprache. Da die Tochter vom Hause unter seiner Leitung schnelle Fortschritte machte, und er sich durch seine Bemühungen die Zufriedenheit und die Liebe der Eltern erwarb, so verlebte er unter mancherlei Veränderungen, die geeignet sind, das Gemüth vor den jugendlichen schädlichen Eindrücken abzuleiten und dem ernstern Nachdenken entgegen zu führen, in dieser Familie sechs glückliche Jahre.

Der Tod des Kammerherrn veranlaßte die hinterlassene Wittwe, um ein ansehnliches Kapital zu retten, Güter mit Eisenhütten-Werken zu kaufen, und da Hampe die Correspondence der Besitzerin übernahm, so erlangte er dadurch nicht nur die genaueste Kenntniß von dem technischen Betriebe, sondern auch manche nützliche Erfahrungen in der Oekonomie. Im J. 1792 starb auch die Kammerherrin; die Bildung der Tochter war vollendet, und er fühlte zum erstenmale die Nothwendigkeit, sich in eine selbstständige Lage zu setzen. Sich der Musik ausschließend zu widmen, zu Mozart nach Wien zu reisen, war sein nächster Gedanke. Allein die Nähe und der Einfluß eines Mannes von seltnen Kenntnissen und eben so großer Herzensgüte — es war der Prediger des Orts, Namens Pohl, dessen Zöllner in seiner Reise durch Schlesien gedenkt — veränderte seine Wahl, und vermochte ihn, sich der Accise- und Zollparthie zu widmen.

Hampe bat nun um eine Anstellung, und erhielt sie, indem er als Kanzlei-Supernumerarius bei dem Accise- und Zollrath Mayerhöffer in Tarnowitz angestellt wurde. Seiner damaligen Gemüthsstimmung waren die Dienstbeschäftigungen außer der Kanzlei [welche?] völlig heterogen; allein in Hinsicht der Geisteskultur verlebte er hier die Zeit der hohen Schule. In täglichem Umgange eines weisen, mit den menschlichen Neigungen sehr vertrauten Mannes, der ihn überaus liebte, lernte er das Streben und Treiben der Menschen, und ihre Natur aus bestimmtern Gesichtspunkten würdigen, ingleichen das Buch von den Pflichten, und wurde zuerst mit sich selbst einig. Mit Eifer warf er sich jetzt auf die Erlernung des Accisedienstes. Die Folge dieses beharrlichen Fleißes waren seine allmälich erfolgenden Beförderungen und die Anstellung als Registrator bei der königl. Zoll-Direktion in Glogau (1796).

Ein reger Geist, gepaart mit richtigem Verstande, bricht überall Bahn, ist überall einheimisch, wirkt und schafft. Hampe's Innere war rein musikalisch; wo er lebte, schuf er Harmonie und verband, wohin ihn auch das Schicksal

gestellt hatte, alles, was ihn umgab und den Sinn für das Schöne mit ihm theilte, zu einem dem Kunstleben geweihten Vereine.

Hier schalten wir eine etwas spätere Stelle des Aufsatzes ein, die zeitlich wohl hierher gehört:

Um diese Zeit errichtete Hampe ein Singinstitut, zu welchem jeder, der Anlage und Lust zur weitern Ausbildung hatte, freien Zutritt erhielt. Mit welcher Gewissenhaftigkeit und Liebe, die nie ermüdete, er sich dem ohne alles eigennützige Interesse geschaffenen Institute widmete, darüber spricht sich ein Referent in den Schles. Provinzialbl.[1]) also aus:

„Wenn es nicht geleugnet werden kann, daß der Sinn für Schönheit mit dem Sinne für Moralität sehr eng verschwistert ist, so erstrecken sich Hampe's Verdienste nicht nur auf unsre Unterhaltung, sondern er hat sich einen größern, herrlichen Wirkungskreis eröffnet. Ihn belohne sein innres Bewußtseyn, und und manches schöne Gefühl in der dankbaren Brust!"

Vorher hatte unser Gewährsmann berichtet:

Sein geistiges Uebergewicht über die gewöhnlichen Menschen, seine aus einem reichen Vorrath gesammelter und vielseitiger Kenntnisse gewonnenen Ansichten über Kunst und über die jedem Menschen inwohnenden Anlagen zur Kunstfertigkeit, sein stets richtiges Urtheil, das oft an einem zart verwundenden, aber dennoch anziehenden Sarkasmen[2]) vorbeiglitt, dabei seine heitere Geselligkeit und Gutmüthigkeit machten ihn zum Liebling der feinen Welt in Glogau. Der durch seine musikalischen Romane, wie durch seine Schicksale berühmt gewordene E. T. W. Hoffmann befand sich zu derselben Zeit als Referendarius[3]) bei der Oberamtsregierung daselbst. Er, der in seinem Umgange eben so gewählt war, als er nur dem verwandten Geiste gern begegnete[4]), schloß sich bald an ihn. Beide glühten für die Kunst; beide hatten ihren heißen Wunsch, sich ihr ganz zu widmen, gedrängt von äußern Verhältnissen aufgeben müssen; beide suchten Erholung und die Lösungen der Räthsel des Lebens in ihr. Während aber Hoffmann in dem Kampfe mit all den unbestimmten, ungeordneten und eben deshalb schwer zu beherrschenden Gefühlen eines zwanzigjährigen Jünglings, in dem heftigen Kampfe zwischen Hoffen und Entsagen, zwischen Genuß und Entbehrung, bald mit dem Leben zerfallend und bald sich mit ihm wieder aussöhnend die Menschen um ihn und sich selbst nicht recht begriff, während er die gesellige Fröhlichkeit floh und in der Einsamkeit die Ruhe suchte, die er nimmer fand — da wirkte Hampe's ruhiges mit dem Leben befreundetes Gemüth wohlthätig auf seine Umgebungen ein.

Hoffmann schloß sich um so enger dem neuen Freunde an, als Hippel seit seiner Verlobung am 5. April 1797 kaum mehr dazu kam, an Hoffmann zu schreiben. Etwa um diese Zeit, im Frühjahr 1797, verabredeten die Glogauer

[1]) Die darauf folgende Stellenangabe beruht auf einer Verwechslung.

[2]) Dativ von Sarkasm.

[3]) Zunächst als Auskultator: s. o. S. 13.

[4]) Man mag in diesen Worten eine feine Huldigung für den Präsidenten v. Hippel sehen, dem der Verfasser sein für die Geschichte der Musik in Schlesien grundlegendes Werk zweifellos zugesandt oder überreicht hat. Die schöne jetzt folgende Charakteristik des jungen Hoffmann beruht auf dessen Glogauer Briefen an Hippel, die Hitzig einige Jahre vorher veröffentlicht hatte.

Freunde eine Fußwanderung nach Hampes geliebtem Breslau, das Hoffmann noch nicht kannte; wie Hoffmann jedoch am 23. April klagt, wurde nichts daraus: anscheinend hatte der Onkel ihm die Reise nicht bewilligt[1]). Im Sommer war Hampe abermals in Breslau; Hoffmann, der vor dem Bruche mit der Hatt stand, hatte niemanden, dem er sich anvertrauen konnte: „Um 7 Uhr", schreibt er am 29. August abends um zehn an Hippel, „lief ich heute im schönsten HerbstAbende herum und suchte Erholung — Ein unaussprechliches Gefühl der Leere treibt mich umher, und in jedem fallenden Blatte sah ich meine gestorbenen Freuden — Hampe[2]), der einzige der hier es der Mühe werth findet sich mir anzuschmiegen, ist in Breslau — ich bin also jetzt ganz allein — was ist man elend ohne ein theilnehmendes Herz".

Anfang 1798 — kurz nach dem (am 16. November 1797 erfolgten) Regierungsantritt des jungen Königs — ergab sich nun für beide Freunde, den 27jährigen Musiker und den 22jährigen Maler, eine Gelegenheit, gemeinsam ihre Kunst zu zeigen.

Karl Friedrich Klöden berichtet in seiner 'Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelms III.' (Berlin, Plahn, 1840) S. 69: „Gegen Ende des Januar bekam der König die Masern und brachte die vier letzten Nächte des Monats sehr unruhig zu. Die Masern traten indessen gut heraus, und er litt nur bedeutend an den Augen, welche verdunkelt und geschwächt waren. Gegen Ende des Februars war die Krankheit aber beseitigt, und an mehreren Orten wurden Feste zur Feier seiner Wiedergenesung veranstaltet."

Zu diesen Orten gehörte auch Glogau.

Das Infanterieregiment, die Kriegs- und Domänenkammer, der Chef der Stadtverwaltung und einige Magnaten aus der Umgegend beschlossen, sich zu beteiligen. Den Plan entwarf der Hauptmann Nothardt von dem genannten Regiment, das zwei Dichter besaß in seinem Chef und in seinem Feldprediger. Beide möchten wir dem Leser kurz vorstellen.

Friedrich August von Grevenitz war am 21. April 1730 zu Wesel als Sohn eines dortigen Regimentskommandeurs und einer vornehmen Holländerin geboren und 1745 nach der Schlacht bei Hohenfriedberg Offizier geworden. Er kannte und schätzte die französische Literatur, aber auch Leibniz und Wolf, Haller und Hagedorn, Kleist und Gellert, Uz und Ramler; mit

---

[1]) „Ich glaube Dir geschrieben zu haben, daß ich mit einem guten Freunde auf 8 Tage eine Fußreise nach Breslau machen wollte — diese Reise ist jetzt der Gegenstand der bittersten Kränkung ..." Das Folgende hat Hippel gestrichen, und Hitzig hat dann die ganze Stelle (wie auch alle Tagebuchstellen über Hampe — denn um diesen handelt es sich jedenfalls) fortgelassen.

[2]) Hippel bringt wie bei fast allen Namen nur den Anfangsbuchstaben; Hitzig (I 198) ergänzt das H. stillschweigend in Holbein! Ob dieser überhaupt zusammen mit Hoffmann in Glogau gewesen ist, ist ungewiß (er selbst berichtet jedenfalls kein Wort darüber); sein einziger dortiger Freund ist er sicherlich nie gewesen.

Kleist tauschte er im Winter 1758/59 poetische Manuskripte zur Prüfung aus. Sein eigenes Hauptprodukt war ein Epos 'Brennus' in sechs Gesängen, das er 1781 als Major drucken ließ; es erschien in Breslau mit sieben blattgroßen Kupfern und einer sehr gelehrten Einleitung „Geschichte der Eroberung Roms durch Brennus". In dieser wird (in Übereinstimmung mit der damals in Preußen herrschenden Ansicht, die auf der fröhlichen Gleichsetzung der keltischen Senōnes mit den germanischen Semnōnes beruhte) dargetan, daß Brennus nicht nur ein deutscher, sondern speziell ein brandenburgischer Fürst gewesen sei, also ein Vorgänger der preußischen Könige; wie denn auch die Bewohner Brandenburgs zu allen Zeiten Brennen genannt worden seien. — 1785 wurde Grevenitz Kommandeur des Regiments des Prinzen Heinrich von Preußen in Spandau und avancierte als solcher 1787 zum Obersten.

In Spandau lernte er den Gouvernementsprediger Carl Wilhelm Rensch kennen. Dieser war 1763 in Eisleben geboren, hatte in Leipzig und namentlich in Halle studiert und hier 1786 einen Band von 351 Oktavseiten veröffentlicht: 'Karl Gutman in Halle. Kein Roman; sondern Wahrheit im Modekleide'. Das Buch enthält halb autobiographische, lehrhafte Darlegungen in Briefen vom 16. Juli 1783 bis zum 12. November 1785, nämlich aus der Zeit, die der Held als Studiosus der Theologie in Halle verbringt[1]. Den Hauptinhalt bilden, soweit ich sehe, die Geschichte, die Vorzüge und die Mängel des Waisenhauses. Hie und da sind Verse eingestreut, die nicht besser sind als die sie umgebende Prosa. Der Oberst von Grevenitz, der Sänger des 'Brennus', scheint jedoch für den jungen Bruder in Apoll Interesse gefaßt zu haben.

Einstweilen brachte das Geschick beide auseinander, da Grevenitz 1792 als Generalmajor Chef eines Bayreuther Regiments wurde und bald darauf die Ansbach-Bayreuthische Inspektion erhielt. Als jedoch 1795 eine neue Inspektion für Südpreußen und ein neues Regiment mit der Garnison Groß-Glogau errichtet und beide Grevenitz anvertraut wurden[2], scheint dieser dafür gesorgt zu haben, daß Rensch wieder in seine Nähe kam: es ist wohl kein Zufall, daß dieser gleich bei der Gründung des Regiments als Feldprediger in demselben angestellt wurde.

Jetzt also wurde Rensch aufgefordert, der allgemeinen Freude über die

---

[1]) Als Vorbilder dienten offenbar die akademischen Briefromane des Predigers Johann Martin Miller, die in je zwei Bänden in Ulm erschienen waren: der 'Briefwechsel dreyer Akademischer Freunde' (1776 f, vermehrte Auflage 1778 f) und der 'Briefwechsel zwischen einem Vater und seinem Sohne auf der Akademie' (1785).

[2]) Über die südpreußische Inspektion s. Fragm. I 16 Note 2; der Vorname des Generals ist dort zu berichtigen (die Schreibung des Familiennamens schwankt zwischen Grävenitz und Grevenitz, Meusel und der Nekrolog in den Provinzialblättern haben die letztere Schreibung). Über das Regiment v. Grevenitz s. vorläufig Heft II dieser Mitteilungen S. 1 mit Note 1.

Genesung des Königs Ausdruck zu geben. Die Komposition fiel Hampe, die Dekoration Hoffmann zu.

Wir können es uns nicht versagen, den kurzen Text des Festspiels abzudrucken, da er die rührende Weltfremdheit des vorjenaischen Deutschen und die Künstlichkeit der ihm aufgepfropften Bildung unübertrefflich zur Anschauung bringt. Ohne die leiseste Ahnung von den Erfordernissen der inneren oder gar der äußeren Politik verlangte der Bürger von seinem Monarchen schlechterdings nichts, als daß er menschenfreundlich und tugendhaft sei; an dem Vorgänger hatte man nichts vermißt als eben die Tugenden des Familienvaters. Und ebenso charakteristisch wie diese Tendenz des Festspiels ist seine Einkleidung. Daß die Preußen abwechselnd Brennussöhne und Brennen genannt werden, ist nach dem Vorgange des Regimentschefs beinah selbstverständlich. Eher kann eine andere Anleihe bei der Antike befremden. Der Verfasser, der doch von Amts wegen die christliche Gottheit zu verkünden hat, läßt sich als Dichter von Ramlers Muse begeistern und dankt dem zuständigen klassischen Gott für die Wiederherstellung seines allerhöchsten Herrn. Unser Freund, der Dekorationsmaler, hatte also nicht eine Kapelle zu malen, sondern das Innere eines Äskulaptempels, und die ganze durchlauchtige, hochgeborene, hochwohlgeborene und wohlgeborene Gesellschaft, die das Stück aufführte, mußte sich als Äskulap-Priesterschaft maskieren und gerieren: wodurch das bitterernst gemeinte patriotische Fest in unseren Augen einen Stich ins Karnevalistische erhält.

Schon am 20. Februar — also tatsächlich noch mitten in der Zeit der Maskenbälle — fand, wie die 'Provinzialblätter' berichten [1]), die Aufführung im Redoutensaale statt.

> Im Hintergrunde desselben war eine Decoration angebracht, die das Innere eines dem Aeskulap geweihten jonischen Tempels vorstellte. In der Mitte der halbrunden Wand desselben stand die Bildsäule dieses Gottes mit seinen gewöhnlichen Kennzeichen, dem Stabe, dem Hahne und der Schlange. Außer den Wandpfeilern, die das Gesimse trugen, war der Tempel mit Basreliefs, die zwischen den Pfeilern theils antike Opfer, theils die Apotheose des Aesculaps vorstellten, und mit bronzirten Figuren über den beyden Seitenthüren decorirt [2]). An den Platfond des Saals schloß sich eine rothe Drapperie, die erst das ganze verdeckt zu haben und jetzt hinaufgezogen zu seyn schien. Vor der Bildsäule des Aesculaps stand ein einfacher Marmoraltar, mit einem Feston von dem diesem Gotte heiligen Lorbeerlaube geziert [3]).

---

[1]) Bd. 27, S. 260/66. Interpunktion und Absatzbildung, gesperrte und fette Schrift sowie die Einteilung in vier Nummern sind von uns eingeführt beziehungsweise modifiziert; Wiederholungen von Versen haben wir nur angedeutet.

[2]) Ähnlich faßte Hoffmann 1806 in Warschau das Bibliothekzimmer mit [gemalten!] „Hautreliefs in Bronze" ein: Hitzig I 297 Mitte.

[3]) Dieser Altar war — im Gegensatze zu der dahinter befindlichen „Bildsäule" — nicht gemalt, sondern dreidimensional vorhanden, wenn auch der „Marmor" jedenfalls durch Hoffmanns Pinsel hergestellt war.

In dem ganzen Redoutensaale, so zahlreich und gedrängt auch diesen Abend die Versammlung war, herrschte die feyerlichste Stille, als gegen 7 Uhr eine Menge griechischer Priester und Priesterinnen, von einem Herold (welcher der Kr[iegs-] und Dom[ainen]Rath Hr. Graf v. Sandreczky war) geführt, in den Saal paarweise zog, das hinter der Decoration befindliche Orchester das [!] erste Chor der Opfergesänge als **Marsch** spielte und damit so lange fortfuhr, bis sämmtliche Priester und Priesterinnen sich vor dem Altare in einen Halbzirkel gestellt hatten, worauf denn die **Chöre** in die Melodie einstimmten:

(1)

Chor der Priester:

Hinauf zum heiligen Altare!
Zum Lebensschöpfer Aesculap
Hinauf, Borussia! — Die Jahre
Der Erde schützt sein Götterstab.

Chor der Priesterinnen:

Hinauf zu Phöbus großem Sohne
Begleit' uns, frohes Vaterland!
Um deine Stirn des Lorbeers Krone,
Den frommen Weihrauch in der Hand.

Beyde Chöre [wiederholen die erste Strophe].

(2)

Der OberPriester (Hr. v. Vitzthum auf Ziefern) hielt dann mit [dem] Ausdruck wahrer Freude das **Dankgebet:**

Hör' auf deinem Sternenthrone, höre,
Menschenretter Aesculap!
Freudetrunken preisen unsre Chöre
Dich, der Ihm Genesung gab.
Friedrich, den wir mit Entzücken nennen
Schon als Jüngling starker Mann,
Wollte Atropos den Faden trennen,
Den die Schwester köstlich spann.

Schnell verhüllten hochgethürmte Wetter
Unsern Sonnenstrahl dem Blick,
Und wir bangten — sahen ohne Retter
Traurig in die Nacht zurück.
Aesculap! da ward von deinem Stabe
Unsers Fürsten Haupt berührt:
Er genas! — Heil Dir! Du hast dem Grabe
Seine schönste Beut' entführt.

Er trat nun näher zum Altare und opferte:
Dir sey diese Schaale hingegossen,

Die OberPriesterin (die regierende Fürstin von Carolath):
Dir der Weihrauch aufgestreut!

Beyde, sich zu den Priestern und Priesterinnen wendend:

Opfert eure Herzen ihm, Genossen,
Der die Herzen euch erfreut.

Sämtliche Priester und Priesterinnen gingen unter einem hierzu gesetzten **Marsch**, im Gesicht die Freude, in der Ordnung um den Altar und gossen ihre Opferschaalen aus.

(3)

Nach Beendigung des Opfers traten zwei Priester und zwei Priesterinnen vor den Aesculap und sangen, vom Orchester unterstützt, das **Arioso**:

Hör' auf Deinem Sternenthrone, höre,
Fürstenretter Aesculap!
Jauchzend, jauchzend preisen unsre Chöre
Dich, der ihm Genesung gab.

Beyde Chöre stimmten dann in die letzten Zeilen des Textes

Jauchzend, jauchzend rc.

ein.

(4)

Nun wendeten sich beyde Priester und [beyde] Priesterinnen zu den übrigen mit dem **Wechselgesange**:

Jubel! steiget über unsre Sphäre!
Tönet hell von Pol zu Pol!
Daß der Sonne lauschend Ohr euch höre
Laut verkünden Friedrichs Wohl!

Alle [wiederholen das letzte Distichon].

OberPriester:

Brennussöhne, kennet keine Grenze [!]
Eurer Freude! — Er genas!

OberPriesterin:

Preußentöchter! eilet! windet Kränze!
Feyert Reigen! — Er genas!

Alle [wiederholen die vier Zeilen].

Einer:

Wer sagt euch von tausend jungen Fürsten
Einen, der Ihm gleich regiert?
Nationen, die nach Freyheit dürsten,
Neiden uns von Ihm geführt.

Alle [wiederholen das letzte Distichon].

Einer:

Auf der Zeiten ungestümen Meere
Steuert Er voll Kraft dahin;
Nicht der Lüste, nicht der Schmeichler Heere
Beugen Seinen hohen Sinn.

Alle [wiederholen das letzte Distichon].

Einer:

Ernste Wahrheit, unbescholtne Milde
Leiten ihn den hehren Pfad,
Zeigen in des großen Enkels Bilde,
Was Sein großer Ahne that.

Alle [wie oben].

Einer:

Welchen König, Mitwelt! kannst du nennen,
Der sich selbst Gesetze schrieb?
Der, wie Friedrich seinen treuen Brennen,
Muster jedem Bürger blieb?

Alle [wie oben].

Einer:

Wer erwog auf seinem goldnen Throne
Auch des Bettlers Gut und Blut?
Friedrich! Friedrich! Deine Herrscherkrone
Ist der Freyheit ächter Hut.

Alle [wie oben].

Einer:

Lebe, lebe deutscher Nestor! freue
Dich der Herzen Eigenthum!
Und Louisens, Deiner Einen Treue
Lächle Dir Elysium!

Alle [wie oben].

*

Der Eindruck einer so feyerlichen, mit aller dem edlen Zwecke angemessenen Würde so glücklich und geschmackvoll ausgeführten Handlung läßt sich nicht beschreiben. Alle Anwesende waren von Freude äußerst gerührt und beseelt und überließen sich dem beglückenden Gefühl, Preußen zu seyn.

Die Opfergesänge sind von dem Hrn. Feldprediger Rentsch [sic] v. Grävenitzschen Regiments, die Musik dazu ist von dem Accise- und Zolldirections-Registrator Hrn. Hampe; der Oberamtsregierungs-Referendarius [1]) Hr. Hoffmann ist der Verfertiger der Decoration ...

*

[Es folgt dann (S. 266 f.) der Text eines Gedichtes aus der Feder eines Hrn. v. Fink, „welches bey diesem Feste ausgegeben wurde" und, zum Schluß, alphabetische Listen der 29 Herren und der 20 Damen, die aufgetreten waren. Die Darsteller des Herolds, des Oberpriesters und der Oberpriesterin sind schon genannt. Als Priester traten ferner auf der Fürst von Carolath, der Graf von Nayhauß, siebzehn Subalternofficiere des Regiments v. Grevenitz (Hauptmann v. Capeller und sechzehn Lieutenants), sechs weitere Beamte der Kriegs- und Domainen-Kammer (drei Räte, ein Referendar, zwei Sekretäre), der Stadt-

[1]) „Verfrüht": s. o. S. 13.

director Holtze[1]) und Hampe. Die Beamten der Oberamtsregierung, also auch Hoffmann, wirkten dagegen nicht mit im Chor, ebenso wenig der Vater der ganzen Idee, der Hauptmann Rothardt, und der Dichter des Textes. Unter den auftretenden Damen wird jedoch „Mamsell Dörfer" genannt, die Tochter des Oberamtsregierungsrats Doerffer, Hoffmanns Cousine und Braut.]

Fünf Tage nach der Aufführung, am 25. Februar 1798, schrieb Hoffmann an Hippel, der ihm nach überlangem Stillschweigen ein Billet geschickt hatte. Es ist ein Zeichen auffallender Reife des Zweiundzwanzigjährigen, daß er in diesem Briefe mit keinem Worte der Gelegenheitsarbeit gedenkt[2]), auf die wir nur deshalb eingegangen sind, da sie immerhin eine der ersten öffentlichen Betätigungen eines von Hoffmann noch oft genutzten Talentes war.

[1]) Vorher Stadtdirektor in Bunzlau; 1789 Zweiter Stadtdirektor (Polizeidirektor) in Glogau, 1794 Erster Stadtdirektor; 1798 erhielt er den Charakter als Kriegsrat: s. Robert Berndt, Fortsetzung der Geschichte der Stadt Groß-Glogau (Glogau 1882) S. 197.

[2]) Die Kriegs- und Domänenkammer zu Glogau wird nicht versäumt haben, in ihrem monatlichen Bericht an den König die Feier zu schildern; leider sind — nach freundlicher Mitteilung des zweiten Direktors der Staatsarchive, Herrn Geheimen Archivrats Dr. Bailleu — die Glogauer Berichte dieses Jahres verlorengegangen. Der Dichter der Kantate erhielt noch im selben Jahre das Pfarramt an der Bethaus-Gemeinde zu Neusalz an der Oder. Er hat diese Stelle dann bis zu seiner Pensionierung Ende 1832 bekleidet. 1842 soll er noch am Leben gewesen sein. — Sein Gönner Grevenitz erhielt im Mai 1806 als General der Infanterie den Abschied und starb 1809.

II. Die Maske.

Singspiel in drei Aufzügen.

(Berlin 1799.)

Kurz bevor Hoffmann (am 26. August 1798) mit der Familie seines Onkels Glogau endgültig verließ, um nach Berlin überzusiedeln, machte er eine Reise nach Dresden und sah mit Schauern der Andacht die italienischen Gemälde in der dortigen Galerie. „Es ist sehr zu bedauern," schreibt Hitzig, „daß die von Dresden aus an eine seiner Cousinen geschriebenen Briefe, die zu seinen interessantesten Jugenderzeugnissen gehört haben sollen, nicht erhalten worden sind"[1]. Die Briefe an Hippel aus dem August und Oktober bezeugen immerhin lebhaft den Eindruck, den die Meister der Renaissance auf den emsigen Dilettanten machten; in einem Atem mit ihnen nennt er freilich auch den modernen Battoni. „Bey alle dem", fährt er resigniert fort, „sah ich denn nun freylich bald, daß ich gar nichts kann — Ich habe die Farben weggeworfen und zeichne Studien wie ein Anfänger, das ist mein Entschluß."

In der Tat scheint Hoffmann in der nächsten Zeit die Palette beiseite gelegt zu haben; es geschieht wohl aus Rücksicht auf Hippel, der sich für Malerei, aber nicht für Musik interessierte, wenn er in den Briefen an diesen auch weiterhin mehr von bildender Kunst als von Musik spricht: hätten wir seine Jugendbriefe an Hampe, so würden wir sicherlich ein ganz anderes Bild seiner Interessen und seiner Bemühungen erhalten. Jetzt sind wir auf zufällig auftauchende Geschäftsbriefe angewiesen, wenn wir uns über seine musikalische Produktion unterrichten wollen.

Aus zweien solcher Briefe ersehen wir, daß Hoffmann im März 1799 ein Singspiel in drei Akten, 'Die Maske', beendet hat, dessen Text und Musik von ihm herrühren, und daß er dann sechs Lieder für Klavier und Gitarre komponiert hat.

Während er über die Verwertung des Singspiels noch im ungewissen war, bot er die Lieder im September Breitkopf & Härtel an[2]. Seiner

---

[1]) Die Vernichtung der hier erwähnten Briefe haben wir in Heft III dieser Mitteilungen S. 14 oben zu erklären versucht.

[2]) Den Brief, den Herr Dr. Ludwig Volkmann mir aus dem Archive der Firma Breitkopf & Härtel mitgeteilt hat, s. Härtel S. 17 f.

jugendlichen Unerfahrenheit muß man es zugute halten, wenn er dem Briefe nur eine, noch dazu „zur Ersparung des Portos eng abgeschriebene" Arie beilegte, und zwar eine der kürzesten von den sechs: wenn die Verleger sich daraufhin zum Verlage verpflichteten, so erbiete er sich, „ihnen binnen 8 Tagen nach erhaltener Nachricht das korreckt und sauber abgeschriebene Manuskript zuzusenden", und er „glaube gewiß billig zu seyn", wenn er „dafür nur ein Honorar von 10 Stück vollwichtige [!] Fridr: d'or [= 168,30 Mark] und nach geschehenem Druck 30 Exemplare verlange". Natürlich sandte Härtel die Probearie postwendend zurück.

Nun versuchte unser Komponist, mit dem Singspiel in die Öffentlichkeit zu kommen. Er wußte es durchzusetzen, daß die Partitur im Dezember der Königin Luise vorgelegt wurde; er erhielt sie um die Jahreswende aus dem Kabinett zurück, und in dem Begleitschreiben ist ihm offenbar bedeutet worden, er habe sich wegen einer Aufführung (nicht an Ihre Majestät privatim, sondern) an die dafür zuständige Behörde, nämlich die Direktion des Nationaltheaters zu wenden. Hoffmann war Optimist genug, in diesem Abwinken ein Kompliment und eine ausdrückliche Aufforderung zu sehen, und tat, wie ihm seiner Ansicht nach geheißen war. Aber auch jetzt erspart er sich, nicht belehrt durch den Mißerfolg in Leipzig, die Arbeit einer Abschrift von Text und Partitur; er sendet Iffland unbegreiflicherweise nur den Text, und zwar das alte Manuskript aus dem März, das nicht wenig Streichungen und Zusätze aufwies und überdies schon mehrfach nach auswärts verschickt war — zuerst gewiß nach Glogau an Freund Hampe. Immerhin hat er aus der Erfahrung mit Härtel so viel gelernt, daß er diesmal auf ein Honorar verzichtet. Der Begleitbrief, der noch heute im Archive der Königlichen Schauspiele zu Berlin liegt, lautet folgendermaßen:

Wohlgebohrner Herr!

Insonders Hoch zu Ehrender Herr Direktor!

Ew WohlGebohren erhalten in der Anlage den Text eines Singspiels, welches ich schon im März v. J. vollendet hatte. Meine Freunde urtheilten damahls ziemlich günstig von dem Werke und meinten, daß es der öffentlichen Vorstellung wohl werth wäre, allein von mancher Bedenklichkeit zurückgeschreckt wagte ich deshalb keinen Versuch. Vor kurzer Zeit erhielten Ihro Majestät die regierende Königin die vollständige Partitur, und vor wenig Tagen hatten sie die Gnade mich ausdrücklich auffordern zu lassen Ew WohlGebohren die Vorstellung des Singspiels vorzuschlagen. Fern von jedem Eigendünkel, fern von jeder Vorliebe für mein Werck wage ich daher Ew WohlGebohren vor der Hand bloß zu bitten, den Text durchzusehen und mir dann zu sagen, ob, wenn er mit einer guten Musick vereinigt wäre, das Singspiel einer Vorstellung

auf dem hiesigen Theater werth seyn würde. Sollte dies der Fall seyn, so bin ich, da ich das Gewicht meiner Obskurität in der musikalischen Welt nur zu sehr fühle, bereit, meine Partitur einer gewissenhaften Beurtheilung zu unterwerfen, und erwarte deshalb nur Ew WohlGebohren Befehle. Sind dann künftig Ew WohlGebohren zur Annahme des Wercks geneigt, so übergebe ich in[nerhalb] einer von Ew WohlGebohren zu bestimmenden Zeit dem Theater eine korrekte saubere Abschrifft des Textes und der Partitur, woben es sich von selbst versteht, daß ich dafür nicht auf den kleinsten Vortheil rechne.

Ich spreche zu Ew WohlGebohren als zu einem Manne, der schon so oft die innigsten Gefühle des Wohlwollens [!] in mir erregte, der mit ächtem wahren Sinn für die Kunst nicht allein den Nahmen, welchen ein oft zufälliger Ruf zu gangbarer Münze prägt, achtet, sondern auch dem, der das Wagestück des ersten Debuts, ohne welches noch kein Künstler für die Welt gebohren [!] wurde, beginnen will, freundlich die Hand bietet[1]), und darum bitte ich Ew WohlGebohren mit dem unbegränzten Zutrauen, welches mich alle Ummwege verachten ließ, mich nicht in die erbärmliche Klasse Kunst pfuschender Dilettanten zu setzen, welche man, ohne sich auf den Werth oder Unwerth ihrer Produkte einzulassen, unbedingt abweiset, und meinem Wercke — mir selbst einige Aufmerksamkeit zu schenken. Ew WohlGebohren hoffe ich dann noch zu überzeugen, daß unerachtet aller Aufforderung nur eine gewissenhaffte kritische Vergleichung meiner Composition mit den Werken großer Meister mich bestimmen konte, einen Versuch, mich als Componist bekannt zu machen, zu wagen. Überhaüfte DienstGeschäffte verhinderten mich mein Manuskript noch einmahl abzuschreiben, Ew WohlGebohren erhalten es daher vor der Hand meistentheils [!] mit den sichtbaren Spuren der Feile und der Reisen, die es zu auswärtigen kritischen Freunden machte, welches ich gütigst zu verzeyhen bitte. Von Ew WohlGebohren hängt es nun allein ab, mir schriftlich zu antworten oder zu bestimmen, wenn[2]) ich so glücklich seyn kan die Bekantschafft eines Mannes zu machen[3]), den ich schon längst innig verehre. Inständigst bitte ich

---

[1]) Genau die gleiche zwecklose captatio benevolentiae wendet Hoffmann 1803 im ersten Brief an Nägeli und 1807 im ersten Brief an Kühnel an: s. Briefwechsel S. 6 oben und S. 42 gegen Ende.

[2]) So bei Hoffmann fast immer statt wann.

[3]) Diese Briefstelle widerlegt endgültig die von mir schon 1907, in der Vorbemerkung zu Heft I/II dieser Mitteilungen, stark angezweifelte Behauptung Holbeins (Deutsches Bühnenwesen [Wien, Gerold, 1853], S. 26 oben), er habe [1798] durch den Referendar Hoffmann Iffland, Fleck und Bernhard Anselm Weber kennengelernt und sei dann durch diese für die Berliner Bühne gewonnen worden. Daß er dieser jedoch „fast anderthalb Jahre" unter dem Namen Fontano angehört hat (S. 26 Mitte bis S. 28 oben), wird bestätigt durch Schäffers und Hartmanns Statistik S. 211; danach ist ein Schauspieler Fontano von 1798 bis 1799 „mindestens ein Jahr engagirt gewesen". An seiner Freundschaft mit dem Referendar Hoffmann ist also auch nicht zu zweifeln.

übrigens Ew WohlGebohren, meinen Nahmen vor der Hand ganz zu verschweigen, und habe die Ehre mit der ausgezeichnetsten Hochachtung zu seyn

Ew WohlGebohren

Berlin ganz gehorsamster Diener

Den 4 Januar 1800 Der KammerGerichtsReferendarius Hoffmann
wohnhaft in der Leipziger Straße in No 66
bey dem Geh: OberTribunalsRath Doerffer.

Vier Wochen später meldete Hoffmann sich zur mündlichen Staatsprüfung, und Ende März wurde er als Assessor an die Regierung in Posen versetzt. Als Iffland, minder pünktlich denn Härtel, sich dazu entschloß, das Manuskript zurückzusenden, war Hoffmann nicht mehr in Berlin zu finden: „Die Maske, Oper in 3 A.", wurde einstweilen „ad acta gelegt, da der Verfasser nicht mehr in loco ist", wie es in einer Notiz auf Hoffmanns Brief heißt.

III. Die Kantate zur Feier des neuen Jahrhunderts
(Posen 1800).

Hoffmann zog in Posen bekanntlich in das schöne Haus, das der Berliner Hofbuchdrucker Georg Jakob Decker vor kurzem erbaut hatte und in dem er unter anderem die Südpreußische Zeitung herstellen ließ; es lag an den unlängst vor dem Breslauer Tore nach dem Muster der Berliner „Linden" angelegten Wilhelmsstraße, einer acht Ruten breiten Allee, in deren Mitte sich eine mit Bäumen eingefaßte Promenade befand, während an jeder Seite Fahrweg und Fußweg liefen.

Unser Freund wohnte dort zusammen mit dem Kriegs- und Domänenrat Aschenborn, dem er anscheinend nicht nähergetreten ist, und dem Regierungsrat Schwarz, der 1797 verschiedene lokale Mißstände sehr witzig persifliert hatte in seinem 'System einer unvernünftigen Policey' [1]). Schwarz hat den jüngeren Kollegen zweifellos sofort eingeführt in die 'Ressource', einen Klub, den die Honoratioren der Stadt und mehrere Mitglieder des landsässigen Adels schon im Jahre der Okkupation Posens, 1793, gegründet hatten und dem alle Offiziere und Staatsbeamten des Ortes angehörten. Die Mitglieder und ihre Damen speisten jeden Donnerstag und Sonntag gemeinsam zu Abend; ferner konnte man täglich von 3 Uhr ab sich in den Klubräumen zu Konversation, Billard- und sonstigem Spiel einfinden. Jeden Winter wurden zwölf Bälle veranstaltet, Konzerte und andere Vergnügungen wechselten damit ab [2]). Für die Sommermonate war der Klugsche Garten gemietet [3]).

Im Oktober beabsichtigten Schwarz und Hoffmann, gemeinsam „eine sehr witzige Operette" zu verfassen [4]); statt dessen verfertigten sie im November eine ernsthafte Kantate zur Begrüßung des neuen Jahrhunderts [5]). Der Text

---

[1]) Die Beziehungen dieser Satire auf Posen sind 1895 von Adolf Warschauer und 1908 von Rodgero Prümers dargelegt: 'Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen' (Posen, bei Jolowicz in Kommission, 1886 ff.) 10, 380/82 resp. 23, 120/22.

[2]) ☛ Über das Statut der Ressource und seine Parodierung durch Hoffmann s. Exkurs 2 (S. 77 f).

[3]) Schwarz 297 unten und 299 Mitte.

[4]) Brief an Hippel vom 6. Oktober: Hippel 180.

[5]) Man begann damals mit 1, 2, 3 zu zählen und mit 100 das Hundert zu schließen. Diese Gewohnheit hat sich in der katholischen Kirche noch erhalten, ebenso in der Bibliographie, wo „Jahrgang 1" und „Nummer 1" oder „Band 1" und „Heft 1" immer noch den Anfang einer Reihe bezeichnet; auch in den Stadtverwaltungen werden die Häuser noch so gezählt. Die obersten Reichs- und Staatsbehörden betrachten dagegen neuerdings das jeweilige Jahr Nr. 99 als das letzte vom Hundert; sie beginnen ihre Zählung mit Null, Eins, Zwei. Zum Glück hat sich aber in unseren Tagen insofern ein Gegen-

ist offenbar für die Mitglieder der Ressource und sonstige Freunde des Dichters bei dessen Hauswirt Decker gedruckt worden, und der Satz ist dann gleich benutzt für den Abdruck in der Südpreußischen Zeitung: so erklärt es sich, daß die Dichtung hier, ganz abstechend vom sonstigen Text, in großer Antiqua (auch in altertümlicherer Schreibung [1])) erscheint. Da sie August Sauer bei seiner Sammlung der 'deutschen Säkulardichtungen an der Wende des 18./19. Jahrhunderts' entgangen ist, so glauben wir sie hersetzen zu dürfen, zumal nicht nur der Originaldruck des Textes, sondern auch die 'Südpreußische Zeitung' schwerlich den Weg in eine öffentliche Bibliothek gefunden hat.

Der häufige Wechsel der Strophen in Stimmung, Metrum und Reimbindung läßt erkennen, daß Hoffmann vor einer erheblich schwierigeren Aufgabe stand, als sie drei Jahre vorher sein Freund Hampe zu bewältigen hatte. Das Poem des Glogauer Feldpredigers ist einheitlich auf Dank und Freude gestimmt und trotz der äußeren Gliederung durch symbolische Handlungen rein lyrischen Charakters. Schwarzens Kantate dagegen ist in ihrem Hauptteil als allegorisches Drama angelegt, in dem eigentlich wohl die Weisheit, die Hoffnung, der Neid u. ä. Figuren hätten auftreten sollen; daß es bei Andeutungen verblieben ist, mag man teils der Eile der Herstellung, teils der nicht ausreichenden Begabung (oder Gewissenhaftigkeit) des Verfassers zuschreiben [2]). — Auf diesen philosophischen Teil des Quasi-Dramas folgt eine Huldigung vor dem Herrscherpaare mit dem Hinweis auf die vor hundert Jahren erfolgte Erhebung der Dynastie zum königlichen Range, dem Dank an den Großen Kurfürsten, der diesen Aufstieg ermöglicht hatte, und der unvermeidlichen Anspielung auf Brennus von Brandenburg. — Ganz zum Schluß tritt der Genius des 19. Jahrhunderts in Person auf und wird von dem bereits anwesenden Genius Preußens mit einem Kusse begrüßt.

Der Text lautet [3]):

gewicht gefunden, als man die Woche mit ihrem zweiten Tage beginnt und mit dem ersten der folgenden Woche schließt, indem man den Mond als den vornehmsten, die Sonne als den allerletzten und gleichgültigsten Planeten betrachtet. — (Stoßseufzer eines Chronologen.)

[1]) bey und Seegen (im Zeitungstext dagegen: bei und Segen). Schwarz war gleich alt mit Schiller, und der Setzer seiner Kantate hatte offenbar seine Schreibung respektiert, was Zeitungssetzer nicht zu tun pflegen.

[2]) Auf die gleichen Ursachen mag man es verteilen, wenn gegen Schluß des Ganzen wiederholt unbetonte kurze Endungssilben als Reimträger erscheinen: Huldgöt-tin : Königin; Säku-lum : Heer sie um; und, besonders scheußlich, Geni-us : Friedens-Kuß. Sonst darf man Schwarzens Reimfähigkeit wohl als guten Durchschnitt bezeichnen.

[3]) Die Interpunktion behandeln wir frei, in der Schreibung folgen wir aber dem Druck (ck und tz sind hier, ebenso wie im Fraktursatz des eigentlichen Zeitungstextes, verbannt und vor Vokalen durch kk und zz, vor Konsonanten durch k und z ersetzt; 'Ηώς wird nach der Mode der 70er Jahre durch Aeos wiedergegeben; der Genetiv wird hier, bei Brennus und bei Chronos nicht bezeichnet). Die Anfänge der Zeilen mit gleichen Reimen haben wir untereinandergesetzt.

Cantate

zur Feier des neuen Jahrhunderts
in der Ressource zu Posen aufgeführt
am Abend des 31. Decembers 1800.

1. Chor.

Singet Chronos jüngstem Sohne,
Der in seiner Strahlen-Krone
Bald ein neues Reich beginnt!
Festlich muß das Jahr vollenden
Und der lezte Tag sich enden,
Dessen lezte Stunde rinnt.

2. Chor.

Willkommen[1]) dem Kreise,
Der dankbar und weise
Des Lebens genießt!
Dir rauschen die Saiten,
Dir rollen die Töne,
Die jauchzend begleiten
Das Lied der Kamöne.
O sey uns gegrüßt!

Recitativ.

Bald schwebt er her, der holde Genius
Des jungen Säkulums; und wir
Empfangen jubelnd ihn, als wärs gewiß,
Daß er, des Glükkes Füllhorn in der Hand,
Mit Seegen und Genuß uns überströhmt.
O traut ihm nicht! Er ist ja Chronos Sohn,
Und seiner ältern Brüder Tükken sind
Uns aus der grauen Vorzeit Kunde längst
Und leider aus Erfahrung auch bekannt.

Arie.

Ach, aus Chronos Urne rinnen
Beyde, Schmerz und Seeligkeit!
Diese schmeichelt wohl den Sinnen,
Doch sie wechselt mit dem Leid.
Nichts zu fürchten, nichts erwarten,
Lehret uns des Weisen Lied;
Darum pflükt im Lebens-Garten
Jedes Blümchen, wo es blüht.

---

[1]) D. h. Du, der Genius des neunzehnten Jahrhunderts, bist willkommen.

choralmäßig.

So wechselte von Anbeginn
Die Freude mit der Trauer;
So wechseln Licht und Finsterniß;
Und nur das eine bleibt gewiß:
Es ist hier nichts von Dauer.

Duett.

A. Bald ist auf saaten-reichen Fluren
Des Seegens Füllhorn ausgeleert.
B. Bald sind vertilgt des Seegens Spuren,
Die Schnitter weggescheucht vom Schwerdt.
A. Der Genius der Zeit zerstöhret
Verjährter Vorurtheile Macht.
B. Er löscht die Fakkel aus — es kehret
Zurük des Aberglaubens Nacht.
A. [und] B. O seelig, wem im Rosenglanze,
Selbst bey der Horen Wechseltanze
Die Zukunft froh entgegen lacht.

Recitativ.

Das ist das Werk der holden Zauberin,
Der Hofnung, die des Lebens süßes Bild
Uns schmeichelnd nur mit hellen Tinten mahlt,
Wenn gleich im grauen Hintergrunde schon,
Schwarz wie die Nacht, ein Ungewitter droht.

Arie.

Weh'! Ich sehe Schwerdter blinken
Und die Erde warmes Blut
Der erwürgten Bürger trinken.
Schlösser und Palläste sinken
Vor des Volkes toller Wuth.
Wehe! Pest und Stürme wüthen
Ueber das verheerte Land.
Im Gemach des Sybariten
Seh' ich Molch und Unke brüten,
Und die Saaten frißt der Brand.

Chor.

Horcht! Das war des Neides Stimme,
Der mit innerlichem Grimme[!]
In die frohe Zukunft sieht,
Die uns schon entgegen blüht.

Solo.

Nein, auf Warthas reichen Fluren
Sproßt kein eitler Lorbeer mehr,
Und Bellonas rauhe Spuren
Dekken Halme, seegens-schwer.
Frohsinn lächelt aus den Hütten,
Aus Pallästen strahlt das Glük;
Nur um lange Dauer bitten
Die Bewohner das Geschik.

Chor.

Zweifelt nicht! auf Brennus Throne
Sizt ein König, werth der Krone
So wie Preußens Huldgöttin,
Die geliebte Königin!

Solo.

Seines Thrones Säulen stehen
Nun ein volles Säkulum.
Fest gegründet auf Trophäen,
Stürzt kein Feindes-Heer sie um.
Fester noch in sich gegründet
Durch des Volkes Herzlichkeit,
Die gleich Epheu sie umwindet,
Trozzen sie dem Sturm[1]) der Zeit.

[2])

Solo.

Ihr verehrten Veteranen,
Sieger einst bei Fehrbellin,
Enkel seegnen eur Bemühn.
Steigt herauf, ihr theuren Manen!
Sehet um vermorschte Fahnen
Eures Nachruhms Kränze blühn!

Chor.

Friedrich Wilhelm auf dem Throne:
Welche Hofnung, heer und licht!
Singt nun Chronos jüngstem Sohne
Mit der frohsten Zuversicht!

---

[1]) Der Druck hat Strom; wohl Versehen des Setzers: Schwarz schreibt zerstöhren, ströhmen, hätte also Strohm geschrieben.

[2]) Hier ist vielleicht eine Antwort des Chores ausgefallen.

Recitativ.

Er kommt, er kommt! in Osten röthet schon
Der Himmel sich zum schönsten unsrer Tage,
Und heller wird der Hofnung schöner Strahl,
Daß nun mit ihm die goldne Zeit beginnt.

Arie.

Sey gegrüßt! auf Aeos Schwingen
Goldgelokter Sohn der Zeit!
Frieden — Frieden wird er bringen,
Enden aller Völker Streit.
Freundlich wie die Morgenröthe
Lächelt uns sein Angesicht;
Lieblich wie der Ton der Flöthe
Klingt die Rede, wenn er spricht.
Sehet! Preußens Genius
Ist mit ihm im schönsten Bunde,
Denn mit seinem holden Munde
Reicht er ihm den Friedens-Kuß.

Der eigentlichen Kantate folgte ein 'Schlußgesang' nach John Bulls Melodie „God save the king", eine Abwandlung des vor sieben Jahren auf Friedrich Wilhelm den Zweiten gedichteten 'Berliner Volksgesanges' „Heil Dir im Siegerkranz" (der bekanntlich seinerseits wieder die Abwandlung eines 'Liedes für den dänischen Unterthan' war, das 1790 ein Flensburger Kandidat der Theologie verfaßt hatte). Wir dürfen hier diesen international-nationalen Annex um so eher übergehen, als der Komponist der Kantate nichts damit zu tun hatte.

Die Aufführung fand in demselben Gasthofe am Ringe statt, den Hoffmann schon vor vierthalb Jahren gelobt hatte[1]). Die erste Nummer der Südpreußischen Zeitung, die im neuen Jahrhundert (am 3. Januar) erschien, brachte außer dem Text der Kantate folgenden Bericht über das Fest:

Von der großen Ressourcen-Gesellschaft, die seit ihrer Existenz ihre reine Vaterlandsliebe schon öfter bewieß, wurde der Wechsel des Jahrhunderts nicht weniger feierlich begangen. Die meisten Glieder dieser Gesellschaft hatten sich am Abend des 31sten Dezembers mit ihren Frauen und Kindern in dem Speichertschen Hause versammelt und wohnten der Aufführung der weiter unten folgenden, von dem Regierungsrath Schwarz gedichteten, von dem Regierungs-Assessor Hoffmann aber in wunderschöne Musik gesezten Kantate, von bloßen Musikliebhabern gegeben, bei. Wer fühlte sich in dieser Stunde unzufrieden, unglüklich? Wer nahm nicht den herzlichsten Antheil an diesem Feste? Es wurde mit einem Ball und einem freundschaftlichen Abendbrodte geschlossen. Der Uebergang ins neue Säkulum nach Mitternacht mußte unter freien Menschen

[1]) S. o. S. 17 Mitte.

nicht kalt gefeiert werden; auch geschahe es nicht, selbst bei dem Bewußtseyn, daß Niemand aus der Gesellschaft noch so eine Nacht erleben würde. Der Ball dauerte bis gegen 3 Uhr Morgens.

Unter der Begleitung zweier Mitglieder der Gesellschaft sammelte Frau Justizkommissarius Früson und Frau Kammersekretair Bergmann bei Austheilung der schönen Strophe aus Vossens Liedern [1]):

Mit herzlichem Erbarmen
Reicht Eure Hand den Armen,
Wes Volks und Glaubens sie auch seyn;
Wir sind nicht mehr, nicht minder,
Sind alle Gottes Kinder
Und sollen uns wie Brüder freun,

eine Kollekte für die Armen, die 62 Rthlr. 16 gGr. [= 188,42 Mark] betrug und die ihrer Bestimmung zufolge verwendet werden soll.

Bei dieser löblichen Sammlung ist es leider nicht so idyllisch zugegangen, wie man nach dem Bericht der Zeitung annehmen möchte. Das eine der dort genannten beiden Mitglieder der Ressourcen-Gesellschaft, die die einsammelnden Damen begleiteten, war der Justizkommissar (= Rechtsanwalt) und Notar **Kühze**, der unter Friedrich dem Großen dem Kammergericht angehört und sich damals in der unseligen Angelegenheit des Müllers Arnold als aufrechter Mann bewährt hatte [2]): er glaubte, jetzt auch in einer außergerichtlichen Angelegenheit mit seinem Urteile nicht zurückhalten zu sollen und beschwor durch eine überflüssige Äußerung großes Unheil auf sich und indirekt auch auf andere herab.

Schwarz schildert 1828 den Verlauf des Abends folgendermaßen [3]):

Der Vorabend des neuen Jahrhunderts wurde in der zahlreichen Ressourcen-Gesellschaft durch ein glänzendes Fest gefeiert. Nach Aufführung der von mir gedichteten und von Hoffmann in Musik gesetzten Kantate fand eine Abendtafel statt, welche die geschmackvollste und am schönsten dekorirte war, der ich jemals beigewohnt habe. Die Aufsätze waren zwei der Natur mit höchster Treue nachgebildete Berge, wovon der eine Feuer, der andere Wasser spie. Kurz nach aufgehobener Tafel nahm der Kammergerichtsrath Kühze die schönste Frau der Gesellschaft am Arm, legte selbst vier Friedrichsd'or [= 67,32 Mark] auf einen Teller und machte damit einen Umgang, um für die Armen zu sammeln.

Als er an den Major von S[chmidsec]k kam, einen reichen aber geizigen Mann, der bekanntlich auf Pfänder lieh, suchte dieser aus allen Nähten drei Böhm (Silbergroschen) zusammen, die er auflegte. Kühze bat Namens der Armen um eine Zulage, und da der Major versicherte, daß er nicht mehr bei sich habe, bot er demselben seinen Beutel an, um nach Belieben daraus zu nehmen. Der Major erwiderte verdrießlich, daß er ihm nichts zu befehlen habe;

---

[1]) Auch dieser im Saal verteilte Zettel war bei Decker gedruckt, und Decker hat dann den Satz in den des Artikels eingeschoben, so daß auch diese sechs Zeilen dort in Antiqua erscheinen.

[2]) Näheres über ihn Fragm. I 15, Note 2.

[3]) S. 308/09.

worauf Kühze beim Weggehn ziemlich laut sagte: „Drei Böhm — das ist ja hundsvöttisch für einen Königlich Preußischen Major!"

Nach Tische [?] setzte der Major Kühzen darüber zur Rede, und dieser mochte in der Hitze des Gesprächs seinen Gegner mit seinem dicken Bauche etwas unsanft berühren.

Hieraus wurde eine Realinjurie gebildet . . .

Einstweilen wurde der Druck der Kantate fleißig verteilt. Die Kriegs- und Domänenkammer sandte einen Abzug an den König zusammen mit ihrem Monatsbericht[1]); diesem war folgende Notiz eingefügt:

Eine Gesellschaft, die aus den Officieren des Regiments v. Zastrow, einigen südpreuß. Edelleuten und den Officianten Ew. Königliche[n] Majestät hiesigen Collegien besteht und sich lange durch reinen Patriotismus ausgezeichnet hat, feierte gestern den Wechsel des Jahrhunderts durch die beiliegende Cantate. Wir nehmen uns die Erlaubniß, solche Ew. Königliche[n] Majestät als einen Beweiß der aufrichtigsten Anhänglichkeit an Allerhöchstdieselben unterthänigst zu überreichen.

Der Dichter selbst sandte den Text — ja, wenn ihn 1828 seine Erinnerung nicht getäuscht hat, sogar die Partitur der Hoffmannschen Musik — der darin als „Preußens Huldgöttin" gefeierten Königin Luise[2]) und erhielt ein Dankschreiben dafür[3]).

---

[1]) Vgl. oben S. 27, Note 2. Dieser Bericht liegt im Königl. Geheimen Staatsarchiv unter den Actis des Kabinetts König Friedrich Wilhelms III., und zwar in der Mappe „Zeitungsberichte der Kriegs- und Domainen-Kammer zu Posen 1800—1805" auf Rep. 89 unter Nr. 149 B.

[2]) Leider ist, nach freundlicher Mitteilung der Herren Dr. Schuster und Dr. Krieger, Schwarzens Sendung weder im Hausarchiv noch in der Hausbibliothek zu finden.

[3]) Er benutzte dieses später zur Legitimation auf einer Fußreise, um Einblick in die Festungsanlagen von Silberberg zu erhalten: Schwarz S. 306/07.

Anhang.

Wir möchten nun noch über die Folgen der oben geschilderten Vorgänge und über die Fortsetzung der daselbst erwähnten Beziehungen im neunzehnten Jahrhundert berichten: insbesondere also über die Zuspitzung der Verhältnisse in Posen, über Hoffmanns Beziehungen zum Berliner Theater unter Iffland und über seinen weiteren Verkehr mit Hampe.

Auch in diesen Partien ist die vorliegende Fassung der Schrift erheblich vermehrt, namentlich ist Hoffmanns Leben und Schaffen in den Monaten März 1808 bis April 1809 und Hampes Wirken vom Februar 1808 bis zum Mai 1816 ganz neu dargestellt. Besonders willkommen wird Hoffmanns Freunden der Bamberger Brief an Hampe sein (s. S. 55—57).

1. Die Folgen des Posener Festes: 1801—1802.

Inzwischen nahm in Posen das Verhängnis seinen Lauf. Wie Schwarz weiter berichtet[1]), wurde

der gute Kühze denunciirt, daß er einer hohen Militärperson an einem öffentlichen Orte eine Realinjurie zugefügt habe. Nach geschlossener Untersuchung wurde der Regierung zu Posen die Abfassung des Erkenntnisses aufgetragen, und das Kollegium konnte nicht gelinder als dreimonatliche Festungsstrafe erkennen, ungeachtet es als Augenzeuge den Hergang der Sache wohl zu würdigen wußte. Das Erkenntniß wurde vom Justiz-Minister [v. Goldbeck] bestätigt und publicirt. Kühze aber [war] darüber so erbittert, daß (ungeachtet alle seine Freunde sich erboten, ihm wechselsweise auf der Festung Gesellschaft zu leisten, und ihn dadurch zu beruhigen suchten) er sich in der Warta ersäufte, nachdem er zuvor an den Justiz-Minister einen Brief voll der bittersten Vorwürfe und Injurien abgesandt hatte. Alle Mitglieder der drei Kollegien und sämmtliche Honoratioren der Stadt folgten bei der Beerdigung seiner Leiche, und der Major von S[chmidseck] gerieth darüber in ein solches Verhältniß, daß er seinen Abschied nehmen und Posen verlassen mußte.

In der Tat steht in der Rangliste für 1803 auf Seite 58: „Maj[or] v. Schmidseck erh[ielt 1802 den nach]ges[uchten] Abschied." Die lebendigen Schilderungen des fast siebzigjährigen Schwarz werden mithin durch die zeitgenössische Literatur glänzend bestätigt, was man nicht von vielen derer sagen kann, die über Hoffmann aus eigener Wahrnehmung berichtet haben.

Schon kurz vor der Jahrhundertwende[2]) war das vakant gewordene Posener Regiment dem bisherigen vortragenden Generaladjutanten Obersten

[1]) S. 309/10.

[2]) Nicht erst 1801, wie ich, durch eine chronologische Verschiebung bei Schwarz verführt, noch in Fragm. I angegeben. Wie wir sahen, heißt das Regiment schon in dem Neujahrsbericht der Kriegs- und Domänenkammer nach Zastrow.

Wilhelm von Zastrow verliehen, der dementsprechend am 11. Januar 1801 zum Generalmajor avancierte. Er brachte bekanntlich in der Folge durch gesellschaftliches Ungeschick die durch den Fall Kühtze bereits verbitterten Anwälte und jüngeren Beamten vollends in Harnisch, so daß auf der großen Fastnachtsredoute vom 28. Februar bis zum 2. März 1802 der lange vorbereitete Racheakt gegen Militär und Adel ausgeführt wurde.

Neuerdings ist einem beschränkten Kreise der Bericht vorgelegt, den die 'Südpreußischen Unterhaltungen' vom 29. Mai 1802 über den Posener Karneval dieses Jahres gebracht haben; wir behalten uns vor, später in einer etwaigen Gesamtdarstellung von Hoffmanns Leben in Posen ausführlicher darauf zurückzukommen. Es werden dort mehrere Masken aufgeführt, die damals aufgetreten waren; nachdem zwei durchreisende italienische Virtuosen und ein reisender Arzt beschrieben sind, heißt es weiter:

> Noch ein ander Paar erschien in den letzten Carnevalstagen als reisende Bilderhändler oder Mahler — diese hatten eine Sammlung Bilder aus der scandaleusen Chronik der Posenschen Inwohner verfertigt und theilten in Carikatur-Gemälden jedem, dens betraf, seinen eigenen Lebenswandel in dem wohlgetroffenen Gemälde mit. Viele wollten dies sehr hönisch finden, und manche schwuren, an dem Verfertiger dieser sonst wohlgerathenen und gewiß mit vieler Mühe verfertigten Gemälde Rache zu nehmen, da er nicht unentdeckt geblieben war.

In Wirklichkeit waren, wie wir aus Schwarzens Bericht[1]) wissen, die „Bilderhändler" klug genug, darauf zu achten, „daß keiner seine eigene Karrikatur erhielt". — Schwarz, der sich offenbar eine größere Anzahl von den Blättern aufgehoben hatte, beschreibt 1828 ihrer elf. Uns interessiert hier nur das sechste[2]) davon, da es auf die unselige Nacht zwischen den Jahrhunderten zurückweist, die dieses Unheil geboren hatte:

> Der Major von S[chmidseck], dem man den Tod des beliebten K[ühtze] zurechnete, war als Jude mit einem Bart, in der Uniform des Regiments und mit einem Sporn am linken Stiefel gezeichnet. Vor ihm stand der dicke K[ühtze], ihn mit seinem Bauche berührend, und sagte: „Place à un honet'homme!"

— Bekanntlich erhielt Hoffmann darauf im April 1802 statt der ihm (nicht nur zugedachten, sondern auch bereits zugeschriebenen) Ratsstelle in Posen eine in Plock; und Schwarz, der als Verfasser des 'Systems einer unvernünftigen Policey' und als naher Bekannter Hoffmanns der Mitschuld dringend verdächtig war, wurde um den 1. Oktober nach Hildesheim, bald darauf nach Paderborn versetzt[3]).

---

[1]) S. 314 Mitte.

[2]) S. 313 oben.

[3]) 1821 gab er (als Direktor des Land- und Stadtgerichts in Halle) dem Referendar Adolf Bernhard Marx einen Empfehlungsbrief an Hpffmann mit: s. Marxens Erinnerungen (Berlin, Janke, 1865) Bd. 1, S. (110 f. 146 Mitte.) 179. — Ein sonstiger Verkehr zwischen ihm und Hoffmann nach 1802 ist mir nicht bekannt.

2. Erinnerung an Hampe in Plock 1803/04.

Vermutlich hat Hoffmann bis 1809 dauernd mit Hampe korrespondiert; leider ist von diesen Briefen bisher nur einer der letzten bekannt geworden [1]).

1801 hat Hampe sicherlich berichtet über die Aufführung von Mozarts Requiem, die — zweifellos auf seine Veranlassung — am 20. März in der evangelischen Kirche stattgefunden hatte [2]), während Hoffmann dem Freunde mitteilen konnte, daß seine eigene Komposition von Goethes 'Scherz, List und Rache' wiederholt von Carl Döbbelins Truppe im Geislerschen Garten zu Posen aufgeführt sei. — 1802 konnte Hampe dem Freunde von der Aufführung einer Gelegenheitsarbeit in der Art der von 1798 [3]) berichten.

1803 seufzt Hoffmann in Plock am 3. Oktober in dem vor zwei Tagen begonnenen Tagebuch: „Ein erbärmlicher Tag in jeder Hinsicht — Vor und Nachmittag bis zehn Uhr gearbeitet wie ein Pferd — gewühlt in staubigten Akten. . . . Nachmittags war ich eine Stunde bey Reichenberg, zog ihm Saiten aufs Klavier und spielte ihm die neue Messe vor — es will ihm nicht zu Leibe, doch that er entzückt als ich ihm das Benedictus spielte — Wann werde ich Dich wiedersehen mit Deinem blassen Gesichte — mit Deinem innigen Gefühl Dich wieder spielen hören, Guter H[ampe [4])]! —"

Ende Dezember sendet er Hampen seine Neujahrswünsche und legt eine neu geschaffene Sonate in Abschrift bei [5]). Kurz vorher war ihm unter der Hand eine Ratsstelle in Warschau angeboten, die er angenommen hatte; und der Tod der unverheirateten Tante Sophie Doerffer in Königsberg hatte ihm Aussicht auf eine Erbschaft gemacht, von der er vor Antritt der neuen Stelle eine große Reise zu machen gedachte. Er träumte davon, an den Rhein zu fahren und dann das geliebte Dresden zum dritten Male aufzusuchen [6]); von da sollte es über Glogau nach Warschau gehn. Schon am 9. Januar bemühte er sich um eine Wohnung in Warschau; in der schlaf-

[1]) Der Verbleib von Hampes Nachlaß ist noch nicht ermittelt. Die beiden bekanntesten lebenden Gelehrten des Namens, der Kunst- und Literarhistoriker Theodor H. in Nürnberg und der Historiker Karl H. in Heidelberg, sind Enkel des Arztes Friedrich Ludwig Hampe in Bremen und nicht mit unserem Schlesier verwandt.

[2]) Provinzialblätter 33, 413 f (April 1801): „Es gefiel im Ganzen nicht, und das fast allgemeine Urtheil war: man habe die Musik nicht verstanden. Unser Ohr ist zu sehr an die leichtverständliche, tändelnde Operettenmusik gewöhnt, um das feierliche Erhabne gleich zu fassen."

[3]) ☛ Näheres s. Exkurs 3 (S. 78—80).

[4]) Diese Ergänzung des Namens ist um so sicherer, als nach der Angabe von Hampes Biographen „dessen seelenvolles Klavierspiel allgemein entzückte" (s. u. S. 48 Mitte); in der Tat preist 1809 ein Zuhörer „die himmlischen Töne, welche die Virtuosität unsers Hampe den Saiten entlockte": s. u. S. 54 oben.

[5]) Tagebuch vom 1. Januar 1804: Tagebücher S. 19 = Fragm. I 51.

[6]) Tagebuch vom 3. und 5. Januar: Tagebücher S. 20 f. = Fragm. I 52 mit Note 1!

losen Nacht vom 10. zum 11. „beschäfftigte ich mich mit lauter Gedanken an die Reise — schlummerte ich ein, so traümte ich von Hampen — Wär ich nur erst aus dem verdamten Loche!"

Aber erst zwei Monate später, am 10. März, traf das Reskript ein; die Hoffnung auf die Erbschaft war inzwischen zu Wasser geworden[1]), und Hoffmann hat sicherlich die Fahrt nach Warschau auf dem direkten Wege an der Weichsel entlang gemacht.

3. Bemühungen bei Iffland von Warschau aus: 1804—1807.

In Warschau traf Hoffmann — die Welt ist klein — Zacharias Werner wieder, seinen Königsberger Hausgenossen und Sohn seines Paten.

Der zweite Teil von Werners erstem Drama, den 'Söhnen des Thals', war im Druck. Sobald Werner den Titelbogen erhalten hatte, sandte er am 4. August ein Exemplar des Ganzen an Iffland; im Begleitbrief[2]) kündigte er ein zweites Trauerspiel an, das die Eroberung und Christianisierung Preußens behandeln sollte: zwei von den geplanten fünf Akten seien fertig. — Etwa gleichzeitig muß auch Hoffmann an Iffland geschrieben haben, um sich nach seinem Singspiel von 1799 zu erkundigen.

Am 25. September antwortete Iffland ermutigend an Werner[3]), während er am 27. seinen Sekretär Pauly anwies, Hoffmanns Singspiel „aufzusuchen und höflich zu remittiren".

Hoffmann komponierte nunmehr im Dezember Brentanos 'Lustige Musikanten'. Nachdem er damit fertig, versprach er Wernern auf dessen Wunsch, Ouverture, Zwischenaktsmusik und Chöre für dessen Preußendrama zu komponieren. Werner meldete Iffland am 10. März 1805, das 'Kreuz an der Ostsee', wie er das Trauerspiel benannt hatte, sei inzwischen in zwei Teile zerlegt; der erste sei im Konzept fertig und werde bis zum 1. Mai in Ifflands Händen sein. Die Musik dazu liefere „etwas später" ein Jugendfreund Werners, der „sich in Berlin und Dreßden [!] für die Kunst ausgebildet und . . . sich bereits im Opern- und Kirchen-Style sehr glücklich versucht" habe, den er aber durchaus nicht nennen dürfe[4]).

Obgleich im April die Aufführung der 'Lustigen Musikanten' im Warschauer deutschen Theater stattfand, beeilte sich Hoffmann, die Arbeit für

[1]) Tagebuch vom 18. Januar: „Das Testament ist gekommen: Nichts, gar nichts! Alle Pläne gescheitert!"

[2]) Siehe 'Briefwechsel klassischer Dichter und Schriftsteller mit der königlichen Hoftheaterverwaltung in Berlin' (112 Nummern) = Zweites Buch (S. 195—346) von Johann Valentin Teichmanns Literarischem Nachlaß, herausgegeben von Franz Dingelstedt (Stuttgart, Cotta, 1863). Dieser Brief S. 291/94.

[3]) Siehe Werners Brief vom 9. Oktober am Anfang: Teichmann 294 unten.

[4]) Teichmann 302/03. Die Stelle wird künftig vollständig wiedergegeben in dem Sammelbande 'Hoffmann nach den Berichten seiner Bekannten', wie bereits im ersten Heft des Briefwechsels S. XXIII unten angekündigt ist.

Werner zu erledigen, damit sie möglichst bald nach dem Text in Berlin eingereicht werden könne. „Werner", schreibt er fünf Monate später an Hippel[1]), „ist unerträglich ängstlich, lag mir immer auf dem Halse und quälte mich, daß ich Tag und Nacht arbeiten mußte um zu einem bestimmten Termin fertig zu werden. Als die Partitur denn nun zum Absenden fertig lag, schrieb Iffland einen langen langen Brief an W[erner], dessen kurzer Inhalt war, das Stück sey für jede Aufführung zu Kolossal. (W[erner] hatte nehmlich schon früher den ersten Theil ... auf Andringen Ifflands, der die Zeit nicht erwarten konnte, nach B[erlin] zur Aufführung geschickt.)"

Hoffmann hat Anfang 1821 im vierten Teile der 'Serapions-Brüder' mit ingrimmigem Humor (und in einer Ciceros würdigen Periode) Ifflands Verlegenheit bei Kenntnisnahme des Manuskripts ausgemalt[2]):

er hatte Vertrauen gefaßt, und nun denke man ihn sich mit dem erhaltenen Manuskript des 'Kreuzes an der Ostsee' in der Hand! —

Iffland, dem die Trauerspiele Schillers (die sich damals trotz alles Widerstrebens hauptsächlich durch den großen Fleck Bahn gebrochen hatten) eigentlich in tiefster Seele ein Graüel waren,

Iffland, der (durfte er es auch nicht wagen, mit seiner innersten Meinung offen hervorzutreten, ohne befürchten zu müssen, von jener scharfen Geißel, die er schon gefühlt, noch härter getroffen zu werden, doch) irgendwo drucken ließ, Trauerspiele mit großen geschichtlichen Akten und einer großen Personenzahl wären das Verderbniß der Theater (— des zu bedeutenden, schwer zu erschwingenden Kostenaufwandes wegen, sezte er zwar hinzu, aber er dachte doch: „dixi et salvavi" —)

Iffland, der gar zu gern seinen Geheimenräthen, seinen Sekretarien u. s. w. den nach seiner Art zugeschnittenen tragischen Kothurn angezogen hätte —

Iffland liest

das 'Kreuz an der Ostsee' in dem Sinn, daß es ein für die Berliner Bühne ausdrücklich geschriebenes Trauerspiel sey, das er in Szenen [sic] setzen, und in dem er selbst nichts weniger spielen soll, als den Geist des von den heidnischen Preußen erschlagenen Bischoffs Adalbert (der als Zitterspielmann sehr häufig über die Bühne zieht, mit vielen, zum Theil erbaulichen, zum Theil mystischen Reden gar nicht karg ist, und über dessen Haupt, so oft der Name Christus ausgesprochen wird, eine helle Flamme auflodert und wieder verschwindet) —

das 'Kreuz an der Ostsee', ein Stück, dessen Romantik sich nur zu oft ins Abenteuerliche, in geschmacklose Bizarrerie verirrt, dessen szenische Einrichtung wirklich (wie es bei den gigantischen Schöpfungen Shakspears oft nur den Schein hat) allen unbesiegbaren Bedingnissen der Bühnen-Darstellungen spottet! —

Geradezu verwerfen, unartig absprechen, alles für tolles verwirrtes Zeug erklären, wie man es sonst wohl den diis minorum gentium geboten, das durfte man nicht. — Ehren — loben — ja, bis an den Himmel erheben und dann

[1]) Hippel 212 unten.

[2]) S. 243 Mitte bis 245 unten. Wir haben uns gestattet, durch Anwendung von Absätzen, Parenthesen und Sperrungen den in seiner Art glänzenden Satz übersichtlicher zu machen.

mit tiefster Betrübniß erklären, daß die schwachen Theaterbretter den Riesenbau nicht zu tragen vermöchten, darauf kam es an.

Der Brief, den Iffland dem Dichter schrieb und dessen Struktur nach jener bekannten Widerspruchs-Form der Italiener: „ben parlato, ma" eingerichtet, soll ein classisches Meisterwerk der Theater-Diplomatik gewesen seyn. Nicht aus dem Inneren des Stücks heraus hatte der Direktor die Unmöglichkeit der Bühnen-Darstellung demonstrirt, sondern höflicher Weise nur den Maschinisten angeklagt, dessen Zauberei solch enge Schranken gesezt wären, daß er nicht einmal Christus-Flämmchen in der Luft aufleuchten lassen könne u. s. w.

Nachdem auch diese Hoffnung gescheitert, begann Hoffmann einen komischen Einakter 'Die ungebetenen Gäste oder Der Canonicus von Mailand' (von Rohrmann, nach Alexandre Duval[1]) zu komponieren, in der ausgesprochenen Absicht, ihn „auf das Berliner Theater zu bringen" [2]). Am 26. Juni des folgenden Jahres, 1806, sandte er die Partitur an den Berliner Schauspieler Bethmann und bat diesen und Werner (der inzwischen Warschau verlassen hatte), das Stück Ifflanden zu empfehlen[3]). — Nachdem die Franzosen im Dezember 1806 die preußischen Behörden in Warschau aufgelöst hatten, folgte der Assessor Eduard Itzig, ein Freund Hoffmanns und Werners (und später, als Kriminalrat Hitzig, beider Biograph), diesem im März 1807 nach Berlin. Er mußte im nächsten Monat, am 17. April, Hoffmann mitteilen, daß der 'Canonicus' abgelehnt sei[4]).

4. Hoffmann und das Berliner Theater 1807/08: drei Karrikaturen; die erste Rezension.

Am 18. Juni traf auch Hoffmann, der seine Frau zu ihren Verwandten nach Posen geschickt hatte, in Berlin ein und erfuhr hier am 21. Juli von Julius von Voß die Gründe von Ifflands Ablehnung, die teils in dem etwas laszıven Sujet des Textes, teils in einer zufälligen Konkurrenz mit dem beliebten Komponisten Georg Abraham Schneider[5]) lagen.

Voß deutete jedoch an, der Kapellmeister Bernhard Anselm Weber habe für seine Person der Komposition Hoffmanns den Vorzug gegeben; Hoffmann erwartete nun Webers Rückkunft von einer Reise, um ihn für eine neue, noch unvollendete Oper zu interessieren, deren Text er selber nach Calderóns 'Schärpe und Blume' bearbeitet hatte[6]).

Itzigs kluge Tante Sara Levy und deren Hausfreund Uhden rieten Hoffmann dringend, sich an Iffland direkt zu wenden. Hoffmann be-

[1]) Eigentlich Alexandre Vincent Pineux du Val. Das Original war 1797 erschienen unter dem Titel Le Souper imprévu, ou le Chanoine de Milan; comédie en un acte, en prose (Paris, Barba, an V).

[2]) Hippel S. 210.

[3]) Briefwechsel S. 16—19.

[4]) Briefwechsel S. 25 oben.

[5]) Vater des späteren bekannten Schauspielers und Hofbeamten Louis Schneider.

[6]) Briefwechsel S. 36 f.

richtet das Itzig und fügt hinzu[1]): „Ubden ist nun wohl freylich der Mann, der viel bey I[fflanb] für mich thun könte, indessen habe ich leider nichts vorräthig, und ich möchte fast, daß mir I[ffland] selbst aus dem reichen Vorrath etwas von kleinem Umfange (1 Akt) vorschlüge um den Debut zu machen." Ähnlich heißt es ein andermal[2]): „möglich ist es, daß ich etwas fürs hiesige Theater komponire, wiewohl unwahrscheinlich". In der Tat ist nichts daraus geworden. Hitzig faßt 1823[3]) diese Bemühungen zusammen mit den Worten:

> man gab sich Mühe, eine Verbindung mit Iffland herbeizuführen, und Hoffmann erklärte sich bereit, sich von diesem Aufgaben stellen zu lassen, um seine Anlagen zur dramatisch-musikalischen Composition zu prüfen; es war nichts zu erreichen, obgleich Iffland's beste Freunde sich in der Sache thätig zeigten . . .

Wenn Hoffmann später, im Mai 1808, eine mündliche Äußerung Ifflands an Hippel wörtlich weitergibt[4]), so ist anzunehmen, daß er sie nur vom Hörensagen kannte; er hat wohl Iffland überhaupt nicht kennen gelernt.

Ebenso wenig gelang es Hoffmann, B. A. Webers Interesse zu erwecken. Werner schrieb ihm um Neujahr 1808 aus Weimar[5]): „wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, schließen Sie Sich an den braven und gemüthreichen Weber"; als er dann aber Ende April wieder nach Berlin kam, mußte ihm Hoffmann, nach seinem Berichte an Hippel[6]), erwidern, „an den gemüthreichen Weber solle er mich . . . schließen, und ich wäre begierig, wie er das machen würde." — In der Tat kam 'Die Schärpe und die Blume' nicht zur Aufführung, so wenig wie 'Maske', 'Kreuz' und 'Canonicus'.

Hoffmann vermochte sich freilich auch seinerseits nicht mit Webers Leistungen zu befreunden, und noch weniger mit gelegentlichen mündlichen Äußerungen des Kapellmeisters über andere, größere Musiker: wir kommen gegen Ende des nächsten Abschnitts darauf zurück.

*

Da es Hoffmann nicht vergönnt war, als Tonkünstler für das Berliner Theater zu arbeiten, so verwertete er seine anderen Talente zu Arbeiten über die Berliner Bühne. Während der Besetzung der Hauptstadt durch die Franzosen vom Dezember 1806 bis zum Dezember 1808 führte das bisherige Königliche Nationaltheater als Societé dramatique et lyrique allemande de S. M. le Roi im wesentlichen Singspiele und komische Balletts auf, sodaß für den Kritiker nicht viel zu erörtern war. Seine Urteile über die gelegentlichen Aufführungen älterer Werke, insbesondere die von Glucks 'Iphigenia

---

[1]) Briefwechsel S. 33 unten.
[2]) Briefwechsel S. 35, Z. 16—18.
[3]) II 1/2.
[4]) Hippel S. 231.
[5]) Briefwechsel S. 48.
[6]) Hippel S. 226.

in Tauris' und Mozarts 'Don Juan', hat Hoffmann, wie wir noch sehen werden, wohl erst im Sommer in Glogau niedergeschrieben[1]); im März und April beschäftigte er sich in leichterer Form mit jenen Erscheinungen des Tages.

Am 11. März gab man das schon aus der Mitte der 90er Jahre stammende komisch-pantomimische Ballett 'Die Lustbarkeiten im Wirthsgarten, oder: Sommerbelustigungen' von Lauchery mit Musik von Winter; am folgenden Tage wurde das einaktige Singspiel 'Michel Angelo' (Text nach Delrieu von Herklots) mit Musik von Nicolo Isouard gegeben; am 16. erschien zum ersten Male das historisch-musikalische Drama (Melodram) in drei Akten 'Salomons Urtheil' (nach dem Französischen frei bearbeitet von Stegmayer) mit Musik von Adrien Quaisain; am 17. gab es wieder das genannte Ballett von Winter. Am 6. April wurde — soviel ich sehe, das einzige Mal während Hoffmanns zweitem Aufenthalt in Berlin — 'Figaros Hochzeit' gegeben, am 9. erschien wieder das besonders begehrte Ballett von Winter (zum 13. Male seit Mitte September 1807).

Hoffmann benutzte nun einerseits sein karrikaturistisches Zeichentalent, um mit Stift und Wasserfarben beliebte Bühnenkünstler in grotesken Rollen darzustellen. Er zeigte den Ballettfiguranten Besko als unternehmenden Schneidergesellen in Winters 'Lustbarkeiten', Karl Wilhelm Unzelmann als den furchtsamen Pasquin in Isouards 'Michel Angelo' und Gottfried Christ. Günther Kaselitz als den dummstolzen Dr. Bartolo in 'Figaros Hochzeit'. Jedes Blatt ist nach der Manier der Zeit mit einer allegorischen Randeinfassung versehen, und ein kurzer erläuternder Text ist beigegeben. Hoffmann wollte bekanntlich die drei Blätter als erstes Heft einer größeren Reihe herausgeben und hatte auch Titel und Vorwort schon druckfertig hergestellt, fand jedoch keinen Verleger[2]).

Mit der Novität vom 16. März, 'Salomons Urtheil' mit der Musik von Quaisain, beschäftigte Hoffmann sich ernsthafter. Er schrieb über dieses Stück und wohl über die Gattung des Melodrams im allgemeinen für ein Wiener Blatt, die 'Zeitung für Theater, Musik und Poesie', die 1806 — damals unter dem Titel 'Wiener Theater-Zeitung' — begründet war[3]). Aber Mitte des Jahres ging das Blatt wieder ein[4]), und Hoffmanns Aufsatz kam nicht mehr zum Druck.

*

[1]) S. aber S. 49/50 Note 7!

[2]) Die drei Karrikaturen mit Text s. künftig in der unten S. 73 unten angekündigten Publikation.

[3]) S. u. S. 56 unten.

[4]) Das Exemplar der Wiener Stadtbibliothek bricht mit Nr. 47 ab, obgleich nach einer Erklärung in Nr. 42 jährlich 96, halbjährlich also 48 Stücke erscheinen sollten; von Nr. 38 an erscheinen die Stücke bereits verspätet, sodaß Nr. 47 frühestens um den 1. Juli geliefert ist. — Nach gütiger Mitteilung von Robert F. Arnold, der mir unter erschwerendsten Verhältnissen seine Hilfe schenkte, geht auch das Exemplar der Hofbibliothek nicht weiter.

Am 16. April einigte Hoffmann sich mit Heinrich Cuno, dem der Theaterenthusiast Graf Julius von Soden die Leitung der Bamberger Bühne übertragen hatte, über eine Anstellung als Musikdirektor daselbst mit Dienstantritt am 1. September. Er sah eine glänzende Künstlerlaufbahn vor sich. „Wie," schrieb er Ende Mai glücklich an Hippel, „wenn es heißen wird: ‚Bamberg, den — Heute wurde eine Oper: die Schärpe und die Blume, aufgeführt u. s. w.'."

Schon unterm 9. Juni verzeichnet er[1]) „Zubereitungen zur Reise": er hatte beschlossen, die noch übrige freie Zeit bis Ende August in Glogau bei Freund Hampe zu verbringen, und seine Frau sollte gleichfalls von Posen aus dahin kommen[2]).

5. Wieder in Glogau, Sommer 1808: fünf Hymnen, 'Ritter Gluck'.

Hampe hatte sich inzwischen zum Mittelpunkt des Glogauer Musiklebens gemacht. Sein Biograph berichtet zusammenfassend über Hampes Veranstaltungen im ersten Vierteljahr 1808 und im ersten Vierteljahr 1809:

> Im Winter 1808 und 1809[3]), in jener unglücklichen Zeit der französischen Invasion[4]), wo der größte Theil der Glogauer nur auf sein Haus beschränkt war, errichtete H. mit Hülfe einiger Anderer Konzerte, die, um die Franzosen davon auszuschließen, musikalische Uebungen genannt wurden. An diesen Konzerten nahmen außer ihm, dessen seelenvolles Klavierspiel allgemein entzückte, und mehreren durch ihn gebildeten Schülerinnen der Auditeur Thiem und [der] Kammer-Kalkulator Stein[5]), ein Paar brave Violinspieler aus der Rodewald'schen Schule[6]), Antheil.

Über den Anfang dieser Veranstaltungen im Jahre 1808 schreibt ein Glogauer in einer Kundgebung, auf die wir noch zurückkommen:

> Im Februar 1808 schlossen hiesige Freunde und Freundinnen der Musik und des Gesanges einen Verein zu einer musikalischen Akademie. Zur Direktion des Ganzen wählte man den Herrn Accis- und Zoll-Direktions-Registrator Hampe. Für einen mäßigen Beitrag zu den unvermeidlichen Kosten wurde vor einer geschlossenen Gesellschaft wöchentlich ein Concert gegeben. Schon im ersten Jahre brachten es diese Künstler unter der unermüdeten, belehrenden Leitung ihres Directors zu einer bemerkenswerthen Fertigkeit . . .

---

[1]) Tagebücher S. 33.

[2]) Hippel S. 235.

[3]) In unserer Vorlage ist versehentlich „1807 und 1808" gesetzt. Die richtigen Jahre ergeben sich aus dem folgenden Zitat und dessen Fortsetzung und Schluß S. 54 (oben und unten).

[4]) In der Vorlage ist versehentlich „Inversion" gesetzt.

[5]) war 1830 Regierungssekretär in Liegnitz; „einer der eifrigsten und schätzbarsten Dilettanten in Schlesien": Karl Julius Hoffmann S. 302 oben.

[6]) Karl Joseph Rodewald, geb. zu Seitsch bei Glogau 1735, † zu Cassel 1809 als Kurfürstlicher Kapellmeister; Schüler Franz Bendas: Karl Julius Hoffmann S. 367 f.

Neben der Kammermusik pflegte Hampe auch fernerhin die Kirchenmusik. Wie im März 1801 Mozarts Requiem, wurde jetzt kurz vor Hoffmanns Ankunft, am 2. Juni 1808, auf Hampes Veranlassung Haydns Schöpfung in der evangelischen Kirche aufgeführt[1]).

*

Hoffmanns zweiter Aufenthalt in Glogau, der gerade in die Mitte seiner gesamten Produktionszeit fällt[2]), gehört zu den glücklichsten Epochen seines Lebens und auch zu den produktivsten — wenn man kleine Meisterwerke ebensoviel gelten läßt wie große Arbeiten.

Die erste Oper in drei Akten hatte Hoffmann, wie wir gesehen haben, 1799 geschaffen, die letzte komponierte er 1813/14; in Glogau kam er 1808 zu so umfangreichen Schöpfungen nicht, aber hier wurden in den zehn Tagen vom 27. Juni bis zum 6. Juli fünf — schon in Berlin geplante[3]) — vierstimmige Hymnen vollendet, darunter als erster der Chor „Ave maris stella", als letztes das kleine Stück „O sanctissima"[4]). Hoffmann erwähnt beide Arbeiten noch 1819 im ersten Teil der Biographie Kreislers[5]), und die zuletzt genannte hat der beste Kenner von Hoffmanns Musik wiederholt auf das höchste gepriesen[6]).

Und was die Kunst der Erzählung betrifft, so hatte Hoffmann den ersten Roman in drei Bänden 1795 geschrieben, den letzten begann er 1819. In Glogau betätigte er sich 1808 auch in dieser Richtung mehr intensiv als extensiv (um die von ihm in den 'Briefen aus den Bergen' angewendete Antithese zu wiederholen): hier dürfte im Juli und August[7]) der 'Ritter Gluck'

---

[1]) Provinzialblätter 47, 539 (nach gütiger Mitteilung des Herrn Blaschke; der Band fehlt der Königlichen Bibliothek zu Berlin).

[2]) S. o. S. 14 oben.

[3]) Hippel S. 230. Den dort erwähnten Hymnus Salve Regina hat Hoffmann in der Reinschrift hinter die fünf in Glogau entstandenen gestellt.

[4]) Beide Marienhymnen sind zum ersten und letzten Male gedruckt in der Musikbeilage zum Kreislerbuch (Leipzig, Insel-Verlag, 1903; z. Zt. vergriffen).

[5]) Ebenda, S. 124 und 296.

[6]) Ellinger schreibt 1894 in seiner Biographie Hoffmanns S. 66/67: „Die Komposition des Textes „O sanctissima" greift uns in diesem Chor trotz ihrer Kürze — sie umfaßt nur zweiundzwanzig Takte — noch heute durch das ruhige Dahingleiten der schlichten, aber sehr zarten Melodie unmittelbar ans Herz; und wenn in den letzten Takten die Bässe mit den Worten „Ora pro nobis" die Molltonart berühren, während die Oberstimmen wieder in die Durtonart zurückleiten, so ist es uns, als ob der tiefe Seufzer eines geängstigten und gepreßten Herzens sich in die kindliche Zuversicht eines gläubigen Gemütes auflöste." 1912 spricht Ellinger in der biographischen Einleitung seiner Hoffmann-Ausgabe auf S. XXXVI von diesen Hymnen Hoffmanns, „von denen der kleine Chor „O sanctissima" wohl überhaupt das Eindrucksvollste ist, was er auf musikalischem Gebiete geschaffen hat."

[7]) Leider besitzen wir hier kein äußeres Zeugnis für den Monat der Entstehung; an sich kommt die ganze Zeit von Februar bis Dezember 1808 in Betracht, und jede

niedergeschrieben sein, den Grisebach mit Recht „als eins der Meisterwerke der Weltlitteratur" erklärt, eine Arbeit, die Hoffmann „kaum jemals übertroffen" habe[1]).

Besonders in der dritten dieser sechs Szenen[2]), dem Gespräch beim Brandenburger Tore, geht Hoffmann scharf ins Gericht mit der Berliner Musikpflege. Seine Ausführungen sind die Antwort auf die Lobhudeleien, mit denen der Kapellmeister B. A. Weber in der Öffentlichkeit überhäuft wurde.

Von Weber als Komponisten — er hatte noch so gut wie nichts als solcher geleistet — hatte die Vossische Zeitung unterm 3. März geschrieben: „Darf man von Einem der jetzt lebenden Tondichter hoffen, daß er einst ein zweiter Gluck werden könne, so ist es Weber; denn er hat, wie jener unsterbliche Mann, Genie, tiefes Gefühl, Studium, Kritik" usw. — wir setzen nur den Anfang her. Ebenso gepriesen wird er dort als Dirigent Gluckscher Opern: der 'Iphigenia in Tauris' (unterm 23. Januar) und des 'Orpheus' (unterm 28. April). Auch negativ unterstützte die Presse Webers Musikpolitik. Daß dieser 'Figaros Hochzeit' in der Zeit von Mitte 1807 bis Mitte 1808 nur einmal spielen ließ, erwähnten wir bereits; der 'Don Juan' wurde in derselben Zeit fünfmal gegeben. Gegen die Musik wagte man 1808 wohl öffentlich nichts mehr zu sagen; dafür wird wenigstens der Text heftig getadelt als indezent, langweilig und „kernlos".

---

engere Zeitangabe beruht auf Gefühlsgründen, die vor dem unscheinbarsten äußeren Zeugnis nicht standhalten würden.

Bedenkt man die Sorgfalt, mit der das Werkchen aufgebaut ist, und die nicht zu überbietende Anschaulichkeit, die Hoffmann kaum jemals wieder erreicht hat und die unmöglich das Ergebnis eines glücklichen Tages oder auch nur einer Woche sein kann, sondern eine wiederholte intensive Durcharbeitung bei voller Ruhe des Gemütes voraussetzt — so möchte man die Arbeit weder in die Zeit der Berliner Angst und Not noch in die Periode der Bamberger Enttäuschungen verlegen, sondern am liebsten in die glückliche, hoffnungsreiche Ruhepause in Glogau.

Auffallend ist es allerdings, daß Hoffmann in dem Brief an Hampe vom 2. April 1809 den Abdruck der Gespräche nicht erwähnt, während er sogar den unmusikalischen Hitzig am 25. Mai darauf hinweist (Briefwechsel S. 70 unten). Durch die Auffindung jenes Briefs an Hampe, insbesondere auch der Nachricht über die Rezension aus dem März 1808, gewinnt eine andere Möglichkeit erheblich an Gewicht, daß nämlich Hoffmann die in den Gesprächen niedergelegten Gedanken — sowohl die mystisch-symbolischen der zweiten Szene wie die tageskritischen der dritten — zwischen März und Mai in Berlin aphoristisch zu Papier gebracht und dann in Bamberg in der unfreiwilligen Muße des September künstlerisch geformt hat. Ich möchte heute (im März 1916, bei der Korrektur dieser Schrift) diese Hypothese der oben aus der ersten Fassung (vom November 1915) unverändert übernommenen vorziehen.

[1]) 1899 in der Einleitung zu seiner Hoffmann-Ausgabe S. XXXVIII f.

[2]) Sie erscheinen in übersichtlicher Form als viertes Stück der Berlinischen Geschichten. (Wir folgen hier wie dort der in kleinen stilistischen Einzelheiten sehr glücklich verbesserten Fassung von 1813.)

Hoffmanns Unbekannter, der nach seiner eigenen bitteren Empfindung in dem volkreichen Berlin „wie ein abgeschiedener Geist[1]) im öden Raume umherirrt" — dieser Unbekannte, der wahrhaft im Geiste der großen Meister fühlt, sagt nun zunächst von den Berliner Komponisten:

> über dem Schwatzen von „Kunst", von „Kunstsinn" und was weiß ich — können sie nicht zum Schaffen kommen, nnd wird ihnen einmal so zu Muthe, als wenn sie ein paar Gedanken ans Tageslicht befördern müßten, so zeigt die furchtbare Kälte ihre weite Entfernung von der Sonne — es ist lappländische Arbeit.

Ließen sich diese Worte allenfalls auch auf andere beziehen, so konnte das folgende nur auf den Dirigenten des Opernorchesters gedeutet werden:

> Ich hatte es über mich gewonnen, einmal wieder ins Theater zu gehen, um meines jungen Freundes Oper zu hören — wie heißt sie gleich? — Ha, die ganze Welt ist in dieser Oper! durch das bunte Gewühl geputzter Menschen ziehen die Geister des Orkus — alles hat hier Stimme und allmächtigen Klang — Teufel, ich meyne ja 'Don Juan'! Aber nicht die Ouvertüre, welche prestissimo, ohne Sinn und Verstand abgesprudelt wurde, konnt' ich überstehen; und ich hatte mich bereitet dazu durch Fasten und Gebet . . .

Der Erzähler gibt zu, „daß Mozarts Meisterwerke größtenteils auf eine kaum erklärliche Weise hier vernachlässigt werden": desto pietätvoller pflege man aber doch Glucks Vermächtnis. Der Unbekannte antwortet mit tiefster Bitterkeit:

> Meynen Sie? — Ich wollte einmal 'Iphigenia in Tauris' hören. Als ich in Theater trete, höre ich, daß man die Ouvertüre der 'Iphigenia in Aulis' spielt. Hm, denke ich, ein Irrthum: man giebt diese 'Iphigenia'! Ich erstaune, als nun das Andante eintritt, womit die 'Iphigenia in Tauris' anfängt, und der Sturm folgt. Zwanzig Jahre liegen dazwischen! Die ganze Wirkung, die ganze wohlberechnete Exposition des Trauerspiels geht verlohren. Ein stilles Meer — ein Sturm, die Griechen werden ans Land geworfen, die Oper ist da! Wie, hat der Komponist die Ouvertüre ins Gelag hineingeschrieben, daß man sie wie ein Trompeterstückchen abblasen kann, wie und wo man will?

Diese Stellen, die im Februar 1809 beim Druck der Gespräche stehen blieben, lassen die Schärfe der Originalfassung ahnen, die Rochlitz aus Konnivenz gegen Weber unterdrückt hat. Auf seinen Tadel hatte Hoffmann am 29. Januar 1809 geantwortet[2]), er sei

[1]) Wörtlich dieselbe Wendung in der sechsten Szene. Dieser unmutige Vergleich eines Unzeitgemäßen hat zu dem ungeheuren Mißverständnis beigetragen, den Redner für ein Gespenst zu halten. In Wirklichkeit ist diese Wendung (neben zahlreichen anderen Stellen) eins der stärksten Indizien für das Gegenteil; wie kann ein Gespenst sagen: „Ich komme mir vor wie ein Gespenst"?

[2]) Nach einer Abschrift, die 1908 mein Freund Heinrich Möller für mich in London gemacht hat. Der ganze Brief künftig im vierten Heft des Briefwechsels (s. u. S. 67).

geneigt, von jedem Künstler das beste zu glauben, sobald nicht das Gegentheil deutlich constirt; zu dem gerügten Ausfall gegen W[eber] konte mich daher auch nur der tiefe Aerger aufregen, den ich in B[erlin] empfand, wenn ich die hohen Meisterwerke Mozarts erst auf dem Theater mißhandeln sah und dann darüber so gemein aburtheilen hörte als wären es Exercitia eines Anfängers. —

Nach Kenntnisnahme des Druckes schrieb Hoffmann am 15. April[1]) resigniert dem allmächtigen Redakteur, der hier nur allzusehr den redactor gespielt hatte:

Mit dem, was an dem Ritter Gluck geschehen ist, bin ich sehr wohl zufrieden, nur habe ich den alten Italiäner mit dem gekrümmten Finger so wie die Berliner Egoisten nicht ganz gern vermißt, wiewohl ich mich gern bescheide, daß die Züge des Gemähldes etwas zu grell aufgefaßt seyn mochten.

Den alten Italiener hat Rochlitz bis auf jede Spur getilgt; am ehesten ließe er sich unter der Komparserie der ersten Szene unterbringen. Die Berliner Egoisten können in der zweiten sowohl wie in der dritten Szene erwähnt (oder aufgetreten) sein; es handelt sich offenbar um B. A. Weber und dessen Anhang.

*

Nachdem Hoffmann etwa zehn Wochen in Glogau verlebt hatte, mußte er aufbrechen. Seine Frau wurde von ihren Angehörigen in Posen „förmlich festgehalten", und er mußte erst dorthin fahren, „um sie los zu machen".

6. Hoffmanns Bamberger Anfänge 1808/09.

Pünktlich am 1. September kam Hoffmann in Bamberg an. Aber er fand alles ganz anders, als er es sich ausgemalt hatte[2]). Vor allen Dingen war noch gar kein Lokal für Vorstellungen da: der neue Saal (in dem geräumigen Hause der Witwe Kauer, das bekanntlich auch den Gasthof zur Rose enthielt[3])) war noch im Bau. Und der Direktor Cuno war, wie sich bald zeigte, weder Kenner, noch Künstler, noch auch nur Geschäftsmann.

Erst am 12. Oktober wurde der Saal mit einem Festspiel eingeweiht. Am 16. wurde das erste Schauspiel darin gegeben, und am 21.[4]) dirigierte Hoffmann endlich zum ersten Male eine Oper. Es sollte aber auch das letzte Mal sein! Hoffmann wurde veranlaßt, als Dirigent zurückzutreten, und seine Tätigkeit fürs Theater beschränkte sich fortan auf die Komposition

---

[1]) Briefwechsel S. 67.

[2]) Näheres künftig in der unten S. 73 unten angekündigten Publikation.

[3]) Es ist das Haus, in dem Hoffmanns Novelle 'Don Juan' spielt („Ew. Excellenz wissen vielleicht noch nicht, daß dieses Hotel mit dem Theater verbunden ist") und in dem Barbier und Carré, bei einer neuen Aufführung des 'Don Juan', 'Hoffmanns Erzählungen' spielen lassen (sie verlegen es mit einer kleinen Ungenauigkeit nach Nürnberg, in die Stadt des 'Meisters Martin').

[4]) Die von Leist erwähnte Aufführung der 'Aline' vom 26. ist die zweite!

von Märschen, Chören, Ballets u. dgl. Aushilfsmusik, gegen ein festes Gehalt von 30 Gulden monatlich.

Man begreift es, wenn er sich nicht beeilte, seine Freunde von diesen Ereignissen in Kenntnis zu setzen; es ist schwerlich ein Zufall, daß bisher nur ein Brief aus der Zeit vom September bis Dezember 1808 bekannt geworden ist, und daß dieser eine (vom 23. Dezember, an Hippel) in seiner forcierten Zuversichtlichkeit wie eine Selbstverhöhnung wirkt. An Hampe scheint Hoffmann nur ein altes Manuskript — die Ouverture zu den 'Lustigen Musikanten' — geschickt zu haben mit dem Versprechen, bald einen eingehenden Bericht folgen zu lassen.

Im neuen Jahre, am 10. Januar, begann Hoffmann mit Lust und Liebe ein Miserere zu komponieren für den Erzherzog Ferdinand, der damals Großherzog von Würzburg (vorher und nachher von Toskana) war; Soden, der in Würzburg lebte und den Hoffmann am 7. befragt hatte, redete brieflich zu. Während er am 21. fleißig und mit Glück daran arbeitete, erhielt er von Cuno — der vom 9. bis zum 30. seine Truppe in Coburg spielen ließ — den Auftrag, ein elendes Kotzebuesches Singspiel in vier Akten ('Das Gespenst', später 'Deodata' genannt) zu komponieren. Einstweilen setzte er jedoch die Arbeit am Miserere fort.

Am 13. Februar erklärte Cuno, er könne sich nicht halten: einen Teil des Personals müsse er entlassen, die anderen auf 75 % ihrer Gage setzen. Hoffmann tat sich nun nach einer anderweitigen Stellung um. Er erwog einerseits die Errichtung einer Singschule in Bamberg, andrerseits wandte er sich nach auswärts: er schrieb nach Frankfurt, an seinen alten Freund Franz Anton Morgenroth in Dresden [1]) und an andere.

Am 1. März beendete er die erste Niederschrift des Miserere und begann gleich am folgenden Tage mit der Komposition des 'Gespenstes'. Am 11. waren alle vier Akte erledigt, und am 12. wurde die Ouverture begonnen.

*

So standen die Dinge, als Hoffmann am 14. März einen Brief von Hampe erhielt. Hampe warf Hoffmann dessen langes Schweigen vor; im übrigen rühmte er, wie Hoffmann befriedigt im Tagebuch vermerkt, „ganz ungemein die Overtura der lustigen Musikanten"; schließlich teilte er eine bevorstehende Änderung seiner Lage mit.

Hampes Bescheidenheit scheint ihn verhindert zu haben, mehr von sich selbst zu berichten. Wir möchten es für ihn tun, um zu zeigen, wie sehr er die Freundschaft eines Hoffmann verdiente.

Im Januar und Februar 1809 hatte er seine Konzerte oder vielmehr die „musikalischen Übungen" mit noch größerem Glück wieder aufgenommen. Der dankbare Glogauer, den wir schon zitiert haben, rühmt

[1]) Briefwechsel S. 64 f.

den hohen Genuß ..., welcher uns diesen Winter wurde. Mit rühmlicher Präcision und vollkommener Harmonie vereinigten sich die Bemühungen der Schüler mit den Arbeiten einiger vollendeten Künstler zu einem schönen, genußreichen Ganzen, um uns die Meisterwerke eines Graun, Mozart, Haydn, Beethoven u. s. w. hören zu lassen. Mit Grabes-Stille lauschten wir auf die himmlischen Töne, welche die Virtuosität unsers Hampe den Saiten entlockte; wie stärkend wirkte dieser geistige Genuß, wenn unsere Ohren, und durch sie unsere Seelen von der kriegerischen Trommel verstimmt waren. Dankbar verließen wohl die meisten den Ort, wo man wöchentlich doch einmahl zwei Stunden froh verlebte.

Inzwischen hatte Hampe sich auch dienstlich zu einer höheren Stellung qualifiziert. Sein Biograph schreibt:

Auf seine Dienst-Carriere hatte der Geheimerath Trautvetter in Glogau, der ihn mit wahrhaft väterlicher Liebe an sich gezogen, entschiedenen Einfluß. Er bestimmte ihn, sich zum großen Examen zu melden, und verschaffte ihm auch die Versicherung des damaligen Ministers Herrn von Stein Excellenz, nach gut abgelegter Prüfung zu einer Assessorstelle befördert zu werden — eine Hoffnung, die aber vereitelt werden mußte, weil die große Menge der zu jener Zeit brodlos gewordenen südpreußischen Offizianten bei der Besetzung vakanter Posten den Vorzug erhielten.

Einweilen gab es keine Beförderung, aber eine Versetzung. Die gesamte Kriegs- und Domänenkammer siedelte aus Glogau nach Liegnitz über, wo sie sich bekanntlich noch heute unter dem Namen einer Regierung befindet; Hampe ging mit. Der Glogauer Verehrer, den wir schon zweimal zitiert haben, sandte im März 1809 den 'Provinzialblättern' einen Nachruf ein, der noch in dem Hefte für denselben Monat[1]) unter der Marke „Dankbare Erinnerung, aus Groß-Glogau eingesandt" erschien. Es heißt da zum Schluß:

Das allgemein widrige Geschick hat uns auch diesen Mann, den eigentlichen Stifter dieser Feste, entzogen. Er wird und kann es nicht übel bemerken, wenn Ihm hier ein öffentlicher Dank für seine, durchaus uneigennützige, viele Mühe folgt, mit dem herzlichen Wunsche vereint, daß es Ihm wohl gehe und wir Ihn recht bald wieder bei uns sehen und hören mögen.

Im März 1809 .... ch.

*

Hoffmann verschob die Antwort auf Hampes Brief, bis er vielleicht doch etwas Positives zu melden hätte. Am 18. März beendigte er endlich die Kotzebue-Ouverture und begann sogleich die Reinschrift des Miserere, wurde aber durch die geschäftlichen Sorgen wieder abgelenkt. Gleich am 19. kam Morgenroths Antwort mit der Mitteilung, daß der Musikdirektor Bierey[2]) Breslau verlasse, um nach Wien zu gehen: Hoffmann solle sich also um die Breslauer Stelle bemühen. Am übernächsten Tage schrieb Hoffmann an

[1]) Bd. 49, S. 259/60.
[2]) Gottlob Benedikt, 1772—1840.

Bierey, an Morgenroth und an den Grafen Soden, den er fragte, ob er vielleicht bei Cunos Insolvenz das Theater wieder übernehmen wolle. Sodens Antwort traf am 24. ein und war verneinend; Bierey ließ einstweilen nichts von sich hören.

In dieser Ungewißheit schrieb Hoffmann am 2. April an Hampe. Der Brief, den Hampes Biograph aus dessen Nachlaß mitteilt [1]), lautet:

„Mein liebster theuerster Freund! Ihr lieber angenehmer Brief hat mir keine Sünde vorgerückt, die nicht täglich mein Gewissen beängstigt hätte; allein der entsetzliche Strudel, in dem ich bis jetzt gelebt habe, hat mich allen angenehmern Beschäftigungen aus der Unterhaltung mit meinen Freunden entrissen. Die längst dem Theater bevorstehende Katastrophe und mit ihr die Administration der Bühne von den Gläubigern des Herrn Cuno [2]) ist nun eingetreten. Nach einem mit Hrn. Cuno [2]) von den Mitgliedern der Bühne getroffenen gerichtlichen Verein sind gegen Garantie der rückständigen Gagen sämmtliche Kontrakte den 1. April d. J. aufgehoben, und es steht nun dahin, ob mich die Herren Administratoren unter vernünftigeren Bedingungen, als die bisherigen waren, weiter engagiren werden, woran ich fast zweifle, da die aüßerste Einschränkung nöthig ist, und man mich doch mit keiner gar zu kleinen Gage abspeisen kann. Wie unangenehm mir es vorzüglich in den jetzigen kriegerischen Zeiten seyn würde, meinen Stab wieder weiter zu setzen, können Sie sich denken, und um so fataler würde es mir seyn, als mein jetziger Aufenthalt, Rücksichts der Wohlfeilheit und höchst angenehmen Lage schwer mit einem bessern zu vertauschen seyn würde. Ein musikalischer Freund in Dresden, der meine Verhältnisse kennt, hat mich benachrichtigt, daß der Musikdirektor Bierey in Breslau aus seinem Kontrakte treten und einem Rufe nach Wien folgen würde, und mir gerathen, nach Breslau zu gehen; sofort habe ich an Bierey geschrieben, wiewohl ich einen innern horreur für Breslau habe. Ihnen wieder recht nahe zu seyn, wäre herrlich; indessen glaube ich lauter Böses von dem Orte — Theurung — Abgeschmacktes — Eigensinn u. s. w. Wissen Sie etwas Besseres, so widerlegen Sie mich! ich nehme gern Raison an; wissen Sie aber auch nur Schlechtes, so verschweigen Sie es nicht, und ich gebe das ganze Projekt, bis jetzt nur noch Embryo, auf. Antwort von Bierey habe ich so noch nicht.

Daß Ihnen meine Ouverture so wohl gefallen, freut mich ganz ungemein, und ich bin überzeugt, daß das, was darauf folgt, nämlich die Oper von Brentano: Die lustigen Musikanten recht sehr Ihren Beifall haben würde, wenigstens urtheilen die Kenner in Warschau recht günstig davon. Ich datire von dieser Komposition meine bessere Periode, und es ist mir nun nicht ganz recht, daß ich auch nicht ein Blatt mehr davon besitze, sondern daß von Partitur und Parthieen höchst wahrscheinlich polnische oder französische Patronen gemacht

[1]) S. 163/65 Note. Er datiert ihn fälschlich vom 2. April 1808.

[2]) In unserer Vorlage beide Male verlesen in Arno.

worden sind[1]), und ich glaube, daß in dieser Form meine Musik von großem Effekt gewesen seyn, und so zu sagen drastisch auf die Zuhörer gewirkt haben wird. In meiner bisherigen Lage habe ich nicht komponiren, sondern Musik schmieren müssen — Tänze — Gesänge — Chöre — Märsche, was weiß ich alles, und Sie können sichs vorstellen, daß außer der Praktik im Niederschreiben, ich nichts dabei lernen konnte, sondern vielmehr Besseres versäumen mußte. So habe ich die Nägeli'sche Komposition schändlich liegen lassen; ganz toll ist es aber, daß ich ein Miserere für den Großherzog von Würzburg, welches ein gutes Werk geworden seyn würde, und mir außer guten Ruf, wenigstens 25 Carolin eingetragen hätte, liegen lassen mußte, um ein Ballet zu machen, das seiner elenden Anordnung wegen nur einen Abend überlebte[2]). Habe ich vor Abgang des Briefes noch Zeit, so lege ich ihnen etwas vom Miserere, das ich nun, aber zu spät (nach Ostern) vollendet habe, bei.

Liegnitz stelle ich mir angenehmer und freundlicher vor, als Glogau, und ich wünsche Ihnen zu dieser Veränderung, die Ihrem ganzen Thun und Treiben einen wohlthätigen Stoß geben wird, herzlich Glück. Warum in aller Welt schreiben Sie nichts auf? Es kommt nur auf einen Entschluß an, und Sie versündigen sich mit Ihrer Unthätigkeit an der musikalischen Welt. Ueber die Idee, über einen gegebenen Text zu fantasiren, hätte ich viel — viel zu sagen; es würde mich heut zu weit führen. Wollen Sie mir aber einen Gefallen erzeigen, so unterrichten Sie mich aber von dem Gange Ihrer Ideen, und schreiben Sie mir die Aufsätze auf, es soll mir Stoff geben, mich über diese Art Musik ganz breit auszulassen. Können Sie einmal den Jahrgang 1807—8 etwa die Junius- oder Juliusstücke der nun in Gott ruhenden Theaterzeitung erhaschen, so lesen Sie doch meinen Aufsatz über das Melodram: Salomons Urtheil, und schreiben Sie mir, ob Sie meiner Meinung sind.

Wünschen Sie mir, bester H. ein ruhiges Brod unter einem heitern Himmel

---

[1]) Zum Glück war das Geschick der Oper ein ganz anderes, und insbesondere hat sich gezeigt, daß die Franzosen das Werk höher zu schätzen wußten als Hoffmann sich hat träumen lassen. Anfang 1828 erhielt Hitzig die vollständige Partitur mit den ausgeschriebenen Stimmen „durch eine Freundin Hoffmanns in Polen, der er sie, als er . . . dies Land verließ, zur Aufbewahrung übergeben hatte, zugesendet" (s. Briefwechsel 690). Hitzig empfahl die Oper, die Wollank sehr günstig beurteilt hatte, damals öffentlich zur Aufführung und muß sie dann zu diesem Zweck aus der Hand gegeben haben; daher sind 1847 nur die Orchesterstimmen an die Königliche Bibliothek gekommen (s. Briefwechsel 717 unter 8 und 722 unter 1). Die Partitur selbst wurde in den 80er Jahren von Leo Liepmannssohn in Berlin ausgeboten. Das Interesse für Hoffmann war damals in Deutschland gänzlich erloschen (s. Briefwechsel 730/32 Noten 3 und 4), in Frankreich aber neu belebt durch Offenbachs Meisterwerk; so erwarb die ausgezeichnet geleitete Bibliothek des Pariser Konservatoriums das Werk, das in Deutschland niemand haben wollte.

[2]) In Wirklichkeit das 'Gespenst', dem es nicht besser ging, wie hier von dem Ballet gesagt wird: s. nächste Seite.

als Künstler, und Sie sprechen das aus, wohin mich immer Trieb und Neigung ziehn. Leben Sie froh, glücklich, und seyn Sie ein fleißiger Kunstjünger. Bestrafen Sie mich nicht durch Stillschweigen, sondern schreiben Sie mir bald, auch wegen Breslau, einer Angelegenheit, welche etwas pressirt. Ewig unverändert

Ihr

Hoffmann.

Dann scheint die Korrespondenz eingeschlafen zu sein, wie es der mit Hippel bereits geschehen war und der mit Hitzig im folgenden Monat passierte. Viel Angenehmes hätte Hoffmann in der Tat nicht zu berichten gehabt: Morgenroths Meldung von Viereys Rücktritt bestätigte sich nicht (Vierey blieb im Gegenteil bis zum Dezember 1828 in seiner Breslauer Stellung!), das unselige 'Gespenst' fiel am 9. April vollkommen durch, und es blieb in Bamberg im wesentlichen alles beim alten. Seine Mitarbeit an der Allgemeinen Musikalischen Zeitung aber, die jetzt lebhaft einsetzte und die uns ex post wichtiger erscheint als seine praktischen Musikarbeiten, sah Hoffmann noch lange Zeit als Nebenbeschäftigung an, die er am liebsten gar nicht erwähnte. —

7. Literarischer Kampf gegen Iffland seit 1813.

Erst die Besprechung, die Hoffmann am Abend des 15. Februar 1813 mit dem angehenden Verlagsbuchhändler Carl Friedrich Kunz hatte, entschied über die Produktion seiner letzten neun Lebensjahre: er wurde Schriftsteller. Zunächst schrieb er statt der Musik zur 'Undine' die 'Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza' — seine erste nichtmusikalische Schrift seit dem Weggange aus Plock. Es ist eine Kampfschrift, an deren leidenschaftlichen Angriffen sachliche und persönliche Gegnerschaft in gleicher Weise und ununterscheidbar beteiligt sind; aller Groll entlädt sich hier, der sich seit Jahren in Hoffmanns Seele angehäuft hatte.

Unter den Angegriffenen befindet sich auch Iffland. Gegen Schluß des Gesprächs (das am 29. März anscheinend fertig zu Kunz gebracht und auf dessen Wunsch dann in der ersten Hälfte des April gemildert worden ist) entwickelt Berganza[1]) die Forderungen, die an einen Dramatiker, speziell an einen Lustspieldichter zu stellen seien: er solle Typen auf die Bühne stellen, nicht die Porträts wirklicher Personen oder gar „aus einzelnen Zügen mehrerer Portraits zusammengepinselte Personagen . . . Kurz, der Schauspieldichter muß nicht sowohl die Menschen als den Menschen kennen". Berganzas Zuhörer erkennt hierin den Grund, „warum die Schau- und Lustspiele eines gewissen Dichters, der zugleich praktischer Schauspieler ist, momentan so hoch

[1]) Fantasiestücke II (1814), S. 193 oben bis S. 200 oben, besonders S. 195–198.

geachtet und so bald vergessen wurden; das gänzliche Vorübergehen seiner Periode hat seine Fittige dermaßen gelähmt, daß er sie nicht mehr zum neuen Fluge zu schwingen vermag". Berganza bestätigt das: „Er war [!] einer der Coryphäen jener langweiligen weinerlichen moralisirenden Sekte, die mit ihrem Thränenwasser jeden emporblitzenden Funken der wahren Poesie auszulöschen strebten". Der Zuhörer will ihm „eine gewisse lebensvolle Darstellung nicht absprechen" — „die aber mehrentheils in dem geschraubten Dialog sich selbst wieder vernichtet", fügt Berganza eilig hinzu. —

Am 22. September 1814 starb Iffland, am 25. fand die Beerdigung statt. Einen Tag darauf kam Hoffmann — als hätte er nur darauf gewartet — nach Berlin zurück[1]), um es nun nie mehr dauernd zu verlassen. Am 28.[2]) schreibt er dem Verleger der Fantasiestücke[3]) nicht ohne Erleichterung: „Daß Iffland todt und begraben ist, wissen Sie längst; der Graf Brühl, ein herrlicher, wahrhaft nach unserer Weise gesinnter Mann, wird Intendant des Theaters, und diesem steht eine große Revolution bevor, an der ich Theil nehme, wenigstens mittelbar." In der Tat brach nun, wie Brühls Vertrauter Teichmann schreiben konnte[4]), „eine Zeit an, die sich den gefeierten Bühnenleitungen jener Tage bald an die Seite stellen durfte. Calderons Werke 'Der standhafte Prinz', 'Das Leben ein Traum', 'Der Arzt seiner Ehre', Moretos 'Donna Diana' wurden zuerst gegeben. ... Der Kreis der Shakespeare'schen Dramen wird durch 'Heinrich IV.' (1. u. 2. Theil), 'König Johann', 'Richard', 'Was ihr wollt', 'List und Liebe', 'Weiber von Windsor' u. s. w. erweitert. Arbeiten unserer besten Dichter, als Goethe, Z. Werner, H. v. Kleist ... wurden auf das Freudigste begrüßt. Den Reigen der musikalischen Feste eröffnete Mozarts 'Zauberflöte', Glucks 'Alceste', 'Armida' und 'Iphigenia', Beethovens 'Fidelio', Hoffmanns 'Undine' ... Mit einem Wort: kein dramatisches Produkt von entschiedenem Werthe, insofern es nur irgend darstellbar war, blieb dem Publikum fremd". Brühl konnte, concedendis concessis, das ausführen, was Holbein und Hoffmann in Bamberg versucht hatten. —

Nach Ifflands Tode hat Hoffmann sich noch öfters öffentlich über ihn ausgesprochen. Wie er ihn 1821 als Theaterleiter bewertete, haben wir

---

1) Tagebücher S. 265.

2) Siehe unsere Anmerkungen zum siebenten Stück der Berlinischen Geschichten.

3) Briefwechsel S. 221. Der interessante Brief, der erste, den Hoffmann nach seiner „Heimkehr" nach Berlin geschrieben, ist 1913 von Friedrich Holtze im 'Berliner Kalender' auf 1914 vortrefflich erläutert und 1915 von Eberhard Meyer im fünfzigsten Heft der 'Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins' (S. 449 f) in Faksimile mitgeteilt.

4) In seinen 'Hundert Jahren aus der Geschichte des Königlichen Theaters in Berlin, 1740—1840'; in Dingelstedts bereits zitiertem Druck von Teichmanns Nachlaß auf S. 109.

bereits gesehen. Einige Achtung zollt er ihm, wie billig, als Schauspieler; aber auch hier geht es nie ohne Einschränkung ab. Im Frühjahr 1817 spricht er in den 'Kunstverwandten', seinem vierten großen Dialog (nach dem 'Gluck', dem 'Berganza', 'Dichter und Componist') als „Der Braune" von den Mätzchen, durch die gewisse Schauspieler sich einen momentanen Beifall zu verschaffen wissen [1]): „Ach! erlag doch ein jüngst verstorbener Schauspieler, den die Welt, wenigstens in mancher Hinsicht, als wahrhaft großen Künstler anerkennen mußte, so oft jener Thorheit. Des augenblicklichen Beifalls, ja des lärmenden Klatschens halber opferte er ja oftmals Wahrheit und Haltung." Bei der vermehrten Buchausgabe des Gesprächs (unter dem Titel 'Seltsame Leiden eines Theater-Direktors') im Herbst 1818 ließ Hoffmann diese Stelle im wesentlichen stehen und nannte in der Fortsetzung — abermals als „Der Braune" — die (niedrig-komische) Art, wie Molières Geiziger „von einem nicht längst verstorbenen großen Schauspieler dargestellt wurde, eine der seltsamsten Verirrungen, die es wohl geben mag". Gern stellt er Ifflanden Fleck gegenüber, den „ewig unvergeßlichen Heros unserer Bühne" (wie er ihn im Sommer 1820 im dritten Bande der 'Serapions-Brüder' [2]) nennt).

Ohne jeden Vorbehalt aber verdammt Hoffmann Ifflands Dramen. Die oben zitierte 'Berganza'-Stelle wurde bei der Überarbeitung der 'Fantasiestücke' im Sommer 1818 lediglich ins Praeteritum übersetzt (soweit nämlich das Praesens überhaupt angewandt war in diesem höhnischen Bericht über eine bei Lebzeiten verfallene Größe). Kurz darauf nennt Hoffmann in den schon zitierten 'Leiden eines Theater-Direktors' Ifflands 'Herbsttag' neben Kotzebues 'Menschenhaß und Reue' als Prototyp eines leeren Publikumstückes. Im Sommer 1820 verhöhnt er — in dem gleichfalls schon zitierten dritten Bande der 'Serapions-Brüder' [3]) — Ifflands 'Jäger': er habe das Stück in einer Bearbeitung als Erzählung gelesen, und dabei sei ihm erst „die wahrhafte poetische Schwärmerei, das tief gefühlte und großartig rührende" des Werkes aufgegangen. Im Juni 1821 endlich läßt er dem Helden der 'Geheimnisse' den freundschaftlichen Rat erteilen [4]), zur Beruhigung seiner Nerven von Kräutersuppe, gekochtem Rindfleisch und sauren Gurken zu leben und Lafontainische Romane, Ifflandsche Komödien und Verse von Damen zu lesen.

8. Letzte Beziehungen zu Hampe.

Blieb sich Hoffmann also treu im Haß gegen Iffland, so blieb er sich auch treu in der Zuneigung für Hampe.

Dieser hatte — offenbar auf höheren Wunsch — in Liegnitz darauf verzichtet, als ausübender Musiker aufzutreten, und dafür den Musikunterricht übernommen, der in dieser Zeit bei der Reorganisation der Ritterakademie daselbst eingeführt wurde. Er erteilte den Unterricht in zwei Stufen, u. z. historisch (nach Forkel), ästhetisch (nach Sulzer) und praktisch (Harmonie nach Vogler, Komposition und Generalbaß nach

[1]) im 'Dramaturgischen Wochenblatt' vom 3. Mai.

[2]) S. 320.

[3]) S. 485.

[4]) Berlinischer Taschen-Kalender auf das Gemein-Jahr 1822, S. 65.

Albrechtsberger); namentlich suchte er seine Hörer im Partiturenlesen zu üben und ihr Urteilsvermögen zu erweitern. Ziele, Gang und Erfolg des Unterrichts sind von Hampes Biographen auf Grund authentischer Quellen eingehend dargestellt[1]). In diese Zeit gehen wohl auch die Niederschriften zurück, die dieser in Hampes Nachlaß gesehen hat; es sind „einige Brouillons über mehrere theoretische Zweige, und ein Aufsatz über den Klavier-Unterricht: 'Beiträge zu einer Methodologie für den Musik-Unterricht, insbesondere zur Erlernung des Klavierspielens".

Auch dienstlich war der Aufenthalt in Liegnitz für Hampe sehr angenehm. „In jedem Verhältnisse", versichert sein Biograph, „erkannte man in ihm einen thätigen Arbeiter. Auch außer seinen bestimmten Dienstarbeiten übernahm er noch besonders von dem damaligen Chef-Präsidenten Herrn von Erdmannsdorf, der ihm sehr wohl wollte, Ausarbeitungen." Als dieser Vorgesetzte nach längerer Abwesenheit zurückkam, sollte ihm zu Ehren eine kleine Oper 'Die Rückkehr' aufgeführt werden; den Text hatte der Zeitungsverleger Ernst Dönch verfaßt, die Komposition wurde von Hampe besorgt. Indes wurde aus der Aufführung nichts[2]).

Bald nach seiner Versetzung nach Liegnitz scheint Hampe ein Fräulein Kambly geheiratet zu haben.

Anfang 1811 lernte er den Komponisten Heinrich Carl Ebell kennen, dessen Geschick, das uns ebenfalls Karl Julius Hoffmann ausführlich berichtet[3]), eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Hampes, aber auch mit dem Hoffmanns hat. Geboren in Neuruppin am vorletzten Tage des Jahres 1775, also gleich alt mit Hoffmann, arbeitete er zugleich mit diesem (von 1797—1801) im Vorbereitungsdienste am Kammergericht, um sich dann völlig der Tonkunst zu widmen. Nachdem er aber zwei bis drei Jahre lang mit Erfolg als Musikdirektor am Breslauer Theater tätig gewesen, war er im Frühjahr 1804 wieder in den Staatsdienst getreten, und zwar als Supernumerar an der Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau. Erst im Oktober 1807 wurde er als wirklicher Sekretär mit 295 Talern jährlich angestellt und rückte Ende 1810 zum expedierenden Sekretär mit 500 Talern auf. Kurz darauf, Anfang 1811, scheint er nach Liegnitz gereist zu sein und dort Hampe kennen gelernt zu haben. Noch im selben Jahre heiratete er dessen Schwägerin Maria Kambly. In den folgenden Jahren arbeitete er fleißig sowohl als Komponist wie als Rezensent für die Allgemeine Musikalische Zeitung; 1815/16 schuf er eine große, doppelchörige Messe.

So fühlten sich die beiden Schwäger glücklich im Dienste der Kunst bei

---

[1]) a. a. O. S. 166 Mitte bis 171 unten.

[2]) Die Partitur befand sich 1830 im Besitze des Librettisten. ☛ Näheres über diesen im Exkurs 4 (S. 80).

[3]) a. a. O. S. 73—87.

bescheidenen äußeren Verhältnissen, wie Hoffmann es sich zur selben Zeit in Berlin wünschte[1]). Aber wie dieser durch die gefürchtete Ernennung zum Kammergerichtsrat am 1. Mai 1816 der Tonkunst endgültig entfremdet wurde, so erging es in den selben Tagen auch den beiden Schlesiern. Im Frühjahr 1816 wurde eine besondere Verwaltungsbehörde für Oberschlesien errichtet mit dem Sitze in Oppeln. Als Räte kamen an die neue Regierung zwei Musiker, nämlich Hampe und Ebell, und ein Schriftsteller: der Erzähler und Shakespeare-Übersetzer Otto Benda, dem sich alsbald (zunächst als Assessor) der Dramatiker und Novellist Friedrich August von Heyden (a. d. H. Nerfken) beigesellte.

Mit trüben Ahnungen verließ Hampe den Ort seiner besten Arbeit.

> Schwer wurde ihm — schreibt sein Biograph — die Trennung von Liegnitz. . . . Begleitet von der ehrenden Anerkennung seiner Verdienste von Seiten der Direktion der Ritter-Akademie, so wie auch des Hohen Ministerii des Innern, das ihn in einem huldreichen Schreiben, vom 3. Mai 1816 datirt, auffoderte, von seinen Talenten und Neigungen für die Beförderung der Tonkunst auch in seinen neuen Verhältnissen Gebrauch zu machen, reiste er an den Ort seiner Bestimmung ab.

In Oppeln traf Hampe, wie gesagt, mit Ebell zusammen. Aber dessen Schwingen waren gebrochen. Der Biograph beider sagt in seinem Artikel über Ebell:

> Die Messe war sein Schwanengesang. Nach ihr hat er keine musikalische Arbeit, keine Recensionen, keine theoretischen Aufsätze mehr geliefert. Er hatte sein musikalisches Vaterland verloren . . .

Ähnlich stand es mit Hampe. Er produzierte nur noch eine Gelegenheitsarbeit in der Art der 1798 und 1802 geschaffenen: „Außer einem Festgesange, der bei der Durchreise des Kronprinzen durch Oppeln exekutirt wurde, hat Hampe seit 1816 nichts komponirt", versichert sein Biograph. Vorher heißt es:

> . . . wie Ebell . . . schien er sich in Oppeln in musikalischer Hinsicht nicht zu gefallen. Ihre Genüsse beschränkten sich auf gegenseitige Unterhaltungen über Theorie und auf kleinere musikalische Aufführungen, die in ihren Wohnungen arrangirt [wurden] und wozu nur wenigen Kunstfreunden Oppelns der Zutritt bewilligt wurde. Aber auch diese Wenigen erinnern sich noch heut dankbar jener ausgezeichneten Musiker, die auf den Musikzustand Oppelns und Oberschlesiens von dem wohlthätigsten Einfluß hätten werden können.

Anfang Juli 1819 sandte der Regierungsrat Hampe dem Kammergerichtsrat Hoffmann einen Gruß nach Berlin.

Hoffmann, der kurz vor dem Antritt der einzigen größeren Ferienreise

---

[1]) S. u. S. 74 oben unter „(IV)".

stand, die er sich als Kammergerichtsrat gestattet hat, schickte sogleich, am 5. Juli, „mit der reitenden Post“ folgende Antwort [1]):

Sie mögen sich wohl vorstellen, mein geliebtester Freund, welche innige Freude es mir machte, nach Jahre langem Schweigen endlich einmal wieder etwas von Ihnen zu hören! — Wie vieles habe ich Ihnen zu sagen von meinem wirren Leben in den Jahren bis 1813, das sich endlich in ein ruhiges und ich kann wohl sagen zufriedenes aufgelöst hat! — Wie gern möcht' ich Ihnen praktisch zeigen, wie ich in der Kunst stehe! — Doch wie weitlaüftig und mager ist das Schreiben, viel besser wir sehen und sprechen uns Aug' zu Auge von Mund zu Mund: und da will ich Ihnen nur gleich lieber 40 Meilen entgegenkommen, als hier mich abquälen mit verblaßten Bildern, wie ich sie Ihnen doch nur mit einem schnöden Gänsekiel aufstellen könnte! —

Ich treffe zwischen dem 15 u 20 Julius bestimmt in Warmbrunn ein, und nichts in der Welt darf Sie abhalten wenigstens auf einige Tage hinzukommen. In W[armbrunn] bleibe ich wohl bis zum 15t August und gehe dann noch auf 4 Wochen nach Flinsberg und von da vielleicht nach Prag.

Nun Freund rütteln Sie Sich auf, eilen Sie den wiederzusehen, der Sie nie aus Sinn und Herz gelassen hat, der Ihnen ganz und gar treu geblieben ist mit voller Seele! Machen Sie meine Hoffnung nicht zu Schanden! Ihrethalben habe ich die Reise nach Schlesien der Reise nach dem Rhein vorgezogen.

Der
Ihrigste
Hoffmann

Berlin
D. 5 Julius 19

Man vergleiche den „ich kann wohl sagen zufriedenen“ Ton des Resignierten mit dem Schlußabsatz des zehn Jahre vorher geschriebenen Briefes!

Ob aus dem von Hoffmann so ersehnten Wiedersehn in Warmbrunn etwas geworden ist, können wir leider noch nicht sagen. —

Drei Jahre nach der Absendung dieses Grußes war Hoffmann nicht mehr am Leben. Ein Jahr darauf, am 9. Juni 1823, starb Hampe an einer Halsentzündung. Am 12. März 1824 folgte ihm Ebell nach, der schon seit zehn Jahren an den den Folgen eines Sturzes gekränkelt hatte.

Im dem selben Jahre 1824 erhielt Hippel die Leitung der Regierung zu Oppeln. Beim Wegzuge aus Marienwerder fand er noch eine Anzahl Hoffmannscher Briefe, die er vorher Hitzig für dessen Biographie des Freundes nicht

[1]) Der Brief, im Besitze des Herrn Rechnungsrates Karl Friedrich in Posen, wurde mir am 13. Oktober 1906 von dem (inzwischen in Bamberg als Geheimer Sanitätsrat verstorbenen) Dr. med. Karl Schönke gütigst in Abschrift mitgeteilt — leider einige Monate zu spät für die Aufnahme in 'Hoffmanns Briefwechsel'. Erst diese Zusendung hat mich zu Nachforschungen über Hampe veranlaßt: um so mehr bedaure ich, dem liebenswürdigen Helfer diese Studie nicht mehr vorlegen zu können.

hatte mitteilen können, und noch vor Ablauf des Jahres sandte er aus Oppeln vierzehn davon in Abschrift an den Biographen; in dem Begleitbriefe klagt er: „Hier giebt es nur zwey geistreiche Menschen: Benda, den Übersetzer Shakespeares, und v. Heyden." Unsere Kenntnis von Hoffmanns Leben und Arbeiten in den Jahren 1796 bis 1809 würde in einer gar nicht zu ermessenden Weise vertieft und erweitert sein, wenn der neue Präsident den Regierungsrat Hampe noch in Oppeln vorgefunden hätte; denn sicherlich hätte er ihn veranlaßt, seinerseits Erinnerungen an den gemeinsamen Jugendfreund aufzuzeichnen oder doch wenigstens dessen Briefe mitzuteilen. So aber müssen wir mit der Möglichkeit rechnen, daß bis auf die hier mitgeteilten zwei Briefe alles vernichtet ist, was uns von der innigen Freundschaft der beiden Männer unmittelbar hätte Kunde geben können.

Beigabe:

Gesamt-Inhaltsverzeichnis der wichtigeren Publikationen des Verfassers zu Hoffmanns Leben[1]).

(Erschienenes und Geplantes.)

Die Publikationen der ersten Reihe[2]) verfolgen in der Regel gewisse Beziehungen Hoffmanns von Anfang bis zu Ende, geben also Längsschnitte durch sein Leben;

die der zweiten Reihe behandeln dagegen einzelne Perioden von Hoffmanns Leben in ihrer vollen Breite, geben also Querschnitte durch die ganze Fülle der Betätigungen und Beziehungen Hoffmanns in dem betreffenden Zeitraum;

die der dritten fassen beide Beobachtungsweisen in einem Gesamtüberblick zusammen.

Erste Reihe:

Hoffmanns Beziehungen (Briefwechsel und Umgang).

Wir verzeichnen hier
unter A die Gesamtausgabe der Urkunden für Hoffmanns Verkehr,
unter B die Darstellungen von mehreren Beziehungen Hoffmanns,
unter C die Darstellungen von Beziehungen Hoffmanns zu einzelnen Personen oder Paaren.

Die Textproben aus der Sammlung der Verkehrsdokumente [von den 'Vier Freundesbriefen' (1902) bis zu 'Hoffmanns Ende' (1909)] sind in der Regel nicht angeführt[3]), obwohl sie mit selbständigen Einführungen versehen sind; ebensowenig sind bloße Aufzählungen und Beschreibungen von biographischem Material (Euphorion 1902. 03. 05) genannt.

A. **E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr.** Sein Briefwechsel und die Erinnerungen seiner Bekannten. In drei Bänden mit Porträts, Zeichnungen und Faksimiles. Berlin, Gebrüder Paetel. (8°.)

I. **Hoffmann und Hippel.** Das Denkmal einer Freundschaft. (LXII + 355 S.; davon S. 1—272 gedruckt 1903/04, der Rest 1910 und 1912.) Mit einer allegorischen Malerei des jungen Hoffmann und drei Faksimiles. 1912. [Geheftet 7,50 M.; in Halbfranz 9,50 M.; zusammen mit Bd. II Heft 1—3: 20 resp. 28 M.]

---

[1]) Die Veröffentlichungen, die Hoffmanns Werke betreffen, werden im dritten Bande der „Berlinischen Geschichten" verzeichnet werden.

[2]) Sie sind hier nur darum vorangestellt, weil sie früher begonnen sind; wichtiger sind die Schriften der anderen Reihe (die Tagebücher und unsere Ergänzungen dazu).

[3]) Nur ein anderweit noch nicht wieder abgedruckter Text und zwei Reihen von Briefen an einzelne Adressaten sind in C (unter 3a, 5 und 8) erwähnt.

Enthält in den Vorstücken u. a.:

(1) im Inhaltsverzeichnis Nachweisung der fünf größeren Pausen, die den Verkehr zwischen Hoffmann und Hippel unterbrochen haben;
(2) Hitzigs wichtigere Streichungen 1823 in Hippels Aufsatz und in Hoffmanns Briefen an Hippel;
(3) Einleitung (das Schicksal von Hoffmanns Briefen an Hippel; die Zusammensetzung der vorliegenden Sammlung; Einiges zur Charakteristik und Bewertung der Briefe und Erinnerungen);
(4) Abriß von Hippels äußerem Leben (in Ostpreußen 1775/95; in Westpreußen 1795—1810; vortragender Rat bei Hardenberg 1811/14; wieder in der Provinz);

als Text:

I. **Hippels Erinnerungen an Hoffmann** (Verwandte und Lehrer; Entwicklung des Knaben; Verkehr des Schülers mit Hippel; letzte Schulzeit; erste Studentenzeit; innerer Zustand bei Beginn der Korrespondenz 1794/95; annalistischer Abriß der Zeit von 1795—1804; Berlin 1807/08; Dresden und Leipzig 1813/14);
Ergänzungen dazu aus Hippels Briefen an Hitzig, aus Hippels Handexemplar von Hitzigs Buch und aus mündlicher Überlieferung der Kinder Hippels;

II. **Einundsiebzig Briefe Hoffmanns an Hippel mit Anmerkungen Hippels** und einem Exkurse über Hippels Bemühungen in der Knarrpanti-Angelegenheit 1822;

III. Hippels Fürsorge für die Witwe und das Andenken Hoffmanns 1822—1841:
 I. Hippels Korrespondenz 1822/24 (26 Postsendungen),
 II. Über sechs Nachtrags-Publikationen Hippelscher Provenienz (zu Hitzigs Kompilation von 1823) 1825—1841;

als Beigaben:

(1) Charlotte Reimann und Hoffmanns künstlerische Huldigung für sie;
(2) Register;
(3) Stammtafeln der Nachkommen Johann Jakob Doerffers und Melchior Hippels.

II. **Hoffmanns Briefwechsel** (mit Ausnahme der Briefe an Hippel). (Bisher drei Hefte = S. 1—772 [wovon die erste Hälfte 1904/06, die zweite 1908/12 gedruckt ist] und Vorstücke.) 1912. [Geheftet 15 M.; in drei Halbfranzbänden 21 M.; zusammen mit Bd. I bezogen: s. dort.]

1. Heft: **Von Plock bis Leipzig, 1803—1814.** (LVII S. + S. 1—216.) Mit zwei Selbstporträts und einem Faksimile.

Enthält in den Vorstücken u. a.:

(1) Nachweisung aller 1912 bekannten Briefe von, an und über Hoffmann aus der Zeit von Oktober 1794 bis Mitte September 1814, mit Angabe der Beilagen zu jedem Brief;
(2) Einleitung über Zweck und Einrichtung der dreibändigen Sammlung und speziell dieses zweiten Bandes (mit einer Liste der schönsten Briefe und einer Würdigung des Briefwechsels als Quelle für die Geschichte von Hoffmanns Produktion);

als Text: Nrn. 1—127 des Briefwechsels mit Fußnoten des Herausgebers; eingeschaltet (aber nicht mitgezählt) sind ein öffentliches Stellengesuch Hoffmanns und sieben Äußerungen über ihn aus gleichzeitigen Briefen anderer.

2. Heft: **Berlin 1814—1822.** (XXXII S. + S. 217—524.) Mit **Hensels Hoffmann-Porträt, einem Selbstporträt Hoffmanns und je fünf sonstigen Zeichnungen und Faksimiles (mit drei weiteren Selbstporträts).**

Enthält in den Vorstücken u. a.:
(1) Fortsetzung der im 1. Heft begonnenen Nachweisung, für die Zeit von Ende September 1814 bis Juni 1822;
(2) ein vorläufiges Register der in den Noten genannten Personen und Werke;
als Text: Nrn. 128—289 des Briefwechsels mit Fußnoten des Herausgebers; eingeschaltet (aber nicht mitgezählt) sind die drei 'Briefe aus den Bergen', die fingierten Entschuldigungsbriefe an Fouqué und Symanski und zahlreiche Äußerungen über Hoffmann aus gleichzeitigen Briefen anderer.

3. Heft: **Anhänge** betr. Hoffmanns Tod und Begräbnis, den Nachlaß und die Hinterbliebenen. (XIX S. + S. 525—772.) **Mit der Abbildung des echten, 1822 von Hoffmanns Freunden errichteten Grabsteins.**

Enthält außer einer eingehenden, auch die wichtigeren Noten berücksichtigenden Übersicht und einigen Urkunden, die mit Hoffmanns Tod und Begräbnis zusammenhängen (insbesondere über die Errichtung und die Zerstörung des Grabsteins) als Hauptbestandteil auf 221 Seiten den zweiten Anhang: **Der Nachlaß und die Hinterbliebenen.** Diese Darstellung resp. Urkundensammlung ist folgendermaßen disponiert:

A. Erbverzicht der Witwe 1822.
B. Die gerichtliche Versteigerung des materiellen Nachlasses zugunsten der Gläubiger 1822.
C. Die geschäftliche Verwertung des geistigen Nachlasses durch Hitzig zugunsten der Witwe 1822—1846:
   I. Die Verwertung von Hoffmanns Schriften 1822/39:
      a) Publikation der inedita 1822/23;
      b) Sammlung der zerstreut gedruckten Schriften 1823/25;
      c) Verhandlungen über die Veranstaltung von Gesamt- und Auswahl-Ausgaben 1826/39:
         1. Reimers erster Anlauf zu einer Gesamtausgabe und Hitzigs vergebliche Hilfe (gegen Duncker & Humblot) Juli 1826.
         2. Hitzigs Projekt einer billigen Auswahl, Francks Versuch, es auszuführen, und Reimers erdrückendes Gegenunternehmen der Gesamtausgabe 1827;
         3. Hitzigs Auswahl bei Brodhag 1830/31;
         4. Brodhag-Heubels Supplement zu Reimers Gesamtausgabe 1837/39.

II. Versuche, die Kompositionen zu verwerten 1822/46:
   a) Erwerbung und Verwaltung der Musikalien durch Hitzig 1822/46;
   b) Übergang des Nachlaßrestes an den Staat 1846/47.

III. Aus dem Leben der Witwe 1822/49 (in Posen, in Deutsch-Ostrowo, wieder in Posen, in Breslu).

D. Die Witwe nach Hitzigs Tode 1849—1859.

In die Abteilung C sind fünf Abhandlungen eingeschaltet, weil damals keine Aussicht bestand, sie anderweit in Buchform zu veröffentlichen. Sie behandeln:

(E) Pückler und Helmine bis zum Frühjahr 1834:
   I. Pückler als Junggesell; Helmine in der Berliner Gesellschaft;
   II. Pückler als Hardenbergs Schwiegersohn und Helminens Liebhaber;
   III. Pückler und Helmine nach [Hoffmanns und] Hardenbergs Tode.

(F) Kunzens Anfänge, Sommer 1834 bis Frühjahr 1837:
   I. Kunzens Weihe am 6. Juli 1834;
   II. Kunzens Supplemente im 'Phönix' von 1835;
   III. Kunzens Broschüre 1836;
   IV. Kunzens Auseinandersetzung mit Julien 1837; neue Hoffmannbriefe im 'Phönix' von 1837.

(G) Drei Sammlungen Hoffmannscher Schriften aus den Jahren 1840—1845:
   1. Baudrys Gesamtausgabe 1840/41;
   2. Die Gesamtausgabe des jüngeren Reimer 1844/45;
   3. Arthur Muellers Ergänzungen 1844/45.

(H) Exkurs über die zweckmäßigste Anordnung einer Gesamtausgabe von Hoffmanns Schriften.

(J) Der musikalische Nachlaß 1847—1912 (Besitzveränderungen, Publikationen, Konzertaufführungen sowie als Hauptteil eine kritische Liste der bisherigen Verzeichnungen und Beurteilungen des musikalischen Gesamtnachlasses).

Bis zum Erscheinen einer neuen Auflage erscheinen in gewissen Abständen Nachträge: zunächst — etwa 1920 — in einem

4. Heft (S. 773 ff.)

neue Briefe: an Iffland und Hampe (nämlich die drei im vorliegenden Heft mitgeteilten), an Härtel und Rochlitz, an Hitzig, Gubitz, Speyer, Chamisso, die Eunike und andere — sowie die Daten der in den neu gefundenen Tagebüchern erwähnten Briefe von und an Hoffmann.

III. **Hoffmann nach den Berichten seiner Bekannten** (mit Ausnahme Hippels). Mit den Porträts der Verfasser und kritischen Noten. (Erscheint später, vielleicht in vier Lieferungen: I/II, III, IV, V.)

Enthält die biographischen Nachrichten anderer über Hoffmann in der Reihenfolge ihrer Abfassung, also

I. die zu seinen Lebzeiten niedergeschriebenen Mitteilungen über seine Person, seine Erlebnisse und seine Absichten [1]), z. B.:
Rochlitz' Notizen über Hoffmann in Warschau (1805), seine Berufung nach Bamberg (1808) und nach Dresden (1813);
die Besprechungen von Aufführungen seiner Opern in Warschau, Bamberg und Berlin;
die Schilderungen Hoffmanns in seiner Berliner Zeit von Frau von Fouqué, Atterbom, Oehlenschläger, Fanny Tarnow, Varnhagen und Heine;
die Kontoauszüge seiner Verleger und deren Ankündigungen in den allgemeinen und in ihren eigenen Meßkatalogen;
II. die Nekrologe von 1822 außer dem Hippels (bes. die von Catel, Speyer, Rochlitz);
III. Hitzigs Schrift 'Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß' in der Fassung von 1823, u. z. (nach einer Vorbemerkung über die Vorarbeiten und die Entstehung des Werkes):
1. Hoffmanns Leben in zehn Abschnitten (die Hoffmannschen Texte werden weggelassen, aber Hitzigs Noten zu ihnen wiedergegeben; die sekundären Partien werden in kleinerer Schrift zweispaltig gesetzt: links Hitzigs Fassung, rechts seine Vorlage) und
2. Hoffmanns Charakteristik;
IV. Friedrich Cramers Aufsatz in dem von ihm redigierten Sammelwerk 'Zeitgenossen' (1826), soweit er auf ungedruckten Quellen (bes. auf Angaben Stägemanns) beruht, die gelegentlichen Mitteilungen anderer (außer späteren Aufzeichnungen von schon genannten u. a. die Erinnerungen von Alexis, Anschütz, Chézy Mutter und Sohn, Dorow, Fouqué, Gubitz, Holbein, Klingemann, Kunz, Laun, Leo, Loest, Lyser, Julie Marc, Marx, Rellstab, J. P. Schmidt, Schütze, Schwarz, Baerst) und Hitzigs eigene Nachträge;
V. einheitliche Regesten über Hippels Erinnerungen in Bd. I und die vorstehenden Berichte in Bd. III.

Jede sachlich falsche Angabe in II—IV wird auf derselben Seite in einer Fußnote berichtigt.

B. **Aus den Materialien zu einer Biographie E. T. A. Hoffmanns.**

Jedes Stück behandelt in darstellender Form Hoffmanns **Beziehungen zu zwei oder mehr Personen**, die, ohne zueinander in nahen Beziehungen zu stehen, zufällig etwa zu derselben Zeit oder am selben Orte mit Hoffmann verkehrt haben und für deren gesonderte Darstellung das Material nicht ausreichte.

Als erster Aufsatz dieser Art, aber noch ohne den Sammeltitel, erschien:

[a.] **Aus Hoffmanns Berliner Freundeskreis.** Ein Gedenkblatt zur Wiederkehr seines Todestages (25. Juni 1822). (1 Bl. + 9 S. 12°.) 1901. [In der Einzelausgabe vergriffen; s. die Bemerkung zu C (1).]

[1]) Auf die bereits in Bd. II abgedruckten Briefstellen über Hoffmann wird verwiesen, die dort noch fehlenden werden abgedruckt: alles, wie gesagt, in einer chronologischen Folge. Grundsätzlich weggelassen werden die Beurteilungen von Hoffmanns im Druck erschienenen Werken.

Behandelt kurz Hoffmanns Verkehr seit 1814: (1) mit Hitzig und dessen Freunden, (2) mit den Weltmännern Lüttwitz und Rebeur, (3) mit den Künstlern Devrient und Johanna Eunike, (4) mit den Genossen von der jüngeren Liedertafel.

Seitdem sind erschienen:

I. **Die Königsberger Burgschule und ihr Rektor Wannowski.** (7 S. 4°.) 1907. [S. die Bemerkung zu II.]
Berichtet über die Blütezeit dieser Schule unter Crichton als Kommissar und Wannowski als Rektor und gibt Nachrichten über diese beiden und über zwölf Schüler Wannowskis.

II. **Hoffmann, Julius von Voß und Holbein in Berlin.** (5 zweispaltige Seiten 4°.) 1907. [Mit I zusammengeheftet. Die 17 noch vorhandenen Exemplare sind für je 2,50 M. vom Verfasser zu beziehen.]
Berichtet u. a. über Hoffmanns Berliner Verkehr mit Holbein 1798/99, mit Voß 1807, mit beiden 1815.

III. **Aus Hoffmanns Herzensgeschichte 1796—1802.** (16 S. 8°.) [1908]. [Beim Verfasser liegen noch 26 Exemplare; Preis 3 M.]
Schildert den Ausgang von Hoffmanns Liebe zur Hatt, seinen Brautstand mit Minna Doerffer und die Vorgeschichte seiner Ehe mit Michalina Rohrer.

IV. [Das vorliegende Heft,
das zwar Nachrichten über mehrere (meist nicht literarische) Arbeiten Hoffmanns bringt, im wesentlichen jedoch von seinen Beziehungen zu Johannes Hampe, zum Berliner Theater unter Iffland und zur Posener Gesellschaft handelt.]

Wenn nicht neue Funde anderes näherlegen, kann folgen:

V. **Hoffmanns Warschauer Freunde Loest und Morgenroth.**
Enthält u. a. Loest'ens Charakteristik Hoffmanns.

C. [**Hoffmanns Beziehungen zu einzelnen Personen und zu zusammengehörigen Paaren.**]

Folgende Bekannte Hoffmanns sind mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu ihm dargestellt (teils in selbständigen Publikationen, teils in größeren Partien anderer Schriften):

(1) Die Königsberger Geschwister von Hoffmanns Mutter, Otto und Sophie Doerffer (Hoffmanns Erzieher seit 1778):
Aus E. T. A. Hoffmanns Flegeljahren. Mit einer einleitenden Notiz über Hoffmanns Nachlaß. (7 S. 12°.) 1901. [In der Einzelausgabe vergriffen.] (Im Juli 1901 mit B a zusammengeheftet unter dem gemeinsamen Titel '**Neues von und über E. T. A. Hoffmann.** Sein Berliner Verkehr, das Schicksal seines Nachlasses und die Entstehung der Hitzigschen Biographie ... Berlin 1901', mit gemeinsamer Vorbemerkung und einem Umschlag, auf dem zum ersten Male die Namen von Hoffmanns

Eltern, die Namen seiner mütterlichen Großeltern, sowie Alter und Stand des Vaters bei dessen Verehelichung mitgeteilt wurden. [Noch zwei Exemplare beim Verfasser; Preis 5 M.])

(2) **Theodor Gottlieb von Hippel** (mit Hoffmann bekannt seit 1786): s. o. S. 64/65 unter A I.

(3) **Gottfried Christoph Härtel** und dessen Redakteur **Friedrich Rochlitz**:

(a) 14 Briefe Hoffmanns, u. z.
 2 an Rochlitz 1809,
 12 an Härtel 1812:
 im Abschnitt B des auf der nächsten Seite unter 5 angeführten Heftes aus dem Jahre 1903; in A II wiederholt.

(b) 13 Briefe Hoffmanns an Härtel aus den Jahren 1809/11 und 3 Antworten Härtels: im I. Teil,

(c) 19 Briefe Hoffmanns, u. z.
 12 an Härtel ans den Jahren 1799, 1814 und 1819,
 7 an Rochlitz aus den Jahren 1809/15:
 im II. Teil der Schrift
 Hoffmann und Härtel. Neue Mitteilungen über ihren Verkehr in den Jahren 1799—1819 . . . Angehängt ist eine Gluck-Rezension Hoffmanns, beigelegt eine Liste von 36 seiner Arbeiten für Breitkopf & Härtel. (XI + 68 S. gr. 8° + Tabelle in qu. 4°.) [1908. Noch 112 Exemplare beim Verfasser; Preis 4 M.]

Der II. und Hauptteil dieser Publikation verfolgt den Zweck, Hoffmanns Beiträge zur Allgemeinen Musikalischen Zeitung festzustellen: es wird darin einerseits dargetan, daß bisher acht Rezensionen ohne Grund Hoffmann zugeschrieben sind, anderseits wird für acht andere seine Autorschaft erwiesen; insofern und ihrer Textbeigabe nach gehört die Arbeit zu denen über Hoffmanns Werke (s. S. 64 Note 1) und ist hier nicht näher zu analysieren. Zu den Mitteln, mit denen der eben dargelegte Zweck erreicht wird, gehört jedoch eine Darstellung von Hoffmanns gesamtem Verkehr mit der Leitung der Zeitschrift, die unter 70 Nummern auf den Seiten 17—45 gegeben wird. Darin werden auch die anderweit bereits veröffentlichten Briefe Hoffmanns an Härtel und Rochlitz und die 17 Notizen der Allgemeinen Musikalischen Zeitung aus den Jahren 1805/25, die zu Hoffmann in Beziehung stehen, dem Inhalte nach angedeutet.

Dreißig von den in dieser Publikation abgedruckten Briefen Hoffmanns konnten in A II nicht mehr aufgenommen werden.

(4) **Julius Eduard Hitzig:**

(a) 1804—1814: s. u. S. 76/77 unter II 3—III 3.

(b) 1814—1822: s. o. S. 68/69 unter B a.

(c) Nach Hoffmanns Tode: s. o. S. 66/67 unter A II Heft 3.

(5) Friedrich Speyer (seit 1808):
Die Erinnerungen des Dr. med. Friedrich Speyer an Hoffmann = Abschnitt A (S. 5—9) des Heftes
Aus E. T. A. Hoffmanns Kapellmeisterzeit. (26 S. gr. 8°.) 1903. [Vergriffen. Dagegen liegen noch zwei Abzüge vom provisorischen Satze (aus der 'Neuen Deutschen Rundschau' vom Januar 1903: 22 Seiten, ungeheftet) beim Verfasser; sie sind für 3 M. zu beziehen.]
Einziger Druck der in Hoffmanns Todesjahr niedergeschriebenen Erinnerungen von Juliens Vetter.

(6) Julie Marc (seit 1808):
eine genealogische Darstellung der weitverzweigten, mit Hoffmann mannigfach verbundenen Familie Marc-Marcus-Speyer ließe sich vereinigen mit einem Überblick über ihre Beziehungen zu Hoffmann seit dessen Weggang aus Bamberg; an neuen Texten wären darin mitzuteilen Hoffmanns Brief an Speyer 1815, der Brief der Frau Marc an Julie 1818 und Juliens großer Brief an Speyer 1837 über ihr Verhältnis zu Hoffmann.

(7) Hermann Graf von Pückler (später Fürst von Pückler-Muskau) und Helmine Lanzendorf (später von Blücher) (seit 1816): S. 596—627 von 'Hoffmanns Briefwechsel'; s. o. S. 67 unter „(E)".
Mit besonderer Berücksichtigung von Pücklers wechselndem Verhalten zu Hoffmann und zu Koreff; Helmine als Vorbild der Edwine des 'Öden Hauses'. Diese Stellen sind ausführlich verzeichnet in der Übersicht über das Heft, S. XIII—XV.

(8) F. Kralowsky (seit 1817):
E. T. A. Hoffmann und sein Leihbibliothekar. (12 S. 8°, gedruckt in alter Schrift von Otto von Holten in Berlin auf Büttenpapier von J. W. Zanders.) 1904. [Noch 14 Exemplare beim Verfasser; Preis 3 M.]

(9) Hoffmanns Witwe: S. 539/42, 549/52 und 738/57 von 'Hoffmanns Briefwechsel'; s. o. S. 66/67 unter A II 3 u. z. bei A, C (Vorbemerkung und III) und D.

Zweite Reihe:

Hoffmanns Tagebücher und Ergänzungen dazu.

Die (vergriffenen) Textproben von 1907 (19. Jan. — 9. Febr. 1812) und 1910 (19. Mai — 25. Juni 1813) sind nicht mit aufgeführt.

A. **E. T. A. Hoffmanns Tagebücher und literarische Entwürfe.** Mit Erläuterungen und ausführlichen Verzeichnissen. In zwei Bänden. Berlin, Gebrüder Paetel. Kl. 8°.

I. enthaltend **die Texte der Tagebücher** und ein Verzeichnis der darin genannten Werke Hoffmanns. (CVII + 352 S., gedruckt 1908/15.) 1915. [Geheftet 10 M., in Halbfranz 12 M.; auf Büttenpapier (50 Exemplare, nur geheftet) 20 M.; auf Japanpapier (geheftet, nur 7 Exemplare im Handel) 40 M.]

Enthält als Einleitung Ausführungen über
A. Charakter und Inhalt der Tagebücher,
B. Dauer und äußere Form der Aufzeichnungen,
C. Schicksale und literarische Verwertung der Tagebücher;

als Text Tagebuchaufzeichnungen
I. **aus dem Schreibbuch für 1803/08** (dem 'Miscellaneen'-Buch): bes. 1803 Okt. 1—17, 26, Nov. 9, 10, 17; 1804 Jan. 1—24, Febr. 6—21, März 10; fünf Notizen a. d. J. 1808;
II. **aus den Schreibkalendern für 1809 und 1811/15:** bes. 1809 Jan. — Anfg. Nov., 1811 Jan. — März und Mitte Mai, 1812 Jan. — 1813 März, 1813 Mitte April — Juni, Ende Juli — 1814 Mitte Juli, August — Mitte Sept., 24. Sept. — 4. Okt., 1815 Jan. — 3. März;

als Beigaben:
(1) Zwei Aufzeichnungen für den Bamberger Freundeskreis:
I. Die Folgen eines Sauschwanzes [Erzählung nach aufgegebenen Stichworten];
II. Drey verhängnißvolle Monathe! [Fragment von Memoiren über die Dresdner Erlebnisse seit 15. August 1813, unterm 29. August beim Besuch des Schlachtfeldes abbrechend];
(2) Verzeichnis der in den Tagebüchern genannten Kompositionen, Schriften und Bilder Hoffmanns [mit Untersuchungen über ihre Entstehungszeit; die Kompositionen für das Theater sind (unter 37 Titeln) vollständig aufgeführt.]

II. erscheint später.

Dieser Band soll enthalten:
(1) einen fortlaufenden **Kommentar** zu den Tagebüchern, besonders den beiden zusammenhängenden Notatenmassen von 1809 und 1812/14 (teils aus sonstigen Aufzeichnungen Hoffmanns, teils aus Akten, Theaterzetteln und -Journalen, Zeitungen, Adreßbüchern, Städtebeschreibungen, Memoiren anderer u. dgl.);
(2) eine **systematische Zusammenfassung** der rein biographischen (d. h. nicht auf Werke Hoffmanns bezüglichen) Angaben der Tagebücher, nämlich solchen über
(a) Hoffmanns Berufsgeschäfte: in Plock und dann wieder in Berlin als Richter; dazwischen in Bamberg als Theaterarchitekt (auch Notenhändler und Sänger), in Dresden und Leipzig als Dirigent,
(b) seinen persönlichen Umgang mit Einschluß des Musikunterrichts,
(c) seine Reisen,

(d) seine rezeptive Tätigkeit: Lektüre und Besuch von Aufführungen, Konzerten und Kunstsammlungen,
(e) seine Lebensweise,
(f) seine Krankheiten,
(g) seine Stimmungen, Wünsche und Befürchtungen,
(h) seine religiösen und politischen Gesinnungen;

(3) nicht ausgeführte literarische Entwürfe und Exzerpte aus den Jahren 1803/22, bes. den gesamten Inhalt des (von Hitzig so genannten) „Notatenbuchs" von 1819/22.

B. **Fragmente einer Biographie E. T. A. Hoffmanns**, zur Ergänzung seiner Tagebücher in freier Folge vorgelegt.

I. **Letzte Monate in Posen und Aufenthalt in Plock, Anfang 1802 bis März 1804.** (66 Seiten gr. 8°.) Mit einer Abbildung des Plocker Domes und drei Faksimiles. In 200 Exemplaren ausgegeben. Berlin, Gebrüder Paetel, 1914. [3 M.]

Enthält:

I. Bis zum Februar 1802.
II. Anstellung und Heirat: Februar bis Juli 1802.
III. Das erste Ehejahr: August 1802 bis Juli 1803.
IV. Die Lektüre des 'Freimüthigen' und ihre Früchte: August und September 1803.
V. Oktober bis Dezember 1803.
VI. Januar bis März 1804.

Die Abschnitte V und VI erläutern und ergänzen die Tagebuchaufzeichnungen aus dem Winterhalbjahr 1803/04 (die Hauptstellen aus diesen sind abgedruckt, da sie damals noch nicht vorlagen; der Eintrag vom 2. Oktober ist in Faksimile mitgeteilt); besonders die Königsberger Einträge von 1804 werden aus lokalhistorischen Quellen illustriert. — Für die Erlebnisse in Plock und die Vorgeschichte von Hoffmanns Strafversetzung dorthin sind außer den fünf Briefen an Hippel und den fünf Geschäftsbriefen aus der Zeit die einschlägigen Akten des Justizdepartements und des Kabinetts Friedrich Wilhelms III. ausgiebig benutzt. Für die sieben literarischen Arbeiten werden die Monate der Entstehung festgestellt; insbesondere wird nachgewiesen, daß die Lektüre des 'Freimüthigen' Anfang August 1803 diese vorübergehende Produktivität angeregt hat. Der Inhalt des Lustspiels wird genauer ermittelt, als es Hitzig getan, und seine Tendenz neu gedeutet (aus zwei der anderen Schriften wird je eine Manuskriptseite in Faksimile beigegeben).

Wenn nicht neue Funde andere Lebensabschnitte — etwa Posen oder Warschau — näherrücken, könnten zur Einrahmung und Ergänzung der späteren Tagebuchaufzeichnungen folgen:

(II.) **Mitte 1807 bis Ende 1808: Berlin — Glogau — Bamberg.**

Mit Hoffmanns Gesuch vom 14. August 1807 an den Justizminister und den König, den drei Berliner Schauspieler-Karrikaturen mit Text, einer Probe aus dem 'Trank der Unsterblichkeit' und anderen Beilagen.

(III.) **Die beiden Jahre 1810/11: Theaterarbeit unter Holbein.**
Wäre im Zusammenhang mit der Kommentierung der Bamberger Tagebücher von 1809 und 1812/13 zu bearbeiten. Vielleicht erlaubt der Besitzer von Hoffmanns künstlerischem Nachlaß, Dekorationsskizzen beizugeben.

(IV.) **Die ersten drei Quartale des dritten Aufenthalts in Berlin, Herbst 1814 bis Mitte 1815.**
Hätte die wenig bekannte erste Berliner Zeit zu behandeln, in der Hoffmann als Regierungsrat in partibus auf einen Expedientenposten in einem Ministerium hoffte und auf die Aufführung der 'Undine' wartete, in der Französischen Straße wohnte und seine Abende bei Manderlee zubrachte, täglich mit Hitzig und Oetzel, Chamisso und Contessa umging und den größten Teil seiner Briefe an Fouqué und Hippel richtete.

Dritte Reihe:

Zusammenfassendes.

Die beiden hier folgenden Publikationen würden die Urkundensammlungen (A) beider Reihen zusammenfassen: das erste Buch für die Besitzer der beiden Sammelwerke, das zweite für weitere Kreise, denen Hoffmanns Leben mehr ein Gegenstand der Unterhaltung als des Studiums ist.

A. **Gesamtregister für Hoffmanns Tagebücher, seinen Briefwechsel und die Berichte seiner Bekannten.**
Für jede Person, die in nähere Berührung mit Hoffmann gekommen ist, werden die Haupt-Lebensdaten gegeben. Von den wichtigeren Familien (Voeteri-Doerffer, Rohrer-Gottwald, Itzig-Hitzig-Oetzel, Marcus-Marc-Speyer) werden Stammtafeln beigegeben, wie das für die Hippels (und auszugsweise für die Doerffers) schon im Hippel-Bande geschehen ist.

Bei jedem Korrespondenten (außer Hippel) werden die von Hoffmann an ihn und die von ihm an Hoffmann gerichteten Briefe tabellarisch verzeichnet mit Angabe über den Verbleib der Originale und über die bisherigen Drucke. Um diese beiden Kolumnen zu entlasten, werden vor dem Register alphabetisch aufgeführt

1) die Titel der Bücher und Zeitschriften, in denen Briefe von und an Hoffmann nach Handschriften veröffentlicht sind,
2) die Namen, Titel und letzten Wohnorte der mir bekannten Personen, die Originalbriefe von Hoffmann als Erben der Adressaten oder als Sammler besessen haben oder noch besitzen.

B. **E. T. A. Hoffmann, von sich selbst und von seinen Bekannten dargestellt.** Eine chronologisch geordnete Auswahl aus seinen Tagebüchern, seinem Briefwechsel und den Berichten seiner Bekannten über ihn, mit Einschaltung autobiographischer Stellen aus seinen Schriften.

Ergänzungsschrift zur ersten Reihe.

Julius Eduard Hitzig und die Seinigen bis 1814. Mit zahlreichen Porträts und Faksimiles. (In Vorbereitung für Georg Müller in München.) Zerfällt in drei Bücher, deren Umfang noch nicht feststeht:

I. Vorfahren, Verwandte, Jugend.

[a) Die Großmutter, ihre Vorfahren und ihr Bruder.]

1) Der Urgroßvater Simcha Bonem II. Wulff („Bonem Dessau"): erhält von Friedrich Wilhelm I. 1733 ein Hauptprivileg für Berlin und von Friedrich dem Großen ein Fabrikgrundstück; gest. 1756. Seine Vorfahren sind bis tief ins Mittelalter hinein bekannt; besonders bemerkenswert sind sein Urgroßvater Simcha Bonem I. Wulff (gest. 1697; Gemeindeältester zu Berlin unter dem Großen Kurfürsten 1674), dessen Ur-Urgroßvater R. Moses ben Israel Isser („Moses Isserles" in Krakau, 1520—1572; ergänzte wesentlich den „Schulchan Aruch" seines Zeitgenossen R. Joseph Karo) und von dessen Ahnen väterlicherseits R. Israel Marpurg ben Petachja („Meister Isserlein", gest. 1460) und mütterlicherseits R. Salomo ben Isaak („Raschi", zu Troyes in der Champagne, 1040—1105, grundlegender Bibel- und Talmud-Kommentator).

2) Die Urgroßmutter Lea Wulff (alias Dessau) geb. Wallich, gest. 1767. Ihr Vater R. Isaak Wallich (Dr. med. 1675, gest. 1716; Arzt und Gemeindevorsteher zu Dessau) und dessen Vater [?] R. Simon Wallich (gest. 1730; gleichfalls Arzt und seit 1689 als Nachfolger seines Vaters Erster Vorsteher der Gemeinden zu Coblenz, Trier und Umgegend).

3) Die Großmutter Mirjam Itzig geb. Wulff (alias Dessau, 1727—1788) und ihr Bruder Isaak Benjamin Wulff („Eisek Dessau", † 1802). Dieser erhält 1765 von Friedrich d. Gr. ein Generalprivileg mit dem Recht christlicher Kaufleute; er besitzt drei Seidenfabriken (in Berlin, Potsdam und Bernau) und eine Kattunfabrik (in Charlottenburg).

[b) Der Großvater, die Geschwister des Vaters und deren Kinder.]

4) Der Großvater Daniel [ben] Itzig (eigentlicher Familienname Jafe; geb. Berlin 1722): wird reich durch die Münzlieferungen an Friedrich d. Gr. zur Führung des Siebenjährigen Krieges; kauft resp. baut danach mehrere Häuser (bes. Burgstraße 24) und große Gärten in Berlin, ferner das Eisenhüttenwerk zu Sorge und Voigtsfeld, die Ölmühle bei Berlin und die Lohgerberei (Ledermanufaktur) bei Potsdam; erwirbt sodann unter Friedrich Wilhelm II. mehrere Landgüter. Ober-Landesältester für ganz Preußen. Erhält von Friedrich Wilhelm II. 1791 ein Naturalisationspatent für die gesamte Familie.

5) Die vier Brüder des Vaters, vermählt mit den vier Töchtern ihres Mutterbruders Eisek Dessau, und deren Kinder: namentlich Friedrich Wilhelms II. Ober-Hofbankier und Hofbaurat Isaak Daniel Itzig (1750—1806; zuletzt technischer Leiter des General-Chausseebau-Departements für die Kurmark und Pommern) und dessen Sohn Moritz Jonathan (gefallen 1813 als freiwilliger Jäger).

6) Die zehn Schwestern des Vaters, deren Ehegatten und Kinder, besonders die Berliner Familien Salomon (Bartholdy und Lea Mendelssohn), Friedländer (David und Benoni) und Ephraim (alias Ebers?); die kinderlose Sara Levy (gestorben als Letzte 1854) und die blinde Recha Itzig; die Wiener Familien von Arnstein (-Pereira) und von Eskeles.

[c) Elternhaus und Jugend.]

7) Der Vater Elias Daniel Itzig (gest. 1818, Lederfabrikant und Stadtrat in Potsdam) und die Mutter Mirjam („Marianne") geb. Leßmann.

8) Isaak Elias Itzig auf dem Joachimsthalschen Gymnasium und in der Kaufmannslehre. Seine Schwestern.

9) Isaak Elias auf den Universitäten Halle und Erlangen (Herbst 1796 bis Ostern 1799); seine akademischen Freunde außer Bartholdy (Varnhagen, angeblich auch Brentano und Ludwig Wieland).

10) Daniel Itzigs Tod 21. Mai 1799. Taufe seines Enkels 11. August in der Stadtkirche zu Wittenberg auf den Namen Julius Eduard Itzig.

II. Im preußischen Justizdienst 1799—1806.

1) Anstellungsgesuch im August 1799. Regierungs-Auskultator in Warschau 1799—1801: Mnioch und Werner.

2) Kammergerichts-Referendar in Berlin 1801/04: August Wilhelm Schlegels Vorlesungen; der Nordsternbund (mit Robert, Theremin, Chamisso, Koreff, Neumann, Varnhagen) und dessen erster Almanach mit zehn Beiträgen von „Eduard". Kampf um die Geliebte (Eugenie Meyer geb. Barckenstein); 14. April 1804 Bestallung als Assessor; 22. Mai Heirat.

3) Regierungs-Assessor in Warschau 1804/06: erstes Eheglück; Verkehr mit Werner, Loest und Hoffmann. Aufhebung der preußischen Regierung in Warschau Anfang Dezember 1806. Rückkehr in die Heimat März 1807.

III. Als Buchhändler. Nebst einem kurzen Überblick über die zweite Hälfte seines Lebens und seine Nachkommenschaft.

1) Lohnübersetzer; in der Lehre bei Reimer; Verheiratung der Schwester Elise Adelaide mit dem Apotheker Dr. phil. Franz August Oetzel; Änderung des Familiennamens.

2) Hitzig als Verleger und Sortimenter 1808/14. (Mit einem vollständigen Verzeichnis der von ihm verlegten Werke; die Titelseiten der wichtigeren [z. B. Fouqués 'Sigurd' und 'Jahreszeiten', A. W. Schlegels Calderon-Übersetzungen und Kleists 'Abendblätter'] werden faksimiliert.) Seine eigenen Staël-Übersetzungen.

3) 22. Mai 1814 Tod der Frau. Verkauf des Geschäftes an Dümmler und Wiedereintritt in den Justizdienst als Kammergerichts-Assessor.

Anhänge:

a) Hitzig als Witwer 1814—1849 (kurzgefaßte Annalen mit besonderer Berücksichtigung der Bibliographie).

b) Hitzigs Kinder, deren Gatten und Nachkommen: die Familien Hitzig (der Architekt und der Physiolog), Baeyer (der Geodät und dessen Kinder: der Chemiker und die Gattin des Latinisten Ribbeck) und Kugler (Franz und dessen Kinder: Bernhard, Hans und Paul Heyses erste Gattin).

c) Hitzigs sub 1 genannter Schwager († als Generalmajor von Etzel), dessen Söhne (bes. der General der Infanterie und der Geograph) und der Schwiegersohn (der Physiker Dove) sowie deren Nachkommen.

Vier Exkurse.

[1917.]

1. Aloys Molinary.

(Zu S. 17.)

Molinary ist Naglern nicht bekannt geworden. Hoffmann schildert sein Wesen und sein Äußeres Hippeln unterm 22. Januar 1797[1]). Molinary hatte danach „die mehreste Zeit seines Lebens in Italien gelebt und sich vorzüglich in Rom zum Künstler gebildet". Von Mitte Oktober 1796[2]) bis Mitte Januar 1797 lebte er in Glogau; Hoffmann suchte seine Bekanntschaft und verlebte von Ende Oktober an „fast jeden Tag ein paar Abendstunden in seiner Gesellschaft". Im Sommer 1797 wollte Molinary nach Warmbrunn gehen und von da nach Italien[3]).

In dem Jahrzehnt, in dem Hoffmann ihn kennen lernte, porträtierte er den Schriftsteller Christian Leberecht Heyne[4]). Das Bildchen wurde 1800 in Wien von Clemens Kohl (1754—1807) gestochen, um Heynes „morgenländischem Märchen" 'Korane' (Altenburg und Erfurt 1801) als Titelbild vorgesetzt zu werden.

In Hoffmanns Todesjahr siedelte Molinary nach Berlin über. In Boickes Adreßbuch bzw. Wohnungsanzeiger auf die Jahre 1823—1826 erscheint er als Porträtmaler daselbst (1823/24 Mohrenstraße 25, 1825/26 Kronenstraße 39; Hitzig bezeugt I 135 die Identität dieses Malers mit Hoffmanns Glogauer Freunde).

Auf dem Wiener Stich und in allen vier Jahrgängen des Berliner Adreßbuchs endet der Name mit einem y; diese unitalienische Schreibung wird also die des Künstlers selbst gewesen sein.

2. Die Statuten der Posener Ressource und Hoffmanns Parodie darauf.

(Zu S. 32.)

Ein Exemplar der gedruckten 'Statuta der Resourcen-Gesellschaft' liegt im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin in den Akten des Generaldirectoriums[5]).

Die 'Statuta' umfassen außer der Einleitung zehn Paragraphen; es heißt

im § 1: es kann . . . kein wirkliches Mitglied anders als nach vorgängigem Ballotement dazu auf- und angenommen werden . . .

im § 3: Von den monatlichen Beyträgen werden . . . bey 12 regulären Bällen in den 6 Winter-Monaten Musik und Thee bestritten . . .

---

[1]) Hippel S. 137 f.

[2]) Hippel S. 131 Mitte.

[3]) Hippel S. 140.

[4]) 1751—1821. Er gab unter dem wunderlichen Pseudonym Anton-Wall 1779 Kriegslieder und 1780—1791 eine Reihe von Lustspielen und Erzählungen heraus; nach achtjähriger Pause in der Produktion verfaßte er dann um die Jahrhundertwende eine Reihe orientalisierender Feenmärchen in Wielands Manier.

[5]) Südpreußische Ortschaften, Nr. 944, Bl. 192. Prümers hat sie danach in der S. 32 Note 1 zitierten Zeitschrift Jg. 23, S. 124/27 abgedruckt; wir folgen diesem Druck.

§ 5. Wöchentlich zweimal, des Donnerstages und Sonntags, wird gewöhnlich warm, die Person zu 6 Ggr., soupirt, und an diesen Tagen wird auch vorzüglich vor die Unterhaltung der Damen gesorgt werden.

In den 6 Winter-Monathen ist monathlich den ersten und dritten Dienstag Ball . . .

§ 6. Für die 6 Sommer-Monathe sollen die gesellschaftlichen Versammlungen in einem nahe bey der Stadt gelegenen Garten arrangirt [werden] . . .

§ 7. Zu diesen gesellschaftlichen Vergnügungen haben außer den wirklichen Mitgliedern deren Frauen und Kinder (mit Ausschluß der Söhne, so älter als 16 Jahr, als welche sich besonders aufnehmen lassen müssen) freien Zutritt . . .

Damit vergleiche man die Reminiszenz in Theodors zweiter Ansprache an seine drei Besucher, Serapions-Brüder 1 (1819) S. 8 unten bis S. 11:

Erinnerst Du Dich wohl noch der Zeit, als wir [1800] das erste Mal die Residenz verließen und nach dem kleinen Städtchen P*** zogen? — Anstand und Sitte verlangten es, wir mußten uns sofort in den Clubb aufnehmen lassen, den die sogenannten Honoratioren der Stadt bildeten. Wir erhielten . . . die Nachricht, daß wir nach geschehener Stimmensammlung wirklich als Mitglieder des Clubbs aufgenommen worden . . . [In den mitgesandten Gesetzen des Clubbs wird bestimmt,] daß die Frauen der Mitglieder jeden Donnerstag und Sonntag des Abends in dem Lokal des Clubbs Thee trinken, zur Winterszeit aber sogar vier- oder sechsmal tanzen durften. [Die Kinder werden nach dem Alter unterschieden. Im Sommer speist der Clubb im Freien.][1])

3. Hampes Festspiel für Cocceji.

(Zu S. 42.)

Hoffmanns oberster Vorgesetzter in Glogau, der Freiherr Carl Ludwig von Cocceji, Sohn des Großkanzlers, war schon 1752, mit 27 Jahren, von Friedrich dem Großen zum Präsidenten der Ober-Amtsregierung, des Ober-Pupillencollegs und des Ober-Consistoriums ernannt worden. (Wie im dritten Heft dieser Mitteilungen S. 7 gesagt ist, war er in der Folge ein besonderer Gönner von Hoffmanns Onkel Johann Ludwig Doerffer.) Am 14. September 1802 feierte er das seltene Fest des 50jährigen Präsidentenjubiläums. Eine eingehende 'Beschreibung der Feierlichkeiten' erschien kurz darauf in Glogau[2]). Danach hatten die Stände

---

[1]) Die Plocker Ressource, an die man auch denken könnte, kommt nicht in Frage, da sie, wie Hoffmanns Tagebuch (S. 20) zeigt, erst am 3. Januar 1804 unter Hoffmanns Mitwirkung begründet worden ist und offenbar nur Männer zuließ — zumal fast gar keine Beamtenfrauen in Plock waren (Fragm. I 25 unten). Die Plocker Ressource tagte Dienstags und Freitags; Hoffmann nahm teil am 6., 10. und 13. Januar (vielleicht auch noch am 17. und 20.) und reiste dann am 21. nach Königsberg. Erst in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar kam er (über Leistenau) zurück, um demnächst nach Warschau abzugehn. (Unterm 10. Januar heißt es freilich: „es war sehr lächerlich, als Gesetze vorgeschlagen wurden", aber sicherlich hat man nicht daran gedacht, diese „Gesetze" drucken zu lassen.)

[2]) Sie umfaßt nicht weniger als 118 Seiten 8°; S. 7—49 enthalten den zusammenhängenden Bericht, S. 51—118 Anlagen dazu. Ich benutze das Exemplar des Revisions- und Cassations-Hofes zu Berlin, das nach dessen Auflösung in die Bibliothek des Kammergerichts gekommen ist; den Hinweis darauf verdanke ich der Güte des Kammergerichtsrats Geheimen Justizrats Dr. Friedrich Holtze.

des Fürstentums Glogau, die die Kosten der Feier bestritten, die Fallersche Schauspielergesellschaft [1]), die sonst nur im Winter in Glogau spielte, für den Abend engagiert und sechshundert Personen, Glogauer und Fremde, zu der Vorstellung eingeladen. Man spielte den 'Deutschen Hausvater' des Freiherrn von Gemmingen.

„Dem Stücke selbst" — heißt es in der 'Beschreibung' — ward statt des Prologs eine auf die Jubelfeier Bezug habende Szene vorangeschickt, deren Verfasser der hiesige Kriegs- und Domainen-Rath Herr Plümicke [2]) ist und wozu von unserm beliebten Virtuosen, dem Herrn Registrator Hampe, eine trefliche Musik komponirt worden . . . Beides, vorzüglich die schöne Musik, machte den glücklichsten Effect."

In der 19. der 23 Anlagen zur Festschrift (S. 104/09) wird der Text des p. Plümicke abgedruckt:

> Ein Einsiedler opfert, wie jedes Jahr, „den Manen der vollendeten guten Menschen" [!]. „Rauschende Musik hinter dem Theater verkündet eine große Erscheinung. Asträa" — wie eine lange Note lehrt, eine Tochter der Themis — „in glänzende Wolken gehüllt, schwebt herab", weiht den Einsiedler zum Seher und beauftragt ihn, dem Jubilar „künft'ge Freuden zu verkünden". „Die Göttin schwebt unter sanfter Musik in die Höhe. Der Greis, der sich von seinem Staunen nach und nach erholt hat", bittet sie, seine Zunge zu lösen, „,daß er's merke, daß deine Weihe auf mir ruht.' Asträa wirft ihm ihren Schleier zu, während ein Lichtstrahl auf ihn herab fährt", und verspricht, seine Worte zu leiten. „Die Göttin verschwindet. Sanfte Musik. Der Greis, von seinem abermaligen Staunen langsam zurückkommend, fühlt sich auf einmal begeistert und tritt feierlich ans Proscenium vor." Er prophezeit dem Präsidenten noch ein langes, glückliches Leben. „Der Vorhang fällt schnell. — Langsam verhallende sanfte Musik hinter demselben bezeichnet das Wohlgefallen der Götter. Pause, ehe das Orchester einfällt."

Auf diesen grauen Canevas hatte Hampe die Blumen der Musik zu sticken Die „Beschreibung der von Herrn Hampe zu dieser Szene komponirten Musik" (die 20. Anlage der Broschüre, auf S. 110 f — zweifellos von Hampe aufgesetzt) unterrichtet uns über die äußere Form, in der die trostlose Aufgabe gelöst ist:

> Die Musik zur Szene wurde von zwei Orchestern, wovon eins, aus Posaunen und [anderen] Blas-Instrumenten bestehend, auf dem Theater, das zweite aber, wie gewöhnlich, im Parket angebracht war, nach folgender Einrichtung executirt.
>
> 1) Spielte das Parket-Orchester eine Ouvertüre.
>
> 2) Vor und während der Erscheinung der Asträa hörte man auf dem Theater als Einleitung in die Szene vollstimmige Akkorde, die am Schlusse sanft verhallten.
>
> 3) Das Erstaunen des Greises auf die erste Anrede der Asträa war durch einen kurzen contrapunktischen Satz von 2 Clarinetten und 2 Fagotts bezeichnet, welcher, um seine Besorgniß, was nun mit ihm vorgehen solle, auszudrücken, im Akkord der wesentlichen Septime stehen blieb, und
>
> 4) nach der Bitte, ihm ein äuseres Merkmal der Weihe zu geben, im Moment, wo er den Schleier empfängt, von beiden Orchesters [!] zugleich aufgelöst wurde.
>
> 5) Die von der Asträa dem Greise beigelegte Kraft, in die Zukunft zu sehen, drücken beide Orchesters durch eine starke Musik concertirend aus. Asträa verschwand, und in den lezten Takten trat der Geweihte ans Proscenium.

---

[1]) Vgl. den Briefwechsel 380/81 mit Note 5!

[2]) Nicht zu verwechseln mit dem Theaterdichter Carl Martin Plümicke, der sich wohl immerhin um einen Grad geschickter aus der Affaire gezogen hätte.

6) Unmittelbar auf den Schluß seiner Prophezeiung folgte eine Schluß-Cadenz von einer Clarinette, deren erster, einige Takte dauernder Ton von Pauken und Fagotts zweimal harmonisch verstärkt wurde, und hierauf fiel

7) Statt eines Chores eine Harmonie von 2 Clarinetten und 2 Fagotts ein, welche von einer Harfe begleitet wurde.

4. Zu Hampes Festspiel für Erdmannsdorf: Ernst Dönch.

(Zu S. 60.)

Hampes Liegnitzer Librettist Johann Ernst Dönch war am 11. Juli 1780 zu Stettin geboren als Sohn eines höheren Beamten gleichen Namens, der noch im selben Jahre als Rat an die Ober-Rechenkammer in Berlin versetzt wurde. Der Sohn wuchs hier in der Spandauer Straße[1]) auf. Er besuchte wie der gleichaltrige Itzig (s. o. S. 76) das Joachimsthalsche Gymnasium und dann die Universität Halle; zugleich mit Itzig arbeitete er darauf als Referendar am Kammergericht. Nachdem er 1806 das Staatsexamen bestanden, wurde er Assessor am Hofgericht zu Bromberg. Bald darauf verlor er aber wie Itzig (und Hoffmann) sein Amt dadurch, daß die Franzosen in Polen wieder eine polnische Verwaltung einsetzten, und wie Itzig kehrte er zu seinen Eltern nach Berlin zurück.

Während Hitzig 1808 dann hier eine Buchhandlung begründete, begab sich Dönch im selben Jahre wunderlicherweise wieder nach Polen: er übernahm die Leitung der Deckerschen Buchdruckerei in Posen (in deren Hause, wie oben [S. 32] berichtet, 1800—1802 Hoffmann und Schwarz gewohnt hatten) und die Redaktion der dort hergestellten Zeitung.

Im Herbst 1810 kehrte Dönch jedoch wieder nach Deutschland zurück; er kaufte die Hof-Buchdruckerei zu Liegnitz und zog dorthin. Vermutlich hat er als ehemaliger Beamter Hampe bald kennen gelernt. Von Oktober 1810 bis Ende 1811 gab er ein unterhaltendes Wochenblatt heraus, den 'Allgemeinen Niederschlesischen Anzeiger', von Anfang 1812 bis zum 1. April 1836 dann statt dessen eine politische Tageszeitung, den 'Correspondenten von und für Schlesien'. 1816 erwarb er auch die Regierungs-Buchdruckerei in Reichenbach. Seit 1817 druckte er, teils in Liegnitz teils in Reichenbach, auch einige eigene Kompilationen und Übersetzungen, auf die wir hier nicht näher eingehn, da sie nicht mehr in die Zeit seines Umgangs mit Hampe fallen[2]).

---

[1]) Berliner Adreßkalender auf 1781 ff.

[2]) Die Publikationen bis 1837 verzeichnet Karl Gabriel Nowack im 2. Heft seines 'Schlesischen Schriftsteller-Lexikons' (Breslau, Korn, 1838) S. 19 f. Auch die vorstehenden Nachrichten haben wir größtenteils aus dieser Quelle geschöpft.

Stellt Dönchs Lebensgang ihn mit Itzig-Hitzig zusammen, so die Entwicklung seines Namens mit Hitzigs Schwager (s. o. S. 76). Der Berliner Adreßkalender schreibt den Namen Dönch, gelegentlich auch Doench. Dönch selbst schreibt sich noch 1825 (im Druckvermerk seines 'Schlesier-Buches', eines vaterländischen Lesebuchs für die Jugend) „E. Doench", Karl Julius Hoffmann nennt ihn 1830 Dönch. 1831 beginnt jedoch die Fortentwicklung: auf dem Titel des von ihm bearbeiteten 'Spions' (eines Dramas in fünf Akten nach Ancelot und Mazères) schreibt er sich in einer schüchternen Zwischenstufe „E. D'oench"; Nowack geht 1838 — zweifellos auf Dönchs Veranlassung — a. a. O. einen Schritt weiter, indem er den Namen D'Oench schreibt; die alphabetischen Kataloge der Königlichen Bibliothek zu Berlin haben dann die letzte Konsequenz gezogen: sie führen ihn als „Oench, Johann Ernst d'". Wie bei Oetzel-O'Etzel-v. Etzel schwindet hier also der erste Buchstabe, während bei Itzig-Hitzig die Entwicklung den umgekehrten Weg nimmt.

Harichs Hoffmann.

Ellinger hat 1894 seinem 'E. T. A. Hoffmann' den Untertitel „Sein Leben und seine Werke" gegeben. Wie dieses Buch — das erste, das seit Hitzigs Biographie von 1823 dem Dichter gewidmet worden ist — behandelt auch die Schrift Harichs[1] neben Hoffmanns Leben dessen Werke, u. z. in größter Ausführlichkeit; so ist dem Murr-Kreisler-Werk eine zusammenhängende Darlegung von 64 Seiten (II 222—86, die Seite zu 39 Zeilen) gewidmet. Die folgende Besprechung, die übrigens auf einer ersten Kenntnisnahme beruht und nicht den Anspruch erhebt, in jedem Punkte endgültig zu sein, betrachtet beide Bestandteile gesondert.

Ferner ist vorauszuschicken, daß der Referent genötigt ist, sich wegen seines eigenen Anteils an dem im Buche Vorgebrachten mit dem Autor auseinanderzusetzen. Er bittet es also zu entschuldigen, daß er hier ausnahmsweise gegen den guten Brauch vielfach von sich selber spricht und sich dabei, um nicht den Caesar zu mimen, der ersten Person Singularis bedient.

I. Hoffmanns Werke.

Harich, den Kurt Aram in der Täglichen Rundschau irrtümlich als Philologen gefeiert hat, ist seinem inneren Wesen nach nicht ein Gelehrter: er hat von der Literatur über Hoffmann außer einigen Mitteilungen Maassens ernsthaft nur meine Publikationen studiert, und auch diese nur, soweit sie *bis 1915 erschienen* und 1918 noch zu kaufen waren. Er ist erst recht kein Forscher: er hat nur solche Tatsachen gefunden, die sich bei aufmerksamem Lesen — freilich einer in Deutschland überaus seltenen und nicht hoch genug zu rühmenden Tugend! — von Hoffmanns Dichtungen aus diesen selbst ergeben. Aber er ist ein künstlerisch lebhaft empfindender Mensch mit einem Temperament, das dem Hoffmanns immerhin verwandt ist: und wenn es sich wie hier darum handelt, einen immer noch verkannten Dichter der Gegenwart nahezubringen, ist künstlerisches Einfühlungsvermögen und die Fähigkeit, die eigene Begeisterung auf den Leser zu übertragen, freilich unendlich viel wertvoller als Begabung für historische Feststellungen.

Harich bekennt sich zu der Rangordnung von Hoffmanns Produktion, die ich im Jahre 1902 (im Februar in der 'Insel' und im November in der Einleitung zum Kreislerbuch) in scharfem Gegensatz zu den beiden Hoffmannbiographen des 19. Jahrhunderts aufgestellt habe: als Hauptwerke erscheinen darnach 1) die beiden frühen musikalischen Novellen 'Ritter Gluck' und 'Don Juan', 2) die drei großen Märchen 'Der goldne Topf', 'Klein Zaches' und 'Prinzessin Brambilla', 3) die drei Romane 'Die Elixiere des Teufels', 'Fragmentarische Biographie des Kapellmeisters Kreisler' (unvollendet) und 'Schnellpfeffers Flitterwochen vor der Hochzeit' (kaum begonnen). Harich analysiert und bespricht diese Dichtungen mit großer Hingebung und mehrfach mit großem Glück, so daß kein Freund Hoffmanns — den Referenten durchaus eingeschlossen — diese Ausführungen ohne Bereicherung lesen wird. Neben der Biographie Kreislers kommen auch die Elixiere zu ihrem Recht, die ich infolge einer entschiedenen Vorliebe für jene nie ohne Vorurteil habe lesen können; Harich weiß auch nach den glänzenden Ausführungen in Paul Suchers klassischem Hoffmann-Werk von 1911 (das ihm anscheinend unbekannt geblieben ist) ausgezeichnete Bemerkungen über den Roman zu machen. Und den drei großen Märchen reiht er mit Recht als viertes den 'Meister Floh' an, dem ich, abgestoßen durch die Unausgeglichenheit der stückweise entstandenen Teile, nicht ganz gerecht geworden war. Auch die geringeren Werke Hoffmanns finden durchweg eine eingehende und in der Regel zutreffende Beurteilung.

Freilich überschreitet Harich gelegentlich seine Kompetenz, indem er Anläufe zu historischer und literarhistorischer Kombination nimmt. Für beides nur je zwei Beispiele: 1) Harich bezweifelt, ohne einen Grund dafür auch nur anzudeuten, Hitzigs Zeugnis, daß die Sängerin Bettina, die Heldin des 'Sanctus', eine ihm (Hitzig) befreundete Dilettantin war (Holtze hat sie 1910 identifiziert mit Betty Marcuse). 2) Er hält den modernen, von Kleist und Arnim als Jakobiner verabscheuten Verwaltungsbeamten Hardenberg für das Modell des depossedierten Duodezfürsten Irenäus, weil jener [gleich seinen Nachfolgern Bismarck und Bülow] ebenfalls mit den

1 E. T. A. Hoffmann. Das Leben eines Künstlers, dargestellt von Walther Harich. 2 Bände. Berlin, Reiß [1920]. Lex.-8°. 290, 386 S., 7 Bl.

Jahren den Fürstentitel erlangt hat. 3) Harich führt mit besonderem Nachdruck an einer ganzen Reihe von Stellen die innerlich und äußerlich gleich unmögliche Hypothese vor, daß das 'Fragment aus dem Leben *dreier* Freunde' (das im Herbst 1816 in Berlin aus einer auf den Tag feststellbaren Beobachtung entstand) auf die Leipziger 'Scenen aus dem Leben *zweier* Freunde' zurückgehe: ein dritter Freund sei eben in Berlin hinzuerfunden! 4) Er erklärt es für „keineswegs ausgeschlossen", daß Kind (der Handlung und Titel des 'Freischützen' bekanntlich dem Gespensterbuche seiner beiden nächsten Freunde Apel und Laun entnahm) erst durch Hoffmanns Dichtungen zu seinem Text angeregt worden sei. Ein seiner Verantwortlichkeit bewußter Forscher würde so unsubstantiierte Vermutungen zum mindesten nicht aussprechen, selbst wenn sie ihm einen Augenblick durch den Kopf gehen sollten.

Dagegen weiß Harich gut Bescheid in der Kunst und Musik von Hoffmanns Zeit und versteht es vortrefflich, die Urteile des Dichters in ihrer Freiheit und ihrer Befangenheit zu würdigen. Freilich macht er Ellingers auf sorgfältigster Prüfung beruhende Charakteristik des Musikkritikers Hoffmann (in Bd. 13 seiner ausgezeichneten Gesamtausgabe von Hoffmanns Werken) keineswegs entbehrlich.

Im Ganzen ist Harich in seinen Ausführungen über Hoffmanns Werke ein Nachfolger, wie ich ihn mir nur wünschen kann, indem er *aus eigener Kraft* ein stattliches Gebäude errichtet, für das ich nur den Grundriß gezogen habe.

II. Hoffmanns Leben.

Der biographischen Arbeit im engeren Sinne, die immerhin, dem Untertitel des Werkes entsprechend, den größeren Raum einnimmt, kann ich dagegen ein auch nur ähnliches Lob nicht erteilen. *Denn hier ist von einer eigenen Leistung kaum die Rede.* Harich hat erstens nicht eine einzige Tatsache selbständig ermittelt, zweitens hat er kaum einen von Hoffmanns Bekannten neu geschaut, drittens hat er — und das scheint mir den Ausschlag zu geben — den ganzen Aufbau von Hoffmanns Leben fertig von mir übernommen.

Für meine eingehend kommentierte Ausgabe von Hoffmanns Briefwechsel und den (leider noch nicht kommentierten) Abdruck der Tagebücher spricht Harich seine Anerkennung in einer Weise aus, die mich und auch ihn selbst auf das höchste ehrt. Aber was er sonst von meinen Arbeiten übernommen hat, wird (trotz gelegentlicher Zitate für Einzelheiten) seinen Lesern schwerlich auch nur entfernt klar werden[1]; die eingangs genannte Rezension des klugen und keineswegs voreingenommenen Kurt Aram beweist das. Ich muß also, so peinlich das ist, hier persönlich meine Sache führen.

Die Skizze von Hoffmanns Entwicklung, die ich 1902 im Kreislerbuch gegeben hatte, habe ich in der Folge im einzelnen berichtigt und näher ausgeführt in den Vor-, Zwischen- und Nachbemerkungen zu Hoffmanns Briefwechsel (im Druck seit 1904, erschienen 1912); ich verweise insbesondere auf die lange Note am Fuße der Seiten XLV/VII des ersten Heftes, auf die drei dort zitierten Schmutztitel des zweiten Heftes und auf den Exkurs des dritten Heftes „über die zweckmäßigste Anordnung einer Gesamtausgabe von Hoffmanns Schriften" (S. 677—84), insbes. die Abschnitte 1 und 3 C. Das Bild, das auf diesen Seiten von der Entwicklung des Dichters Hoffmann gegeben wird, kontrastiert auf das lebhafteste mit dem 1823 von Hitzig entworfenen und 1894 von Ellinger in allem wesentlichen übernommenen. Harich copiert es Zug für Zug mit Einschluß der Schlagworte 'Juliens Seelenbräutigam' für den Dichter der Jahre 1810—22 und 'Der Vizekopf' (in Anlehnung an einen immerhin etwas anders gemeinten Scherz Hoffmanns) für das produzierende Organ des Unterhaltungsschriftstellers der Jahre 1818—22.

So hatte ich gewissermaßen das Fachwerk oder, mit einem moderneren Bilde, die Eisenkonstruktion für eine Biographie des Dichters bereitgestellt. Harich hat diesen Rahmen mit den gleichfalls fast ausnahmslos von mir aufgesuchten, gebrochenen und behauenen Werksteinen ausgefüllt — wobei es freilich, wie es bei einer solchen Arbeit von zweiter Hand natürlich ist, nicht ohne eine Anzahl von Lücken und Fehlgriffen abgeht, auf die im einzelnen einzugehen hier nicht der Ort ist. Einige Wände und Erker konnte er aber bereits fix und fertig aus meinen Beständen übernehmen, wie noch kurz zu zeigen ist:

Einerseits habe ich einzelne besonders schwer erkennbare Perioden von Hoffmanns Entwicklung in selbständigen Arbeiten erzählenden Charakters dargestellt — wiederum in schärf-

1 Wenn Harich auch selten so weit geht, eine handgreifliche Anleihe ausdrücklich *abzuleugnen:* s. II 197 Z. 16—14 v. u. und vgl. dazu die Ausführungen auf der zweiten Hälfte der folgenden Seite über das der 'Brautwahl'-Fabel zugrundeliegende Jugenderlebnis Hoffmanns, die fast Satz für Satz aus meinem Nachwort zur 'Brautwahl' stammen.

stem Gegensatz zu den Meinungen des neunzehnten Jahrhunderts und mehr auf Grund von z. T. gewagten *Kombinationen* als von aufgefundenen Dokumenten: so 1908 Hoffmanns Verhältnis zu der Cousine, die ich Minna Doerffer nenne, (Mitte 1796 bis Anfang 1802) und 1913 die letzten Monate seines Aufenthalts in Posen und das Leben in Plock mit seinen nervösen Anläufen zu künstlerischer Produktion (Anfang 1802 bis März 1804). Harich annektiert beide Schriften in der Weise, daß ganze Bogen seines Werkes reine Auszüge daraus darstellen; er nennt aber nur die eine, und auch diese nur als Quelle für eine einzelne, durchaus nebensächliche Feststellung.

Andrerseits habe ich an verschiedenen Stellen die wichtigsten Bekannten Hoffmanns charakterisiert, wie sie mir persönlich nach jahrelangem intimen geistigen Umgange erscheinen: ich nenne die beiden Hippel, Härtel und Rochlitz, Kunz und Pückler. Harich übernimmt diese teils in Verehrung und Liebe, teils in Haß und Hohn, in jedem Falle sicherlich sehr subjektiv gezeichneten Charakterbilder mit Haut und Haaren. (Allerdings nennt er in diesen Fällen meist seine Quelle; ich möchte aber — freilich nicht für die Dummen — in dem Sinne des Skeptikers Nietzsche erklären, daß dies *meine* Meinungen sind, zu denen nicht so leicht ein anderer das Recht hat.) Wo dagegen Harich nicht ein fertiges Portrait vorfand, wie bei Hitzig und Hampe, da wird auch sein Leser bei ihm keins finden.

Im ganzen kann ich dem *Biographen* Harich das Zeugnis ausstellen, daß er *das* Lebensbild geliefert hat, das ich nach Vollendung der Tagebuchausgabe Ende 1914 geliefert haben würde, wenn ich damals der Forschung Valet gesagt und mich auf das ruhigere Gebiet der Darstellung zurückgezogen hätte. Ich habe es aber auch nach dem Druck der Tagebücher trotz schwerer Bedrängnisse für meine Aufgabe gehalten, die eigentliche Forschertätigkeit, wenn auch in beschränktem Umfange, fortzusetzen[1] — auf die Gefahr hin, daß andere unterdes die Äpfel von den Bäumen pflückten, die ich seit 1901 gepflanzt hatte.

Schriftstellerisch ist Harichs Bearbeitung auch der biographischen Partien im ganzen vortrefflich. Der Druck des Buches ist gut und der Einband auch der wohlfeileren Exemplare geschmackvoll. Das Papier ist dünn (wenn auch fest und kaum durchscheinend), sodaß das Werk sehr gut in Einen Band hätte gebracht werden können; das hätte den Preis ermäßigt und die Benutzung erleichtert, zumal nur *ein* Inhaltsverzeichnis (am Anfang des Ganzen) und *ein* Register (am Schluß) gegeben wird.

Alles in allem ein schönes Buch. Doch wird man begreifen, daß ich persönlich es nur mit einem bitteren Geschmack auf der Zunge genießen kann, ähnlich wie Goethe die elegante, noch heute begehrte Berliner Gesamtausgabe seiner Schriften mit den schönen Kupfern Chodowieckis — ohne daß ich mich mit Goethe oder Harich mit Himburg vergleichen will.

---

1 Von den in den Jahren 1915—17 beendeten biographisch-literarhistorischen Arbeiten, die Harich *nicht* mehr benutzt hat, sind bisher erschienen:

1) 1916 der Aufsatz 'Murr und sein Herr 1818—22' (19 S., in der für den Insel-Verlag veranstalteten Sonderausgabe von Murrs 'Lebens-Ansichten'),

2) 1918 die Schrift 'Drei Arbeiten Hoffmanns aus den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III. Nebst *anderen Mitteilungen aus Hoffmanns Leben*, insbesondere über seine Beziehungen zum Berliner Theater unter Iffland und seine Freundschaft mit dem schlesischen Musiker Johannes Hampe' (80 S. Gr.-8°, bei Georg Müller),

3) 1921 biographische und ästhetische Anmerkungen (90 S. Gr.-8°) zu 'Zwölf Berlinischen Geschichten Hoffmanns aus den Jahren 1551—1816' (ebenda).

HOFFMANNS ERSTE LIEBE

Nach den Urkunden dargestellt.

Vorbemerkung

Als der jüngere Hippel nach Hoffmanns Tode Hitzig Material zur Biographie des Freundes sandte, hatte er „aufs schonendste versucht", die Geschichte von dessen erster Liebe zu erzählen, die den 18—20jährigen „schnell und über seine Jahre hinaus" entwickelt hatte. Hitzig strich jedoch alles, woraus sich ergeben konnte, daß es sich um eine Ehefrau und um physischen Liebesverkehr handelte. Hippel quittierte darüber mit den Worten: „Daß Sie der Liebesgeschichte, die übrigens auf Hoffmanns ganzes Leben von dem entschiedensten Einflusse gewesen, die bessere Wendung gegeben, dank ich Ihnen herzlich. Sie mußten indessen von der Wahrheit unterrichtet werden." — In sein Handexemplar von Hitzigs Buch trug Hippel als Namen der Geliebten „M<ad>. Hatt" ein, Hippels Enkel Theodor Bach teilte diesen kurzen aber vielsagenden Eintrag 1863 in der Biographie seines Großvaters mit.

Die Hauptquelle für das Verhältnis sind aber Hoffmanns Briefe an Hippel. Leider kennen wir diese nur aus Hippels Auszügen für Hitzig, die alle kompromittierenden Stellen durch lange Reihen von Gedankenstrichen ersetzen, alle Namen mit — — oder bestenfalls mit den Anfangsbuchstaben angedeutet. Hitzig hat dann für den Druck auch dieses Material in der oben angegebenen Weise weiter zusammengestrichen.

Hippels Briefauszüge und seine eigene Darstellung sind von mir 1901 in Hitzigs Nachlaß aufgefunden und 1912 in dem Bande „Hoffmann und Hippel. Das Denkmal einer Freundschaft" veröffentlicht. Auf S. XLI dieser Publikation habe ich Hippels Darstellung aus den Briefen Hoffmanns dahin ergänzt bzw. berichtigt, daß Hoffmann die Heimatstadt und damit auch Ostpreußen verlassen hat wegen der Folgen, die ein Mitte Januar 1796 durch sein Verhältnis zur Hatt veranlaßtes <sonst nicht näher bekanntes> Renkontre gehabt hatte. Eingehender erwiesen habe ich diesen Zusammenhang 1914 in den „Fragmenten einer Biographie Hoffmanns" St. 1 S. 11/12 Note.

Die äußeren Tatsachen, Namen und Daten sind erst in der Zeit vom September 1918 bis zum Mai 1919 ermittelt aus Königsberger öffentlichen Urkunden <Kirchenbüchern und Testamenten, Grundakten, Besatzbüchern und Servis<-Steuer>-Anlagen> und periodischen Drucken <Adreßbüchern, den „Gelehrten und Politischen Zeitungen", den „Staats-, Kriegs- und Friedens-Zeitungen", den „Preußischen Provinzial-Blättern">, diese Quellen sind zum größeren Teile von dem Kant- und Hamann-Forscher Arthur Warda, zum kleineren Teile von mir selbst durchgesehen. Dabei ergaben sich namentlich drei Tatsachen: 1. Dora Hatt war fast ein Jahrzehnt älter als Hoffmann, 2. sie hat jahrelang mit ihm im selben Hause gewohnt, 3. sie ist erst 1800, zwei Jahre nach dem Bruch mit Hoffmann, von Hatt geschieden worden. Hippel dagegen hatte geglaubt, Dora sei schon „etwa 1799—1800" als Gattin des zweiten Mannes gestorben, die ersten beiden Fakten hat er überhaupt nicht gestreift.

Die Geliebte erscheint in Hoffmanns Briefen in der Regel als „sie" oder als „die Inamorata", ein- oder zweimal unter dem nom de guerre Cora <wie in „Hoffmann und Hippel" S. 338 angedeutet, nach Marmontel-Kotzebues peruanischer Sonnenpriesterin, die dem Spanier Alonzo zuliebe ihr Keuschheitsgelübde bricht>. Wenn die Hoffmannbiographen seit Grisebach sie daraufhin Cora Hatt nennen, so ist das eine ebenso unzulässige Mischung von Fiktion und Realität wie „Ottfried Wenzel Dörffer" oder „Ottilie Herzlieb" oder „Diotima Gontard". Bürgerlich heißt sie Johanna Dorothea Hatt, abgekürzt Dora Hatt, ihr poetischer Name ist Cora ohne einen Familiennamen.

Über Nebenpersonen <wie Doras Stiefmutter, Doras zweiten Gatten und dessen Kinder> berichte ich hier absichtlich nur andeutungsweise. Die Zitate sind in Schreibung und Interpunktion frei behandelt.

I.

Wie Ferdinand Josef Schneider in seiner Biographie des älteren Hippel ausführt, beginnt die Königsberger chronique scandaleuse mit der Zeit der russischen Okkupation (Januar 1758 bis August 1762). In die „Heimstätte solidester Bürgerlichkeit" brach plötzlich „ein fremdes Volk, das erst kürzlich mit der europäischen Kultur etwas vertrauter geworden war und sein Barbarentum mit dem äußerlichen Glanz derselben eiligst übertüncht hatte. Das zeigten vor allem die russischen Offiziere . . . Der Geist französischer Frivolität, der sich in die einzelnen Gesellschaftsklassen unter der Maske mondäner Manieren unvermerkt eingeschlichen hatte, brachte nach und nach auch in den vornehmern Familien Frauen und Mädchen erbarmungslos zur Strecke. Der Umschwung war eben zu rasch erfolgt. Während ehedem der Pietismus mit seiner asketischen Strenge gerade der Frau den Bewegungskreis aufs engste zuschnitt, machte die neue Gesellschaftsmoral die raffinierteste Entfaltung weiblicher Künste zur Pflicht . . . Die böse Saat, die durch das verführende Beispiel im Gesellschaftsleben der Hauptstadt immer weiter verstreut wurde, hat darin auch noch langhin verderbliche Früchte hervorgebracht. Über ein Jahrzehnt noch bilden Ehebruchsaffären das ständige Thema des Stadtklatsches wie der freundschaftlichen Korrespondenz". (A. a. O. S. 80. 82.)

Es ist in der Tat erstaunlich, wie leichtherzig man sich in jener Zeit in Königsberg freite, sich scheiden ließ und von neuem heiratete.

Wohl in der Russenzeit hatte der Königsberger Tuchhändler Johann Friedrich Schlunck († 1794, Vorsteher des Altstädtischen St.-Georgen-Hospitals) eine Witwe Geritz geheiratet, die mindestens doppelt so alt gewesen sein muß als er selbst. Vermutlich war sie recht wohlhabend, doch hatte sie aus erster Ehe einen Sohn. Als sie 1765 ins 78. Lebensjahr getreten war, ward er ihrer überdrüssig, zumal er ein noch vermögenderes junges Mädchen, Dorothea Adelgunde Horn, kennen lernte. Im November des genannten Jahres ließ er sich scheiden, im Februar des folgenden nahm er Dorothea Adelgunde zum Weibe. Von dieser erhielt er eigene Kinder: am 22. Oktober 1766 Johanna Dorothea, 1768 Adelgunde Friderica, von ihrem Eingebrachten konnte er ein Haus in der Altstädtischen Langgasse (die jetzige Nr. 22) und einen Speicher in der Vorstadt erwerben. 1775 starb die Frau, und die zweite Tochter scheint ihr bald nachgefolgt zu sein.

Für die Zeit von 1775—1784 versagen einstweilen die zeitgenössischen Quellen. In dieser Zeit verehelichte Schlunck sich zum dritten Male, mit einer Tochter des als Anhänger Gottscheds bekannten Professors Flottwell, und seine Tochter Johanna Dorothea oder Dora ward, wie der jüngere Hippel 1822 berichtet, „fast ein Kind, an den Gatten gefesselt, der beinahe dreimal so viel Jahre zählte wie sie", nämlich den Weinhändler Johannes Hatt. Immerhin wurde Gütertrennung vereinbart, Dora blieb, was in der Folge nicht aus den Augen zu lassen ist, die wohlhabende Tochter ihrer Mutter.

Im Dezember 1784 errichteten die Eheleute Hatt in ihrer Wohnung ein wechselseitiges Testament. In dieser — leider nicht bekannten — Wohnung hat Dora wohl mehrere Kinder geboren, darunter Ende der 80er Jahre eine Tochter Amalie, der wir ganz am Schluß unseres Berichtes begegnen werden.

Etwas später sehen wir die „in Königsberg viel gekannte Frau" als Gast in dem Dörfferschen Hause (jetzt Poststraße 13), in dem Hoffmann aufwuchs. Im Januar 1796 schreibt dieser seinem Freunde Hippel: „Denke noch zurück an meinen Einsegnungstag, wie ich mit Dir einsam im kleinen Stübchen saß, und sie trank Kaffee in der andern Stube! Offenbar zum Narren hätte sich der Wundermann gemacht, der mir aus der Hand oder aus dem Gehirnkasten nach L'hombre-Karten gesagt hätte: ‚Sie liebt Dich, Du wirst sie lieben!'"

II.

Bald war Dora nicht nur Gast im Hause. 1792 zogen ihr Gatte, der jetzt ein Fünfziger war, und sie, jetzt 26 Jahre alt, als Mieter ein. Hoffmann hatte soeben, zu Ostern, mit sechzehn Jahren die Schule verlassen. Schon im folgenden Jahre kaufte Hatt allerdings ein Doppelgrundstück in der Nähe (jetzt Junkerstraße 1 und Paradeplatz 11), doch wurde die Übergabe erst auf Ostern 1794 angesetzt, und solange ist das Ehepaar wohl im Dörfferschen Hause geblieben. Das jüngste Kind, Caroline Wilhelmine, wurde (1794/95) schon in der neuen Wohnung geboren.

Das erste Symptom einer Zerrüttung der Hattschen Ehe erscheint unterm Herbst 1793 in den Akten: die Eheleute lassen sich das vor neun Jahren errichtete Testament zurückgeben, um es durch ein Kodizill zu modifizieren.

Hoffmann hatte schon als Knabe von dreizehn bis vierzehn Jahren „auf einem alten Flügel phantasierend oder eigne Kompositionen versuchend" Aufsehen erregt, seine Musikversuche „waren genial, kühn, aber oft bizarr". Als Student verdiente er sich durch Musikunterricht ein Taschengeld. Die „reizende" Hausfreundin, nun zur Hausgenossin geworden, „voll Sinn und Gefühl für die Künste", suchte die Unterweisung des begabten Jungen, „und aufs schnellste ergriff ein verzehrendes Feuer, angefacht durch die Ähnlichkeit der Neigungen und die Heimlichkeit dieses Verhältnisses, zwei gleichgestimmte Herzen". Die 9¼ Jahr ältere Frau „schenkte ihm ihre Gunst, und er ergab sich ihr mit der vollen Lebendigkeit frischer Jugend . . . Eine neue Welt war ihm aufgegangen, aber zugleich war er in ein Meer geraten, dessen Wogen den Ankerlosen hin und her warfen. Er hatte ein Herz gewonnen, das er sein nennen und doch nicht besitzen durfte, im täglichen Wiedersehen lag das tägliche Scheiden, und mit der Fülle des Genusses mischte sich die Gewißheit des sichern Verlustes. Mit dem Becher der höchsten Lust der Liebe wurden ihm ihre bittersten Qualen beschieden."

Neben einer weiblichen Vertrauten, die die Liebenden einander näher brachte und die sich anscheinend später zwischen sie gestellt hat, war Hippel eingeweiht in das Verhältnis. Im August 1797 schreibt ihm Hoffmann aus Glogau: „Erinnerst Du Dich noch der ersten Zeit jener Liebe, als Du mich wenig sahst und ich so stumm und verschlossen wurde — als ich endlich Dir alles sagte und Du mich mit unendlicher Schonung auf das Auffallende unseres Verhältnisses aufmerksam machtest?" Vielleicht auf dieselbe Unterredung bezieht sich die Erinnerung aus dem September 1795: „Ewig werd ich an den einen Gang aus Arnau mit Dir denken. Du weißt, wie mein volles Herz da überfloß, wie ich Dir da so alles klagte, was in meiner Brust nagte. Ach, das alles hat sich nicht geändert, über das alles seufze ich noch." Hoffmann dankt Hippel für seine Duldsamkeit: „Du bist vielleicht

der einzige, der nichts arges gegen mich im Sinne hatte und der mich keinen Narren heißt, weil ich es wagte, gegen die Konvention zu lieben. Du allein beurteilst mich da mit Schonung, wo andern der Verdammungsspruch so leicht wird."

Das „Auffallende", „gegen die Konvention" verstoßende dieser Liebe lag einmal darin, daß die Geliebte in festen Händen war, zum andernmal darin, daß sie fast ein Jahrzehnt älter war als der Liebhaber. Natürlich mußte Hoffmann beides immer wieder aufs neue zum Bewußtsein kommen. Er denkt an beides, wenn er (April 1797) schreibt: „Ich werde geliebt, ich liebe, aber ein Fluch der Natur liegt auf diesem Verhältnisse. Warum mußte ich so spät geboren werden! . . . Warum war's mir nicht aufbehalten, zuerst das Herz aufzufinden, das sich an meins schmiegte!" Auch geht es auf den Altersunterschied, wenn er an der bereits zitierten Stelle schreibt, er würde an seinem Einsegnungstag den für verrückt erklärt haben, der ihm geweissagt hätte, daß er einst die Dame lieben würde, die mit den anderen Erwachsenen im Nebenzimmer Kaffee trank. Und eine Lieblingsbeschäftigung des armen Jungen war es, sich auszumalen, wie die geliebte Frau wohl vor zehn, fünfzehn Jahren als junges Mädchen ausgesehen habe.

Mehr noch fraß an seinem Herzen der Zwang, sein illegitimes Glück zu verstecken und zu verleugnen. Im Herbst 1796 schreibt der Zwanzigjährige im Rückblick auf zwei, drei Jahre süßer Qual: „Ich bin schon sehr glücklich gewesen, mein Theodor! Oft und meistenteils war mein Glück verborgen dem Menschenpöbel: Konvention und die unglückseligsten Verhältnisse brandmarkten es als unerlaubte Konterbande . . . Ich entschlüpfte ihnen auf Kosten meiner Ruhe, und eine gewisse Kindlichkeit in meinem Charakter, ein Zutrauen zu allem, was mich umgab, ging verloren . . . Ich Stürmischer wurde gezähmt durch die Heimlichkeit, in die sich alles hüllen mußte."

Wir sehen mit Hippel: „Er fühlte es tief, wie sehr dieses Mißverhältnis an seinen edelsten Kräften zehre, und verdankt er dieser Zeit gleich die vertraute Bekanntschaft mit den Tiefen des menschlichen Herzens, die wir in seinen Schriften wiederfinden, . . . so brachte doch das Bewußtsein dieser Lage, wenn er dazu gelangte, eine Zerrissenheit in seine Seele, deren Wunden bis an seinen Tod noch kenntlich waren."

Um die Tragikomödie zu runden, sei nicht verschwiegen, daß der junge Liebhaber nicht nur auf den Ehemann seines Idols eifersüchtig zu sein hatte. Das offenkundige Unglück und die Schönheit der jungen Frau hatten auch die Herzen Dritter entflammt, und solche waren es anscheinend, die Anfang 1795 und Anfang 1796 Hoffmann in ernstliche Gefahr brachten.

III.

Die Briefe, die Hoffmann vom Oktober 1794 bis zum August 1797 an Hippel gerichtet hat, geben ein unvergleichliches, nur durch Hippels Kürzungen beeinträchtigtes Bild seines leidenschaftlichen Herzens, in dem beständig die Gestalten des Freundes und der Geliebten um die Oberhand ringen. Wir schreiten im folgenden an Hippels Hand den Leidensweg dieser Liebe in seinen sieben Abschnitten ab, dankbar für das, was der Führer uns zeigt — wenn er auch jedesmal da, wo wir näher hinsehen möchten, uns die andere Hand vor die Augen hält. Wenn es erlaubt ist, Hippels anspruchslose Mitteilungen mit Schöpfungen höchster Kunst zu vergleichen, so möchte ich sagen, daß unser diskreter Gewährsmann

ebenso verfährt, wie es nach Lukács' klassischer Charakteristik der Lyriker Stefan George tut: er zeigt „nur die Bereicherung der Seele, nicht aber des Reichtums Quellen, . . . nur die Marter der Trennungen, nicht aber, was es hieß miteinander zu gehen, nur die stürmischen Seligkeiten des großen Händereichens (Mai 1797!) . . ., nur die süße Melancholie des Gedenkens (Ende August 1797!), er beleuchtet Hoffmanns erstes großes Erlebnis so, „daß nur das Spiel der Lichter und der Schatten uns ergötzt und nie ein Umriß sichtbar wird im feurigen Helldunkel".

1. Die Liebe im Schatten der Freundschaft: Herbst 1794 bis Ostern 1795

Hippel hatte im Herbst 1794 sein Studium durch Ablegung des ersten Examens abgeschlossen und sich zur Erholung auf drei Vierteljahre zu seinem Vater begeben, der Pfarrer zu Arnau bei Königsberg war, Hoffmann bereitete sich unterdes zu seinem eignen Examen vor. Von den zahlreichen Briefen, die er in diesen drei Vierteljahren nach Arnau schrieb, sind uns nur elf — und diese, wie gesagt, nur mit wesentlichen Streichungen — bekannt. Die Empfindungen für die Hatt erscheinen darin temperiert, es scheint, daß sie sich in der Tat erst entwickeln. Die Sehnsucht nach dem Freunde dagegen steigert sich gerade in dieser ersten Zeit der Trennung bis zum leidenschaftlichen Schmerze.

Von seinem Verhältnis zur Hatt plaudert Hoffmann Mitte Dezember 1794: „Alle meine Damenbekanntschaften schränken sich auf ein paar Worte Gespräch ein — eine ausgenommen", in den Weihnachtsferien werde er zu Hause bleiben „und höchstens meine Inamorata sprechen . . . . Unter andern mal' ich jetzt auch für sie zum Weihnachtsangebinde ein modernes Nähkörbchen" — bürgerlicher kann man seine Gefühle nicht äußern. In der Tat gibt er zu: „Daß ich meine Inamorata so ganz mit all dem Gefühle liebe, dessen mein Herz fähig wäre, daran zweifle ich sehr. Nichts wünsche ich aber weniger, als einen Gegenstand zu finden, der diese schlummernden Gefühle weckt: das würde meine behagliche Ruhe stören . . . ich erschrecke schon, wenn ich nur an den Troß denke, der solch' einem Gefühl auf den Fersen folgt: da kommen Seufzer, bange Sorgen, Unruhe, melancholische Träume, Verzweiflung pp — ich meide daher alles, was so etwas involvieren könnte. In jeder Empfindung für Cora zum Beispiel hab' ich gleich irgend eine komische Posse zur Surdine, und die Saiten des Gefühls werden so gedämpft, daß man ihren Klang garnicht hört." Entsprechend dieser Altklugheit hatte der Achtzehnjährige vorher die Forderung aufgestellt: „Nie muß der Kopf dem Herzen schaden, nie muß aber auch das Herz mit dem Kopfe davon laufen: das nenn' ich Bildung!" Wir werden sehen, wie lange diese Schulweisheit vorhielt.

Bei einer Zusammenkunft in der ersten Hälfte des Februar 1795 sagte Hippel arglos dem Freunde, daß er sich freue, zum Sommer als junger Beamter fortzugehen nach Marienwerder. Diese Äußerung traf Hoffmann um so tiefer, als er damals fürchtete, auch die Geliebte zu verlieren. Am 19. Februar klagt er: „Mich verläßt alles, auch sie wird mich verlassen: bald naht sich ein kritischer Zeitpunkt, der sie mir vielleicht auf immer entrückt. Ich glaubte durch Dich, durch Deinen Umgang mancher Last mich zu entledigen, die mich zentnerschwer drückt, aber das ist alles jetzt vorbei. Glaube mir, daß es lange nicht so schmerzhaft ist, alles zu verlassen, wie von allen verlassen zu werden. Schlaf wohl!" Vier Tage darauf, am 23.,

malt er, ein echter Romantiker, im vollen Bewußtsein der Unmöglichkeit dem Freunde ausführlich aus, wie herrlich es wäre, wenn sie den kommenden Sommer gemeinsam in Arnau verbrächten. Dann kommen die Worte: „Ach Freund, daß wir nicht können wie wir wollen . . . O süße Wonnezeit des Rosenmonds! Für mich werden die Rosen nicht blühen, umsonst wehen mit leichten Fittigen Zephyre mir Deine balsamischen Düfte zu. Einsam, ohne Freund, ohne Geliebte wird jede Stunde neuer Gram mein Herz durchbohren." Aber den Freund wird er schmerzlicher vermissen als die Geliebte. Am Tage darauf, dem 24., schreibt er: „Wenn ich sage, daß Du mich mehr interessierst, Bester, daß Du mir mehr am Herzen liegst als alles übrige in der Welt, daß ich alles aufopfern möchte um Dir zu folgen . . . . dann sage ich Dir eine heilige . . . Wahrheit: wir sind für einander geboren." Darauf malt er sich von neuem den imaginären Sommeraufenthalt in Arnau aus!

Ende Februar hatte Hoffmann nach Hippels Angabe „ein Renkontre mit einem Nebenbuhler", das ihn nicht nur in Gefahr brachte, die Geliebte zu verlieren. Am 28. berichtet er dem Freunde: „Meine Inamorata werde ich vermutlich garnicht mehr oder doch wenigstens sobald nicht sprechen (folgt der Anlaß, von Hippel gestrichen). Sollte ich . . . den . . . Kabalen unterliegen, so habe ich Dich noch . . . Sollte gar mein Leben in Gefahr kommen, so verlass' ich mich auf meinen Mut . . . Sollte ich endlich doch ein Opfer seiner . . . Bosheit werden, so weine Deinem Freunde eine mitleidige Zähre und sei der Vollführer einiger kleiner Anordnungen". Im selben Brief finden sich leidenschaftliche Beteurungen, daß er den Freund der Geliebten weitaus vorziehe: „Du bist mir viel, mehr als alles Übrige in der Welt. Wärmer noch schlägt mein Herz für Deine Freundschaft als für jene so unglückliche Liebe — denn unglücklich ist sie auch auf alle Fälle. . . . ich liebe Dich, ich bete Dich an. Du bist der Einzige, der die innern Regungen meines Herzens versteht, dessen ganze Seele sich so sanft der meinigen anschmiegt. . . . Mit Dir ziehe ich gern in eine Einöde: ich verlange dann keinen mehr zu sehen, keinen zu hören als Dich. . . . Freund, innig geliebter, ich sag's Dir feierlich und ernst: gern opfere ich die Geliebte und alles, wenn ich Dich mir erhalten könnte. Wie gern folgt' ich Dir nach Marienwerder! . . . Für Dich möcht' ich mit froher Miene mein ganzes scheinbares Glück aufopfern . . . . Welche Seligkeit liegt in dem Gedanken, mit Dir vereint allen gewiß infamen (!) Verhältnissen auf ewig entsagen zu können! Und Du glaubst einen Augenblick, sie könne mich zurückhalten Dir zu folgen? O wie so unwürdig meiner innigen Freundschaft gegen Dich wäre dies! Nein, selbst bei der glücklichsten, ungestörtesten Ruhe hätte sie mich nie zurückgehalten." Der Brief schließt im zartesten Pianissimo: „Schlaf wohl, lieber, einziger, teurer Freund! Süße Träume, reizende Bilder einer frohen Zukunft mögen Dich umgaukeln! Geisterartig walle bei Dir vorüber der Genius Deiner Dir Lieben! Fühlst Du ein leises Säuseln der Lüfte, ein leises Hin- und Herwehen, ein Flüstern gleich dem murmelnden Geräusch eines fernen Baches, so ist's mein Genius, der Dich umschwebt — denn alle Nacht bin ich bei Dir. Dich und sie, öfters noch Dich allein seh', hör' und fühl' ich in langen Träumen. Schlaf wohl!"

Unterm 4. April teilt Hoffmann dem Freunde mit, daß er am gestrigen Karfreitag in einem geistlichen Konzert, das „sehr voll geputzter Damen" war, „einige Worte mit ihr" gesprochen habe.

2. Die Liebe stärker als die Freundschaft: Herbst 1795 bis Mitte Januar 1796

Auf diesen Brief läßt Hippel in seiner Handschrift von 1822 einen vom 22. September folgen. „Eine Menge Briefe aus der Zwischenzeit", bemerkt er dazu, „sind nicht fürs Publikum." In dieser Zwischenzeit hatte Hippel (im Juni) endgültig die ostpreußische Heimat verlassen, um in Marienwerder den gerichtlichen Vorbereitungsdienst anzutreten, und Hoffmann hatte (im Juli) seinerseits das erste Examen bestanden. Für den Vorbereitungsdienst vereidigt wurde er erst Ende September; er trat ihn nicht in Marienwerder an, sondern in Königsberg — wir wissen nicht, ob freiwillig oder gezwungen.

Am 22. September schreibt Hoffmann an Hippel: „Die Wunden, welche schon fast geheilt waren, sind durch neue Vorfälle wieder aufgerissen, und ich zweifle nicht länger an ihrer Unheilbarkeit." Das folgende hat Hippel gestrichen. Wir lesen dann nur, der Briefschreiber habe die Nachricht erhalten, „daß alles wieder beim alten wäre, daß alle Szenen erneuert würden". Es folgen leidenschaftliche Klagen darüber, daß er sich nicht mit dem einzigen Freunde darüber aussprechen könne. Aber „wenn das, was mich hier so gefesselt, was den höchsten Lebensgenuß mir giebt, wenn ich das verlieren sollte, dann fliehe ich zu Dir . . . ich wohne, wenns möglich ist, dicht bei Dir oder doch wenigstens in einem Hause mit Dir".

Unterm 26. Oktober heißt es dann ganz entgegengesetzt: „Ich wünsche, daß Du einst ein Mädchen mit der ruhigen sanften Empfindung, die aber nie anders als nach ausgestandenen Stürmen sich unsers Herzens bemeistert, so lieben magst wie ich meine Inamorata. Es ist nicht das Toben einer wilden, alles verzehrenden Leidenschaft, es ist das sanftere Feuer eines innigen Gefühls, welches mich an s i e fesselt. Um dies alles nicht in meinen Verhältnissen lächerlich zu finden, muß man sie ganz kennen, und auch nur Dir, Du Einziger, der mich versteht, sage ich dies" (folgt eine Lücke). Wie ein späterer Brief (vom Februar 1796) ergibt, sah Hoffmann in dieser ruhigen Zeit die Geliebte regelmäßig an jedem Montag.

Am 19. Dezember schreibt er (anscheinend rein literarisch-hypothetisch im Anschluß an ein Gedicht): „wenn . . . die Geliebte, die mir alles war, mich hintergangen, mich vergessen hätte, welch eine gute Gottheit würde mich dann vor Verzweiflung schützen?" Es folgt ein von Hippel gestrichener Absatz. Am Abend, aus dem Theater zurückkommend, ergänzt er den Brief durch einen Bericht, den Hippel wiederum gestrichen hat und dem eine vieldeutige Ankündigung folgt: „Freund, wann werde ich mich endlich von all diesen bis zur Nichtswürdigkeit kleinen Kabalen, von all den sonderbaren Verhältnissen losreißen und frei und glücklich sein? . . . Wenn mir die Menschen den Kopf zu warm machen und ich dann einen Geniestreich ins Große mache, so werden sie alle die Mäuler aufsperren und mich mit der weisesten Schafsmiene für einen Narren erklären — woran ich mich aber sehr wenig kehren werde" (der Rest ist wieder von Hippel gestrichen).

Jetzt hielt es Hippel an der Zeit, Hoffmann an seinen Brief vom 28. Februar zu erinnern, oder wie er selbst es 1822 berichtet: „die Erkenntnis, daß er den sein Herz zugleich lähmenden und anregenden Verhältnissen in Königsberg entrissen werden müsse, entlockten dem Freunde . . . die dringende Bitte, Königsberg zu verlassen und mit ihm z sammen die Dienstbahn zu vollenden." Er schlug am 5. Januar 1796 Hoffmann

vor ⟨wie dieser am 23. es wiedergibt⟩, „das große Nest mit einem kleinen zu vertauschen, weil dieses wärmer sei" und fügte hinzu, er, Hippel, habe bereits ein Zimmer ⟨anscheinend bei seiner eigenen Wirtin⟩ für ihn reservieren lassen.

Aber um Hoffmanns Herz stand es jetzt anders als im Februar. Wie jener Brief den Kulminationspunkt der leidenschaftlichen Freundschaft zu Hippel bedeutet, so kommen wir jetzt zu dem heftigsten Ausbruch der unglücklichen Liebe des jungen Menschen, dem kein Fühlender sein Mitleid versagen wird. Ich muß um die Erlaubnis bitten, den Brief zum größeren Teile herzusetzen, zumal der wichtigste Satz von Hitzig 1823 gestrichen und erst 1912 von mir wieder hergestellt ist.

Sonntag, den 10. Januar 1796.

Vor drei Stunden habe ich Deinen Brief vom 5. Januar erhalten und schon jetzt setze ich mich hin, Dir ihn mit unruhigem Herzen und von tausend qualvollen Vorstellungen gemartert zu beantworten. Dein Plan in Rücksicht meines Fortkommens hat mich gerührt, weil er mirs fühlen läßt, wie aufrichtig Deine Freundschaft für mich ist. Mein Verhältnis mit — — ist dasselbe und vielleicht enger als je: die Unannehmlichkeiten und Zänkereien haben eine gute Wendung bekommen, nachdem eine gewisse Mittelsperson aufgehört hat, dumme Streiche zu machen. Du hast alles in Anschlag gebracht, nur nicht, daß ich sie bis zum Unsinn liebe und daß gerade das mein ganzes Unglück macht. — Du mußt mich für den wankelmütigsten Menschen halten, wenn Du dies liest; ich schäme mich fast, Dir mehr von einer Sache zu schreiben, die mich zum Fangball der heterogensten Launen macht, die mich vielleicht in Deinen Augen herabwürdigt und lächerlich macht. Ich liebe sie und bin unglücklich, weil ich sie nicht besitzen kann, weil in dem süßesten Genuß der Liebe ich qualvoll daran erinnert werde, daß sie nicht mein ist — nicht mein sein kann. Sie, die ich über alles liebe, ohne die für mich kein Glück blüht, keine Freude existieren kann, ist das Weib eines andern — eines Menschen, der, ohne die Kostbarkeit zu genießen, die er besitzt, sie nur ängstlich bewacht.

Da hast Du meine ganze Schwachheit. Ich weiß, daß Du, ohne mich lächerlich zu finden, mich bemitleiden wirst: Du bist der einzige, dem ich die Schwachheiten meines Herzens gern eröffne.

Unmöglich kann ichs verlangen, daß sie mich mit dem ausgelassenen Grad von Schwärmerei lieben soll, die mir den Kopf verrückt: und auch das quält mich. Und nun soll ich mich von diesem Gegenstande trennen — trennen mit der vollkommenen Gewißheit, sie nie wiederzusehn? . . . W ä r e s i e f r e i, so eilte ich zu Dir, denn alsdann hätt' ich den gewissen Zweck vor mir und könnt' ihn erreichen, aber jetzt! ⟨Hier hat Hippel eine vermutlich wichtige Stelle gestrichen. — Später fährt Hoffmann resigniert fort:⟩

Meine großen Pläne sind zu Ende . . . Mein Körper ist zu schwächlich, um nicht mit der Seele mitzuleiden, und ich glaube gewiß, nicht dreißig Jahr alt zu werden. Was dann nachher . . . geschieht, ist mir sehr gleichviel.

Also sei nur so gut, der Wirtin die Ausbietung der Stube zu erlauben: ich werde nicht von hier mich entfernen, solange der Tod oder Sturm und Braus mir nicht gewisse Leute aus dem Wege komplimentiert.

Meine Musik, mein Malen, meine Autorschaft — alles ist zum Teufel gegangen . . . Manchmal ist's mit mir ganz vorbei . . .

Bleibe Du in Marienwerder oder gehe nach Berlin, werde alles — werde viel mehr, als Du mit Deinen kühnsten Wünschen glaubst oder hoffst, mich laß hier in Königsberg mich verzehren: mit mir ist nichts anzufangen, das siehst Du wohl. Ich kann nicht fort, ich will sie nicht verlassen, und sie möcht' um mich vierundzwanzig Stunden weinen und mich dann vergessen — ich sie nie! Ich bin schon zu allem verdorben — man hat mich um alles geprellt, und auf eine sauersüße Art.

Lebe wohl, lieber Freund! Ich werde vielleicht so bald jetzt nicht schreiben, nimm es nicht übel und verschone mich auch eine Zeitlang mit Briefen. Glaube, daß ich Dich ewig, ewig schätzen und lieben werde! Lebe wohl, lieber, lieber Freund!

Ewig bis an den Tod

Dein H.

ich bin krank, herzlich krank. Ein einziges Wesen könnte mein Arzt sein! Vielleicht wird's wieder besser.

. . .

Montag ⟨den 11. Januar⟩ morgens.

Nimm doch nur nicht übel, daß ich so verworren geschrieben habe. Ich hätte den Brief gar nicht abgeschickt, wenn's mir möglich wäre einen bessern zu machen . . . Bester Freund, ich fühl' es, nur Du allein in der Welt verstehst mich . . . Um mich her ist hier Eiskälte, . . . und ich brenne und werde von meiner innern Glut verzehrt. Dein ganzer Plan macht mich unglücklich, Du hast mir das Herz zerrissen! Überall seh' ich Unmöglichkeiten, und doch werd' ich zu Dir hingezogen.

Ich erwarte bald einen Brief von Dir, ich werd' auch bald wieder schreiben. Leb' wohl, lieber Freund!

3. Vorbereitungen zur Trennung: Mitte Januar bis Mai 1796

In denselben Tagen hatte Hoffmann auf einer Redoute einen heftigen Auftritt, den er später ⟨s. u.⟩ mit dem Worte ‚Stierszene' bezeichnet. Er schildert ihn Sonnabend den 23. Januar dem Freunde und schließt mit den Worten: „Da hast Du in ein paar Kraftzügen ein ganzes Gemälde — in ein paar Worten die Quintessenz des ganzen Unglücks, welches mich quält . . . und mir Schlaf, Ruhe und Essen verleidet". Leider gönnt uns Hippel nur dieses Nachwort, das „Gemälde" selbst hat er gestrichen. Als Gegner Hoffmanns haben wir uns auch in diesem Falle anscheinend nicht den Ehemann der Geliebten zu denken, sondern einen Nebenbuhler, vielleicht einen Geheimen Rat M., wenigstens sagt Hoffmann, sein Unglück peinige ihn „wie der G.R.M. die blasse C." ⟨= Cora⟩.

Wie dem auch sei, jedenfalls konnte Hoffmann nach diesem Vorfall nicht mehr öffentlich zur Geliebten gehen: „aufgehoben ist aller Umgang zwischen ihr und mir", schreibt er. Auf dem nächsten Blatte erklärt er das aber fröhlich für „eine Lüge" und erläutert diesen verblüffenden Widerruf mit den Worten: „Dies wirst Du selbst bemerken, wenn Du bedenkst, daß man, wenn's einem so recht am Herzen liegt, zum Fenster hineinsteigt, wenn die Türe zugeschlossen ist. Freilich kann man den Hals brechen; aber was ist ein Hals gegen das, was man drinnen fand!" Er setzte also heimlich den Verkehr fort, der öffentlich abgebrochen war.

Immerhin nahm Hoffmann das Geschehene schwer genug, um seinen Fortgang aus Königsberg nunmehr ernstlich ins Auge zu fassen. „Vermutlich", schreibt er, „wird's noch unangenehme Auftritte setzen (hier hat dann Hippel wieder etwas gestrichen), und ich fliehe in die Arme meines Einzigen", auch die Geliebte werde ihn nicht zurückhalten.

Am Abend des nächsten Tages (Sonntag den 24. Januar) schreibt er bestätigend, daß sich „gewisse Pläne in meinem Kopfe immer fester setzen und ich mich sehr orientiere, in Marienwerder meine eigentliche Karriere zu machen"; er bittet Hippel um spezielle Angaben über die Beamten und die Dienstverhältnisse in Westpreußen, da er vielleicht schon im Laufe der nächsten drei Monate nach Marienwerder komme. Er sieht seinem Geburtstag (der im Dörfferschen Hause wunderlicherweise erst am 25. Januar, statt am 24., gefeiert wurde) mit Unmut entgegen: „Morgen wird man mich überraschen mit dem, was mir von meinen Wünschen abgelauert wurde; (Lücke: Angabe des Geschenkes, das er von der Geliebten erwartet;) was hilft das, wenn sie selbst nicht da ist!"

Montag den 25. heißt es überraschend: „Sie kommt!" Eine Mittelsperson habe es ihm angekündigt und erklärt, der Friede sei wiederhergestellt. „Wie der Sturm sich nun wieder gelegt hat, welcher Genius Öl in die Meereswogen gegossen hat, das weiß ich nicht; genug: sie kommt." Trotzdem bleibe es bei seinen Plänen, „und über kurz oder lang, spätestens binnen einem Jahre komm' ich nach Marienwerder".

Als Nachschrift: „Sie hat diesen Brief gelesen, ist gerührt und bestellt tausend Versicherungen wahrer Freundschaft an Dich."

Aber es hing nicht mehr von Hoffmanns eigenem Willen ab, ob er in Königsberg blieb oder nicht. Am 22. Februar mußte er Hippeln melden: „Die Stierszene auf der Redoute, die ich Dir letzthin beschrieb, hat doch ernsthaftere Folgen gehabt, als ich anfangs dachte" (das Folgende hat Hippel wieder gestrichen!). Hoffmann erklärte also Anfang Februar seinen Verwandten (der Mutter und deren älterem Bruder), daß er „schlechterdings nach Marienwerder wollte". Das wurde ihm abgeschlagen, offenbar da man den heißblütigen Jüngling nicht ohne Aufsicht lassen wollte. So schlug er Glogau vor, wo der jüngere Bruder seiner Mutter Rat am Obergericht war. Das wurde genehmigt, und der Glogauer Onkel schrieb auf Anfrage, er werde den Neffen „mit offenen Armen empfangen". Hoffmann ist einverstanden, zumal seine Liebe wieder herabgestimmt ist: „Ein Glück, das meine Sinne und mein Herz mit niedlichen Gaukeleien amüsiert, kann mich nicht mehr mit den diamantenen Banden fesseln, die es vor weniger Zeit um mich schlug". Die Probe, auf die das Verhältnis gestellt wird, ist ihm ganz recht: „denn welch eine Anhänglichkeit, welch eine Liebe wär' das, die in einer Entfernung von

78 Meilen erkaltete!" ⟨Ein Zusatz ist wieder von Hippel gestrichen!⟩ Freilich heißt es dann gegen Schluß des Briefes: „Für eins nur ist mir bange, für die Verzweiflungsszenen einer gewissen Person, wenn es heißen wird: ‚Fort!' Wenigstens wird's mir eine fatale Laune verursachen, die ich nicht so bald verlieren kann."

Am 13. März heißt es wieder im Fortissimo: „Mit — — stehe ich in einem Verhältnis, das mir Seligkeit und Wonne verursacht und mir Tod und Verderben droht, wenn ich nicht männlich genug bin meinen Entschluß auszuführen".

Am 31. März dagegen minder bestimmt: „aufrichtig gesagt: wohl und weh wird mir bei dem Gedanken an die Trennung von ihr" ⟨Rest gestrichen!⟩.

Am 23. April starb Hippels reicher Oheim. Der Neffe und Universalerbe kam zur Beerdigung nach Königsberg, und bei dem Zusammentreffen der Freunde zeigte es sich, daß beide nicht mehr so zusammenpaßten wie ehemals. Hippel war männlich geworden und strebte praktischer Betätigung zu, während Hoffmann weiter als Jüngling und Künstler empfand. Hippel berichtet, daß Hoffmann verlangt habe, „der Freund, der unterdessen unabhängig geworden, solle zu ihm zurückkehren. Dieser, dessen Geschick es anders wollte, setzte der Heftigkeit der aufgeregten Leidenschaft Beharrlichkeit und Ruhe entgegen, die jener als Kälte aufnahm und mit Vorwürfen lohnte." Immerhin sind die Vorwürfe, die Hoffmann in seinem Briefe vom 28. Mai ausspricht, so in dem Moll-Ton zarter Trauer gehalten, daß Hippel unmöglich darüber zürnen konnte. Am Schluß heißt es: „Die meinem Herzen teuer ist, grüßt Dich und gibt Dir einen Kuß des Friedens".

Einige Tage darauf verließ er die Heimat: „Der Abschied von ihr hatte mich so butterweich gemacht, daß ich mich bald vor mir selber sehr prostituiert und geweint hätte."

4. Die ersten traurigen Monate in Glogau: Juni bis Anfang Oktober 1796

Es ging jetzt, um das vorweg zu berichten, schnell bergab mit dem Wohlstand des Hattschen Hauses. Hatt, der sich mit einem Johannes Kospoth assoziiert hatte, nahm im Juli von einem Memeler Kaufmann zehntausend Gulden auf gegen eine zweite Hypothek auf seine Grundstücke. Im September wurde dann — offenbar auf das berechtigte Verlangen der Frau — das wechselseitige Testament von 1784, das 1793 bereits modifiziert war, vollends zurückgezogen.

Am 15. Juni war Hoffmann in Glogau angekommen. In wunderlicher Vertrauensseligkeit schüttete er dem Oheim, der vermutlich schon von Königsberg her informiert war, sein Herz aus: „Dem Onkel", schreibt er am 18. Juli, „warf ich mich an den Hals mit meinen Leiden. Sein Trost, sein Rat war eiskalt . . . Denke Dir, daß er mir sogar den Rat gab, nie mehr zu schreiben, damit nicht meine Briefe ad acta kämen." Der Onkel sah also einen Ehescheidungsprozeß voraus, und wir werden sehen, daß Hoffmann später diesen Gedanken aufgegriffen hat.

Wenn Hoffmann auch die Geliebte verlassen hatte, so hatte die Liebe zu ihr ihn doch in die Fremde begleitet. „Nimm an," schreibt er in dem eben zitierten Brief, „daß ich mich mit Gewalt losriß von einem Wesen, das meine ganze Seele füllte, das mir alles sein konnte! Ich opferte mich einem unglücklichen konventionellen Verhältnisse auf und floh mit blutendem Herzen." Jeden Morgen quälte ihn „das Gefühl der unausfüllbaren

Leere, der Losgerissenheit von der Kette, die mich an Freude und Seligkeit band". Sein Lebensmut, sein Geist erschlaffte in Glogau; erst am 16. September gab, wie er am Tage darauf schreibt, ein Brief aus Königsberg ihn sich selbst wieder. Aus diesem Briefe ersah er nämlich, daß Hippel und die Hatt im D⟨örfferschen?⟩ Hause zusammen gegessen und sich von ihm, Hoffmann, unterhalten hatten. „Das alles hat mich ausgesöhnt mit mir und mit dem, was um mich ist."

Am 3. Oktober schreibt er Hippeln, nicht als „Neuigkeitsbrief", sondern als feingepinseltes Stimmungsbild, das er bei Gelegenheit einem eigentlichen Briefe beilegen wollte, einen Hymnus auf ihre Freundschaft, der wie ein Abglanz des glühenden Briefes vom 28. Februar 1795 wirkt. Der Freund behauptet wieder den Vorrang vor der Geliebten: „Wenn selbst jene entzückenden Bilder, jene Wonneträume, sie einst zu besitzen . . . nur Bilder blieben . . . , so nagt das noch nicht die Blüten meiner Seligkeit weg: ich habe Dich!" Und nachher: „Ja, mein Theodor, wenn alles für mich verloren ist, wenn sie nicht für mich lebt, dann lande ich in Deinem Hafen." Aber gegen Schluß kommt die Klage: „Nur einen einzigen Gedanken" — offenbar ist die Furcht vor der Untreue der Geliebten gemeint — „reiße noch aus meiner Seele, und ich werde ganz glücklich sein — können! Du merkst, worauf dies alles geht, um so mehr wenn ich hinzusetze, daß das Dasein eines einzigen Menschen, dem ich 78 Meilen entfloh, meine schönsten Stunden umschafft in schmerzhafte. Eine krampfhafte Empfindung durchzuckt mein Inners, wenn ich mir etwas kleines, ungeheures denke — Genug! schon verbittert mir der Gedanke daran die Sabbathsaugenblicke, die ganz Dir gehörten."

5. In der Hoffnung auf Wiedersehn: Mitte Oktober 1796 bis April 1797

In der Folge arbeitete Hoffmann an einem Porträt der Geliebten. Am 22. Oktober schreibt er: „Freilich hab' ich aus Königsberg ihr Gemälde erhalten. Getroffen ist sie und schön gemalt, das Gemälde ist aber in Nova Zembla gemacht: kein warmes Kolorit, kein feuriger Blick führt's zum Herzen, sie ist's nicht, sie, die mich liebt. Ich arbeite an einer Kopie, der meine glühende Phantasie Leben und Geist geben soll." Vielleicht ist dies Porträt ⟨vielleicht aber auch ein Selbstbildnis⟩ gemeint, wenn Hoffmann dann am 22. Januar 1797 schreibt: „Wenn ich nur erst weiß, ob Du noch in Marienwerder bist oder schon fort nach Königsberg . . . , so schicke ich Dir ein gewisses Porträt zu."

In diesem Januarbrief und stärker noch in einem vom 15. März 1797 klagt Hoffmann, daß die „verzweifelte Resignation", zu der er in Glogau verurteilt sei, seinen Charakter verdorben, ihn boshaft und schlecht gemacht habe. Als Gegengewicht bezeichnet er im Januar Hippels Briefe: jedes Wort darin sei ihm heilig, jeder Blick, den er hineinwerfe, erstickе die schlechten Gedanken; im März nennt er die Geliebte als den guten Engel: „Es gibt Augenblicke, wo ich an allem Gutem verzweifle, wo ich mich aufgelegt fühle, allem entgegenzuarbeiten, was mit scheinbarem Glück prahlt: und dann, dann, wenn alles aufwacht, Briefe aus Preußen mich wider meinen Willen an menschliche Wesen ketten — Liebe kann einen Satan bekehren! — . . . dann wird die Eisrinde, die sich um mein Herz legte, erwärmt, sie schwindet, und eine unbeschreibliche Wehmut wirft mich nieder."

Gewiß, er macht anderen Mädchen den Hof, insbesondere einer hübschen M. Er war neulich, schreibt er in dem zitierten Märzbrief, mit ihr allein zusammen, er war glücklich und wollt's ihr sagen: da ertönte eine Melodie, sie erinnerte ihn an die Geliebte, der er Treue gelobt, „und ein Fieberfrost kühlte die Glut, welche in mir aufgestiegen war."

Schon im Oktober 1796 faßte der Glogauer Onkel den Plan, zu Ostern 1797 persönlich seinen Sohn auf die Königsberger Universität zu bringen und bei der Gelegenheit auch den Neffen mitzunehmen. Am 22. Oktober schreibt Hoffmann: „Es ist fast ganz gewiß, daß ich auf den März die Reise nach Königsberg mit dem Onkel antrete. Wir werden uns wiedersehn, ich werde Dich früher umarmen als sie!" Im Dezember erfährt er, daß Hippel selbst nach Königsberg fahren will. Er schreibt ihm am 11.: „Die Nachrichten, welche ich jetzt aus Königsberg erhalte, sind so sonderbar, so widersprechend, daß sich mir nichts gewisses daraus abstrahieren läßt. Ich bekomme zwar auch Briefe von ihr, diese sind aber nur schlechte Repräsentanten der Vergangenheit. — Du gehst nach Königsberg, von Dir glaube ich mehr und gewissere Nachrichten zu erhalten, wie man sich meiner erinnert. Diese Nachrichten sollen meine Reise nach Königsberg bestimmen!" Am 22. Januar 1797: „Wenn wir uns wiedersehen, ist meine Phantasie von neuen Hoffnungen geschwängert: ich werde ausgelassen sein, denn dort find' ich sie wieder" ‹Rest gestrichen!›. Ganz anders am 15. März: „Aller Wahrscheinlichkeit nach sehen wir uns künftigen Frühling nicht wieder. Der Onkel hat Hindernisse aufgefunden, oder vielmehr: Hindernisse haben sich ihm entgegengestellt, welche die ganze intendierte Reise vereiteln. Wenn Du nicht lebtest und mich noch liebtest, wär's mir gleich, denn sie in Königsberg wiederzusehn erfüllt mich mit Entzücken, aber auch mit tötendem Schmerz!" Vier Tage darauf zu dem versehentlich nicht abgesandten Brief die Nachschrift: „Nur noch mit einigen Worten sag' ich Dir, daß die Reise nach Königsberg doch wahrscheinlich vor sich gehen wird, übrigens lebe ich jetzt in dieser Hoffnung glücklicher als sonst." Am 23. April wieder kleinlaut, wenn auch aus anderen Gründen: „Es bleibt mir nichts übrig, als mich gewaltsam an Dein Herz zu drücken und so dem Sturme entgegenzugehen, der meiner vielleicht wartet!"

6. Wiedersehn in Königsberg: Mai 1797

Hoffmann machte sich mit dem Onkel und dem Vetter Anfang Mai auf, begrüßte unterwegs Hippel und berichtet ihm am 10. Mai aus Königsberg: „Laß Dir's mit zwei Worten sagen, daß ich in Königsberg sie wiederfand, daß sie nur für mich lebt und daß in diesem Wiedersehn alles um mich her versunken ist . . . daß ihr Wesen ins meine verschmolzen ewig in mir leben wird."

Hippel berichtet 1822: „Die durch die Trennung eines Jahres kaum gedämpfte Leidenschaft erwachte hier mit neuem Feuer. Sie erzeugte einen Plan, den Hoffmann mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit seiner Phantasie ergriff und ausarbeitete. Er fand darin eine Zukunft, von welcher er sich ein Paradies versprach. Der Plan umfaßte nichts Geringeres als die Trennung der Geliebten von ihrem Unholde, wozu sogar seine bürgerlichen Verhältnisse rechtsgültige Gründe dargeboten hätten."

Über den Abschied berichtet Hoffmann am 27. Juni aus Glogau: „Ich bin in Königsberg beim Abschied so weich geworden, daß ich weinte wie ein Kind. Die Rührung war widernatürlich, meinem Charakter, meiner Art solche Gefühle zu äußern ganz entgegen, vielleicht mischte sich die Ahnung drein, welche mich marterte: ich glaube, sie nicht wiederzusehn."

7. Neue Trennung und Bruch: Sommer und Herbst 1797

Hippel beantwortete diesen Brief am 11. Juli und versprach, in acht Tagen mehr zu schreiben. Aber es wurde nichts daraus.

Hoffmann seinerseits schrieb in der erregten Stimmung, in die ihn der Aufenthalt in Königsberg versetzt hatte, dem Freunde „fast jeden Posttag". Hippel teilt von diesen Briefen nur den letzten längeren mit, der am 29. August geschrieben ist. Es heißt darin: „In Königsberg ist man jetzt so konfus, daß ich die widersprechendsten Nachrichten erhalte, und so wenige, daß man mich am Ende wohl ganz und gar vergessen würde, wenn nicht noch eine Person zuweilen an mich dächte . . . Man muß geliebt haben — ein Weib, so wie sie war und ist, um es glaublich zu finden, daß ich noch mit all der Schwärmerei der ersten Liebe an ihr hänge, daß meine süßesten — ich muß sagen, meine tröstendsten Augenblicke die sind, die ich bei ihrem Porträt in der Erinnerung an jene goldne Zeit zubringe! Daß man uns trennen will, . . . ist mir nichts Neues, wenn es auch von einer Vertrauten, die uns einander näher brachte, inkonsequent gehandelt ist, aber die Mittel, welche man jetzt wählt, sind niedrig und erfüllen mich mit Indignation gegen die falsche Spielerin, die jetzt mir meine Karten auf immer zuwerfen will" (das Folgende ist von Hippel gestrichen!). Dann malt Hoffmann sich das Glück aus, das er im Umgange mit Hippel und mit der Geliebten genossen hat: „Nimm mir das ganze Andenken meines Daseins, nur laß mir die Stunden, die ich mit Dir und mit ihr verlebte: ich werde glücklich von der Vergangenheit träumen können, wenn mich die Gegenwart niederdrückt." (Hoffmann bewährt sich hier wie immer als der geborene Romantiker, für den es keine Gegenwart gibt: früher berauschte er sich mit Entzücken an der Wonne der Zukunft, jetzt an der Süße der Vergangenheit. Er kennt nicht den unmittelbaren Genuß, sondern nur die Sehnsucht, sei es in der Form der Hoffnung oder der Erinnerung.) Abends um 10 fügt er hinzu: „Um 7 Uhr lief ich heute im schönsten Herbstabende herum und suchte Erholung. Ein unaussprechliches Gefühl der Leere treibt mich umher, und in jedem fallenden Blatte sah ich meine gestorbenen Freuden." Qualis artifex! Zum Schluß schreibt er demütig: „Du wirst mir gewiß die Wohltat erzeigen, mich nicht lange auf Antwort warten zu lassen: seit fünf bis sechs Wochen habe ich nicht eine Zeile gesehn".

Aber Hippel schwieg weiter, volle sieben Monate lang. Ende Februar hatten die Testamentsvollstrecker seines Oheims für ihn die Herrschaft Leistenau im Kreise Graudenz erworben, Anfang April hatte er selbst für sein Haus gesorgt, indem er bei einer Gutsbesitzerin in der Nähe von Marienwerder um die Hand von deren Tochter anhielt. Der neue Gesichtskreis, der Verkehr mit der Braut und deren Familie entfremdeten ihn vollends dem Reiche der Kunst, der Sehnsucht und des Traumes, in dem Hoffmann heimisch war. — Hoffmann versuchte vergeblich, von Hippels Vater Nachricht über den

Freund zu erhalten, und er schrieb diesem selbst schließlich in einer verzweifelten Stimmung „einige Zeilen, die mir nachher unendliche Vorwürfe kosteten".

Erst in der zweiten Hälfte des Februar 1798 bat Hippel in einem kurzen Briefe für sein Stillschweigen um Entschuldigung. Nun antwortete Hoffmann am 25. Februar; von seinem Verhältnis zur Heimatstadt sagt er ganz kurz: „Mit der Welt in Königsberg habe ich vollkommen abgerechnet. Außer den Schneesäulen der Verwandtschaft, von denen ich zuweilen emballierte Flocken erhalte, höre ich von keinem Menschen etwas, mag auch nichts hören: eine Reise nach Preußen würde nur bis Leistenau gehen."

Was in der Zeit von Ende August 1797 bis Ende Februar 1798 zwischen Hoffmann und seiner Geliebten vorgegangen ist, wissen wir nicht, weil Hippel keinen Wert darauf gelegt hat, es zu erfahren. Seinen Bericht über diese Episode in Hoffmanns Leben schließt er 1822 mit den Worten: „Der Zufall vereitelte eine Vereinigung, in der beide schwerlich das gehoffte Glück gefunden hätten."

IV.

Unterdes hatte die Firma Hatt & Kospoth den Konkurs angemeldet. Im Dezember 1797 beauftrage Dora, die ja zum Glück in Gütertrennung lebte, einen Rechtsverständigen mit dem Schutze ihres Vermögens. Im Januar 1799 wurden ihr die beiden Hattschen Grundstücke in der Zwangsversteigerung für 30 100 Gulden zugeschlagen. Noch im selben Jahre zahlte sie die zweite Hypothek nach Memel aus und 3000 Gulden von der ersten: so rettete sie, wie Hippel am 4. Dezember 1822 sich Hitzig gegenüber brieflich ausdrückt, ihren Gatten, den „erbärmlichen Menschen", „mit Aufopferung ihres Vermögens von der Strafe des betrüglichen Bankerotts".

Am 22. Februar 1800 wurde die unglückselige Ehe wirklich geschieden. Die Töchter wurden der Frau zugesprochen, auch behielt diese den Rest ihres Vermögens, insbesondere die beiden Häuser.

Am 3. Juli desselben Jahres 1800 ließ sie sich auswärts in der Stille trauen mit dem mittellosen Carl Leopold Siebrandt, der in der von-der-Gröbenschen Stipendienanstalt als deren Inspektor wohnte. Er war am 13. November 1776 in Darkehmen als siebentes Kind des dortigen Pfarrers geboren, also noch zehn Monate jünger als Hoffmann und über zehn Jahre jünger als seine nunmehrige Gattin; am 31. März 1794 war er als stud. theol in Königsberg immatrikuliert worden, war später aber zur Jurisprudenz übergegangen. Ob und wieweit er unserer Heldin schon während ihrer ersten Ehe nähergetreten ist, läßt sich nicht einmal vermuten; denkbar ist es natürlich, daß Hoffmann sich um seinetwillen im Herbst 1798 so schroff von der Geliebten abgewendet hat.

Vierzehn Tage nach der Hochzeit verlor Dora ihre jüngste Tochter Caroline Wilhelmine Hatt, wie sie, zusammen mit Siebrandt als Stiefvater, anzeigt. 1801 schenkte sie diesem einen Sohn. Der junge Ehemann bestand 1802 das Referendarexamen. Im selben Jahre verkaufte das Ehepaar die beiden Grundstücke. Mitte Januar 1803 gebar Dora einen zweiten Sohn. Wie bei dem ersten Scheffners Gattin, so stand bei dem zweiten eine Tochter Hamanns Gevatter: Frau Dora wußte also auch jetzt den Zusammenhang mit den Trägern des geistigen Lebens zu wahren. Aber schon drei Wochen nach

der letzten Niederkunft, am 5. Februar, starb sie, an der „Auszehrung" (?); am 11. wurde sie im Schlundkschen Erbbegräbnis auf dem alten Kirchhofe beigesetzt.

Hoffmann lebte damals als Rat am Obergericht und junger Ehemann in Plock. Ein Jahr darauf, vom 24. Januar bis zum 15. Februar 1804, weilte er zu Besuch im Dörfferschen Hause in Königsberg, in dem er aufgewachsen und Dora nähergetreten war. Am 13. Februar schreibt er ins Tagebuch:

> Ein kleiner Vorfall! — nein, kein kleiner Vorfall: ein Ereignis, wichtig für Kopf und Herz, hebt den heutigen Tag über seine tristen ältern Brüder heraus. Ein junges blühendes Mädchen, schön wie Correggios Magdalena, gewachsen wie die Grazien der Angelika Kauffmann, stand nachmittags vor mir. Es war Malchen Hatt. Sie hatte der Mutter Grazie: das Ideal meiner kindischen Phantasien von dem Vormals meiner Inamorata stand vor mir. Eine süße unbekannte Wehmut ergriff mich. Sie blickte mich mehrmals bedeutend an; gewiß war ich ihr nicht minder merkwürdig als sie mir . . .
>
> Ich bin sonderbar bewegt. Der Toten sei hier ein Monument gesetzt! Es ist lebendiger wie sonst die Castra doloris zu sein pflegen, da statt des marmornen Todesengels auf jenen hier eine lebendige Grazie die Hauptrolle spielt.

HOFFMANN ALS „REGIERUNGSRAT“ UND ALS „VERJAGTER OFFIZIANT“.

Mit zwei ungedruckten Eingaben.

Hoffmann trat im Mai 1802 mit einem Ratspatent vom 21. Februar sein Amt an der neu-ostpreußischen Regierung zu Plock an. Er fuhr dann noch einmal nach Posen zurück, um sich dort am 26. Juli trauen zu lassen. In dem Bericht, der wie immer gegen Jahresschluß dem Großkanzler zur Vorlage an den König erstattet wurde [1], gab der strenge Präsident Carl Friedrich von Beyer Hoffmann „das Zeugnis eines sehr gebildeten und vorzüglich brauchbaren Geschäftsmannes, der durch seine Arbeiten und durch seinen anständigen, stillen Lebenswandel ungeteilten Beifall sich erwirbt“. Hoffmann, der davon erfuhr, schrieb einige Monate darauf, im Frühjahr 1803, an seinen Freund Hippel, „daß ich hier der fleißigste Arbeiter bin und daß der als ein eigner, harter Mann bekannte Präsident Beyer mit mir sehr zufrieden ist, welches mir dann auch die Gnade des Herrn Großkanzlers Exellenz erworben hat“.

(Die Leser dieser Mitteilungen brauchen kaum daran erinnert zu werden, daß in der Terminologie des friderizianischen Preußen „Geschäftsmann“ und „Offiziant“ = Beamter, „Regierung“ = Obergericht eines Departements und „Großkanzler“ = dirigierender Justizminister ist. Dieses Amt bekleidete damals Heinrich Julius von Goldbeck und Reinhart.)

Auch Ende 1803 erteilte Beyer im Jahresbericht an Goldbeck Hoffmann „wegen seiner Geschicklichkeit, [seines] Fleißes und ... seines stillen, anständigen Lebenswandels das vorteilhafteste Zeugnis“. Man muß sich dabei gegenwärtig halten, daß Hoffmann mit allen Fasern seines Wesens an den Künsten hing. Am 16. Oktober 1803 hatte er nach dem glücklichen Entwurf einer schwierigen Zeichnung ins Tagebuch geschrieben. „Ob ich wohl zum Maler oder zum Musiker geboren wurde? Ich muß die Frage dem Präsidenten Beyer vorlegen oder mich bei dem Großkanzler danach erkundigen: die werdens wissen.“

Am 27. Januar 1804 schlug der eben genannte Großkanzler dem Könige vor, die freigewordene Stelle eines Rates an der südpreußischen Regierung zu Warschau an Hoffmann zu geben, „welcher diese Versetzung wünscht und seithero sein Amt untadelhaft und zur völligen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten verwaltet hat“. Am 16. Februar vollzog der König das entsprechende Reskript, im März wurde es Hoffmann zugestellt, und etwa im April ging dieser in die alte Hauptstadt Polens ab.

1. Die Konduitenlisten des Justizdepartements für die Jahre 1802 bis 1805 befinden sich in den Kabinettsakten Friedrich Wilhelms III. (Repositur 89 des Geheimen Staatsarchivs), und zwar in den beiden Bänden 71 J und K; ich habe sie Anfang 1909 ausgezogen und teilweise bereits für das 1. Stück meiner 'Fragmente einer Biographie Hoffmanns' (Berlin, Gebr. Paetel, 1914) benutzt.

Auch der Präsident der dortigen „Regierung“, Daniel Wilhelm von Meyer, hatte nichts an Hoffmann auszusetzen, obgleich dessen Herz nach wie vor der Kunst, nicht dem Amt gehörte. Ende 1804 berichtete Goldbeck dem Könige über Hoffmann: „Das Praesidium ist mit seiner Aufführung zufrieden und giebt ihm das Zeugnis des Fleißes und der Geschicklichkeit“; Ende 1805 bezeichnet er Hoffmann als „anhaltend fleißig, geschickt und brauchbar“. In der Tat hielt Hoffmanns Dienstführung auch einer unvermuteten Nachprüfung stand. Im September 1805 revidierte der Freiherr Karl Wilhelm von Schroetter die Gerichte der Ostprovinzen; „mich kümmert das wenig“, schrieb Hoffmann an Hippel, „da ich keine Reste habe und gehabt habe; ich muß ja wohl frisch von der Hand wegarbeiten, um nur die Akten mit Partituren verwechseln zu können. Der Revisor hat ein gar grimmiges Gesicht, scheint aber ein guter Mann zu sein“.

Ende 1806 sollte Goldbeck nicht mehr zu einem Bericht über die südpreußischen Regierungen kommen. Am 14. Oktober war das preußische Heer bei Jena und Auerstedt vernichtet, am 28. November besetzte Milhaud mit der Avantgarde der Muratschen Reiterei Warschau; „nach wenigen Tagen“ – so berichtet Hitzig als Augenzeuge in dem Buche 'Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß' (1823) I 303 – „löste Mathieu Favier, *ordonnateur en chef* des Muratschen Armeekorps, die Preußische Regierung im Namen des Kaisers auf, und Wybicki, der mit Kosciuszko in Paris gewesen, installierte in deren Stelle ein aus Polen gebildetes neues Obergericht.“

Die Mitglieder der aufgelösten „Regierung“ waren, wie Hitzig ebenda S. 304 angibt, „übereingekommen, die baren Kassenbestände, um sie nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen, nach dem Verhältnisse der Gehälter auf so viele Monate, als es zureichte, zu verteilen; dies deckte die Ausgaben für die nächste Zukunft“. Gleichwohl mußte Hoffmann die erst vor kurzem bezogene schöne Wohnung in der Krakauer Vorstadt räumen, da das Haus stark mit Einquartierung belegt wurde. Er wohnte fortab in einer Dachkammer des Hauses der von ihm mitbegründeten Musikalischen Gesellschaft, und zwar die ersten Wochen zusammen mit seiner Frau, seiner anderthalbjährigen Tochter Cecilia und der etwa zwölfjährigen Michalina Gottwald, einer Nichte seiner Frau, die Hoffmanns schon in Plock zu sich genommen hatten. Im Januar 1807 hatte er Gelegenheit, diese drei Angehörigen unter sicherer (militärischer) Bedeckung zu seiner Schwiegermutter nach Posen zu schicken. Sein oben genannter späterer Biograph, der damalige Assessor Itzig, begab sich im März zu seinen Eltern nach Potsdam bzw. Berlin.

Hoffmann erkrankte lebensgefährlich; nach seiner Wiederherstellung im April wünschte er gleichfalls nach Berlin überzusiedeln, um dort als Tonkünstler von Beruf, insbesondere als Opernkomponist, zu leben. Itzig riet ihm mit Recht, das nicht in dem notleidenden, von den Franzosen besetzten Berlin, sondern in Wien zu versuchen; er sandte ihm warme Empfehlungsschreiben an die beiden Schwestern seines Vaters, die mit den dortigen Bankiers und Freiherren Nathan Adam von Arnstein und Bernhard von Eskeles verheiratet waren. Hoffmann stimmte ihm bei, mußte jedoch aus Mangel an Geldmitteln die Abreise verschieben. Im Juni wurde er jedoch genötigt zu handeln. Er berichtet am 20. Oktober 1807 an Hippel (der Brief ist erst 1912 nach einer Abschrift des Empfängers von mir veröffentlicht): „Daß gleich nach dem Einmarsch der Franzosen in Warschau die preußischen Offizianten entsetzt wurden, ist Dir bekannt. Da indessen die Änderung der Umstände damals wenigstens noch möglich war, blieb ich mit mehreren von meinen Kollegen am Orte, bis man Anfang Junius uns aufforderte, entweder eine Unter-

werfungs-Akte, die einen Huldigungseid enthielt, zu unterschreiben oder Warschau binnen acht Tagen zu verlassen. Daß jeder rechtliche Mann das letztere wählte, kannst Du Dir leicht denken . . . nun ging ich . . ., da man mir die Pässe nach Wien, wo ich mein Unterkommen zu finden hoffte. schlechterdings verweigerte, nach Berlin." Er fuhr zusammen mit seinem gleichaltrigen Kollegen Conrad Jacobi; beide trafen am 18. Juni in Berlin ein.

Hoffmann bemühte sich nun in den nächsten Wochen vergeblich, die Kompositionen und Zeichnungen zu verwerten, die er aus Warschau mitgebracht hatte. So mußte er versuchen, einen Vorschuß auf sein rückständiges Richtergehalt zu erlangen. Am 14. August richtete er an Goldbeck eine Eingabe, der er ein Immediatgesuch an den König beilegte. Beide Stücke samt dem Konzept der Antwort liegen in den Akten des Justizdepartements auf der Repositur 84 des Geheimen Staatsarchivs in den „*Acta* betr. die durch den Krieg bei der Regierung zu Warschau und deren Departement brotlos gewordenen Offizianten . . . 1807/08" (= XIII b : G 207); der Geheime Archivrat Dr. Paul Bailleu, damals Zweiter Direktor der Preußischen Staatsarchive, machte mich an Hoffmanns 138. Geburtstage, dem 24. Januar 1914, darauf aufmerksam.

Die Eingabe an Goldbeck lautet buchstäblich [1]):

HochWürdiger HochGebohrner Freyherr!
Wirklicher Geheimer EtatsMinister, Ritter des Schwarzen AdlerOrdens,
Chef der Justiz und GroßKanzler!
Gnädiger Herr!

Gedrückt von einer Verlegenheit, die ich nie vorher kannte und die jezt beynahe den höchsten Punkt erreicht hat, wage ich es, mich an Ew. Exellenz zu wenden und um Hülfe anzuflehen. Unverschuldet habe ich Amt und Einkommen verlohren und befinde mich in einer übleren Lage als die mehresten meiner Collegen, da es mir an eignem Vermögen so wie an Verwandten, die mich unterstützen könten, gänzlich fehlt und da es mir auch nicht möglich ist, jezt auf der Stelle einen mich nährenden Erwerbszweig zu finden. Die unbedeutende Summe, welche ich aus dem Schiffbruche in Warschau rettete, ist aufgezehrt, ich sehe dem drückendsten Mangel entgegen, und dies nöthigt mich, Ew. Exellenz meine Noth zu klagen, ehe Se. Majestät der König über unsere Entschädigung definitiv entschieden haben. Nur die vorlaüfige Anweisung einer geringen Summe von 100 rth, des dritten Theils meines bis zum Frieden rückständigen Gehaltes, auf irgend einem Fond, an dem es nicht fehlt, ist es, warum ich Ew. Exellenz unterthänigst anzuflehen wage. Diese Summe würde mich vor Mangel schützen und mich in den Stand setzen, die ferneren Dispositionen ruhig abwarten zu können. Ew. Exellenz haben mir während meiner Dienstführung ein gnädiges Wohlwollen bezeugt, und ich habe alle meine Kräfte angestrengt, mich dieses Wohlwollens würdig zu erhalten; in dieser Hinsicht [2] hoffe ich, daß Ew. Exellenz gewiß meine Bitte erhören und so einen treuen Diener des Staates dem gänz-

1. Wie man sieht, schrieb Hoffmann trotz seiner guten Sprachkenntnisse das Wort Exzellenz konsequent falsch. Die Interpunktion habe ich an ein paar Stellen leicht retouchiert.
2. = in Hinblick darauf.

lichen ihm drohenden Untergange entreißen werden. Um so mehr glaube ich auch, daß meiner unterhänigsten Bitte nachzugeben seyn würde, als in dem schlimmsten Fall den südpreuß. Offizianten doch immer ihr rückständiges Gehalt bis zum Frieden oder wenigstens ein Theil desselben ausgezahlt werden würde. Indem ich eine offizielle Vorstellung, die meine Ew. Exellenz vorgetragene Bitte enthält, beyzulegen wage, ersterbe ich in tiefer Devotion.

Berlin, CharlottenStraße *no* 42. D. 14[t] August 1807.

Ew. Exellenz
allerunterthänigst treugehorsamster
Der RegierungsRath Hoffmann

Das Immediatgesuch hat folgenden Wortlaut:

AllerDurchlauchtigster, GroßMächtigster König,
AllerGnädigster König und Herr!

Ew. Königl. Majestät werden gewiß mit landesväterlicher Huld auf diese oder jene Art für Ihre treuen südpreußischen Offizianten, die unverschuldet Amt und Einkommen verlohren, sorgen, und ich würde ruhig die Allerhöchsten Verfügungen darüber abwarten, wenn ich nicht, ganz ohne eignes Vermögen, ohne Verwandten, die mich unterstützen könten, nachdem ich mich bis jezt mit Mühe von dem wenigen ersparten ernährt habe, dem drückendsten Mangel entgegensähe. Es ist daher nur die vorlaüfige Anweisung einer kleinen Summe von 100 rth, dem dritten Theil meines bis zum geschlossenen Frieden rückständigen Gehalts, warum ich Ew. Königl. Majestät allerunterthänigst anzuflehen wage, um so mich dem gänzlichen Verderben zu entreißen und in den Stand zu setzen, mit froher Hoffnung dem entgegen zu sehen, was nun Ew. Königl. Majestät über mein ferneres Schicksal zu beschließen allergnädigst geruhen werden.

In tiefster Devotion ersterbe ich:

Berlin CharlottenStraße *No* 42 D. 14[t] Aug: 1807.

Ew. Königlichen Majestät
Aller unterthänigst treu gehorsamster
Der RegierungsRath Hoffmann

Goldbeck wies unterm 19. das Gesuch vorläufig ab. Hatte Hoffmann angedeutet, daß es bei gutem Willen leicht sein würde, hundert Taler auf irgend einen Fonds, „a n d e m e s n i c h t f e h l t," anzuweisen, so erklärt der Großkanzler (in den von mir im Nachstehenden gesperrten Worten) nachdrücklich diese Voraussetzung für unzutreffend. Das Konzept seiner Antwort lautet:

Berlin, den 19 ten August 1807.

An
den Regierungs-Rath Hoffmann
allhier
Charlottenstraße *No* 42.

Dem pp wird auf die eingereichte Vorstellungen vom 14 ten d. M. zur Resolution ertheilt: daß der Wunsch, der bedrängten Lage des Supplicanten zu Hülfe zu kommen, vor der Hand um deswillen nicht erfüllt werden kann, weil es j e t z t n o c h zu der Anweisung der nachgesuchten Auszahlung von 100 rth d u r c h a u s a n F o n d s f e h l e t. Es ist jedoch wegen der Unterstützung und künftigen Versorgung der durch den Krieg vertriebenen Justiz-Bedienten unlängst Bericht erstattet, worauf die Allerhöchste Verfügung ohne Zweifel

nächstens erfolgen wird, und soll sodann der Inhalt derselben dem Supplicanten unverzüglich bekannt gemacht werden. Sig. Berlin, den 19ten August 1807

ad mand.
Goldbeck

Nach einer Randnotiz ist dieser Bescheid am 21. ins reine geschrieben.

Auch persönlich ist Hoffmann beim Großkanzler vorstellig geworden. Er berichtet später, am 12. März 1815, Hippeln darüber: „Auch nicht die mindeste Hoffnung irgend einer Anstellung war vorhanden; überall fanden die verjagten Offizianten eine unfreundliche Aufnahme, die mich wenigstens empörte. So z. B. sagte der Großkanzler Goldbeck zu mir: »Es ist mir unangenehm, Sie hier zu sehen. Sie hätten in Warschau bleiben sollen« u.d.m."

Die Dinge lagen eben, wie Hippel sie später in seinen 'Beiträgen zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III.' (Bromberg 1841) S. 35 geschildert hat und wie wir sie ähnlich jetzt wieder erleben: „Die Lage der Finanzen gebot . . . Beschränkung der Milde und verlangte Maßregeln, die nur mit Härte durchzuführen waren und das Herz des Königs zerreißen mußten, dessen Wille selbst da nicht überall helfen konnte, wo Hülfe noth war. Die Abgaben, während des Krieges rückständig geblieben, mußten ungeachtet des Weherufes des Landes beigetrieben, das Heer – theils auf Napoleons Gebot, theils aus eigner Not – mußte auf 42 000 Mann herabgesetzt werden. Die Zahl derjenigen ausscheidenden Offiziere, die nicht freiwillig gingen, ward durchs Loos bestimmt. Fast noch trostloser war die Lage der Beamten aus Süd- und Neuostpreußen, die vertragsmäßig dem neuen Landesherrn überwiesen waren, von ihm aber nicht übernommen wurden. Die meisten waren, den neuen polnischen Machthabern verhaßt, zur Auswanderung gezwungen; und Preußen konnte sie nicht ernähren . . . Doch fanden die meisten von den 7000 brodlosen Beamten, die sich als solche gemeldet hatten, bei irgend einem Verwandten oder Freunde eine Zufluchtstätte . . ."

Fast zugleich mit Goldbecks Absage erhielt Hoffmann die schlimmsten Nachrichten von seiner Familie. Am 22. August schrieb er Itzig: „ich bin in einer Lage, über die ich selbst erschrecke, und die heutigen Nachrichten aus Posen sind nicht von der Art, mich zu trösten. Meine kleine Cecilia ist gestorben, und meine Frau ist dem Tode nahe!"

Im September übernahm der Freiherr vom Stein die Leitung des neuen Ministeriums, dem der oben genannte Schroetter als interimistischer Justizminister angehörte. Stein entnahm noch im Herbst zur Unterstützung „gehaltloser Offizianten" der Kasse der Porzellanmanufaktur tausend Taler[1]. Hoffmann scheint jedoch einstweilen nichts von dieser Maßnahme erfahren zu haben. Er schrieb am 12. Dezember an Hippel: „Erfährst Du etwas näheres über die Absichten des Minister Stein mit uns verjagten Offizianten, so schreib· es mir doch; vorzüglich wünschte ich auch zu wissen, ob es wohl ratsam sein würde, sich an ihn oder an den Kanzler Schroetter schriftlich zu wenden. Letzteren kennst Du ja persönlich; ich zwar auch, doch nur flüchtig bei Gelegenheit der Justizrevision. Bekäme ich das halbe Gehalt, so würde ich an irgend einem wohlfeilen Orte ganz der Kunst leben."

1. Kolbe: Geschichte der Königlichen Porzellanmanufaktur zu Berlin (Berlin, Decker, 1863) S. 211. Herr Geheimrat Holtze hat mich im März 1909 brieflich auf diese Stelle hingewiesen.

Aber es war keine Rede von der Gewährung eines Wartegeldes oder auch nur von einer Nachzahlung für einige Monate. Am 7. Mai 1808 schreibt Hoffmann verzweifelt an Hippel: „Alles schlägt mir hier fehl . . . Seit fünf Tagen habe ich nichts gegessen als Brot: so war es noch nie!" Am 19. Mai bat er dann Stein um zweihundert Taler. Schon am folgenden Tage erhielt er wenigstens hundert, und so waren, wie er ins Tagebuch schreibt, „alle Leiden für diesmal wieder geendet". Und wie ein Glück gern das andre nach sich zieht, so kamen nun am 9. Juni aus Königsberg weitere hundert Taler und am 14. von dem Züricher Verleger Nägeli ein Wechsel auf 48 $\frac{7}{8}$ Speziestaler. So konnte Hoffmann Mitte Juni Berlin verlassen, um seine Frau aus Posen abzuholen und außerhalb Preußens als Musikdirektor sein Heil zu versuchen.

Erst am 26. September 1814 kehrte er, nachdem er dem Künstlertraum entsagt hatte, in die preußische Hauptstadt zurück; er arbeitete sich – zunächst ohne Gehalt – wieder ein am Kammergericht, an dem er bereits vom August 1798 bis zum März 1800 als Referendar tätig gewesen war.

Noch einmal eröffnete sich ihm die Aussicht auf eine Entschädigung für die verlorenen Dienstjahre. Am 10. Dezember 1814 schrieb er an seinen Leipziger Gönner Gottfried Christoph Härtel: „Die Verfügung des Königs, nach der die aus dem ehemaligen Südpreußen verjagten Offizianten die Hälfte ihres Gehalts ausgezahlt bekommen, bringt mir über 3000 Taler ein; und ich habe nicht geringe Lust, einen Teil dieses so ganz unverhofften Einkommens zu einer recht interessanten Reise zu verwenden, in welchem Fall ich dann auch das Vergnügen hätte, Sie persönlich wiederzusehen." Aber am 12. März 1815 mußte er Hippeln melden, die Zahlung sei ihm „nach der Verfügung der Commission, die ich Dir abschriftlich beilege, rund abgeschlagen worden . . . Ich will mich an den Staatskanzler [Fürsten von Hardenberg] wenden, ihm kurz und bündig meine bestandenen Verhältnisse auseinandersetzen und um Bewilligung des rückständigen Gehalts nach den aufgestellten Grundsätzen bitten und bitte Dich recht herzlich, auf irgend eine Art . . . mein Gesuch zu empfehlen." Im nächsten Briefe vom 28. April heißt es dann resigniert: „Von Posttag zu Posttag habe ich gehofft, daß Du Dein gütiges Versprechen erfüllen und mir wegen meiner Entschädigungsangelegenheit eine Empfehlung an den Staatskanzler schicken würdest, da dies aber bis jetzt nicht geschehen ist, fürchte ich beinahe, daß Du vielleicht doch am Ende an dem glücklichen Erfolg gezweifelt haben magst." Dabei ist es dann geblieben. Erst die feste Anstellung am Kammergericht (nach der Anciennität von 1802) brachte Hoffmann mit dem 1. Mai 1816 ein sicheres Einkommen. Und an diesem Tage erst legte er den seit zehn Jahren veralteten Titel Regierungsrat ab.

CALLOT UND E.T.A. HOFFMANN

Callots Balli di sfessania. Herausgegeben von Viktor Manheimer. Potsdam, Kiepenheuer.

Diese Folge des großen lothringischen Radierers stellt bekanntlich auf 23 Blättern je zwei sich lebhaft bewegende Gaukler in Faschingskostümen dar. Der jeweilige Hintergrund wird durch eine Massenszene in kleinstem Maßstabe gebildet, von der die Protagonisten sich wie Riesen abheben, obwohl selbst diese Figuren nur 4–6 cm hoch sind.

Der vorzüglichen Wiedergabe liegt ein Heft von 65 Seiten bei aus der Feder eines der besten Kenner von Kultur und Kunst der Barockzeit. Viktor Manheimer, der Wiederentdecker des Lyrikers Andreas Gryphius, hat die schwierigen Fragen, die Callots 'Balli' stellen, mit geduldiger Beobachtung, eindringendem Scharfsinn und ausgebreiteter Kenntnis gelöst und trägt die Ergebnisse seiner Bemühung mit weltmännischer Grazie vor.

Seine Abhandlung betrachtet zunächst in sechs kurzen Abschnitten die Commedia dell'arte im allgemeinen. Die sechs folgenden Abschnitte (Seite 13–50), das Kernstück der Abhandlung, sprechen von den 'Balli' selbst. Zunächst war die Frage zu entscheiden, woher Callot das Sujet hatte. Manheimer zeigt, daß drei Haupttypen der Commedia dell'arte, Pantalon, der Dottore und Arlecchino, in unserer Folge fehlen: diese Rollen waren zwar sonst in ganz Italien populär, aber nicht in Neapel. Dagegen treten unzählige spezifisch neapolitanische Figuren bei Callot auf, namentlich die verschiedenen Capitani (Hauptleute) und Pulcinella (das „Hähnchen"). Und Benedetto Croce hat gezeigt, daß „Balli di sfessania" der Name eines neapolitanischen Volkstanzes war. Also stammt das Sujet aus Neapel. In der Tat hat nun Callot, der von 1609–1621 in Italien lebte, im August und September 1620 auf einem toskanischen Kriegsschiff eine Mittelmeerreise gemacht, und Manheimer beweist indirekt durch historisch-politische Argumente, daß der Kapitän des Schiffes auf der Rückfahrt in Neapel für mehrere Tage vor Anker gegangen ist. Dort hat also Callot Ende September 1620 die 'Balli' entworfen. – In den noch folgenden Abschnitten seiner Abhandlung würdigt Manheimer eingehend und außerordentlich instruktiv die Blätter in künstlerischer Beziehung.

In einem Anhang bespricht der Herausgeber Hoffmanns Stellung zu Callot. Der deutsche Romantiker wurde durch Callots pittoreske Sujets ebenso angezogen wie durch die ironisch-karikierende Art der Behandlung. Im übrigen mißverstand er den ihm zeitlich schon zu fern stehenden Barockkünstler. Er sah in die von diesem dargestellte urwüchsig rohe Commedia dell'arte die fast anderthalb Jahrhunderte jüngere, zu einem geistreichen Märchenspiel stilisierte des Rokoko-Romantikers Gozzi hinein: er erblickte in dem ironisch überlegenen Hofmann, dem grausamkalten Beobachter Callot einen romantischen Phantasten oder gar einen gemütvollen Humoristen. Diesem Irrtum dankt bekanntlich Hoffmanns Capriccio 'Prinzessin Brambilla' sein Dasein; das Werk wurde – Manheimer hat den seltsamen Zufall nicht bemerkt – im September 1820 abgeschlossen, also auf den Monat genau zweihundert Jahre nach der Skizzierung der 'Balli'. Aber so sehr es zu begreifen ist,

daß den Kenner Callots die Willkür stört, mit der in Hoffmanns Buch acht Blätter der 'Balli' künstlerisch wiedergegeben und literarisch ausgedeutet werden, so lebhaft muß doch der Freund Hoffmanns die Dichtung wegen ihrer wundervollen, stellenweise an den 'Zarathustra' gemahnenden Schönheiten in Schutz nehmen gegen ein Urteil, das nur ihre unleugbaren und konstruktiven Mängel hervorhebt.

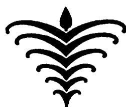
Heinrich Loest

über

E. T. A. Hoffmann

15. August 1823

Herausgegeben
von
Hans von Müller



Verlegt bei Paul Gehly in Köln 1922

Zu der Ehre, die die philosophische Facultät der Albertus-Universität zu Königsberg mir zur hundertsten Wiederkehr von Hoffmanns Todestag erwiesen hat, haben mir zahlreiche alte und neuere Freunde Glück gewünscht. Um die gütigen Gönner nicht mit einem kahlen Danke abzuspeisen, sann ich auf eine kleine Erinnerungsgabe; eine bisher fast unbekannte Charakteristik Hoffmanns durch einen Warschauer Freund schien sich mir dafür zu eignen. Doch wäre dieser Wunsch bei der Ungunst der Zeiten wohl ein Wunsch geblieben, wenn nicht jüngst ein Freund meiner Arbeiten im Rheinlande sich bereit erklärt hätte, den Druck zu übernehmen. So gehe Loestens Brief hinaus, 99 Jahre nachdem er zum ersten Male fragmentarisch gedruckt ist, und bezeuge den Freunden meinen

Dank für ihre Mitfreude

1/12 22

Hans von Müller

Vorbemerkung[1]

1. Die Bedeutung des Aufenthalts in Warschau für Hoffmanns Entwicklung

Hoffmann hatte es sich noch im Herbst 1803 in Plock zur Ehre angerechnet, an Kotzebues 'Freimüthigem' mitzuarbeiten, und der Berliner Literaturfreund Julius Eduard Hitzig durfte sich 1823 in seinem Werke 'Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß' etwas darauf zu gute tun, daß er Hoffmann schon im nächsten Sommer in Warschau für die Kunstanschauung der Romantiker gewonnen hat. Er hatte dem Ostpreußen den 'Zerbino' und den 'Sternbald' seines Berlinischen Landsmanns Tieck, die Calderon-Übersetzungen seines Berliner Lehrers A. W. Schlegel und die 'Lustigen Musikanten' seines hallischen Studiengenossen Brentano in die Hand gegeben; sicherlich hatte er ihn auch mit den von Tieck in Berlin herausgegebenen Schriften der beiden jungverstorbenen Protevangelisten der Romantik, Wackenroders und Novalis', bekannt gemacht. Und was das Verwunderlichste ist: es bedurfte erst Hitzigs Vermittlung, um Hoffmann mit Zacharias Werner zusammenzuführen, obwohl doch beide in Königsberg jahrelang unter einem Dache gewohnt hatten.

Hitzig hatte bereits in der Zeit seines ersten Aufenthalts in Warschau, 1799—1801, mit Werner, der dort an der Verwaltungsbehörde arbeitete, freundschaftlich verkehrt. Dann hatte er den Vorbereitungsdienst in Berlin als Referendar am Kammergericht fortgesetzt; in dieser Zeit hörte er A. W. Schlegels Vorlesungen. Vermutlich verkehrte er schon damals wie mit Fouqué, Wilhelm Neumann, Chamisso und anderen begabten jungen Leuten mit dem Kammergerichtsreferendar Heinrich Wilhelm Loest[2], der zwei Jahre vor ihm, 1778, als Sohn eines Gärtners, gleichfalls in Berlin geboren und wie Hitzig ein guter Kenner der französischen und italienischen Sprache und Literatur war. Im Herbst 1802 wurde Loest nach Ablegung des großen Examens als Justizrat nach Warschau versetzt; und als Hitzig nach Ablegung der gleichen Prüfung im Juni 1804 (zwei Monate nach Hoffmann) zum zweiten Male nach Warschau kam, fand er dort Werner und Loest wieder und machte beide alsbald mit Hoffmann bekannt.

1. Meine Publicationen sind in den Noten unter folgenden Abkürzungen citiert:
Hippel = Hoffmann und Hippel. Das Denkmal einer Freundschaft. (Gedruckt größtenteils 1903/04.) Berlin 1912.
Bw = Hoffmanns Briefwechsel (mit Ausnahme der Briefe an Hippel). Berlin 1912.
3AH = Drei Arbeiten Hoffmanns aus den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm III. Nebst anderen Mitteilungen aus Hoffmanns Leben. München 1918.

2. Die biographischen Daten über diesen entnehme ich dem 'Neuen Nekrolog des Deutschen' Jg. 26 (Weimar 1850), den Loest im 102. seiner 280 längeren Artikel über Tote des Jahres 1848 (S. 425/27) behandelt. (Goedeke gibt nur einen unzulänglichen Auszug daraus — man vergleiche unten Seite 6 Note 2 —, und die Allgemeine Deutsche Biographie hat Loest nicht der Aufnahme gewürdigt.) Die Aufführungen der drei ungedruckten dramatischen Arbeiten und die Titel der Prosaschriften hat Loest selbst verzeichnet für Koners 'Gelehrtes Berlin im Jahre 1845'.

Loest war, im Gegensatz zu Hitzig und Werner, Kenner der Musik. So bildete er den Übergang zu der zweiten Gruppe von Warschauer Bekannten Hoffmanns, die sich aus einer großen Anzahl von Musikfreunden zusammensetzte; unter ihnen nahm der staatliche Leihhaus-Controleur Franz Anton Morgenroth die erste, der Advokat Kuhlmeyer nicht die letzte Stelle ein.

Diese beiden Kreise bestimmten gemeinsam die Richtung für das Schaffen Hoffmanns in den nächsten Jahren: er wurde romantischer Componist. Er vollendete in Warschau die schon in Plock begonnene Messe und schuf neben mehreren Kammerwerken u. a. die Musik zu drei romantischen Dramen: 1804 zu Brentanos 'Lustigen Musikanten', 1805 zu Werners 'Kreuz an der Ostsee' und 1807 zu dem von ihm zum Operntext verarbeiteten Calderonschen Lustspiel 'Die Schärpe und die Blume'. Im Frühjahr 1805 nahm er entscheidenden Anteil an der Begründung der von 120 Herren und Damen gebildeten Musikalischen Gesellschaft; er wurde sogleich in den Vorstand gewählt als Secretär und Bibliothecar der Gesellschaft sowie Begutachter der theoretischen Vorträge. Seitdem am 3. August 1806 das prächtige neue Heim der Gesellschaft eröffnet war, leitete er auch die Concerte, in denen namentlich Morgenroth sich als Geiger hervortat. Nach langer Ungewißheit glaubte Hoffmann jetzt seine wahre Bestimmung gefunden zu haben; von der Composition der 'Lustigen Musikanten' an rechnet er noch in Bamberg seine „bessere Periode"[1].

Neben der Musik beschäftigte ihn in den Mußestunden nur die bildende Kunst: er zeichnete Caricaturen[2] und (besonders im Sommer 1805) Landschaftsstudien[3]; daneben besorgte er im Sommer 1806 die ganze Innenausstattung des Palastes der Musikalischen Gesellschaft[4].

Dagegen entsagte er unter dem überwältigenden Eindruck der neuen Welt, die Hitzig ihm vermittelt hatte, auf vier Jahre jedem schriftstellerischen Ehrgeiz. Er gestattete sich nicht einmal mehr die verschwiegene Selbstbespiegelung eines Tagebuches, die er in Plock ausgiebig betrieben hatte, und auch als Briefschreiber verstummte er auf Jahre hinaus fast gänzlich. So sind wir gerade für die überaus wichtige Warschauer Periode, also die ersten Jahre des Romantikers Hoffmann (ja, man darf sagen: die ersten Jahre des ernsthaften Künstlers) im Wesentlichen auf die Berichte seiner Bekannten angewiesen.

2. Heinrich Loest: sein Verhältnis zu Hoffmann und seine eigenen Dichtungen

Loestens Charakter war nach dem 'Neuen Nekrolog' „sehr edel und sanft und zeichnete sich durch eine besondere, bisweilen zu große Gutmütigkeit aus". Hoffmann vertraute unbedingt dem „alten Loest", wie er den zwei Jahre jüngeren in einem Brief an Hitzig zärtlich nennt, und Loest

1. 3AH S. 55 unten.
2. Hitzig I 294 Note und 295 oben.
3. Hippel S. 209 oben und unten.
4. Hitzig I 296 unten bis 298 oben.

rechtfertigte das durch selbstlose Vermittlung in manchen prekären Situationen, besonders wohl in Geldangelegenheiten[1]. Er war Mitglied der Berliner Loge zum flammenden Stern, und seine lyrischen Gedichte waren großenteils für Freimaurer bestimmt. Sie erschienen außer in den Logengesangbüchern in verschiedenen anderen Sammelwerken aus den Jahren 1808—22[2]; für das Jahr 1815 gab Loest selbst ein 'Jahrbüchlein deutscher Gedichte' heraus. Wenn er noch 1842 drei Trilogien unter dem Titel 'Geist und Leben echter Humanität' erscheinen ließ, so zeigt schon diese Namengebung, daß der Verfasser ein typischer maurerischer Ethiker aus dem 18. Jahrhundert, aber nicht ein gestaltender Dichter war.

In Warschau dichtete Loest ein Melodrama 'Anakreon', das von seinem ehemaligen Kammergerichts-Collegen Heinrich Carl Ebell in Breslau[3] componiert und 1807 daselbst aufgeführt wurde. Dann verarbeitete er eine Episode aus Tassos 'Befreitem Jerusalem', die Liebe Tancreds zu der Saracenin Clorinde, zu einem Libretto 'Tancred'. Es gelang ihm aber nicht, einen Componisten dafür zu finden; auch Hoffmann, für den ein Werk nicht durch seinen Stoff, sondern durch dessen Auffassung romantisch wurde, lehnte den Text ab.

Nachdem Ende November 1806 Warschau von den Franzosen besetzt und die preußischen Behörden aufgelöst waren, sandte Hoffmann im Januar 1807 seine Angehörigen nach Posen; um die selbe Zeit scheint Morgenroth sich nach Dresden gewendet zu haben[4]. Im März verließ Hitzig Warschau, als Hoffmann sich von einem Nervenfieber noch kaum erholt hatte. Nach seiner Abreise erlitt Hoffmann einen schweren Rückfall[5], bei dem Loest und Kuhlmeyer ihn pflegten. Im April verließ erst Kuhlmeyer[6], dann Loest Warschau; dieser reiste für ein großes Handelshaus in einem wichtigen vermögensrechtlichen Auftrage nach Paris. Hoffmann meldete Hitzig am 20. April: „Loest wird auf der Reise nach Paris nächstens in Berlin eintreffen"[7]. Hoffmann selbst begab sich im Juli nach Berlin. Loest kehrte zwar im Herbst dorthin zurück, wurde aber sofort vom Prinzen Ferdinand in Justizangelegenheiten des Johanniterordens nach Sonnenberg gesandt und kam erst im Mai 1809 nach Berlin zurück, als Hoffmann schon seit drei Vierteljahren in Bamberg weilte.

1. Bw S. 28 Z. 12/11 v. u.
2. Näheres giebt Alfred Rosenbaum in Goedekes 'Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung', 2. Aufl., Band 6 (1898), S. 469.
3. geb. Neuruppin 1775, gest. Breslau 1824: hatte um die Jahrhundertwende erst mit Hoffmann, dann mit Loest zusammen im Vorbereitungsdienst am Kammergericht gearbeitet; war seit 1811 eng befreundet mit Hoffmanns Freund Hampe: s. 3AH S. 60—62.
4. Er blieb noch volle sieben Jahre mit Hoffmann in freundschaftlicher Verbindung, bis anscheinend eine Unpünktlichkeit Hoffmanns in der Begleichung einer Schuld das Verhältnis zerstörte: s. die Tagebuch-Einträge vom 11. und 13. Dec. 1813. — Morgenroth wurde 1810 als Kammermusikus in der Kgl. Sächsischen Kapelle angestellt.
5. Bw S. 21.
6. Er war 1823 Direktor des Land- und Stadt-Gerichts in Brandenburg, 1839 Präsident des Oberlandesgerichts zu Bromberg.
7. Bw S. 23 Z. 9/10.

In Berlin arbeitete Loest bis zum Herbst 1810 beim General-Auditoriat und am Stadtgericht. Daneben dichtete er das Singspiel 'Die Alpenhirten', das der Kammergerichts-Assessor Friedrich Wollank (als sein erstes Werk der Art) componierte; es erlebte im Februar 1811 zwei Aufführungen im Berliner Schauspielhaus. Im selben Jahre erschien in der Realschul-Buchhandlung zu Berlin 'Clorinde, eine Tragoedie in fünf Akten von Heinrich Loest', hinter deren neuem Titel Hoffmann, als er ihn im Meßkatalog erblickte, sogleich einen alten Bekannten erkannte: „Unser Heinrich Loest", schreibt er Hitzig im April des folgenden Jahres[1], „hat also ein Trauerspiel ediert namens 'Clorinde', welches gewiß nichts anders ist als die Oper 'Tancred' mit Variationen, die er in Warschau machte und die ich nicht componieren mochte, weil sie schlecht war." — Inzwischen, im Oktober 1810, war Loest nach Stettin versetzt, wo er zuerst als Assessor am Oberlandesgericht beschäftigt, dann aber als Rat bei dem neu eingerichteten Stadt- und Handelsgericht daselbst angestellt wurde.

Die Befreiungskriege brachten eine neue, entscheidende Wendung in Loestens Leben: er nahm endgültig von der Justiz Abschied, um in die Heeresverwaltung einzutreten. Von seiner Tätigkeit im Kriege zu sprechen ist hier nicht der Ort. Nach dem Friedensschluß 1815 kam er nach Münster und wurde bei der Errichtung der dortigen Intendantur als Rat an derselben angestellt. Nachdem er Europa von Warschau bis Paris durchstreift hatte, schien es ihm bestimmt zu sein, hier in der Hauptstadt Westfalens zur Ruhe zu kommen. 1819 wurde Karl Immermann als Divisions-Auditeur nach Münster versetzt, und bald verband den achtzehn Jahre jüngeren eine innige Freundschaft mit Loest. Dieser versenkte sich hier, in dem eigentlichen Stammlande der deutschen Nation, in deren Vorzeit; seit 1817 lehrte er an der Brigadeschule deutsche Sprache und Geschichte. Und hatte er seine dramatische Muse bisher in die Ferne schweifen lassen, vom heiligen Lande über Griechenland bis zur Schweiz, so wandte er sich jetzt einem vaterländischen, ja localhistorischen Stoffe zu in seinem Hauptwerk, dem „National-Schauspiel" 'Johann von Leyden'. Es wurde 1824 in Münster selbst aufgeführt und 1825 in Düsseldorf.

Aber auch diese Periode — es war wohl die beste in Loestens Leben — nahm ein Ende. Nachdem Immermann schon 1824 aus Münster in seine Heimatstadt Magdeburg zurückgekehrt war, wurde auch Loest 1826 aus Münster versetzt, um in Mainz beim Gouvernement über die Angelegenheiten der Heeresverwaltung zu referieren[2] und daneben die Garnisonverwaltung zu leiten. Um 1830 versuchte er vergeblich, als Advocat beim Oberlandesgericht nach Münster zurückzukehren; die nachgesuchte Stelle wurde ihm nicht bewilligt. Erst 1835 wurde er aus Mainz erlöst, indem er zum vortragenden Rat im Kriegsministerium ernannt wurde. So kehrte er gegen Schluß seines Lebens wieder in seinen Geburtsort zurück. 1842

1. Bw S. 78 Z. 4—9.

2. „um als Referent des Gouvernements in Verwaltungsangelegenheiten des Heeres Dienste zu leisten" heißt es im Neuen Nekrolog; Goedeke macht daraus: „1826 wurde er Referendar in Verwaltungsangelegenheiten des Heeres"!

nahm er den Abschied, um die geschäftliche Leitung der niederschlesischen Eisenbahn zu übernehmen, gab diese Tätigkeit aber bald auf und widmete sich hinfort gänzlich literarischen Arbeiten.

Loest ist der Älteste einer Reihe von Schriftstellern aus den (Geburts-)Jahren 1778/88 — ich nenne Brentano und Eichendorff, Robert und Schefer, Varnhagen und Börne — die mehr oder weniger entschieden als Dichter und Kunstfreunde begannen und als politische oder religiöse Tendenzschriftsteller endeten. (Andere Altersgenossen, wie Chamisso und Uhland, blieben zwar der Dichtung treu, aber diese nahm gerade in den besten späteren Producten eine politische oder sociale Färbung an.) Nach dem 'Johann von Leyden' hat Loest, abgesehen von den nur äußerlich dramatischen Humanitätstrilogien von 1842, nichts Dichterisches mehr veröffentlicht; dagegen publicierte er 1822 (als Traugott Walter) 'Briefe zweier Freunde über Religion und Glauben', 1828/29 (als Anselm Friedank) zwei Bände 'Einsiedleransichten und Träume von dem Menschen, dem Staate, der Politik und der Kirche' und 1844 ein Heft 'Patriotischer Ergießungen über öffentliche und Privatzustände im preußischen Vaterlande', dem weitere folgen sollten. Seit seiner Pensionierung war er eifriger Mitarbeiter von drei Berliner Tageszeitungen, 1846 schrieb er ein Buch über die Verhandlungen des Preußischen Landtags. Am 1. Mai 1848 eilte der Siebzigjährige trotz seiner Kränklichkeit an die Wahlurne, erlitt dabei einen Fall und starb an dessen Folgen am 2. Juni mittags, nachdem er morgens „noch sehr eifrig über einen Zeitungsartikel mit seiner Gattin gesprochen hatte". Wir citieren diese Stelle aus dem 'Neuen Nekrolog', weil sie vortrefflich stimmt zu dem Unbehagen über Hoffmanns apolitische Natur, das sich in Loestens Würdigung seines Warschauer Freundes ausspricht.

3. Loestens Charakteristik Hoffmanns

Nachdem Hoffmann im Juni 1822 gestorben war, berichtete Hitzig im Winterhalbjahr 1822/23 in dem eingangs genannten Werke über dessen Aufenthalt in Warschau aus eigener Beobachtung und nach Kuhlmeyers Angaben; dieser hatte u. a. eine hübsche Schilderung der musikalischen Fieberphantasien beigesteuert, mit denen Hoffmann nach Hitzigs Abreise um Ostern 1807 seine Pfleger in Erstaunen gesetzt hatte. Hitzig bezeichnet in seinem Werke[1] Kuhlmeyer als „Mann von guter, besonders musikalischer Bildung" und fährt fort: „Auch diesem [neben Hitzig und Werner] schloß sich Hoffmann enge an und fand in seinem Umgang einen neuen Genuß, da seinen übrigen Freunden, wenn auch nicht der Geschmack an der Tonkunst, doch die Kenntnis derselben fehlte." Loest wird erst weit später[2] genannt und kürzer abgetan; es wird lediglich gesagt, daß Hoffmann diesem „wegen seiner heiteren Laune und seiner geselligen Talente besonders gewogen war", ohne daß ein Wort über sein Musikverständnis fällt.

Als Hitzig im Mai 1823 sein Werk versandte, erhielt auch Loest ein Exemplar; in dem Begleitschreiben hatte Hitzig wohl auf die gemeinsam in Warschau verlebte Zeit hingewiesen und vielleicht auch Kuhlmeyer als seinen Gewährsmann in musicalibus genannt.

1. I 295 Z. 7—13.
2. I 307 Mitte.

Loest dankte Hitzig erst nach drei Monaten. Der in jedem Satze sorgfältig erwogene Brief verhehlt nicht das Bedauern, daß Hitzig es versäumt habe, sich bei ihm für den Warschauer Abschnitt von Hoffmanns Leben zu informieren; er, Loest, habe den Menschen Hoffmann besser gekannt als Hitzig, und er könne den Musiker Hoffmann besser beurteilen als Kuhlmeyer. Da er aber nicht rechtzeitig gefragt ist, so sieht er davon ab, nachträglich biographische Einzelheiten mitzuteilen, und beschränkt sich darauf, Hoffmann im allgemeinen zu charakterisieren als Menschen, als Maler, als Musiker und als Dichter.

Über Hoffmann als Dichter ist er sich bewußt nur subjectiv reden zu können; dagegen macht sein Urteil über den Maler und den Musiker Anspruch auf objective Geltung. Für den Maler wird es im Ganzen zutreffen, für den Musiker aber nur in Bezug auf die Warschauer Zeit. Das muß hier etwas näher dargelegt werden, damit Loestens Urteil nicht Verwirrung anrichtet.

Wenn Loest mit ironischer Überlegenheit Lied und Arie gegen einander abwägt, so hat Hoffmann das bereits neun Jahre vorher, im Hochsommer 1814, in der Besprechung von Riems sog. Liedern mit unvergleichlich schärferem Rüstzeug gemacht[1]. Im Herbst desselben Jahres hatte Hoffmann sodann als Kreisler an Wallborn-Fouqué (für die 'Musen') geschrieben, daß, wenn er „von heillosen Bravour-Arien . . . ordentlich zerschlagen und zerwalkt worden, oft eine kleine unbedeutende Melodie, von mittelmäßiger Stimme gesungen . . ., aber . . . recht aus dem Innern heraus empfunden," ihn getröstet und geheilt habe. Und Anfang 1815 hatte er in der 'Fermate' Teresina sagen lassen: „Keine unnütze Verzierung — ein fest und stark gehaltener Ton, ein bestimmter Ausdruck, der Seele und Gemüt erfaßt: das ist der wahre Gesang . . . Alle deine zierlichen Canzonetten und Arien sind garnichts wert gegen das einzige" — nämlich „eine einfache kirchenmäßige Canzone", die Theodor vor wenigen Tagen gesetzt hatte. Da Hoffmann Kreislers Brief an Wallborn in den 'Phantasiestücken' und die 'Fermate' in den 'Serapionsbrüdern' wiederholt hatte, hätte Loest diese Stellen eigentlich kennen sollen. — Gustav Becking hat neuerdings[2] gezeigt, daß Hoffmanns praktische Musik sich in derselben Richtung entwickelt hat: „Für den jungen Komponisten . . . bedeutet der Kontrapunkt . . . ein geheimnisvolles Gewebe, hinter dem eine phantastische Welt verborgen liegt; dem gegenüber tragen die homophon („galant") gesetzten Partien dieser Zeit durchweg den Charakter eines unproblematischen dolce. Erst später . . . findet Hoffmann die Möglichkeit, auch in die bloße Melodie, vornehmlich die italienisch geartete, die ganze Phantasiewelt hineinzuweben; es bedarf dann der ungewöhnlichen kontrapunktischen Einkleidung nicht mehr: der typisch Hoffmannsche Gehalt ist bis in den musikalischen Alltag durchgedrungen." Noch in seinen letzten Lebensjahren hat Hoffmann sich als Liedercomponist bewährt. Ich erinnere an die drei bereits veröffentlichten

1. S. jetzt Ellingers Hoffmann-Ausgabe T. 14 S. 61—72, bes. S. 62 Mitte bis 64 Mitte.

2. Hoffmanns musikalische Werke (Leipzig, Siegel) Bd. 1 S. 5 oben.

Lieder: „Jn des Irtisch weiße Fluten ..."[1], die 'Türkische Musik' (Friedrich Förster)[2] und das 'Jägerlied' (Tieck)[3], sowie an das Katzburschenlied[4].

Hitzig bemühte sich, seine Versäumnis gutzumachen, indem er wenige Wochen nach Empfang des Briefes, am 29. September 1823, dessen Hauptstelle (im vorliegenden Abdruck S. 13 Z. 5—26) als „die Äußerung eines sehr sachverständigen Freundes über Hoffmanns Geschmack in der Musik" in der 'Abendzeitung' veröffentlichte und hinzusetzte:

> *Möchte es dem trefflichen Manne, der diese flüchtigen Andeutungen bloß für einen Brief, und noch dazu an einen unmusikalischen Freund, hinwarf, doch gefallen, sie zu einem ausführlichen Aufsatze über seinen langen und engen musikalischen Verkehr mit Hoffmann zu verarbeiten! Er würde gewiß beim Publikum geneigte Aufnahme finden, da es an allem, was Hoffmann angeht, ein so reges Interesse bewiesen. Auch könnte es zur Ergänzung des Buches über Hoffmann dienen, welches der Herausgeber in musikalischer Hinsicht bei seiner gänzlichen Unkenntnis des Gegenstandes nur höchst dürftig ausstatten konnte. Das fühlt niemand besser als er selbst.*

Leider ist Loest nicht darauf eingegangen. Hitzig hat dann, worauf ich bereits vor zwanzig Jahren hingewiesen habe[5], in den „Nachträgen zu dem Werke 'Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß'", die er Anfang 1825 seiner Sammlung der „Letzten Erzählungen von E. T. A. Hoffmann" beigab, die Stelle aus Loestens Brief auffälligerweise nicht wiederholt, sodaß der ganze Brief so gut wie unbekannt ist.

4. Der vorliegende Druck

Ich fand Loestens Brief 1901 in Hitzigs Nachlaß[6] und bestimmte ihn für den dritten Band meines Sammelwerkes 'Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr', der die Aufzeichnungen vereinigen soll, die Hoffmanns Bekannte über ihn gemacht haben. Den Plan dieses Bandes habe ich 1901 und 1903 angedeutet und dann in den Jahren 1904 und 1918 ausführlich dargelegt; als erste Probe daraus habe ich zu Neujahr 1903 Speyers Erinnerungen an Hoffmann veröffentlicht. Wenn ich heute Loestens Brief als zweite Probe gebe, so geschieht das in der leisen Hoffnung, daß vielleicht jetzt ein Verleger Mut faßt, den Band drucken zu lassen. Sind doch inzwischen entsprechende Sammelwerke u. a. über Schiller (von Hecker und Petersen, 1904/09), Jean Paul (von Eduard Berend, 1913), Grillparzer (von Sauer, 1904/16) erschienen und mit Dank aufgenommen.

1. Im 'Freihafen' Jg. 2 (1839) H. 3 von Hieronymus Truhn veröffentlicht. Dichter und Entstehungszeit sind noch nicht ermittelt.
2. U. a. in der 'Musik' Jg. 11 H. 18 (Juni 1912).
3. Auf dem Programm der Hoffmann-Ausstellung der Preußischen Staatsbibliothek Juni/Juli 1922, das jetzt von dem Verleger der vorliegenden Publication zu beziehen ist.
4. Erscheint 1923 in meiner neuen Ausgabe von Murrs Lebensansichten.
5. Euphorion Bd. 9 S. 363 Z. 16/15 v. u.
6. S. meinen Bericht a. a. O. S. 369 sub c 6.

Der Wortlaut ist buchstäblich wiedergegeben; die (an Hoffmanns Schwäche gemahnenden) Fehler in griechischen Wörtern (Panigirist, hyposthatisch, Hyrogliphe) habe ich ebenso stehen lassen wie ungenaue Schreibung von Namen und Inconsequenzen (Hoffmann—Hofmann; Kuhlmeier; Karikatur—Karrikatur; Du—du). Antiqua habe ich aber nur bei Wörtern aus fremden Sprachen verwendet, während Loest, der Vorschrift für dienstliche Schriftstücke entsprechend, einigemale auch Namen lateinisch schreibt. Die Absatzbildung des Originals ist sehr sorgfältig, sodaß ich hier nur einmal einzugreifen hatte, indem ich einen (dritten) Absatz bei „Auge und Ohr" beginnen ließ. Zur weiteren Hervorhebung der wohlüberlegten Disposition des Briefes habe ich mir erlaubt, die Worte „geistige Kraft", „Maler", „Musik", „Dichter" zu sperren; sonst ist nur gesperrt, was Loest unterstrichen hatte. Was endlich die Interpunktion betrifft, so habe ich Komma, Semikolon, Kolon gelegentlich vertauscht und einige Male einen Bindestrich, einen Gedankenstrich, eine Klammer eingesetzt; dagegen ist die — bisweilen eigenwillige — Verwendung des Punktes nicht berührt.

Berlin W 30, Motzstraße 31,
im Oktober 1922.

Münster den 15t August 1823.

Nimm auch meinen späten Dank gütig auf, mein theurer Hitzig: den geringeren für die persönliche Gabe, den größeren für das Wohlwollen, das die beigefügte Charte ausspricht, den größesten für das schöne Geschenk, das du der Welt mit der Zeichnung eines Mannes gemacht hast, der in so vieler Hinsicht bewundernswerth und bedaurungswürdig zugleich ist. Du hast sein Bild getroffen: damit will ich dein verdientes Lob erschöpft haben; denn was kann ein Biograph Höheres erreichen, wenn er nicht den Tadel verdienen soll, daß es ihm weniger um richtige Schilderung[1] des Charakters als um kokettirende Darlegung eignen Geistesreichthums zu thun war. Zugleich, und ohne daß du darauf ausgegangen bist, hast du deiner treuen, freundschaftlichen Seele ein Monument gesetzt, und, ohne Panigirist oder Splitterrichter zu werden, Flekken zu verwischen gewußt, die itzt nur wie starke Schlagschatten aussehen. Ja, es war ein ausgezeichneter, reicher Mensch, dieser zwischen Gott und Teufel herüber- und hinüberschwebende Hoffmann, der mich heut mit unwiderstehlicher Gewalt anzog, morgen mit Grausen erfüllte – und das Letztere gewann bei mir zuletzt doch die Obergewalt.

Hätte ich deinen Plan gekannt, mein theurer Eduard, ich hätte dir manches aus der geheimsten Geschichte seines Lebens, die ich nur kenne, mittheilen dürfen[2], das du — nicht zu einer chronique scandaleuse, dessen ist dein Herz nicht fähig, sondern zu irgend einer Drapperie, wie du es immer gut gefunden, hättest verarbeiten können. Selbst in der Zeit deines[3] intimsten Umganges mit ihm in Warschau, kanntest du einen ganz[4] anderen Hofmann wie ich; oder vielmehr: er hatte noch einen ganz besonderen Rock, in dem er sich Dir nie zeigte — ich wollte auch, ich hätte ihn nie darin gesehen. Der zweite Theil deines Werks mußte mich um deswillen noch mehr anziehen als der erste, weil er für mich noch terra incognita war. Er ist unendlich interessant. Das Ende gräßlich. Seine Späße auf dem Sterbebette führen ihn mir so recht vor die Seele –– diesen nie krankenden Geist und dies nie gesund werdende Gefühl. „Man muß doch auch einmal an Gott denken!" Dieser einzige Ausruf giebt den Schlüssel zum tiefsten Geheimniß seines Lebens. Er hatte nie an Gott gedacht, und die Schicksale der Staaten waren ihm gleichgültig. Politische und religiöse Gegenstände mogte er daher nicht

1. im Orig. verschrieben in Childerung
2. zuerst können
3. im Orig. seines
4. dahinter im Orig. an

besprechen. Wem werden Beide gleichgültig, ja widerwärtig werden, der je zu einer männlichen Reife gelangt ist! Worin liegt unser politisches Interesse als in der Menschenliebe — worin unsere Neigung zu Theosophie und Philosophie als in der Sehnsucht zu Gott! Beide blieben Hofmanns Seele ewig fremd, und daher — vergieb mir die vertrauliche, zu Dir allein gerichtete Aeußerung — daher er vorzugsweise der Repreſentant der Phantasie, die hyposthasirte, die zur Würklichkeit gewordene Feerey genannt werden könnte, da ihm die Basis fehlte, auf der ein so reich begabter Mensch einzig Haltung finden kann — ich meine die Beziehung des Lebens auf das Ewige, das Gefühl der Nothwendigkeit in Gott zu sein, ein Gefühl, das, wo es wahrhaft in der Brust quillt, alle Frömmelei verbannt und jenen lebensmuthigen Frohsinn begründet, der aus den reinsten Gemüthern am jovialsten hervorsprudelt. Darum Hofmanns Region das Wolkengebiet, wo im Schein und Schillern des Lichts Göttergebilde und Zauberwelten in Morgen- und Abendroth glänzen oder Gewitter mit einander ringen. Bei diesem Mangel eines unumstößlichen Fundaments scheint mir nichts bewundernswürdiger, als sein hoher, seltner Muth. Da dieser Muth sich nicht auf das Absolute, als ein Letztes, stützt, so konnte er nichts andres sein, als das Gefühl einer außerordentlichen, unversiegbaren geistigen Kraft. Und die war auch in der vollsten Reichhaltigkeit, wie sie nur in einem Menschen existiren kann, in ihm da.

Auge und Ohr, die Hülfsorgane des Kunstmenschen, waren in ihm vortreflich; aber so gewiß und wahrhaftig er Musiker und Dichter war, so gewiß bin ich überzeugt, er wäre nie ein Maler geworden, trotz seines herrlichen Auffassungstalents und seiner geschulten Hand. Die Karikatur gelang ihm herrlich, aber die Karrikatur gehört nicht in die Malerei; sie ist eine Hyrogliphe des Kontrastes, um so gelungener, je einfacher sie entgegengesetzte Pole in den Umkreis weniger Striche zaubert. Hofmann betete die Schönheit eines Mädchens an — er zeichnete und malte sie mit allem Enthusiasmus eines liebenden Künstlers in Warschau, und, bei meinem redlichen Worte — das Werk wurde eine Karikatur. Zum Maler fehlte Hofmann, nach meiner Ansicht, die fromme Anbetung der Natur, das unintereſſirte Versenken in die Schönheit eines aufgefaßten Objects, hinter dessen realer Schönheit die ideale (Gott weiß, durch welchen Schöpfungsact künstlerischer Begeisterung) aus dem Rahmen des Bildners hervortritt. Für den mechanischen Theil der Malerei waren bei ihm alle Bedingungen erfüllt; der innere war entweder nie in ihm da, oder wenn er mit ihm geboren wurde, so ging er bei andern Rüstungen seiner reichen Natur unter.

In der Musik vorzüglich hätte ich Dir gern noch einiges an die Hand gegeben, das auf strenger Wahrheit beruht. (Kuhlmeier hat bloß in der Musik geliebhabert. Sein Enthusiasmus war conventioneller Natur. Das heißt, gar keiner. Er hat Hofmann daher an keiner Saite berührt.) Hofmann liebte kräftige Melodieen und tiefe Harmonieen — das Zärtliche gelang ihm selten, oder wurde oft auch garnicht beachtet. Italiänische Süßigkeit, so sehr er ihr zuweilen das Wort redet, gefiel ihm nur, insoweit sie liebedürstende Sinnlichkeit ausdrückte — und das thut sie häufig. Der leichte, fließende, natürliche Gesang der Italiäner wurde von Hofmann nicht genug geschätzt, und so sehr auch mir Rossini in seiner Afterkunst zuwider ist, so sollte man ihn doch in dem melodiösen Theile seiner Producte billig höher stellen, als seine unbedingten Tadler zu thun geneigt sind. Was aber bei Hofmann ordentlich wehe thut, das war sein Haß gegen das Lied. Es hatte für ihn eine zu enge Grenze, lag für ihn der Natur zu nahe, hatte für ihn, der nur dem Phantastischen vorzugsweise sich hingab, viel zu viel reale Wahrheit, viel zu wenig harmonischen Wechsel, und verlangte eine zu anspruchslose einfache Natur, als daß er sich zum Liede hätte herablassen können — andere große Meister würden vielleicht sagen: hinaufschwingen können, denn eben die strenge Begrenzung der Kraft erfordert ein großes Vermögen und die Hingabe seiner selbst für einen der schönsten Vorwürfe der musikalischen Kunst. Daher kommt eine Zeit im Leben, wo uns ein Lied begeistert und eine Bravourarie bloß kützelt, wo uns eine Perle unendlich reizender wird wie ein brasilianischer funkelnder Topas. Hiervon abgesehen hatte Hofm. einen vortreflichen Geschmack. Seine Apotheose Glucks kam aus der Fülle seiner Ueberzeugung.

Als Dichter sage ich nicht ein Wort von ihm; ich verstehe es zu wenig, ihm ein Urtheil zu sprechen — aber ich darf Dir ja wohl sagen, wie seine Producte auf mich würken. Hatte ich ein Werk von ihm — ich darf wohl sagen verschlungen, so war mir immer mehr oder minder unbehaglich, wie mirs öfter erging, wenn ich aus einer jener glänzenden soirées nach Hause kam, wo man mir italiänische Weine, Eis, Thee, Ananaspunsch, Aprikosen, eingemachten Kalmus, candirte Wallnüsse und Orangen, alles durcheinander, zu naschen darbot, jedes für sich lieblich zusagte, und wenn ich meinen Hut und Degen nehmen mußte, eine wunderliche — Leere kann ich nicht sagen — aber Begehrlichkeit nach einer guten Mahlzeit, wo alle jene schönen Sachen nur den Nachtisch ausmachen sollten, in mir entstand. Dann sehnte ich mich immer an Jean Pauls Tafel, der überhaupt den herrlichsten Wirth macht, der mir — baroque, wie ich selber bin — je vorgekommen ist.

Recht getrauert habe ich, daß Hofmann, dessen anziehende Seiten, besonders aus der Ferne, für immer mein höchstes Interesse in Anspruch nahmen — so enden mußte. Ach er war verlohren, sobald er Geld hatte, sich zu verderben, sobald es ihm überlaßen blieb, aus seinem Glück sein Unglück zu machen.

Dir, dem Alles über ihn noch werth ist, wird diese Unterhaltung Deines und seines Freundes nicht bloßes langes Gewäsch über ihn sein. Meine Liebe für ihn konnte mich nur so geschwätzig machen. Wo finde ich Werners Biographie? Die hat wieder ganz andere Tücken. Hätte ich sie doch erst; ich werde sie nicht ohne Bewegung lesen.

Deine Kinder küsse vielmal in meinem Namen und auch ihre zweite Mutter, an die ich nie ohne besondere Rührung denke, und das recht oft. Lebe wohl, mein theurer, lieber Eduard; ich bin ein träger Briefschreiber, aber eingebrannt ist Dein Name in meine Brust, und ich will Euch alle, die ich so lieb hatte und noch lieb habe, auch Friedrich Fouqué und Chamisso und Neumann, mit zu Grabe nehmen. Lebe wohl, mein herzlich geliebter Hitzig!

Dein
Heinrich Loest.

ZUM „TRAUM DES DOMKÜSTERS ANDREAS OTTO“.

('Mitteilungen' 1923, S. 25–28.)

Von Dr. Hermann Kügler.

Dr. Hans von Müller hat als einer unsrer hervorragendsten Kenner E. T. A. Hoffmanns, auf dessen 'Dei von Elba in Paris' ich S. 28 als auf eine Parallele hinwies, einen Brief an mich gerichtet, den ich mit seiner liebenswürdigen Erlaubnis zur Klärung der literarischen Angelegenheit hier anschließe [1]:

Verehrter Herr Doctor, endlich bin ich dazu gekommen, Ihren Brentano-Hoffmann-Aufsatz zu lesen. Ich gratuliere Ihnen zu der Auffindung der Brentano-Quelle.

Zu der Annahme, daß der „Staatswahrsager“ auch Hoffmann vorgelegen habe, liegt m. E. kein genügender Grund vor. Hoffmann gibt mit Vorliebe seine Quellen direkt an, und so läßt er auch hier (S. 80f. der 'Freimüthigen Blätter') den Türmer den *Diable boiteux* des Le Sage anrufen. Dieser erscheint sogleich: denn daß die Erscheinung ein Teufel ist, wenn auch ein „gutmütiger, nur etwas schalkhafter“, wird S. 85 Mitte deutlich gesagt. Dieses Teufelchen gibt auch im Gegensatz zu dem dreigesichtigen Greis ganz und gar keine Weissagungen von sich, sondern beschränkt sich wie bei Le Sage darauf, dem Türmer die objektive Beobachtung der natürlichen Umwelt zu ermöglichen.

In einem andern Punkte muß ich Ihnen noch lebhafter widersprechen. Sie nehmen an, daß es sich um einen Pariser Türmer handelt und daß Hoffmann schildert, wie die Pariser, „von fröhlicher Zuversicht über Napoleons Rückkehr erfüllt“ sind; Sie schließen daraus, daß Hoffmann „wie so viele damals dem großen Korsen einen neuen Glanz verkünden wollte“. Von alledem trifft das Gegenteil zu. Hoffmanns Dichtung spielt offenkundig in Berlin u. z. wahrscheinlich auf einem der beiden Türme des Gensdarmenmarktes. Einige Wochen später, am 18. Juli 1815, hat Hoffmann ja auf einem seiner bekanntesten Blätter die beiden Türmer, den deutschen und den französischen, jeden auf seinem Dache sitzend und glockenschwingend, abgebildet; rings um den Gendarmenmarkt liegen auf dem Blatt zahlreiche Weinkneipen von Schonert bis zu Lutter & Wegner. So heißt es auch in unserm Text (Freim. Bl. S. 80 Mitte):

> Mein Thurm warf einen langen schwarzen Riesenschatten über den Markt und über die Häuser, indem heller die Lichter aus den Fenstern herausleuchteten. Unerachtet Mitternacht schon längst vorüber, ging es doch noch überall [in den Lokalen] lustig her; ich hörte deutlich Gläser erklingen und das verworrene Getöse des lauten Gesprächs.

Militär und Zivil ist sich mehr oder weniger einig darüber, daß man den verhaßten Feind, den man leider nur zu schonend behandelt hatte, diesmal

1. Gesperrt Gedrucktes ist im Briefe unterstrichen; er ist vom 24. Februar 1924 datiert.

endgültig niederschlagen müsse und werde. Das ist die „fröhliche Zuversicht", von der Ellinger 15, 12 spricht und die Sie den Parisern aus dem umgekehrten Grunde zuschreiben.

So steht tatsächlich Hoffmanns Dichtung in ihrer patriotischen Tendenz dem Traume des Domküsters Otto weit näher, als Sie annehmen. Trotzdem glaube ich mit Ellinger, daß der fernglasreichende Teufel von Le Sage und der Vetter Andreas von Claudius herstammen; alles übrige erklärt sich zwanglos aus der historischen Situation, nämlich der Stimmung in Berlin nach Napoleons Flucht aus Elba. –

Wenn ich diesen negativen Erörterungen etwas Positives hinzufügen darf, so möchte ich bemerken, daß der Dey von Elba mich mehr in seiner Fortwirkung als in seinen Quellen interessiert. Er ist nämlich offenkundig nach Technik und Lokalisation eine unmittelbare Vorstudie zu 'Des Vetters Eckfenster', das Hoffmann mit gereifter Kunst sieben Jahre später entwarf. Hier ist das Personal vereinfacht: nicht ein Teufelchen zeigt dem Türmer, was auf dem Gensdarmenmarkt vorgeht, und der Türmer schreibt das dann dem Vetter, sondern der Dichter selbst zeigt es direct dem Vetter. Er macht ihm klar, was die Leute reden, jeder nach seinem Temperament; und auch hier fehlt es nicht an allgemeinen Betrachtungen.

Mit nochmaligem Danke für die anregende Zusendung bin ich Ihr aufrichtig ergebener Hans von Müller. –

Hiergegen machte ich auf einer Postkarte ungefähr folgendes geltend: daß Hoffmann im 'Dei von Elba in Paris' (!) den Berliner (!) Gendarmenmarkt im Sinne gehabt habe, ist mir nicht beigekommen. Jene Zeichnung ist mir wohlbekannt (auch unsere 'Mitteilungen' brachten sie 1905); aber der Hoffmannsche Türmer spricht (Ellinger 15, 87 unten) von seinem „Kollegen an den Küsten", und zu diesem Ausdruck hat ein Berliner Türmer m. E. ohne weiteres keine Veranlassung. Die Stelle in den 'Freimüthigen Blättern' S. 80 Mitte (= Ellinger 15, 89, Zeile 23–28) kann doch ebensogut auf den Türmer von Notre Dame in Paris passen, wo ja im Gegensatz zu den beiden Türmen auf dem Berliner Gendarmenmarkt einer vorhanden gewesen ist. – Vielleicht aber hat der Dichter beide Städte im Sinne gehabt und in dichterischer Freiheit vermengt?

Herr Dr. von Müller schreibt hierzu:

Da Herr Dr. Kügler seine Deutung aufrecht erhält (die neuerliche Version einer Vermengung beider Städte ist mir nicht deutlich), so bin ich genötigt, die Tendenz von Hoffmanns Schriftchen näher darzulegen. Das läßt sich natürlich nicht mit zwei, drei kurzen Zitaten machen, da der Leser dann argwöhnen könnte, daß diesen Stellen andere entgegenstehen; ich muß vielmehr, so leid es mir für den gewiß kostbaren Raum der 'Mitteilungen' ist, den Inhalt des Ganzen kurz angeben und auch auf die Entstehung und Entdeckung des Textes mit einigen Sätzen eingehn.

Napoleon verließ am 1. März 1815 Elba und zog am 20. März in Paris ein. Als das in Berlin bekannt wurde, begründete der bekannte Publizist Friedrich von Cölln sofort im Verlage von Duncker & Humblot als Organ für die Bekämpfung Napoleons die 'Freimüthigen Blätter für Deutsche' (so der Hefttitel, der erst nach Abschluß des ersten Jahrgangs im Bandtitel erweitert wurde). Für den Wahlspruch dieses Blattes erklärte Cölln die Worte: „Deutschland

über alle, wenn es einig ist und will" – also den selben Gedanken, den später Hoffmann von Fallersleben in poetischer Form besser ausgedrückt hat; als Absicht des Blattes verkündete er, mit aller Welt in Frieden zu leben, aber die Wiedereinsetzung Napoleons bis aufs äußerste zu bekämpfen. „So freimüthig wie wir seyn werden", schreibt er im Vorwort, „so sehr hassen wir den Unfrieden und die Zwietracht, ja wir werden auch selbst die Franzosen nicht anfeinden, wenn sie Buonaparte und seine Parthei verlassen."

Zu den Schriftstellern, die Cölln (oder sein Verlag) um einen Beitrag bat, gehörte Hoffmann, der sich in dem Gespräch 'Der Dichter und der Componist' und mehr noch in dem Phantasiestück 'Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden' als einen der leidenschaftlichsten Gegner Napoleons gezeigt hatte.

Hoffmanns Beitrag soll die Stimmung schildern, die in der Berliner Bevölkerung herrschte, als die Extrablätter verkündeten: „Napoleon in Paris!" Es ist unmöglich, für eine solche Darstellung – also den Bericht über die Aufnahme einer bestimmten politischen Nachricht im Publikum – einen kurzen und dabei durchaus deutlichen Titel zu finden. Hoffmann, der im allgemeinen in der Formung von Titeln sehr glücklich war, entschied sich dafür, die Meldung selbst, von deren Wirkung er berichten will, als Überschrift zu geben. Das war das kürzeste und wirksamste; nur hätte Hoffmann gut daran getan, die Worte mit einem Ausrufungszeichen zu beschließen und sie zwischen Anführungszeichen zu setzen: sonst kann jemand, der nur die Überschrift liest, in der Tat glauben, daß Hoffmann Napoleons Einzug in Paris schildern will.

Höhnisch bezeichnet Hoffmann im Titel der Schrift den Besiegten von Leipzig nicht mit seinem kaiserlichen Namen, sondern als Kleinfürsten von Elba – nein, das war noch zu gut für den Feind Europas: der glühende Haß des Dichters nennt ihn den „Dey" von Elba. Hoffmann schließt ihn damit aus der zivilisierten Menschheit aus und stellt ihn in eine Reihe mit den Seeräuberfürsten der Berberei. Im Text selbst heißt Napoleon, der in der 'Vision' stets „der Tyrann" genannt worden war, in der Regel schlechthin „der Feind"; je dreimal wird er mit noch stärkerem Ingrimm als „der Drache" und „das Unthier" bezeichnet. Selbst die unbelebte Natur haßt den Höllensohn: die Meereswellen, die sich sonst „freundlich um Albions leicht beflaggte Gallionen" kräuselten, fahren bei Napoleons Nahen „zornig brausend auseinander" (S. 77/78). „Der Dämon", heißt es eine Seite später (78/79), „entsprang aus dem Kreise, in den ihn zu bannen endlich gelungen war, und mit dieser That schlug er an die ehernen Pforten seines finstern, entsetzlichen Reichs an, daß die Höllengeister aus der Ohnmacht erwachen und ihre blutige Krallen ausstrecken sollen nach allem Wahren, Rechten, Heiligen!"

Soweit die eigene Meinung des Türmers [also Hoffmanns]. Der Bericht über seine Beobachtungen auf dem Markt und in dessen Umkreis beginnt damit, daß morgens die Zeitungsjungen ein Extrablatt ausrufen. Das Publikum drängt sich um die Blätter. Im Vorbeigehn ruft einer dem andern zu: „Wissen Sie es? – wissen Sie es bereits? – Er ist in Paris eingezogen – ungehindert!" – „Wer denn? wer?" – „I mein Gott, Napoleon – Buonaparte – der Dey von Elba!" (S. 77.)

Dann wird in einer Reihe von Einzelszenen geschildert, wie in der Nacht nach diesem Tage jeder nach Temperament und Gesinnung sich über die Nachricht ausspricht (S. 80 ff).

Schließlich (S. 85) richtet der Beobachter sein Zauberfernrohr „auf einen hell erleuchteten Saal, in dem sich eine große Gesellschaft erlustigte. Ich erblickte junge Offiziere, mit Ordenskreuzen geschmückt, [und] bürgerlich Gekleidete, auf deren Brust jenes aus feindlichem Geschütz geprägte Ehrenzeichen prangte, an dem sich alle, die den großen Kampf um Vaterland und Freiheit kämpften, wie an einem Wahlspruch erkennen. Die Jünglinge ließen hell die Gläser erklingen und jubelten hoch auf." Endlich, so hoffen sie, wird man ganze Arbeit machen können; „Frisch auf!" jauchzen die Jäger, „frisch auf! Neue Jagdlust! Hussah, los auf das Unthier! durch Wald und Kluft! treft es zu blutigem Tode!" (S. 85/86.)

„Im Zimmer nebenan saßen ältere Männer." Ein Oberst sagt zu einem alten Herrn: „Auch Sie haben gewiß gefühlt, daß jene große Katastrophe nur mit des heillosen Tyrannen gänzlicher Vernichtung enden dürfte. Woher kam denn die Verstimmung, die uns alle niederdrückte, als der Tyrann besiegt war und seine Hauptstadt uns willig ihre Thore geöffnet hatte? Woher kam sie anders, als daß wir damahls die großen entscheidenden Ereignisse vermißten, die wir als Schlußscene des ungeheuren Kampfspiels erwartet hatten. Wir fühlten damahls deutlich, daß noch nicht alles geschehen war." (S. 86/87.) Ein Dritter sagt: „Alles gleißende Gold, mit dem Buonaparte sich äußerlich zu schmücken versteht, kann sein inneres moralisches Bettlerthum nicht überstrahlen. In seiner Brust wohnt kein Vertrauen, kein Glaube, keine ritterliche Ehre." (S. 89.)

Dann tritt – offenbar aus dem zuerst geschilderten Zimmer – „durch die geöffneten Flügelthüren ein hoher, schöner Heldenjüngling mit dem gefüllten Pokal in der Hand hinein und rief: »Ihr tapfern, muthigen Ritter des eisernen Kreuzes, laßt hoch leben den königlichen Heerführer! Vaterland und Freiheit!«" (S. 90.)

„Ein ehrwürdiger, mit vielen Orden geschmückter Greis hatte bis jetzt nicht gesprochen, sondern bald dem Gespräch zugehört, bald war er kräftigen, jugendlichen Schrittes bis an des Saales Thüre gegangen und hatte mit funkelnden Blicken die jubelnden Jünglinge angeschaut." Der fordert jetzt die Ritter des Eisernen Kreuzes auf, sich mit den andern Bürgern und Offizieren zusammenzuschließen. „Es geschah, wie der alte Heerführer gesprochen. Er trat in die Mitte, im engen Kreise um ihn herum hielten sich die Ritter des Eisernen Kreuzes, und im größeren Kreise Bürger und Offiziere, bunt gemischt umschlungen. Die Gläser erklangen, und im Saale erdröhnte es: »Hoch, hoch, hoch lebe der königliche Held! Vaterland und Freiheit!«" (S. 90/91.)

Der Aufsatz erschien ohne Verfasser-Namen im zweiten Heft der 'Blätter', das um den 1. Juli ausgegeben wurde. Am 18. Juli schrieb Hoffmann seinem Jugendfreunde Theodor Gottlieb von Hippel, der bekanntlich im März 1813 den Aufruf des hier verherrlichten „königlichen Helden" 'An mein Volk' entworfen und damit das Signal zum Befreiungskampfe gegeben hatte: es werde ihn vielleicht freuen, zu erfahren, daß er, Hoffmann, der Verfasser des 'Dey von Elba in Paris' sei, wie er kürzlich [am 11. Juli] auch in der Spenerschen Zeitung Napoleon verhöhnt habe.

Diese Briefstelle hat es Grisebach 1899 ermöglicht, die kleine Dichtung wieder aufzufinden und sie seiner Ausgabe von Hoffmanns Werken einzuverleiben. Er bezeichnet sie dort (Band 1, S. LXI) als „patriotisches Fantasiestück" und meint, sie zeige mehr noch als die beiden (in unserem dritten

Absatz genannten) älteren Schriften dieser Art, daß dem Dichter „keineswegs das Verständnis für die nationale Erhebung gegen die Napoleonische Zwingherrschaft gefehlt hat".

Ellinger sagt 1912 in seiner Hoffmann-Ausgabe (Band 15, S. 12/13): „Die kleine Dichtung, die den Eindruck festhalten will, den die Nachricht von Napoleons Rückkehr auf die verschiedenen Kreise der Bevölkerung ausgeübt hat, ist auf einen Ton fröhlicher Zuversicht gestimmt. Im Mittelpunkt der Darstellung steht naturgemäß das Heer in seinen besten Vertretern; der am Schlusse erwähnte jugendliche Greis soll wohl ein idealisierter Blücher sein; bei dem höheren Offizier, der vor ihm das Wort ergriffen, liegt es nahe, an Gneisenau zu denken. Mit großer Feinheit ist das Urteil über Napoleon entwickelt."

Ich kann mich den beiden ausgezeichneten Forschern nur anschließen [1] und gebe die Hoffnung immer noch nicht auf, auch Herrn Dr. Kügler zu dieser bisher nie bestrittenen Auffassung zu bekehren.

Schlußwort: Daß die Auffassung bisher nie bestritten worden ist, verhindert natürlich nicht, daß es geschehen konnte. Aber mit meinem herzlichen Danke für die aus schier unerschöpflichem Borne freigebig gespendete Belehrung verbinde ich die Versicherung, daß Herr Dr. von Müller mich vollkommen bekehrt hat. Ich will nur hoffen, daß auch die Gelehrten es sein werden, die mir ihre Zustimmung zu meiner Vermutung ausgedrückt haben.

1. Das einzige Eigene, was der „Hoffmannforscher" Walther Harich im 2. Bande seiner Biographie des Dichters zu unserem Stück beibringt, ist die Behauptung, daß es im zweiten Maiheft von Kuhns 'Freimüthigem' abgedruckt sei und den ersten von Hoffmanns zahlreichen Beiträgen zu dieser von Duncker & Humblot verlegten Zeitschrift darstelle (so S. 49 Mitte, S. 50 Mitte und Anhang Spalte 9 Mitte, also an drei Stellen!) Wie gewöhnlich hat Harich hier ohne eigene Anschauung der Dinge das von anderen Ermittelte falsch abgeschrieben. (Anm. von Herrn Dr. von Müller.)

[Hoffmann als bildender Künstler]

Hoffmann, Ernst Theodor Wilhelm (nannte sich bis zur Ankunft in Bamberg am 1. 9. 1808 meist nur Ernst Theodor [abgekürzt E. T.], seitdem [nach seinem musikalischen Vorbilde Mozart] Ernst Theodor Amadeus [abgekürzt E. T. A., niemals E. Th. A.]), Kunstdilettant (Porträtist, Karikaturenzeichner u. Dekorationsmaler), geb. zu Königsberg i. Pr. 24. 1. 1776, † in Berlin 25. 6. 1822.

Eine ausführliche Biographie des vielseitigen Mannes wird niemand in einem Lex. der *bild.* Künstler suchen, erst recht nicht eine Würdigung seiner Leistungen als Komponist, Dirigent u. Musikschriftsteller oder als Erzähler, Dramatiker u. Dramaturg; vollends kann hier nicht die Rede sein von seinem Scharfsinn in schwierigen Kriminaluntersuchungen, von seinem mannhaften Eintreten für unschuldig Verfolgte und von dem unerschöpflichen Reiz seiner witzigen Unterhaltung im Kreise geistreicher Männer. Wir beschränken uns vielmehr auf zwei Darlegungen: unter A geben wir die Hauptdaten von H.s äußerem Leben und zeigen sein wechselndes Verhältnis zu den verschiedenen Künsten, dann etwas eingehender dasjenige zur bild. Kunst; unter B folgt eine Übersicht über seine Arbeiten auf diesem Gebiet.

A. *Äußeres Leben u. Verhältnis zur bild. Kunst.*

I. Nach der wirtschaftlichen Grundlage seiner Existenz zerfällt H.s Leben in 4 Abschnitte: 1. 1776—1800 im Hause von Verwandten, u. zw. a) bis 1778 beim Vater, dem Hofgerichts-Advokaten Christoph Ludwig H., in der Französischen Gasse (jetzt Französische Straße 25) zu Königsberg, b) bis Juni 1796 bei der Großmutter Sophie Luise geb. Voeteri, Witwe des Konsistorialrats Johann Jakob Doerffer, in der Junkergasse ebenda (jetzt Poststraße 13), c) bis März 1800 bei dem Mutterbruder Johann Ludwig Doerffer, der bis Juni 1798 Rat an der Ober-Amtsregierung (d. i. dem Obergericht) zu Glogau, seitdem am Geheimen Obertribunal (dem obersten Gericht des Staates) zu Berlin war. Während dieser Zeit wurde H. 27. 3. 1792 in Königsberg als stud. jur. immatrikuliert, 27. 8. 1795 bestand er ebenda das Examen als Auscultator, 15. 7. 1798 in Glogau die Referendarprüfung, 27. 3. 1800 in Berlin das große Staatsexamen. — 2. 1800—1806 als Richter an preuß. Obergerichten („Regierungen") in den polnischen Landesteilen, u. zw. a) bis 21. 2. 1802 als Assessor in Posen, b) bis 10. 3. 1804 als Rat in Plock (Plotzk an der Weichsel), c) bis zum Einmarsch der Franzosen Ende Nov. 1806 desgleichen in Warschau. — 3. 1806 bis 1814 als Privatmann, u. zw. a) bis Juni 1807 in Warschau, b) bis Juni 1808 in Berlin, c) bis August 1808 (besuchsweise) in Glogau, d) 1. 9. 1808—21. 4. 1813 in Bamberg, e) 25. 4.—20. 5. 1813 in Dresden, f) 23. 5.—24. 6. 1813 in Leipzig, g) 25. 6.—9. 12. 1813 in Dresden, h) 10. 12. 1813—24. 9. 1814 in Leipzig. — 4. 1814—1822 in Berlin am Kammergericht, u. zwar bis 30. 4. 1816 als Hilfsarbeiter, seit 1. 5. 1816 als Rat (erst am Kriminalsenat, seit Herbst 1821 am Ober-Appellationssenat); Wohnung bis Juni 1815 Französische Straße 28 II, seit Juli 1815 Taubenstraße 31 II; nur eine größere Reise (Warmbrunn, Flinsberg, Landeck, Prag) Juli bis Sept. 1819.

II. H.s künstler. Produktion erstreckt sich auf 28 Jahre; sie zerfällt in 3 scharf getrennte Perioden zu 8 bis 10 Jahren: 1. Mitte 1794 bis Frühjahr 1804 ein brodelndes Neben- und Durcheinander von Malerei, Musik, Roman, lit. Skizze u. Lustspiel; 2. Ende 1804 bis Anfang 1813 musikalische Komposition (von den „Lustigen Musikanten" bis zur „Aurora"), daneben (seit 1808) Musikkritik (die sich angesichts der höchsten Gegenstände — namentlich Beethovens Meisterwerken — zu einem Nachschaffen in Worten steigert) und musikalische Erzählung (vom „Ritter Gluck" bis zum „Don Juan"); 3. seit Mitte Februar 1813 erzählende Dichtung vermischten Charakters (vom „Berganza" u. dem „Magnetiseur" bis zu „Des Vetters Eckfenster" u. dem „Feind"; in 3 Pausen der poetischen Produktion entsteht stückweise als einziges größeres Tonwerk die „Undine").

Wie daraus hervorgeht, hat H.s Entwicklung

gegen den bild. Künstler als Hauptberuf entschieden. H. hat allerdings in der zweiten der eben genannten 3 Perioden noch viel gemalt (ganz am Schluß noch sein größtes Ölbild, das Porträt der Familie Kunz), aber doch bewußterweise nur im Nebenberuf, sei es auf Grund fester Aufträge oder bei sonstigen bestimmten Anlässen. Während des dritten Berliner Aufenthaltes, seit Herbst 1814, hört auch das auf, ebenso wie die Komposition größerer Tonwerke und sehr bald auch die Musikschriftstellerei: H. hatte schon vor der endgültigen Rückkehr nach Berlin in der erzählenden Dichtung sein stärkstes Talent erkannt und wußte seine übrigen Begabungen dieser dienstbar zu machen.

III. H.s Entwicklung als Maler u. Zeichner in der ersten der unter II statuierten 3 Perioden ist uns fast nur aus den Erinnerungen seines Freundes Thdr Gottlieb v. Hippel (Verfassers des Aufrufs „An mein Volk") und den diesen beigegebenen Auszügen von H.s Briefen an Hippel bekannt, die wir nach der ersten vollständigen Ausgabe (Hoffmann und Hippel, Das Denkmal einer Freundschaft, Berlin 1912) zitieren. Danach gab H. sich schon in den mittleren Schulklassen der Tonkunst und der Malerei „mehr hin als den Schulwissenschaften" (p. 10); er trieb „fast mit gleicher Liebe" (wie Musik) „Malerei, worin Seemann" [richtig Saemann], „ein anspruchsloser gemütlicher Maler, sein Lehrer war. Fast peinlich hielt dieser auf die Richtigkeit in der Zeichnung. Dieser Gründlichkeit des Zeichenlehrers . . . verdankte H. den festen Boden, auf dem seine Neigung Wurzel schlagen . . . konnte. Seine frühsten Versuche in der Malerei waren immer richtig gezeichnet. Als er sich in Farben versuchte, waren seine Arbeiten durch die starken und dunkeln Schatten eigentümlich bezeichnet. Schon früh gab er sich seiner Neigung hin, jede auffallende Gestalt, jede Possierlichkeit als Karrikatur" aufs Papier zu werfen. „Um zu sehen und zu lernen, suchte er auf, was ihm die Kunst — in Königsberg nicht reich ausgestattet — darbot. Emsig las er [1789] mit seinem Freunde [Hippel] den Winckelmann, und am meisten zogen ihn die Abbildungen der aufgefundenen Schätze des Herculanums auf der Königlichen Bibliothek an, wovon er das meiste copierte" (p. 11). Unter seinen Schulgenossen stand ihm neben Hippel der spätere Maler Daniel Thomas Matuszewski am nächsten (p. 17). — Am 8. 10. 1803 schreibt H. ironisch ins Tagebuch, daß er als Sekundaner Cramers „Deutschen Alcibiades" mit Einschluß der Titelkupfer von C. F. Stoelzel aufs höchste bewundert habe: „Die Risa mit dem schelmisch aufgehobenen Finger vor dem Munde war mir . . . das Ideal weiblicher Schönheit, und ich suchte das Meisterstück (so wie noch früher einen elenden englischen Kupferstich, der die Eloisa vorstellte) mit Anstrengung aller meiner Kräfte zu kopieren — es gelang aber nicht!" — Während des akad. Trienniums 1792/95 gelang es H. nicht, sich in der Malerei weiter auszubilden. Nov. 1795 schreibt er an Hippel: „Übrigens hat sich der Hang zur Malerei bei mir verloren, und das macht, weil ich im Grunde noch nicht weit genug darin bin, daß es meinen Geist genug beschäftigen kann" (p. 77). Dagegen heißt es im März 1796: „Meine Malerei blüht wieder" (p. 105). Eine mächtige Anregung gab ihm bald darauf in Glogau der freundschaftl. Verkehr mit dem Miniaturporträtisten Aloys Molinary, von Ende Okt. 1796 bis Mitte Jan. 1797 (Hippel p. 131, 137 f., 140). H. berichtet an Hippel, daß er „durch ihn [M.] unendlich in der Kunst gewonnen habe. Der Feuergeist des Italieners belebte seine Werke, und einige Funken davon weckten meinen schlafenden Genius". Aber H. fühlte selbst am besten, daß dieser Umgang nicht genügt hatte, ihn zum fertigen Künstler zu machen. Im April malt er sich aus, was er machen würde, wenn ihm ein kleines Vermögen zufiele: „ich widmete mich allenfalls der Malerei, die ich vielleicht durch die Übung eines Jahres zu einiger Vollkommenheit bringen könnte" (p. 144 f.). Im August 1798 sah er, auf einer Erholungsreise nach bestandenem Referendarexamen, in Dresden den „Antikensaal, den Statüen aus Antium und Ercolano zieren" (p. 164), und in der Gemäldegalerie „Meisterstücke aus allen Schulen . . . bei alledem sah ich denn nun freilich bald, daß ich gar nichts kann. Ich habe die Farben weggeworfen und zeichne Studien wie ein Anfänger . . . Im Porträtmalen allein glaube ich starke Fortschritte gemacht zu haben" (p. 169). In Berlin besucht er im Herbst 1798 die Akad.-Ausstellung und lobt dem Freunde lebhaft 4 Landschaften Hackerts, ein Ölgemälde Rehbergs u. eine Tuschzeichnung von Ludwig Wolf (p. 168 f.).

In den nächsten 4 Jahren (für die freilich unsere Quellen äußerst spärlich fließen) ist von schulmäßigen Übungen in der bild. Kunst nicht die Rede. Anfang 1803 schreibt er an Hippel: „Ich habe mich unter der Zeit im Malen und vorzüglich im Treffen ziemlich vervollkommnet." Im Sommer zeichnete er „alle damals bekannt gewordenen etrurischen Vasengemälde aus der Hamiltonschen Sammlung" auf das genaueste mit der Feder nach, wie 1823 sein Biograph Hitzig (Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß, Berlin, I 247) berichtet; in Hitzigs Nachlaß (s. u.) liegen noch heute 12 von diesen sorgfältigen Kopien. Das folgende Winterhalbjahr, 1803/04, zeigt den aufreibenden Kampf der Talente in H.s Geist auf dem Höhepunkt. Am 3. 10. 1803 schreibt er an Hippel: „Werde ich nur nicht zu sehr vom Präsidenten qua Packesel behandelt, . . . so geht's in meinen vier

Wänden ganz gut her. Die Akten werden in die Nebenkammer geworfen, und dann zeichne, komponiere und dichte ich wie's kommt — freilich alles nur schlecht, aber desto mehr Vergnügen macht mir's" (p. 195). Am 16. 10. fragt er sich im Tagebuch nach der Zeichnung einer Kindergruppe und vor der Komposition eines Oratoriums: „Ob ich wohl zum Maler oder zum Musiker geboren wurde?" Am 10. 12. beantwortet er diese Frage Hippel gegenüber in einer sehr interessanten Weise (freilich muß man sich gegenwärtig halten, daß Hippel mehr die Malerei als die Musik liebte, und daß H. in seinen Briefen dem stets Rechnung trägt): „Die Malerei habe ich ganz beiseite geworfen, weil mich die Leidenschaft dafür, hinge ich ihr nur im mindesten nach, wie ein griechisches Feuer unauslöschlich von innen heraus verzehren könnte ... Die Musik ... ist mehr ein Theaterdonnerwetter ... man kann sich mit ihr ohne Gefahr vertrauter machen, darum habe ich sie zu meiner Gefährtin und Trösterin erkieset" (p. 197). Am 16.—20. 2. 1804 besuchte er Hippel auf dessen Landgut und sah dort Handzeichnungen von Perugino u. Raffael. „In der exaltierten Stimmung", in die ihn dieses Beisammensein versetzt hatte, schreibt er am 28.: „eine bunte Welt voll magischer Erscheinungen flimmert u. flackert um mich her; es ist, als müsse sich bald was Großes ereignen: irgendein Kunstprodukt müsse aus dem Chaos hervorgehen. Ob das nun ein Buch, eine Oper, ein Gemälde sein wird — quod diis placebit!" (p. 200).

IV. In Warschau entschied sich dann H. für die Musik als künstlerischen Beruf; von den ‚Lustigen Musikanten', die er im Dez. 1804 komponierte, datiert er noch 1809 mit Recht seine „bessere Periode" in der Tonkunst. Dem entsprechend urteilt einer seiner Warschauer Bekannten, der gleichfalls dichtende Justizrat Heinrich Loest, im August 1823: „Auge und Ohr, die Hülfsorgane des Kunstmenschen, waren in ihm vortrefflich; aber so gewiß und wahrhaftig er Musiker und Dichter war, so gewiß bin ich überzeugt, er wäre nie ein Maler geworden, trotz seines herrlichen Auffassungstalents und seiner geschulten Hand. Die Karikatur gelang ihm herrlich, aber die Karikatur gehört nicht in die Malerei ... Zum Malen fehlte H. nach meiner Ansicht die fromme Anbetung der Natur." In der Tat beschränkte sich H. je länger je mehr auf das Porträt und die Karikatur. Gleich nach seinem Tode schrieb Ludwig Catel: „im Zeichnen und Malen war er sehr geschickt, die Eigentümlichkeit der Züge und der Figur einer Person mit großer Schnelligkeit und sprechend wiederzugeben." Eine gewiß berechtigte Einschränkung dazu macht Adolf Bernhard Marx, der als Referendar am Kammergericht H. noch persönlich kennengelernt hat: H. habe sich zwar erwiesen „als geschickter und geistreicher Porträt- und Karikaturen-Zeichner; nur war nicht zu leugnen, daß seine Porträts ... an den anderen Zweig seiner Zeichenkunst streiften."

Rezeptiv blieb H. bis zuletzt stark an allen Zweigen der bild. Kunst interessiert. Eingehend besichtigte er Galerien (in Pommersfelden bei Bamberg; in Dresden im Sept. und Okt. 1813, wo er förmliche Untersuchungen über mehrere Madonnenbilder anstellte) u. Ausst. (in Berlin 1814, 1816, 1820); mit Vorliebe verkehrte er bis zuletzt mit bild. Künstlern (in Dresden 1813 mit Schweikardt und Ettlinger, in Berlin 1814 mit Philipp Veit, seit 1816 mit Wilh. Hensel, 1820 mit den Bildh. Rauch u. Tieck). Aber was er so an Anschauung gewann, diente nicht mehr seiner Ausübung der bild. Kunst, sondern der Kunst der Erzählung, der er sich, wie schon bemerkt, seit Febr. 1813 fast ausschließlich zugewendet. Mit Recht durfte der Malerpoet H. seine ersten Sammlungen erzählender Schriften als Phantasie- und Nacht-*Stücke* bezeichnen („Stücke" im Sinne von *Gemälden* gemeint).

B. *Arbeiten zur bild. Kunst.*

I. Dekor. Malereien.—II. Vorlagen für Graphik. — III. Sonstiges. — Der Unterzeichnete gedenkt in dieser Ordnung alle Malereien u. Zeichnungen H.s, die sich entweder im Original oder in einer Reproduktion oder wenigstens in einer zeitgenöss. Erwähnung erhalten haben, zu verzeichnen, und diese Liste der Ausgabe von „Hoffmanns Handzeichnungen aus Hitzigs Nachlaß" beizugeben, die er gemeinsam mit dem Besitzer dieser Zeichnungen, Herrn Rechtsanwalt Walther Steffen in Brandenburg a. d. Havel, besorgen wird. Auch wegen der Zeichnungen selbst muß er um so mehr auf diese Publikation verweisen, als in keiner bisherigen Veröffentlichung mehr als fünf Blätter auch nur halbwegs genügend direkt nach den Originalen reproduziert sind. — An dieser Stelle sei aus der Fülle des von H. Geschaffenen (unter Weglassung aller nicht durch sichere Provenienz beglaubigten Stücke) nur folgendes erwähnt:

I. *Dekorative Malereien.* Frühjahr 1795: Ausmalen der „gelben Stube" im Doerfferschen Hause zu Königsberg; Sommer 1796: Hilfe beim Ausmalen der Jesuitenkirche zu Glogau; Frühjahr 1806: Ausmalen des Bibliothekzimmers im Hause der Musikalischen Gesellschaft zu Warschau und eines Kabinetts im ägyptischen Stil ebenda; Sommer 1811: Ausmalen des gotischen Turms auf der Altenburg bei Bamberg nach den April/Mai gezeichneten Kartons; Frühjahr 1812: Dekoration des Salons im Garten des Medizinaldirektors Friedrich Adalbert Marcus ebenda; 1815/16: Ausmalen seiner letzten Berliner Wohnung (namentlich wurde hier ein Undinenzimmer geschaffen!). Alle diese Arbeiten sind unreproduziert untergegangen. — Dekorationen u. Kostüme für Theateraufführungen u. Feste: Febr. 1798 in Glogau: ‚Der Tempel des Aesculap'; 1810/12 in Bamberg: Dekoration zu Calderons ‚Andacht zum Kreuz', dessen ‚Standhaftem Prinzen' und ‚Brücke von Mantible', zu Kleists ‚Käthchen von Heilbronn', zu Klingemanns ‚Entdeckung von Amerika' u. v. a. (8 Tuschzeichngn dazu in Querfolio in Hitzigs Nachlaß in Branden-

burg); Jan. 1812 ebenda: ägyptischer Tempel, 17 Fuß hoch, für ein Fest im ‚Cassino'; Febr. 1812: allegor. Bild als Dekoration für dasselbe; Genius der Kunst für den Würzburger Theatervorhang; Febr. 1813: Kostüme für einen Bamberger Maskenzug aus dem ‚Don Juan'.

II. *Vorlagen für graphische Blätter.* 1. Zu selbständiger Veröffentlichung: Frühjahr 1808 Berlin: Sammlung grotesker Gestalten nach Darstellungen auf dem Königlichen Nationaltheater in Berlin. Heft 1. (H. fand keinen Verleger u. brachte die Orig. nach Bamberg, wo ich sie 1902 verifizierte. Nach meinem 1912 öffentlich dargelegten Plan 1923 zusammengestellt und in vorzüglicher Reproduktion, aber mit ganz unzureichenden Erläuterungen bei A. Juncker, Berlin, herausgeg. von Leop. Hirschberg.) Frühjahr 1814 Leipzig: 3 Karikaturen für Baumgärtner, 1 für Joachim (2 von jenen und diese 1916 farbig reprod. von Friedr. Schulze in: Die deutsche Napoleon-Karikatur, Weimar, Ges. d. Bibliophilen). — 2. Zur Veröffentlichung in Zeitschriften u. Büchern: Dazu muß man wohl auch den schönen Umschlag rechnen, den H. 1799 dem von ihm nicht zum Druck gebrachten Singspiel „Die Maske" mitgab (mit dem Text u. Notenbeispielen veröffentl. von Fr. Schnapp: Berlin, Verlag f. Kunstwiss., 1923). Die 26 von H. veröffentlichten Zeichnungen dieser Art sind mit Ausnahme der Titelvignette zu Werners „Kreuz an der Ostsee" (Berlin 1806; von Grisebach erkannt) nach den Drucken reprod. in „Die Zeichnungen E. T. A. Hoffmanns", hg. v. Leop. Hirschberg (Potsdam, Kiepenheuer, 1921); ebenda 2 weitere, zu deren Veröffentlichung H. nicht gekommen ist, nach posthumen Wiedergaben.

III. *Sonstiges* (ausgenommen Übungskopien): 1. Porträts und nach dem Leben gezeichnete Gruppen (auch Karikaturen der Art), soweit auf einzelnen Blättern: zahlreiche Blätter, von denen relativ viele im Original enthalten sind (darunter 8 in Hitzigs Nachlaß [7 jetzt in Brandenburg, 1 noch in der Familie], 6 bei Lutter & Wegner in Berlin, 3 auf der Bibliothek in Bamberg). Von den 16 bereits reproduzierten sind 10 bei Hirschberg a. a. O. nach den Drucken von neuem reproduziert, nicht dagegen folgende sechs: H. und Marcus [1894 repr. in: Fr. Leitschuh: Franz Ludwig von Erthal, Bamberg, Buchner; besser 1912 in Maassens Hoffmann-Ausg. (München, Gg. Müller), Bd VI]; Antonio dall' Occa [1902 repr. in: Die Musik, Jg. I, H. 18]; Canonicus Stöhr [1908 in: Arthur Sakheim: E. T. A. Hoffmann, Lpz., Haessel]; J. E. Itzig [später Hitzig] und Frau im Sept. 1807 [1908 bei Maassen a. a. O., Bd II]; Familie Kunz [1909 ebenda, Bd III]; Unter den Linden 1799 [1918 von G. A. E. Bogeng veröff. in Vierteljahrsschr. f. angewandte Bücherkunde, I]). — 2. Sonstige Bilder auf einzelnen Blättern: ebenfalls zahlreiche erhalten (u. a. 13 noch unveröffentlichte in Hitzigs Nachlaß [in Brandenburg] und 3 ebensolche bei Lutter & Wegner) und 12 reproduziert. Von diesen 12 bereits reprod. sind 9 bei Hirschberg a. a. O. nach den Drucken von neuem repr., nicht aber folgende 3: Plan des Gensdarmenmarktes und seiner Umgebung [1839 in Brodhags Suppl. zu Reimers Hoffmann-Ausgabe, danach häufig wiederholt]; Bamberger Bürgermilitär [1912 bei Maassen a. a. O., Bd VI]; Siegel der Casse der südpreußischen reformierten Unität [1918 schlecht wiedergegeben, aber von W. Bickerich ausgezeichnet kommentiert in: Hist. Monatsbl. f. d. Prov. Posen, XIX (1918) 49/52]). — 3. Zeichnungen in Tagebüchern und Briefen: 7 reprod. (davon 6 in meinen Ausgaben des Briefwechsels [1912] und der Tagebücher [1915] und danach von Hirschberg a. a. O. vergröbert wiederholt; 1 1921 in einem Autogr.-Kat. von Henrici, Berlin). *Hans von Müller.*

E. T. A. Hoffmann als Ministerialsekretär in spe.

Zusammengestellt von Dr. Hans von Müller.

Vorbemerkung.

Im Juli 1922 ist an dieser Stelle über „Hoffmann als Regierungsrat" berichtet worden. Nur in den Monaten Mai 1802 bis November 1806 hatte Hoffmann wirklich als Rat an preußischen „Regierungen" gearbeitet, nämlich an den Obergerichten in Plock und Warschau; doch führte er diesen unterm 21. Februar 1802 ihm verliehenen Titel weiter — wenn er ihn auch in den Königreichen Bayern und Sachsen „ruhen" ließ — bis zu seiner Anstellung als Kammergerichtsrat im Frühjahr 1816.

Die Mitteilungen von 1922 bezogen sich auf die dienstlichen Verhältnisse Hoffmanns vor seinem Weggange aus Preußen im Hochsommer 1808. Diesmal möchten wir von den Erwartungen sprechen, die der „Regierungsrat" Hoffmann in bezug auf seine Verwendung im Staatsdienst hegte, nachdem er im Herbst 1814 wieder in Preußen und Berlin eingetroffen war — genauer: von seinen Bemühungen und Hoffnungen in den Monaten Juli 1814 bis Oktober 1815 und von seiner Resignation im Jahre 1816.

Im Mittelpunkt des Aufsatzes stehen vier buchstabentreu wiedergegebene Schriftstücke aus dem Mai 1815, die der verstorbene Geheime Archivrat Dr. Paul Bailleu am 2. Mai 1918 in einem aus dem Ministerium des Innern stammenden Aktenstück aufgefunden und mir mit gewohnter Güte umgehend zugänglich gemacht hat. Sie zeigen Hoffmann in friedlichster Verhandlung mit dem Minister des Innern und der Polizei v. Schuckmann, der bekanntlich später zusammen mit seinem Ministerialdirektor v. Kamptz der erbittertste und gefährlichste Feind Hoffmanns war; die Dokumente haben daher für den Nachlebenden eine Pikanterie, von der die Verfasser sich nichts träumen ließen. Zu dieser unbewußten Ironie der ganzen Aktion gesellt sich, um den Spaß zu erhöhen, die vermutlich vollbewußte des ersten Schriftstücks, auf die noch zurückzukommen ist.

Aus anderen, bereits irgendwo gedruckten Briefen bringe ich (in der heute üblichen Schreibung) nur solche Stellen, die für den Zusammenhang notwendig sind; darunter war auch einiges wenige aus der Einleitung zu Felix Hasselbergs wichtigen Mitteilungen über „Hoffmann als Kammergerichtsrat" zu wiederholen, die in dem Heft vom Juli 1922 auf meinen eingangs zitierten Aufsatz folgen.

1) Juli bis November 1814.

Hoffmann hatte Anfang April 1814 abgelehnt, Seconda nach Dresden zu begleiten; er lebte das Sommerhalbjahr hindurch in Leipzig ohne festes Einkommen als Schriftsteller, Karikaturenzeichner und Komponist. Am 6. Juli traf er unerwartet seinen Jugendfreund Hippel, der fünf Wochen vorher, nach seinem Austritt aus dem Bureau des Staatskanzlers Hardenberg, zum Vizepräsidenten der Regierung in Marienwerder ernannt worden war und, nach einer Erholungsreise in die Schweiz, im Begriff stand, diesen Posten anzutreten. Hippel versprach Hoffmann, sich für dessen Wiederanstellung im preußischen Staatsdienst zu verwenden; Hoffmann dachte dabei an die Stelle eines Geheimen expedierenden Sekretärs in einem Ministerium, die ihn wirtschaftlich sichergestellt und doch ihm Zeit und Freiheit gelassen hätte, seinen musikalischen und literarischen Neigungen zu leben[1]. Er setzte am folgenden Tage einen formellen Brief an Hippel auf, bestimmt, an den maßgebenden Stellen vorgezeigt zu werden; in diesem Schriftstück bittet er den Jugendfreund, ihm, „wenn es möglich ist, eine Anstellung in irgendeinem Staatsbureau zu verschaffen", die ihn nähre; „mit gewissenhafter Treue, mit beharrlichem Eifer" wolle er „jedem Dienst dieser Art vorstehen".

Am 16. August erwiderte Hippel dem ungeduldig und ängstlich Harrenden, der sich inzwischen bereits einmal nach dem Stande der Sache erkundigt, daß er trotz aller Bemühungen nichts Sicheres habe erreichen können. Er fragte Hoffmann, ob seine Abneigung gegen die Justiz so weit gehe, daß er auch eine Anstellung im Justizministerium selbst ablehnen würde; wenn nicht, möge er sich durch einen geeigneten Mittelsmann an den Minister von Kircheisen wenden.

Hoffmann schrieb in diesem Sinne am 20. dem vortragenden Rat Diederichs, den er von Posen her kannte, und legte ein Gesuch an Kircheisen bei. Hippeln erwiderte er am selben Tage:

> Wenn mir auch eine Ratsstelle in einem Collegio auf jeden Fall höchst unangenehm gewesen sein würde, so ist mir doch das ganze Justizfach nicht so zuwider, daß ich mich nicht im Bureau des Ministers selbst so ziemlich wohl und zurecht finden sollte! — Was habe ich überhaupt

---

[1]) Herr Geheimrat Holtze, dem ich Bailleus Fund im Juli 1918 mitteilte, schrieb mir dazu unterm 30. Juli, „daß die starre Scheidewand zwischen höheren und subalternen Beamten erst durch die Verordnung vom 7. Februar 1817 (Ges.-Sammlg. S. 61) errichtet worden ist. Vorher war der Eintritt eines Rates in eine Expedientenstelle durchaus keine capitis deminutio. Näheres hierüber erbringt ein sehr lehrreicher Aufsatz von Wilhelm Naudé in den Forschungen zur Brand. u. Preuß. Gesch. Bd. 18, S. 365—386".

> in meiner Lage zu wählen, und muß ich Dir nicht zeitlebens dankbar sein, wenn Du mich endlich in sichern Port bringst?

Er berichtet dann, daß er am selben Tage an Diederichs und Kircheisen geschrieben habe, und bittet Hippel, ersteren „um Beschleunigung meiner Angelegenheit anzugehen".

In der Tat erhielt er schon am 2. September eine Antwort des Ministers. Anscheinend eröffnete ihm dieser, daß an eine Anstellung im Ministerium nicht zu denken sei, während eine solche an einem Obergericht im Bereiche der Möglichkeit liege; er fragte Hoffmann sodann, ob er an einem solchen als Rat oder als Sekretär zu arbeiten wünsche.

Hoffmann antwortete am 5., vermutlich in dem Sinne, daß er, so angenehm ihm eine Sekretärstelle im Ministerium gewesen sein würde, doch eine Anstellung als Gerichts-Sekretär ablehnen müsse.

Darauf scheint ihm Aussicht auf eine Ratsstelle an einem Obergericht gemacht worden zu sein unter der Bedingung, daß er vorher mindestens ein halbes Jahr lang ohne Vergütung als Hilfsarbeiter an einem solchen, etwa am Kammergericht, tätig sei.

Am 24. September reiste Hoffmann von Leipzig ab und traf am 26. in Berlin ein.

Anfang Oktober begann sein Dienst am Kammergericht. Am 1. November schreibt er Hippeln:

> Es ist in meinem Leben etwas recht Charakteristisches, daß immer das geschieht, was ich gar nicht erwartete, sei es nun Böses oder Gutes, und daß ich stets das zu tun gezwungen werde, was meinem eigentlichen tieferen Prinzip widerstrebt. So glaubte ich, mich auf immer der Justiz entschlagen zu haben: und Du siehst mich in diesem Augenblick von Akten hoch umwallt dekretieren, referieren und was weiß ich alles! . . .
>
> Erst hier habe ich recht ausführlich erfahren, wie sehr Du, mein einziger teuerster Freund, Dich bemüht hast, mir meinem Wunsche gemäß eine meiner Neigung entsprechende Stelle in irgendeinem Ministerialbureau zu verschaffen, und nicht versichern darf[1]) ich es Dir wohl, wie tief im Innern ich Deine wahrhafte Freundschaft und Liebe fühle. Daß Deine Bemühungen keinen glücklichen Erfolg hatten, daran ist die feindliche materia peccans schuld, die durch mein Leben schleicht und recht verderblich schon manche frohe Hoffnung weggezehrt hat.

Er wünscht, nun wenigstens nicht wieder nach Polen verschickt zu werden, sondern in Berlin bleiben zu können, wenn

[1]) „Ich darf es nicht" bei Hoffmann stets (ähnlich wie „ich bedarf dessen nicht") = „ich brauche es nicht" = „ich habe es nicht nötig".

auch die Existenz eines Kammergerichtsrats „wohl nicht beneidenswert" sei.

2) März bis Mai 1815.

Nach fünftehalb Monaten, am 12. März 1815, schreibt Hoffmann an Hippel, der inzwischen zum Chefpräsidenten der Regierung aufgerückt war, leider könne er ihm immer noch nichts von einer Verbesserung seiner Lage berichten. Eine Anstellung als Kammergerichtsrat würde ihm „eben nicht sehr erfreulich" sein, und [da im Justizministerium keine Stelle frei sei,] so bleibe es nach wie vor sein „innigster Wunsch, in irgendeinem andern Bureau als Expedient angestellt zu werden". Vielleicht könne Hippel ihn an Hardenberg empfehlen? „Sein Bureau muß bedeutend verstärkt werden, und sollte es dann gar nicht möglich sein, dort anzukommen? Kein Posten, glaube ich, würde besser mit meinem literarischen und künstlerischen Streben zu vereinen sein."

Offenbar konnte aber Hippel bei Hardenberg, von dem er in Unfrieden geschieden war, nichts für Hoffmann tun.

Während dieser vergeblich auf eine Antwort wartete, eröffnete sich ihm eine neue, anscheinend fast sichere Aussicht.

Das Ministerium des Innern, an dessen Spitze Hardenbergs alter Mitarbeiter Schuckmann stand, hatte damals bekanntlich einen weit größeren Geschäftskreis als einige Jahre später; es bearbeitete u. a. auch die Aufgaben des jetzigen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Die Sektion des Kultus und des öffentlichen Unterrichts wurde seit dem Dezember 1808 geleitet von Georg Heinrich Ludwig Nicolovius (1767—1839), der, gleich Hoffmann, in Königsberg geboren und aufgewachsen, seit 1795 mit Goethes Nichte Luise Schlosser verheiratet war und für seinen Landsmann Hoffmann stets ein warmes Interesse hatte [1]). Dieser Gönner, mit dem Hoffmann offenbar über seine Wünsche gesprochen hatte, teilte diesem am 28. April mit, daß in dem Ministerium Expedientenstellen besetzt werden sollten. Hoffmann berichtete das am selben Tage Hippeln und fügte hinzu:

> Du siehst, lieber teurer Freund, daß auf diese Weise eine Lebenshoffnung mir aufgeht, die aber schnell erfaßt werden muß, um nicht wieder unterzugehen. Daher bitte ich Dich auf das dringendste und inständigste, mir mit umgehender Post eine durchgreifende Empfehlung

[1]) Als im Mai 1819 August von Goethe mit der ihm vor zwei Jahren angetrauten Ottilie in Berlin war, lud Nicolovius zusammen mit dem jungen Paare Hoffmann und den Bildhauer Rauch für den 22. zum Mittagessen; der Hauptgegenstand der Unterhaltung war der Landsmann Zacharias Werner. (Nach einer Aufzeichnung Augusts, die Carl Schüddekopf mir am 24. März 1909 in Abschrift mitteilte. Daß Ottilie sich zeitlebens ein starkes Interesse für Hoffmann bewahrt hat, ist bekannt.)

an den Minister S. zu senden. — Ich wünsche, sollte auch in dem Augenblick kein Posten vakant sein oder gemacht werden, vorläufig, um mich im Geschäft zu üben, ohne Gehalt — aber nur gleich! — angestellt zu werden.

Meine jetzige Lage ist in der Tat sehr übel: denn außerdem, daß ich gar keinen Gehalt ziehe . . ., so steigt auch mein Ekel gegen ein Geschäft, das, so wie es jetzt betrieben wird, nur Unmut und Langeweile erregen kann. Erinnere Dich, teuerster Freund, daß es nie meine Idee war, zur Justiz zurückzukehren, denn zu heterogen ist sie der Kunst, der ich geschworen . . .

Zu sehr bin ich von Deiner Liebe überzeugt, als daß Du meine Hoffnung rücksichts des gewünschten Empfehlungsbriefes täuschen könntest. Du siehst, wie tief in mein Leben die Erfüllung meines Wunsches eingreift, und kannst denken, wie aufgeregt ich bin, wie unendlich ich darnach verlange, daß bald alles entschieden sei. Übrigens will Nicolovius auch meinen Wunsch unterstützen.

Der Auftrag war kitzliger Natur. Hippel kannte den ihm unmittelbar vorgesetzten Schuckmann besser, als Hoffmann diesen damals kannte; er wußte, ein wie nüchterner und humorloser Mann er war. Er bemühte sich also, in dem auf Hoffmanns Wunsch aufgesetzten Empfehlungsbrief dem Minister seinen Jugendfreund dadurch annehmbar zu machen, daß er ihn als einen Erzphilister schilderte. In diesem Sinne schrieb er am 3. Mai (den Hauptsatz haben wir gesperrt):

Hochwohlgebohrner Herr,
Hochgebietender, Höchstverehrtester Herr Staatsminister.

Ew. Excellenz werden mir das geneigte Zeugniß nicht versagen, daß ich nur selten und ungerne Gesuche und Empfehlungen wage, welche das Beste des Dienstes nicht unmittelbar betreffen. Dennoch erdreiste ich mich heute, Ew. Excellenz Wohlwollen für meinen ehemahligen Schul-Cameraden, den Regierungsrath Hoffmann, ehrerbietig in Anspruch zu nehmen. Dreist darf ich dabey behaupten, daß er Ihres Wohlwollens nicht unwürdig ist. Ich erlaube mir zu dem Ende eine kurze Skizze seines Lebens:

Bis zum Jahre 1806 stand er als Regierungsrath zu Warschau in der Achtung seines Vorgesetzten und in der Liebe seiner Kollegen, besonders, da ausgezeichnete Talente in Musik und Mahlerey ihn zierten. Von den Pohlen vertrieben, suchte er in Berlin nach dem Frieden von Tilsit eine Anstellung, die ihm aber, bey der Menge der brodlosen Offizianten, nicht zu Theil wurde. Zu arm, um lange zu warten, ging er im Vertrauen auf seine Talente nach Süddeutschland, wo er zuerst und hernach in Sachsen

sich dadurch [also durch Musik und Malerei] und durch litterarische Arbeiten kümmerlich, aber ehrlich ernährte. Die Vergrößerung seines Vaterlandes führte ihn nach Berlin zurück, wo er, um sich wieder in den Justiz-Dienst hinein zu arbeiten, zum Kammergericht versetzt wurde. Er versichert, in den acht Jahren eines andern Treibens zu viel vom Justiz-Dienst verlernt zu haben, um mit Auszeichnung darin auftreten zu können, und wünscht jetzt nichts sehnlicher, als durch Ew. Excellenz Gnade

in einem Ihrer Bureaus als Expedient angestellt zu werden.

Er schrieb von jeher einen sehr guten gedrängten Stil, war immer fleißig und anständig. Von seinem frühern Fehler, zu großer Genialität, ist er durch Kummer und Sorgen, wie ich mich selbst überzeugt habe, völlig geheilt, und aus dem Pegasus ist ein ganz tüchtiger ruhiger Ackergaul geworden.

Ew. Excellenz werden es dieser Schilderung ansehen, daß sie unpartheyisch ist. Um so zuversichtlicher schmeichle ich mir aber mit einer geneigten Erfüllung seiner und meiner ehrerbietigen Bitte, die ich als mir selbst erwiesen mit innigem Dank erkennen werde.

Es ist unwandelbar die Gesinnung der größten Verehrung, in der ich beharre

Ew. Excellenz

Marienwerder
d. 3 May 1815

ganz gehorsamer treuer
Diener Hippel

Hippel sandte den Brief sogleich an Hoffmann.

Zum Schaden für seinen augenblicklichen Zweck wandte dieser nun die entgegengesetzte Taktik an. In dem Wahne, damit den Minister zu gewinnen, stellte er sich, als hielt er Schuckmann für einen besonderen Gönner von Kunst und Wissenschaft. Er schrieb ihm nämlich am 13. Mai[1]):

HochWohlGebohrner Herr!
Königlicher Wirklicher Geheimer StaatsMinister,
Minister des Innern und Ritter mehrerer hoher Orden!
Gnädiger Herr!

Ew. Exellenz anerkannte liberale Gesinnungen so wie der Hoffnung und Vertrauen erweckende Rath meines innigsten Jugendfreundes, des RegierungsPräsidenten von

[1]) Daß H. in dem Worte „Excellenz" ständig den Buchstaben c wegläßt, haben wir schon 1922 an dieser Stelle bemerkt. Ebenso peinlich ist, daß der Expedient in spe offenkundig Anrede und Briefadresse verwechselt; man vergleiche seinen lächerlichen Würdenkatalog mit Hippels Anrede.

Hippel, ermuthigen mich, Denenselben eine Bitte unterthänigst vorzutragen, von deren Erfüllung das Wohl, die Zufriedenheit meines Lebens abhängt.

Bey dem hiesigen Kammergericht lernte ich früher als Referendarius den Justizdienst und wurde dann im Jahre 1802 Rath bey der Regierung in Warschau [!], wo ich bis zu der unglücklichen Katastrophe im Jahre 1806 blieb, die mich um Amt und Brodt brachte. Ich flüchtete nach Berlin; der starke Andrang brodtlos gewordener Offizianten und der Gedanke, daß nun ein jeder so viel möglich einen andern ihm zu Geboth stehenden Erwerbszweig ergreifen, so aber dem ohnehin belasteten Staat Unterstützung und Unterhalt ersparen müsse, bestimmten mich indessen, meine litterarischen und künstlerischen Kenntnisse zu meinem Fortkommen in Anspruch zu nehmen. Es gelang mir, in Bamberg MusikDirektor zu werden, ich komponirte für den Großherzog von Würzburg Kirchenmusik, und dadurch, so wie durch andere, litterarische Arbeiten erwarb ich nothdürftig meinen Unterhalt, bis ich im Anfang des vorigen Sommers die Hoffnung faßte, daß nun im preußischen Staatsdienst sich wieder für mich Aussichten öffnen würden. Ich wurde bey dem hiesigen Kammergericht als mitarbeitender Rath cum voto, jedoch ohne alle Emolumente, angestellt und erhielt die Versichrung, in ein OberLandesgericht als Rath einzurücken, deren Erfüllung ich hoffen dürfte.

Meine bisherige bedrängte Lage hat es indessen bewirkt, daß jede Entfernung von Berlin meine haüslichen Verhältnisse unwiederbringlich zerrütten würde; hauptsächlich hat sich aber meine stete Neigung, in einem Geschäfftskreise zu arbeiten, wo die Wissenschafft überwiegend hervortritt, dadurch in hohem Grade verstärkt, daß ich seit acht Jahren entfernt von der Justiz der Kunst und der Litteratur lebte, und diese unwiderstehliche Neigung erregt in mir den lebhaften Wunsch:

> den Justizdienst zu verlassen und in Ew. Exellenz Bureau, dem bey dem vergrößerten GeschäfftsKreise eine Vermehrung der Offizianten bevorsteht, als Expedient angestellt zu werden,

indem ich dann gern auf die mir zugesagte Oberlandesgerichts Rathsstelle verzichte. Ew. Exellenz bitte ich daher unterthänigst um Anstellung in der genannten Qualität, und würde ich, falls es vor der Hand nicht thunlich seyn sollte, mir Gehalt zahlen zu lassen, mit Freuden vorläufig auch ohne Gehalt arbeiten, um mit dem Eifer, den die überwiegende Lust und Liebe zu diesem Dienst in mir erzeugt, mich zu dem gewünschten Amt ganz zu qualifiziren.

Nicht mit vielen Worten ermüden mag ich Ew. Exellenz, um darzuthun, wie tief in mein Leben die von mir so sehnlichst gewünschte Geschäfftslage eingreift, da die kurze Darstellung meiner Laufbahn schon die Motive meines Wunsches in sich trägt; ich wage nur noch recht aus meiner Seele zu versichern, daß es mein Stolz und meine Freude seyn würde, in einem Geschäfftskreise zu arbeiten, an dessen Spitze ein Mann von solch' hoher durchdringender Wissenschafft steht, wie Ew. Exellenz es nach dem allgemeinsten Anerkenntniß sind.

Unterthänigst bitte ich Ew. Exellenz mir gnädigst eine Stunde bestimmen zu lassen, wo ich die Ehre haben kann, Denenselben persönlich den tiefen Respekt und die Devotion zu bezeugen, womit ich verharre

Berlin, Französische Straße No 28 zwei Treppen hoch. Den 13 May 1815.

Ew. Exellenz
unterthänigst gehorsamster
Der Regierungs Rath Hoffmann.

Seinen und Hippels Brief ließ Hoffmann dann zusammen abgehn; beide wurden schon am 14. mit dem Präsentationsvermerk versehen.

Die Antworten wurden bereits am 16. abgefaßt, um am 20. ins reine geschrieben und abgesandt zu werden. Wir setzen sie nach den Konzepten her.

An Hoffmann antwortete Schuckmann selbst:

Ew. p kann ich auf die Eingabe vom 13t d. M. irgend eine Aussicht zur nachgesuchten Anstellung als Expedient bei dem Ministerium des Innern nicht eröffnen, indem eine Vermehrung des Expedienten-Personals bei demselben auf alle Fälle eben so wenig, als eine Vakanz, wahrscheinlich ist. Sie werden also wohl thun, Ihrer jezzigen Laufbahn sich nicht zu entschlagen, da, wenn wider alles Vermuthen sich doch noch eine Gelegenheit ereignen solte, Ihren Wünschen zu willfahren, solches alsdann noch immer nachgeholt werden kann.

Hippeln wurde von einem Vertreter „namens Sr. Excellenz" geantwortet:

Auf Ew. Hochwohlgeb. in dem geehrten Schreiben vom 3t d. M. enthaltene Empfelung lege ich vielen Werth: indessen ist eine Vermehrung des Expedienten Personals bei dem Ministerium des Innern, welche zum Besten des von Ihnen genannten Regierungsraths Hoffmann benuzt werden könnte, auf alle Fälle nicht waarscheinlich, und eine Vakanz eben so wenig; mithin wird es gänzlich an aller Gelegenheit und Möglichkeit fehlen, auf diesem Wege Ew. p Wünschen für den p Hoffmann zu genügen.

5) Juli bis Oktober 1815.

Am 18. Juli sandte Hoffmann den vierten Band der „Fantasiestücke" an Hippel; er schreibt dabei:

Auf das innigste danke ich Dir auch für die mir so schnell übersandte Empfehlung an Schuckmann, die ganz gewiß gewirkt haben würde, wenn die von mir gestellte Prämisse (nämlich daß das Bureau vergrößert werden sollte), zu der mich Nicolovius verleitet hatte, nicht falsch gewesen wäre.

Zugleich bringt er aber um so lebhafter eine neue Variante seiner unverwüstlichen Expedientenhoffnungen vor:

Dem Himmel sei es gedankt, daß ich Dir endlich einmal etwas Erfreuliches melden kann. Diederichs hat es dahin gebracht, daß der Justizminister von seinem Prinzip abgegangen ist und mich, unerachtet ich Rat gewesen, in seinem Bureau als Expedient anstellen will. Ich expediere wirklich schon seit drei Wochen für den ins Bad gereiseten Justizrat Raebiger und kann nach Diederichs' Versicherung in wenigen Tagen dem Reskript entgegensehen, das mich als Expedient mit 800 rth Gehalt, seit dem 1. Julius zu beziehen, anstellt. Nur dieser, dieser bescheidene Posten ist meinen Wünschen gemäß, denn:

1. tauge ich nicht mehr zum Rat, weil ich zu viel versessen, und bei jeder Gelegenheit befürchten muß, daß in der Session, bin ich im ursprünglichen Gesetz auch völlig taktfest, doch ein gedächtnisstarker Kollege ein neueres Reskript wie einen versteckten Dolch hervorzieht und mich damit tötet.
2. stehe ich sonderbarerweise in der literarischen und künstlerischen Welt jetzt so, daß ich nicht aufhören kann zu schreiben und zu komponieren. Zu beidem läßt mir der Expedientenposten hinlänglichen Raum. Man bekommt die geringe Arbeit ins Haus gesendet und darf[1]) niemals ins Bureau gehen. Ich rechne im Durchschnitt 3 Stunden tägliche Arbeit, da ich fix[2]) im Stil bin.
3. darf ich als Expedient die ad 2 genannten Allotria [also Literatur und Musik] treiben, die dem Rat verdacht werden[3]).

Zum Überfluß, fährt er fort, habe er noch ein gutes Honorar für ein Manuscript [den in Leipzig verfaßten ersten Teil der „Elixiere des Teufels"] erhalten;

[1]) Siehe oben die zweite Note zu diesem Artikel.
[2]) = sattelfest.
[3]) Bekanntlich hat Hitzig aus diesem Grunde 1823 seine Biographien Hoffmanns und Werners anonym herausgegeben.

Ich konnte ein gutes Logis beziehn, konnte mich notdürftig einrichten und habe noch zu leben, bis neue Gelder eingehen. So siehst Du mich, mein treuester geliebtester Freund, nach so vielen Stürmen endlich im Hafen!

Wie diese Ausführungen und insbesondere der (von uns gesperrte) Schlußsatz zeigen, sah Hoffmann mit frommem Dank gegen das Schicksal, das ihn bisher hart genug behandelt, endlich eine Zeit ungestörten künstlerischen Schaffens vor sich.

In der gleichen Stimmung schreibt er noch am 5. Oktober an die Redaktion der Allgemeinen Musikalischen Zeitung:

Immer hoffte ich tätig beweisen zu können, wie sehr es mir am Herzen liegt an einem solchen hochgeachteten Institut fortwährend teilzunehmen, aber immer mehrte sich der Andrang der Dienstgeschäfte, so daß es mir unmöglich wurde, mit gehöriger Muße und Anstrengung für die M[usikalische] Z[eitung] etwas auszuarbeiten; Mittelmäßiges oder Flüchtiges mochte ich nicht liefern. Jetzt endlich, nachdem das Bureau des Justizministers vergrößert ist, wird mir Muße; und die Anwesenheit der Milder, die in Beethovens „Fidelio" auftreten wird, gibt mir Gelegenheit, einen Aufsatz zu liefern, der nicht ohne Interesse sein wird, da ich die Partitur der Oper „Fidelio" zur genauen Durchsicht erhalte, folglich eine gründliche Beurteilung dieses Meisterwerkes liefern kann. Bald nach der Darstellung werde ich diesen Aufsatz liefern, so wie auch die mir übertragene Rezensionen besorgen.

4) April bis September 1816.

Aber auch diese letzte Hoffnung erwies sich als trügerisch. Die „Fidelio"-Rezension blieb unausgeführt und mit ihr unzählige andere Pläne. Es fand sich auf die Dauer keine Subaltern-Sinekure für Hoffmann; er mußte das schwere Joch des hohen Richters auf sich nehmen. Am 22. April wurde er zum Kammergerichtsrat bestellt, und zwar nach seiner Regierungsrats-Anciennetät vom 21. Februar 1802[4]), mit 1000 Thalern Gehalt (+ Remuneration) für die Zeit vom 1. April ab, und am 1. Mai 1816 trat er als wirkliches Mit-

[4]) Nur auf diese liberale Dienstalters-Berechnung geht das Wort „Wohltat" in Hoffmanns Brief an Speyer vom 1. Mai 1820, das Hasselberg a. a. O. irrtümlich auf die Ernennung zum Kammergerichtsrat bezieht.

glied in den Kriminalsenat ein, dem er bis zum Herbst 1821 angehört hat.

Am 3. August fand endlich die erste Aufführung der „Undine" statt, der im selben Monat noch mehrere folgten. Am 30. August berichtete Hoffmann Hippeln darüber und erwähnte dabei, daß auch die Mitglieder des Kammergerichts „an der »Undine« großen Anteil genommen" hätten. Er fährt dann fort[1]):

> Bei dem Kammergericht fällt mir natürlich mein Geschäftsleben ein, das ich wie den Klotz des Baugefangenen hinter mir herschleppe, und [betreffs dessen ich] glaube, es sei nun einmal die Strafe meiner vielen Sünden, daß ich in der freien Luft nicht ausdauern konnte und in den Kerker zurückmußte — so, wie der verwöhnte Stubenvogel, dem das Futter so lange zugereicht wurde, daß er im Freien seine Atzung selbst zu suchen nicht mehr vermag.

Gegen Schluß des Briefes heißt es:

> Ich schreibe keinen „Goldnen Topf" mehr! So was muß man nur recht lebhaft fühlen und sich selbst keine Illusion machen!

Mit der gleichen Resignation schreibt er als Komponist am 8. September an einen Kunstgenossen, den Assessor Johann Philipp Schmidt:

> Mich selbst bitte ich garnicht zu den gangbaren Komponisten zu rechnen, da es mir zu sehr an Praktik fehlt, um noch viel zu schreiben. „Undine" war höchst wahrscheinlich die erste und letzte Oper, die ich hier auf das Theater brachte.

Um dieselbe Zeit schreibt er in einem offenen Brief an Fouqué fürs „Frauentaschenbuch":

> Der dem Kerker entschlüpfte Vogel kehrt zurück, um Atzung zu finden, die er, verwöhnt und hülflos geworden, draußen nicht zu finden wußte, . . .

und in der Folge bekennt er bitter:

> daß seit der Zeit, da ich wieder in dem Triebrad des Staats lustig [!] zutrete, es mit meiner poetischen Gabe höchst miserabel aussieht . . .

[1]) In den nächsten drei Zitaten erlauben wir uns je eine Stelle zu sperren.

In dem Begleitbrief an Fouqué vom 22. September gesteht er, daß er „alle Lust und Laune zu den poeticis verloren“; am Schluß heißt es:

> So Gott will, hoffe ich Sie im Oktober, losgefesselt vom Joch des Kammergerichts, einige Stunden in Nennhausen [bei Rathenow] zu sehen.

Im April des folgenden Jahres muß er aber auf eine an ihn und Hitzig ergangene Einladung Fouqués erwidern:

> Beide, Hitzig und ich, sind an den Prometheusfelsen, der wie ein Haus aussieht und am Ende der Markgrafenstraße angebracht ist, angeschmiedet; daher gibt es leider keine Feiertage für uns, die wir zu einem Ausfluge nutzen könnten.

Die letzten beiden Stoßseufzer braucht man nicht tragisch zu nehmen; aber bitterer Ernst ist es wieder, wenn Hoffmann 1819 den Kapellmeister Kreisler sagen läßt:

> Mir geht es, wie jenem Gefangenen, der, als er endlich befreit wurde, dem Getümmel der Welt, ja dem Licht des Tages so entwöhnt war, daß er nicht vermögend [war], der goldnen Freiheit zu genießen, und sich wieder zurücksehnte in den Kerker.

Schlußwort.

Daß Hoffmann, wie er in dem Brief an Schmidt ausführt, als Komponist nur aus Mangel an „Praktik“ verstummt ist — das ist immerhin, wie zur Entlastung des Schicksals gesagt sei, nicht wahrscheinlich. Nachdem in der Unterredung mit Carl Friedrich Kunz am 15. Februar 1813 der Dichter Hoffmann auf den Plan getreten war, mußte der Komponist ihm weichen, und die stückweise, mit großen Pausen, entstandene „Undine“ war dessen Schwanenlied: nicht erst der Kammergerichtsrat von 1816, sondern schon der Dichter von 1813 hat den Komponisten erstickt.

Aber daß Hoffmanns Mitarbeit an der Allgemeinen Musikalischen Zeitung in Berlin einschlief und namentlich daß seine Erzählerkunst dort jahrelang nur gutes Handwerk

geblieben ist[1]), das mag allerdings mit der Überlastung durch den Beruf zusammenhängen. Erst die Krankheit von 1818 brachte ihn zurück zum großen Märchen (Zaches), erst die zweite und gefährlichere von 1819 zurück zum Kreisler.

[1]) Noch 1818 bekennt Hoffmann (in einem Brief an die Dichterin Helmina von Chézy), daß er „bis jetzt, das Märchen vom goldnen Topf vielleicht ausgenommen, nichts von eigentlicher Bedeutung geliefert".

GERMANISCHE LITERATUREN

Gerhard Salomon [Buchhändler in Berlin],
E. T. A. Hoffmann Bibliographie.
Weimar, Lichtenstein, 1924. 80 S. 8°.

Die erste Periode der postumen deutschen Hoffmann-Literatur reicht von 1823 (Hitzig) bis 1839 (Brodhag); in diesen siebzehn Jahren ist so gut wie alles zusammengetragen, was die Welt im 19. Jahrh. von Hoffmann wußte. Die zweite Periode, die sechs Jahrzehnte von 1840/41 (Baudry) bis 1899 (Grisebach), zehrte nahezu ausschließlich von den Texten und Tatsachen, die in der ersten Periode veröffentlicht waren; ja, in den letzten Jahren dieser Zeit bildeten sich positive Irrtümer heraus, indem acht lange Rezensionen der Allgemeinen Musikalischen Zeitung fälschlich Hoffmann zugeschrieben und alsbald auch in mehrere Ausgaben übernommen wurden. Mit dem Jahre 1901 begann die dritte, kritische Periode: 1901/09 wurde Hitzigs und damit Hoffmanns Nachlaß erschlossen (mit den sechs Schreibkalendern Hoffmanns, einer großen Korrespondenz und wichtigen Aufzeichnungen über ihn) und 1902/07 Härtels Verlagsarchiv (mit 41 Briefen Hoffmanns, meist über seine Mitarbeit an der Allg. Musik. Ztg.).

Im Anfang dieser dritten Periode, 1902, stellte Alfred Rosenbaum als erster eine eingehende Hoffmann-Bibliographie für den achten Band von Goedekes Grundriß auf; insbesondere verzeichnete er in erstaunlicher Reichhaltigkeit die zeitgenössischen Kritiken von Hoffmanns Schriften. Ende 1903 übersandte er mir das Manuskript zur Prüfung; ich konnte u. a. einige von mir ermittelte Beiträge Hoffmanns zur Allg. Musik. Ztg. (den 'Baron von B.', die Rezension von Beethovens 'Egmont'-Musik, die von Bergts Oratorium 'Christus') und die 'Olympia'-Abhandlung einfügen, die sich durch 13 Nummern der Zeitung f. Theater u. Musik hindurchzieht. So erschien die Arbeit, durch Nachträge bis zum Dez. 1904 fortgeführt, im J. 1905.

Bald stellte sich jedoch heraus, daß die oben erwähnten acht Rezensionen, die man in den 90er Jahren Hoffmann zugeschrieben hatte und die so auch in Goedekes Grundriß geraten waren, nicht von ihm herrührten, während umgekehrt acht andere, bei Goedeke fehlende, ihm angehörten. Ich stellte das in den Süddeutschen Monatsheften vom März 1908 fest und gab dort S. 286/88 eine Liste von 35 authentischen Beiträgen Hoffmanns zur Allg. Musik. Ztg.; dieses Verzeichnis ist seitdem für die Ausgaben von Hoffmanns musikalischen Schriften mit Einschluß der Gesamtausgaben maßgebend gewesen, wenn auch inzwischen noch ein paar weitere Texte mit Recht für Hoffmann in Anspruch genommen sind. Ferner sah ich im Herbst 1905 Kuhns Freimüthigen durch und fand in den drei Jahrgängen 1819/21 sechs (bezw. acht) größere Beiträge Hoffmanns, darunter den Schwank 'Aus dem Leben eines bekannten Mannes', die köstliche 'Haimatochare' und die drei langen Reisebriefe aus den schlesischen Bergen; ich berichtete darüber in der 'Deutschen Rundschau' vom Jan. 1910.

Ich bezweifle nicht, daß die Durchsicht anderer Zeitschriften, wie ich sie schon 1902 öffentlich gefordert habe, ähnliche Ergebnisse liefern würde. Ein Anfang ist

kürzlich von Felix Hasselberg gemacht, der sehr lange und wichtige Musikrezensionen aus Hoffmanns Berliner Zeit gefunden und damit dessen auffälliges Verstummen in den Allg. Musik. Ztg. auf das Erfreulichste erklärt hat; nähere Angaben will sich der Entdecker selbst vorbehalten.

Nach der systematischen Durchsicht der Hoffmann nahestehenden Zeitschriften wäre die zweite Aufgabe der Hoffmann-Bibliographie die Verzeichnung der dänischen Übersetzungen seit 1818, die dritte die der zahlreichen schwedischen seit 1820, die vierte die der geradezu massenhaften russischen seit 1825; für die Bibliographie der schwedischen und russischen Übersetzungen ist bereits von zwei schwedischen Gelehrten das Wichtigste getan. Die französischen Übersetzungen, die ja in größerem Umfange erst 1829 einsetzen, sind im wesentlichen bereits von Rosenbaum verzeichnet; hier fehlt fast nur noch eine Inhaltsangabe der einzelnen Sammlungen, wie sie für Loève-Weimars' zwanzig Bände 1900 von Vicaire, für die späteren Übersetzungen inzwischen handschriftlich von einem anderen Pariser Gelehrten besorgt ist. – Die übrigen Literaturen mit Einschluß der englischen kommen gegen die genannten vier nicht in Betracht.

Nachdem wir so kurz gezeigt haben, was in drei Etappen geleistet ist und was in fünf weiteren Tagemärschen noch zu tun bleibt, wird es zur Würdigung des anzuzeigenden Werkes im wesentlichen genügen, wenn wir feststellen, daß der Verf. von den drei bereits vorliegenden Arbeiten nur die erste kennt (nämlich die vor zwanzig Jahren von Rosenbaum aufgestellte Liste mit den acht apokryphen Rezensionen) und daß er von den fünf noch zu leistenden Aufgaben nicht eine einzige auch nur in Angriff genommen hat.

Seine Arbeit besteht im wesentlichen darin, daß er Rosenbaums Liste in vier Richtungen systematisch verschlechtert. 1) Er streicht alle Publikationen aus den Jahren 1872–1904, hört also ohne jeden verständigen Grund mitten in der zweiten der eingangs gezeigten drei Perioden auf. 2) Er streicht die Übersetzungen ins Holländische und Dänische, Italienische und Spanische, Russische und Čechische, die Rosenbaum (freilich in sehr ungenügendem Maße) verzeichnet hatte. 3) Er streicht bei allen Sammlungen außer der ersten Reimerschen Rosenbaums sorgfältige Inhaltsangaben. Nach diesen drei Prozeduren bleiben im wesentlichen übrig (immer nur nach Titel und Seitenzahl): die 1803/71 erschienenen deutschen Drucke von Hoffmanns Werken (u. zw. mit Einschluß von 7 oder 8 apokryphen Rezensionen!), die Übersetzungen ins Englische und Französische, die allgemeinen Schriften über Hoffmanns Persönlichkeit und die zeitgenössischen Rezensionen seiner Werke (von diesen läßt Salomon aber eine nicht unbeträchtliche Anzahl aus Flüchtigkeit fort, darunter je zwei Rezensionen der Undine, der Brambilla [eine davon von dem Romanisten Ferdinand Wolf, 1890 neu gedruckt und auch von Ellinger ausführlich wiedergegeben] und der Olympia). Diese Masse völlig disparater Titel, die Rosenbaum übersichtlich geordnet hatte, wirft Salomon 4) in einen Topf, um sie mechanisch nach Jahren aufzureihen. Der Übelstand, der darin liegt, wird noch vergrößert durch die rohe Art der Einordnung: denn für S. ist einfach das Jahr maßgebend, das irgendwo auf dem Titelblatt steht. Als ein Beispiel für alle greifen wir den Anfang seines Jahres 1816 (Nr. 69–81) heraus: Nr. 69: 'Nußknacker u. Mausekönig' (erschienen zu Weihnachten 1816!); 70: die 'Fermate' (ersch. etwa September 1815 im Frauentaschenbuch für das Jahr 1816); 71: 'Ahnungen aus dem Reich der Töne' (Februar 1816); 73: eine Rezension der 'Phantasiestücke' vom Januar 1816! Mehr als einmal führt daher Salomon die Rezension

eines Hoffmannschen Werkes weit vor dem besprochenen Werk selbst auf, alles zu Ehren des »Titeljahres«.

So verständnislos wie die Anordnung ist die Behandlung der einzelnen Drucke. Salomon setzt seinen ganzen Ehrgeiz darein (wie schon seine »Berichtigungen« am Schluß beweisen), nicht nur die Titelseite jedes Buches, sondern namentlich auch den vollständigen Titelkopf jeder Zeitschriftnummer buchstaben- und interpunktionstreu wiederzugeben. Nur darin hat er Rosenbaum systematisch »verbessert«.

Um dieses Vorgehen sinnfällig zu machen, genügt es, als Beispiele für mehrere hundert Zeitschriftenartikel je einen Aufsatz von Hoffmann und einen über ihn anzuführen.

1) Rosenbaum nennt S. 489 oben Hoffmanns Besprechung der von Johann Philipp Schmidt komponierten 'Alpenhütte' nach Ellinger: »Eine Rezension von Joh. Phil. Sam. Schmidts Komposition der Operette 'Die Alpenhütte' (von Kotzebue) in der Vossischen Zeitung 1816 vom 10. Sept. Joh. Kr[eisler].« S. ist es völlig gleichgültig, daß es sich um Schmidt handelt, denn Schmidt steht nicht in der Überschrift. Er gibt, seiner festen Überzeugung nach, etwas weit Wichtigeres; er sagt nämlich sub Nr. 80: »Königlich privilegierte Berlinische Zeitung . . . Im Verlage Vossischer Erben. 109tes Stück. Dienstag, den 10ten September 1816. Theater. Die Alpenhütte. Oper von A. v. Kotzebue. [Unterzeichnet:] Joh. Kr.[= Johannes Kreisler = E. T. A. H.]«

2) Rosenbaum stellt S. 476/77 die Erinnerungen von Hoffmanns Bekannten zusammen. Da heißt es sub x: »[Friedr. Rochlitz]: Allgem. Musik. Zeitung Leipzig 1822. 24. Jahrg. Nr. 41 (9. Okt.). Sp. 661/70.« Salomon interessiert sich nicht für Rochlitz; denn der ist in der Nummer nicht genannt. Dafür heißt es sub Nr. 193 ohne jede Abkürzung: »Allgemeine Musikalische Zeitung. Den 9ten Oktober. Nr. 41. 1822. [Sp. 661/670:] Nekrolog. Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.«

Man sieht, daß hier zwei Welten einander gegenüberstehen, die des Buchstabens und die des Geistes.

Wie bei diesen Aufsätzen im kleinen, ist es im großen bei den Büchern, in denen Hoffmann irgendwie und irgendwo ein- oder zweimal erwähnt wird. S. verzeichnet sub Nr. 402 Hagens preußische Theatergeschichte (843 Seiten!), sub Nr. 251 sogar C.W. Contessas Schriften (neun Bände!) lediglich mit dem Zusatz » Mit Bezugnahme auf Hoffmann« – und so nahezu alle Werke der Art. Lotz' zweibändige Übersetzung von Oehlenschlägers Reisebriefen, um noch ein Beispiel zu nennen, »enthält Mitteilungen über Hoffmann«: wo, muß man bei Rosenbaum nachsehn.

Ebenso summarisch werden Hoffmanns eigene Bücher erledigt. Der Hoffmann-Liebhaber, für den S. ausschließlich arbeiten will, erfährt weder etwas von den Titelvignetten, die Hoffmann für die 'Phantasiestücke' gezeichnet hat, noch von den Umschlägen, die er für den Zaches, das Murr-Kreisler-Werk und den Meister Floh entworfen hat. Erst recht werden natürlich feinere Unterscheidungen nicht erwähnt, wie die in der Literatur wiederholt erörterten Paginations-Varianten der 'Phantasiestücke', der Doppeldruck des Frauentaschenbuches für 1816 oder die drei Papierqualitäten von Reimers erster Gesamtausgabe, die Goedeke S. 500 nachgewiesen sind.

Unter den wenigen n e u e n Drucken, die S. anführt, befindet sich kein einziger Originaldruck, geschweige denn ein T e x t Hoffmanns, der nicht längst bekannt wäre. Dafür führt S. als neue Entdeckung unter dem J. 1868 die 15bändige Hempelsche Ausgabe von Hoffmanns Werken vor, die bekanntlich erst 1879/83, weit jenseits von S.s Berichtsgrenze, erschienen ist.

Um Rosenbaum gegenüber etwas im Prinzip Neues zu geben, versucht S., auch Hoffmanns K o m p o s i t i o n e n und Z e i c h n u n g e n zu registrieren. Von den sechs bis 1856 gedruckten Kompositionen, die ich bereits 1902 (Musik, Jahrg. 1 S. 1659/60) verzeichnet habe, nennt er jedoch nur vier. Von den recht zahlreichen Zeichnungen Hoffmanns lernt der von S. beratene angehende Spezialsammler sogar nur drei kennen, u. zw. ein von Hoffmann aus Not gezeichnetes Uniformbild und zwei in der Reproduktion bis zur Unkenntlichkeit mißglückte Porträts; nicht einmal die bereits dreimal reproduzierten Napoleon-Karikaturen von 1814 sind genannt, die einzigen bekannten Blätter, die Hoffmann einzeln hat erscheinen lassen.

Trotz des in seiner Art bewunderungswürdigen, wenn auch gänzlich sterilen Fleißes, den der Verf. auf die absolut treue Wiedergabe von weit über 200 Titelköpfen von Zeitschriftnummern verwendet hat, ist sein Buch weder für den Forscher noch gar für den Sammler irgendwie zu brauchen.

Berlin. H a n s v o n M ü l l e r.

[Aus der Einleitung zu den 'Handzeichnungen E.T.A. Hoffmanns']

I. DIE WICHTIGSTEN ALLGEMEINEN DATEN ÜBER HOFFMANN

1. Sein Name

Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann ward von seinen Königsberger Angehörigen *Ernst* gerufen; er hatte diesen Namen dem Justizrat Christoph Ernst Voeteri zu Ehren erhalten, der ein Bruder seiner beiden Großmütter war. Er selbst nannte sich in der Regel *Ernst Theodor* (abgekürzt: E. T.); als er am 1. September 1808 als Musikdirektor in Bamberg eintraf, fügte er diesen beiden Namen als dritten Mozarts Vornamen *Amadeus* hinzu. Als Ernst Theodor Amadeus Hoffmann unterzeichnete er im März 1813 seinen ersten Verlagsvertrag; im Druck kürzte er die drei Namen stets in E. T. A. ab (also niemals in E. Th. A.).

2. Die Abschnitte seines äusseren Lebens

Hoffmann ist am 24. Januar 1776 geboren und im Alter von 46 Jahren 5 Monaten am 25. Juni 1822 gestorben.

Nach der wirtschaftlichen Grundlage seiner Existenz zerfällt sein Leben in vier Abschnitte:

I. Januar 1776 bis Frühjahr 1800 im Hause von Verwandten, und zwar:
   1. bis 1778 beim Vater, dem Hofgerichts-Advokaten Christoph Ludwig Hoffmann, in der Französischen Gasse zu *Königsberg in Preußen* (jetzt Französische Straße 25),
   2. bis Juni 1796 bei der Großmutter, der Witwe des Hofgerichts-Advokaten und Konsistorialrats Johann Jacob Doerffer, in der Junkergasse ebenda (jetzt Poststraße 13),
   3. bis März 1800 bei dem Mutterbruder Johann Ludwig Doerffer; dieser war:
      a) bis Juni 1798 Rat an der Ober-Amtsregierung (d. i. dem Obergericht) zu *Glogau*,
      b) seitdem am Geheimen Obertribunal (dem obersten Gericht des Staates) zu *Berlin* (ging aber anscheinend erst im August dorthin ab).

   Während dieser Zeit sind an äußeren Ereignissen zu verzeichnen:
   1792 März 27 Immatrikulation als stud. jur. in Königsberg,
   1795 Juli 22 erstes Examen ebenda,
   1795 Aug. 27 Ernennung zum Auskultator an der Regierung (=dem Obergericht) ebenda,
   1796 Mai Versetzung an die Ober-Amtsregierung zu Glogau,
   1798 Juni 20 zweites Examen ebenda,
   1798 Juli 15 Ernennung zum Referendar ebenda,
   1798 Aug. 4 Versetzung ans Kammergericht in Berlin,
   1800 März 27 drittes Examen ebenda.

II. Frühjahr 1800 bis November 1806 Richter an preußischen Obergerichten („Regierungen") in den polnischen Landesteilen, und zwar:
   1. bis 21. Februar 1802 Assessor in *Posen*,
   2. bis 10. März 1804 Rat in *Plock* (Plotzk an der Weichsel),
   3. bis zum Einmarsch der Franzosen Ende November 1806: desgleichen in *Warschau*.

III. Ende November 1806 bis Ende September 1814 Privatmann, und zwar:
   1. bis Juni 1807 noch in Warschau;
   2. bis Juni 1808 in *Berlin*; nach einem Besuch in Glogau
   3. 1808 Sept. 1 bis 1813 April 21 in *Bamberg*;
   4. 1813 Apr. 23 bis 1814 Sept. 25 in *Sachsen*, und zwar:
      a) 1813 Apr. 25 bis Mai 20 in Dresden,

b) 1813 Mai 23 bis Juni 24 in Leipzig,
c) 1813 Juni 25 bis Dez. 9 in Dresden,
d) 1813 Dez. 10 bis 1814 Sept. 24 in Leipzig;
5. 1814 Sept. 26—30 in *Berlin.*

IV. 1. Oktober 1814 bis 25. Juni 1822 Richter am Kammergericht daselbst, und zwar:
1. seit 1. Okt. 1814 ‚Mitarbeiter' cum voto consultativo,
2. seit 1. Nov. 1814 desgleichen am Kriminalsenat,
3. seit 16. Jan. 1815 desgleichen mit vollem Votum,
4. seit 22. April 1816 Kammergerichts-Rat,
5. seit 1. Mai 1816 wirkliches Mitglied des Kriminalsenats,
6. seit 1. Okt. 1819 im Nebenamt Mitglied der Immediatkommission zur Ermittlung hochverräterischer Verbindungen und andrer gefährlicher Umtriebe,
7. seit 1. Dez. 1821 Mitglied des Ober-Appellationssenats.
Wohnungen:
1814 Okt. 4 bis 1815 Juni: Französische Straße 28,
1815 Juli bis 1822 Juni: Taubenstraße 31.

Begraben ist Hoffmann am 28. Juni 1822 auf dem dritten Friedhof der Jerusalems-Gemeinde (vor dem Hallischen Tor).

3. Die Perioden seiner Produktion

Wir können Hoffmanns Produktion erst von seinem ersten erhaltenen Briefe an Hippel vom Oktober 1794 an verfolgen. Die 27 Jahre 9 Monate von da bis an seinen Tod zerfallen nach der Art von Hoffmanns künstlerischer Betätigung in drei Perioden zu $8^1/_4$—$9^1/_2$ Jahren:

I. Herbst 1794 bis Frühjahr 1804 ein brodelndes *Neben- und Durcheinander* von Malerei, Musik, Roman, literarischer Skizze und Lustspiel;

II. Ende 1804 bis Anfang 1813 im wesentlichen *musikalische* Tätigkeit aller Art, nämlich:
1. in erster Linie Komposition (von den ‚Lustigen Musikanten' bis zur ‚Aurora'),
2. daneben, seit 1808, Musikschriftstellerei, und zwar:
a) Kritik (namentlich erste kongeniale Würdigung Beethovens),
b) musikalische Erzählung (‚Ritter Gluck', ‚Kreislers Leiden', ‚Don Juan');

III. seit Mitte Februar 1813 vorwiegend *erzählende Dichtung* vermischten Charakters (vom ‚Berganza' und dem ‚Magnetiseur' bis zu ‚Des Vetters Eckfenster' und dem ‚Feind'); in Sachsen entstand in drei Pausen der poetischen Produktion (zwischen dem 1. Juli 1813 und dem 5. August 1814) stückweise als einziges größeres Tonwerk dieser ganzen Periode die ‚Undine', wie auch die Musikschriftstellerei allmählich verebbte.

II. HOFFMANNS ENTWICKLUNG ALS BILDENDER KÜNSTLER BIS 1804

Wie Hoffmann sich zu der — wenn auch nur bescheidenen — Höhe emporgearbeitet hat, die er am Abschluß der ersten dieser drei Schaffensperioden um 1804 als bildender Künstler innehatte, das wissen wir fast allein aus den Erinnerungen Theodor Gottlieb von Hippels (bekannt als Konzipient des Aufrufs ‚An mein Volk') der seit 1787 Hoffmanns Schulgenosse war und Anfang 1789 Einlaß in das Haus von Hoffmanns Großmutter fand, sowie aus den diesen beigegebenen Auszügen aus den Briefen, die Hoffmann seit dem Oktober 1794 an diesen Freund gerichtet hat. Wir zitieren jene Erinnerungen und diese Briefe nach dem Buche ‚Hoffmann und Hippel' (s. u., VI 1). Im folgenden wird an der Hand dieses Führers berichtet über den wechselnden Eifer, den Hoffmann bis 1804 für

Malerei gezeigt hat, über den Unterricht, den er in Königsberg in dieser Kunst genossen, über den freundschaftlichen Umgang, den er mit Malern unterhalten, und über Kunstwerke des Altertums, der neueren Zeit und der Gegenwart, die er besichtigt, beurteilt und zum Teil zu seiner Übung nachgebildet hat. Seine eigenen Jugendwerke auf dem Gebiete der bildenden Kunst sollen jedoch erst im Abschnitt V zusammen mit denen der späteren Zeit verzeichnet werden.

Gleich hier sei darauf hingewiesen, daß Hoffmann anscheinend nie mit Ölfarben gemalt hat.

1. In Königsberg als Schüler: etwa 1787–1792

Hoffmann gab sich schon in den mittleren Klassen der Tonkunst und der Malerei ‚mehr hin als den Schulwissenschaften' (S. 10 unten). ‚Fast mit gleicher Liebe [wie Musik] trieb Hoffmann Malerei, worin Saemann*, ein anspruchsloser gemütlicher Maler, sein Lehrer war. Fast peinlich hielt dieser auf die Richtigkeit in der Zeichnung. Dieser Gründlichkeit des Zeichenlehrers . . . verdankt Hoffmann den festen Boden, auf dem seine Neigung Wurzel schlagen und in wunderlichen Zweigen, Blüten und Früchten sich ausdehnen konnte. Seine frühsten Versuche in der Malerei waren immer richtig gezeichnet. Als er sich in Farben versuchte, waren seine Arbeiten durch die starken und dunkeln Schatten eigentümlich bezeichnet**. Sehr früh gab er sich seiner Neigung hin, jede auffallende Gestalt, jede Possierlichkeit als Karikatur zu bezeichnen***. Sein Talent im Auffassen und Treffen verleitete ihn oft weiter, als es seine Absicht gewesen sein mochte. Seinem Lehrer entwuchs er bald. Um zu sehen und zu lernen, suchte er auf, was ihm die Kunst — in Königsberg nicht reich ausgestattet — darbot. Emsig las er mit seinem Freunde den Winkelmann, und am meisten zogen ihn die Abbildungen der aufgefundenen Schätze des Herculanums auf der Königlichen Bibliothek an, wovon er das meiste kopierte' (S. 11, Z. 6—27).

‚Den Freund [Hippel] hatte er [seit Ostern 1789] zum Zensor und Kritiker — wiewohl er weder Maler noch Musiker war — für seine Kunstprodukte ausersehen. Ihm spielte er seine Kompositionen, ihm legte er seine Zeichnungen vor und änderte bereitwillig nach dessen Urteil, das er, weil er es für unverdorben hielt, als kompetent erkannte' (S. 11/12).

Außer mit Hippel verkehrte Hoffmann freundschaftlich nur mit zwei Mitschülern: mit dem musikalischen Karl Faber (dem späteren Geheimen Archivar) und mit Daniel Thomas Matuszewski, ‚der an Feinheit und Sauberkeit des Pinsels Hoffmann weit übertraf, aber nicht an Korrektheit und Kraft. Matuszewski ist nachher in Paris und Italien gewesen und als braver Künstler geachtet worden . . . Hoffmann gedenkt seiner im ‚Artushof' auf eine freundliche Weise' (S. 17, Z. 3—9).

Als Sekundaner bewunderte Hoffmann Cramers ‚Deutschen Alcibiades' und hielt C. F. Stoelzel, der ‚die Titelkupfer gezeichnet hat, für einen zweiten Raffael', wie er ironisch am 8. Oktober 1803 ins Tagebuch schreibt. ‚Die Risa mit dem schelmisch aufgehobenem Finger vor dem Munde war mir nämlich', so fährt er fort, ‚das Ideal weiblicher Schönheit, und ich suchte das Meisterstück (so wie noch früher einen elenden englischen Kupferstich, der die Eloisa vorstellte) mit Anstrengung aller meiner Kräfte zu kopieren — es gelang aber nicht!'

2. In Königsberg als Student und Auskultator: 1792 bis Mitte 1796

Als Student hat Hoffmann fleißig porträtiert; nur Freund Hippel, den er ja täglich sah, hatte er nicht verewigt. Nachdem dieser im Juni 1795 Ostpreußen verlassen hatte, wirft Hoffmann sich

* Hippel schreibt ‚Seemann'; Hitzig hat 1823 (s. u., VI 1) die Schreibung berichtigt. In Königsberg unterrichteten zwei Brüder Saemann im Zeichnen: der ältere und begabtere, der Landschaftsmaler Johann Christian (1753–1799), am Collegium Fridericianum und im Kneiphöfischen Stipendienhause; der jüngere, Johann Gottlieb (1761–1807), an der Burgschule, die Hoffmann besuchte. Vgl. Heinrich Degens ‚Nachrichten von den Malern . . ., welche . . . in Königsberg gelebt haben' (d. d. Königsberg, August 1835; veröffentlicht von Arthur Warda in den Altpreußischen Forschungen 1924, H. 2, S. 78–106; über die Brüder Saemann S. 92 f.).

** Wird bestätigt durch das einzige gemalte Bild aus Hoffmanns Königsberger Zeit, das mir bekannt geworden ist (Die Phantasie erscheint Hoffmann zum Troste: Hoffmann und Hippel, bei S. 314).

*** ‚Bezeichnen' an dieser Stelle nach Analogie von ‚beschreiben'.

diese Unterlassung vor (S. 99 oben): ‚So viel Pergament und Papier mit Fratzengesichtern zu beschmutzen, und nicht den einzigen, bei dessen Andenken einem so wohl ums Herz wird, abzuzeichnen! Mit Bleifeder und Tusch wär in ein paar kühnen Zügen das Ganze vollendet gewesen.‘

Auch sonst muß Hoffmann sich in dieser Zeit wiederholt als Maler versucht haben; er spricht im Oktober 1794 von seinen beiden ‚neuesten Stücken‘ (= Gemälden), zwei Historienbildern (s. u., V 3 e). Wir erfahren bei der Gelegenheit, daß Hippel ihm heimlich die Gemäldegalerie seines Onkels, des Geheimen Kriegsrats von Hippel (Verf. der ‚Lebensläufe‘, des Buches ‚Über die Ehe‘ usw.) gezeigt hat; Hoffmann erwähnt hier (Hippel S. 42, Z. 1) ein Pastellporträt Rousseaus, später (ebenda S. 154, Z. 21—23) die ‚Andacht‘ von der Theerbusch als Hauptstücke der Sammlung, die im übrigen bekanntlich viele Bilder von mehr als zweifelhafter Herkunft enthielt. Zu Weihnachten 1794 malte er für seine Geliebte ‚ein modernes Nähkörbchen, dessen Beschreibung ich auf einen der künftigen Briefe verspare‘ (S. 51 unten). Alles in allem war Hoffmann, der anscheinend nach Saemann keinen genügenden Lehrer in Königsberg fand, mit seiner Malkunst damals keineswegs zufrieden. Trotzdem er auf die erwähnten beiden Gemälde ‚vorzüglichen Fleiß angewendet‘ hatte (S. 41, Z. 13 f), waren sie doch seiner Überzeugung nach ‚zur großen entscheidenden Empfehlung ... viel zu schlecht‘ (S. 42, Z. 12 f). Er denkt zwar an die Möglichkeit, einmal durch Malerei sein Brot zu verdienen: ‚Arm und hilflos werde ich nie sein: immer findet sich doch wohl eine Wand, die ich bepinseln, und Papier, das ich beschreiben kann‘, schreibt er im Februar 1795 (S. 60 unten). In einer skeptischeren Stimmung kann er aber (November 1795: S. 77 unten) äußern, nachdem von einer Gelegenheitsarbeit (einer Bildniskopie für Hippel) die Rede gewesen: ‚Übrigens hat sich der Hang zur Malerei bei mir verloren, und das macht, weil ich im Grunde noch nicht weit genug darin bin, daß es meinen Geist genug beschäftigen kann.‘

Dagegen fährt er fort, sich als Zeichner zu betätigen. In dem eben zitierten Briefe berichtet er von Vignetten, zu denen er nachträglich einen Text schreiben will; zwei Monate später, Januar 1796, heißt es: ‚Sonntags blühen bei mir Künste und Wissenschaften ... Im Ernst geredt: die Wochentage bin ich Jurist und höchstens etwas Musiker, Sonntags am Tage wird gezeichnet, und abends bin ich ein sehr witziger Autor bis in die späte Nacht‘ (S. 88 Mitte: es ist dies eine der für die erste Periode charakteristischen Zusammenstellungen seiner Künste, die sich dann namentlich acht Jahre später, 1803/04, häufen). Nach abermals zwei Monaten, im März 1796 (S. 105 unten) schreibt Hoffmann: ‚Meine Malerei blüht wieder‘; als Probe wird eine am Tage vorher vollendete Arbeit genannt.

3. In Glogau als Auskultator: Mitte 1796 bis Mitte 1798

Fast das erste, was Hoffmann in Glogau tat, war die Teilnahme am Ausmalen einer Kirche (s. u., V 1a). Am 22. Oktober schreibt er Hippeln (S. 131 Mitte): ‚Ein gewisser Molinary, der ein sehr geschickter Maler ist, hält sich seit einigen Tagen hier auf. Alles, was ich von ihm höre und sehe, ist so äußerst interessant, daß ich nicht die Zeit erwarten kann, ihn kennen zu lernen: noch nie habe ich eine solche lebhafte Miniaturmalerei gesehn!‘ Und drei Monate später, am 22. Januar 1797, heißt es (S. 137/38): ‚Einige Zeit hindurch ... habe ich hier einen Umgang genossen, der meinem Geist oder willst Du lieber, meiner Phantasie neuen Schwung gegeben hat.‘ Er schildert dann Molinary als schön und stolz, aber mit einer Neigung zu boshafter Schadenfreude. ‚Sein Ruf war wider ihn,‘ aber: ‚Du kennst mich, Theodor, kennst meinen Enthusiasmus für die Kunst: war's Wunder, daß ich mich gleich ihm zu nähern suchte? Es gelang mir bald, und nun verbrachte ich fast jeden Tag ein paar Abendstunden in seiner Gesellschaft.‘ Weitere Mitteilungen will er Hippeln gelegentlich mündlich machen; ‚jetzt nur so viel, daß ich durch ihn unendlich in der Kunst gewonnen habe. Der Feuergeist

des Italieners belebt seine Werke, und einige Funken davon weckten meinen schlafenden Genius: dieses dokumentier' ich durch ein paar Mädchenköpfe, die ich in meinem Portefeuille von meiner Hand habe.'*

Aber Hoffmann besaß Selbstkritik genug, um zu wissen, daß diese Anregung nicht genügt hatte, ihn zum fertigen Künstler zu machen. Im April 1797 baut er Hippeln gegenüber ein ‚Luftschloß' für den Fall, daß er eine kleine Erbschaft machen würde: ‚Du gäbst vielleicht gern für mich und meinen Tisch ein Plätzchen her... ich widmete mich allenfalls der Malerei, die ich vielleicht durch die Übung eines Jahrs zu einiger Vollkommenheit bringen könnte, und flöge zuweilen aus mit diesem Talent in die Welt, und kehrte dann wieder zurück in das Asyl Deiner Freundschaft!'

4. Der erste Besuch der Dresdner Galerie: August 1798

Nachdem Hoffmann im Juli 1798 das Referendarexamen bestanden, unternahm er im August eine Erholungsreise, die ihn u. a. nach Dresden führte. Hier sah der 22jährige angehende Maler, der bis dahin klassische Werke nur aus Reproduktionen kannte, zum ersten Male eine der großen europäischen Sammlungen, und hier füllten nach Hippels schönen Worten (S. 25) ‚die bis dahin nur geahnten Kunstschätze sein Gemüt mit einem solchen Reichtum, daß es sich für sein ganzes Leben daran erlabte, vorzüglich aber, daß sie, wie immer in dem Gewahrsam schaffender Geister, die Keime neuer herrlicher Geburten wurden'.

Das Tagebuch, das Hoffmann über diese Reise führte (vgl. Hippel S. 164, Z. 8 und S. 169, Z. 24—26), hat sich leider ebensowenig erhalten wie die Briefe, die er seiner Kusine und Braut Minna Dörffer von Dresden aus nach Glogau sandte und ‚die zu seinen interessantesten Jugenderzeugnissen gehört haben sollen' (Hitzig [s. u., VI 1!] I, 136). So sind wir für die Eindrücke, die die Dresdner Sammlungen im einzelnen auf Hoffmann gemacht haben, auf die wenigen Sätze angewiesen, die Hoffmann nachträglich in Glogau (Ende August) und in Berlin (Mitte Oktober) für Hippel zu Papier brachte (S. 164, Z. 18—24 und S. 169, Z. 9—18).

In Glogau schreibt Hoffmann, in Eile kurz vorm Wegzug, ‚daß mich die Nacht von Correggio in den Himmel gehoben, daß mich die Magdalena von Battoni entzückt hat und daß ich mit tiefer Ehrfurcht vor der Madonna von Raphael gestanden habe. Vom Antikensaal, den Statüen aus Antium und Ercolano zieren, muß ich schweigen.' In Berlin schreibt er allgemeiner, er habe in Dresden ‚Meisterstücke aus allen Schulen' gesehen; insbesondere hebt er aber auch hier „den Saal des Italiener' hervor und nennt neben den drei vorher namhaft gemachten Meistern Tizian. ‚Bei alledem', fügte er hinzu, ‚sah ich denn nun freilich bald, daß ich gar nichts kann.'

5. In Berlin als Referendar: September 1798 bis März 1800

Unter diesem Eindruck kam Hoffmann nach Berlin. ‚Ich habe', schreibt er Hippeln in dem eben zitierten Brief (S. 169, Z. 18—23), ‚die Farben weggeworfen und zeichne Studien wie ein Anfänger — das ist mein Entschluß. Im Porträtmalen allein glaube ich starke Fortschritte gemacht zu haben; ich schicke Dir gewiß nächstens etwas zur Probe.'

Die Kunst der Gegenwart studiert er in der Ausstellung der Akademie. Er lobt Hippeln (S. 168/69) vier Hackertsche Landschaften in Öl und, ‚ihres unnachahmlichen Ausdrucks wegen', eine Tuschzeichnung von Ludwig Wolf (die Schlußszene von Schillers Räubern). ‚Das schönste Stück' ist ihm aber ein Historienbild des in Rom lebenden Rehberg, das den mit Frau und Kindern in eine Höhle

* In dem Album, das unten S. 27 Note genannt ist, befindet sich eine Studie (wohl Copie nach italienischem Vorbild), die den nackten Oberkörper eines Mädchens in leuchtenden Farben auf Pergament oder dünnem Elfenbein darstellt und, anscheinend von alter Hand, Hoffmann zugeschrieben ist. Wenn das zutrifft, dürfte sie aus der Zeit von Molinarys Einfluß stammen.

geflüchteten Julius Sabinus lebensgroß darstellt; Hoffmann beschreibt ausführlich das Bild oder vielmehr den Vorwurf (dessen Dramatisierung durch Soden er dann bekanntlich im ersten Viertel des Jahres 1810 mit Musik begleitet hat) und schließt mit dem Urteil: ‚Das Stück hat einen bewundrungswürdig großen, schönen Stil und ist, ganz in italienischer Haltung, vortrefflich gemalt.'
Im Januar 1799 hörte er in der italienischen Oper Righinis Werke ‚Atalanta e Meleagro' und ‚Armida'; sein Malerauge erlabte sich an der prunkvollen Ausstattung beider Stücke durch Bartolommeo Verona. Um Hippeln nach Berlin zu locken, schreibt er ihm (S. 173 unten): ‚In den schönen Künsten ist man hier wirklich sehr weit ... Du kannst Dir z. B. keine Vorstellung von der großen italienischen Oper machen: der Zauber der Meisterstücke Veronas, die himmlische Musik — alles vereinigt sich zu einem schönen Ganzen, das auf Dich gewiß seine Wirkung nicht verfehlen würde.'
Im Juli 1799 heißt es (S. 175/76): ‚Meine Karriere geht langsam, und ich bin nicht unzufrieden damit, weil ich jetzt die Zeit sehr nutze und meinen Lieblingsstudien, Musik und Malerei, schlechterdings nicht ganz entsagen kann.'

6. In Posen als Assessor: Frühjahr 1800 bis Februar 1802

Daß Hoffmann in Posen nichts für seine Weiterbildung als Maler tun konnte, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Desto eifriger führte er den Karikaturstift, mit dem Erfolge einer Geldstrafe (1801) und einer Strafversetzung nach Plock (1802).

7. In Plock als Regierungsrat: Mai 1802 bis April 1804

Aber selbst der Aufenthalt an diesem Ort, ‚wo jede Freude erstirbt, wo ich lebendig begraben bin', wie Hoffmann Hippeln im Januar 1803 klagte (S. 186), konnte seinen künstlerischen Schaffensdrang nicht dauernd ertöten. Er spricht in demselben Briefe den Wunsch aus, den Freund auf halbem Wege in Thorn zu treffen und ihn von dort unter dem Namen des Miniaturmalers Molinary auf sein Gut zu begleiten; er habe sich nämlich ‚unter der Zeit im Malen und vorzüglich im Treffen ziemlich vervollkommnet: ich werde daher Dich, Deine Frau und kleine Familie auf ein Tableau bringen.'
In der Tat verfertigte Hoffmann auch in Plock Porträts von Freunden und Karikaturen auf Feinde; ‚vor allem aber', berichtet Hitzig a. a. O. I, 247, ‚unternahm er hier ein mit ebensoviel Beharrlichkeit als Glück ausgeführtes Werk, von dem noch einzelne Blätter vorliegen, die durch die ungemeine Sauberkeit ihrer Ausführung die höchste Bewunderung erregen: nämlich die genaueste Nachzeichnung *(mit der Feder)* aller damals bekannt gewordenen etrurischen [!] Vasengemälde aus der Hamiltonschen Sammlung*. Am 1. Oktober 1803 schreibt Hoffmann in das neu angelegte Tagebuch: ‚Ich habe übrigens das letzte Vasengemälde mit Anstrengung gezeichnet: es ist geraten.'
Das mit diesem Tage begonnene Winterhalbjahr zeigt den aufreibenden Kampf der Talente in Hoffmanns Geist auf dem Höhepunkt. Am 3. desselben Monats schreibt er an Hippel (S. 195): ‚Werde ich nur nicht zu sehr vom Präsidenten qua Packesel behandelt, ... so geht's in meinen vier Wänden ganz gut her. Die Akten werden in die Nebenkammer geworfen, und dann zeichne, komponiere und dichte ich wie's kommt — freilich alles nur schlecht, aber desto mehr Vergnügen macht mir's; denn es ist ein psychologisches Phänomen, daß die schlechten Künstler und Dichter sich am

* Collection of engravings from ancient vases *mostly of pure greek workmanship*, discovered in sepulchres in the Kingdom of the two Sicilies, but chiefly in the neighbourhood of Naples ... 1789 and 1790 = Recueil de gravures d'après de vases antiques *la plus part d'un ouvrage grec*, trouvés dans des tombeaux dans le Royaume des deux Siciles, mais principalement dans les environs de Naples ... 1789 et 1790. Die Bilder waren von Wilhelm Tischbein wiedergegeben, die Erläuterungen stammten von dem Sammler selbst, dem britischen Gesandten in Neapel Sir William Hamilton, dem leidenschaftlichen Schönheitsfreunde, der um diese Zeit, im September 1791, seine Geliebte Emma Harte heiratete, die es bekanntlich wundervoll verstand, antike Bildwerke zu verkörpern. Die Vasenbilder sind also entgegen Hitzigs Ansicht durchaus nicht etrurische, sondern *griechische* Arbeiten und stammen aus Unteritalien. Der 1791 in Neapel erschienene erste von den vier Bänden der Sammlung enthält 60 Tafeln. In der Kuglerschen Sammlung von Handzeichnungen Hoffmanns befinden sich Kopien der Tafeln 1–7 und 10–14; drei dieser zwölf Nachzeichungen (Nr. 1, 2 und 7) geben wir als Proben am Schluß der vorliegenden Sammlung (Taf. 36–38) wieder.

allermehrsten über ihre Mißgeburten freuen.' — Dreizehn Tage darauf, am 16., fragt er sich im Tagebuch, als er die Zeichnung einer Kindergruppe beendet hat und nun an die Komposition eines Oratoriums gehen will: ,Ob ich wohl zum Maler oder zum Musiker geboren wurde?" — Am 10. Dezember beantwortet er diese Frage Hippeln gegenüber in einer Weise, die einen überaus wichtigen Aufschluß bedeuten würde — wenn wir nicht wüßten, daß Hippel die Malerei weit mehr liebte als die Musik und daß Hoffmann in seinen Briefen dem stets Rechnung trug. Hoffmann schreibt nämlich (S. 197): ,Die Malerei habe ich ganz beiseite geworfen, weil mich die Leidenschaft dafür, hinge ich ihr auch nur im mindesten nach, wie ein griechisches Feuer unauslöschlich von innen heraus verzehren könnte ... Die Musik mit ihren gewaltigen Explosionen ist mehr ein Theater-Donnerwetter ...; man kann sich mit ihr ohne Gefahr vertrauter machen: darum habe ich sie zu meiner Gefährtin und Trösterin erkieset auf diesem dornigen, steinigen Pfad!' So studiere er jetzt ,mit Eifer die Theorie der Musik'.

Tatsächlich gibt Hoffmann hier — abgesehn von der sehr fragwürdigen Motivierung — das Programm, nach dem er bis 1813 geschaffen hat. Aber bis es ganz feststand — nämlich bis die Entscheidung für die Musik aus einem inneren Zwang, nicht aus einer willkürlichen Wahl erfolgte — erlebte er noch einige Rückfälle in das alte Schwanken.

Eine schlechte Theatervorstellung in Königsberg, die er am 9. Februar 1804 auf einer Urlaubsreise sah, veranlaßt ihn zu einer Karikatur und diese wieder zu dem Plan, ein Kollektaneenbuch für Zeichnungen anzulegen. — Vom 16. bis 20. Februar war Hoffmann dann zu Besuch auf Hippels Gut und sah dort dessen Sammlung von Handzeichnungen durch, darunter Skizzen, die Perugino und Raffael zugeschrieben waren. Die Freunde besprachen u. a. einen literarischen Plan, den Hoffmann nach der Rückkehr zusammen mit ähnlichen Arbeiten in einem von beiden Freunden gemeinsam herauszugebenden illustrierten Taschenbuch veröffentlichen wollte.

,In der exaltierten Stimmung', in die ihn dieses Beisammensein versetzt hatte, schreibt er am 28. (S. 200): ,eine bunte Welt voll magischer Erscheinungen flimmert und flackert um mich her; es ist, als müsse sich bald was Großes ereignen: irgendein Kunstprodukt müsse aus dem Chaos hervorgehen. Ob es nun ein Buch, eine Oper, ein Gemälde sein wird — quod diis placebit!"

8. Die ersten Monate in Warschau, 1804

Mitte Mai 1804 schreibt Hoffmann an Hippel in seinem ersten Briefe aus Warschau (S. 207/08): ,Wie es mir in Warschau geht, frägst Du, mein teurer Freund? — Eine bunte Welt, zu geräuschvoll, zu toll, zu wild, alles durcheinander! Wo nehme ich Muße her, um zu schreiben, zu zeichnen, zu komponieren?"

Seit dem Juni lernte er durch den aus Berlin nach Warschau versetzten Assessor Julius Eduard Itzig (es ist Hoffmanns späterer Biograph Hitzig) die deutsche romantische Literatur sowie Calderons und Gozzis Dramen kennen. Hier fand er endlich Texte, die ihn anfeuerten, seine beste Kraft in ihre Vertonung zu legen und sich dadurch zu der Konzentration zu zwingen, ohne die nichts Lebensfähiges entstehen kann. So komponierte er im Dezember 1804 Brentanos ,Lustige Musikanten' und eröffnete mit dieser heute noch lebendigen Arbeit die zweite Periode seines Schaffens, die musikalische*.

* 2. April 1809 an Johannes Hampe: „Ich datiere von dieser Komposition meine bessere Periode."

III. HOFFMANNS VERHÄLTNIS ZUR BILDENDEN KUNST SEIT 1804

1. *Hoffmanns Betätigung als Maler und Zeichner*

a) In der zweiten Periode 1804—1813

In seinem Warschauer Briefe an Hippel vom 26. September 1805 erinnert Hoffmann den Freund an den alten Plan einer gemeinsamen Reise nach Italien; ‚durch vieles Zeichnen nach der Natur aus dem Stegreif' habe er ‚eine recht fertige Faust bekommen' die er auf ‚der Reise zu nutzen hoffe.' Im Frühjahr (1805) habe er nichts gearbeitet oder höchstens ‚Studien nach der Natur' gezeichnet, seit dem Sommer aber eine Messe beendet und eine komische Oper begonnen.

In der Tat kann man sich Hoffmann schwer als Landschaftsmaler oder auch nur -zeichner denken, so glänzend auch einige dichterische Naturschilderungen besonders aus seinen letzten Jahren ausgefallen sind*.

Einer seiner besten Warschauer Freunde, der Jurist und Schriftsteller *Heinrich Loest*, sagt über Hoffmann als Maler**: ‚Auge und Ohr, die Hülfsorgane des Kunstmenschen, waren in ihm vortrefflich; aber so gewiß und wahrhaftig er Musiker und Dichter war, so gewiß bin ich überzeugt, er wäre nie ein Maler geworden, trotz seines herrlichen Auffassungstalents und seiner geschulten Hand. Die Karikatur gelang ihm herrlich, aber die Karikatur gehört nicht in die Malerei; sie ist eine Hieroglyphe des Kontrastes, um so gelungener, je einfacher sie entgegengesetzte Pole in den Umkreis weniger Striche zaubert. Hoffmann betete die Schönheit eines Mädchens an — er zeichnete und malte sie in Warschau mit allem Enthusiasmus eines liebenden Künstlers, und, bei meinem redlichen Worte — das Werk wurde eine Karikatur. Zum Maler fehlte Hoffmann, nach meiner Ansicht, die fromme Anbetung der Natur, das uninteressierte [Sich-]Versenken in die Schönheit eines aufgefaßten Objekts, hinter dessen realer Schönheit die ideale (Gott weiß, durch welchen Schöpfungsakt künstlerischer Begeisterung) aus dem Rahmen des Bildners hervortritt. Für den mechanischen Teil der Malerei waren bei ihm alle Bedingungen erfüllt; der innere war entweder nie in ihm da, oder wenn er mit ihm geboren wurde, so ging er bei anderen Rüstungen seiner reichen Natur unter.'

Hoffmann hat allerdings in der zweiten seiner drei Schaffensperioden, also von Mitte 1804 bis Anfang 1813, noch viel gemalt (ganz am Schluß noch, zum Abschied gleichsam, sein größtes Bildniswerk, das Porträt der Familie Kunz), aber doch bewußterweise nur im Nebenberuf, sei es auf Grund fester Aufträge — dazu gehören namentlich die Theaterdekorationen für Holbein: s. u. sub V1 b — oder bei sonstigen bestimmten Anlässen.

Im übrigen beschränkte er sich auf das Zeichnen, und zwar meist auf eiliges, nur für den Augenblick und die nächsten Freunde berechnetes Zeichnen von Porträts und phantastischen Zerrbildern. So berichtet Hitzig (I, 294/95), wie Hoffmann 1804 öfters zur Mittagszeit in den Verhandlungszimmern der Warschauer ‚Regierung', während er auf einen noch beschäftigten Kollegen wartete, die Parteien und Advokaten beobachtete; ‚mehrere, überaus hübsche Karikaturblätter waren die Früchte dieser Stunden'. So brachte er nach Kunzens Angabe (im ‚Phönix' vom 16. Okt. 1835, im Buch [s. u., sub VI1!] S. 21) bei den Soupers, die zu Holbeins Zeit 1810/11 nach wichtigen Theateraufführungen stattfanden, schnell ‚die skurrilsten Zeichnungen mit Bleistift zu Papiere, und auf einem Teller herumgehend wurden sie jedem einzelnen der Versammlung zur Ansicht präsentiert."

* 1819: Schilderung des Abendrotes, dann des Gewitters in der Biographie Kreislers (Kreislerbuch S. 94f); 1820: Blick von der Höhe des Riesengebirges zwischen Löwenberg und Hirschberg (gegen Schluß des ersten seiner ‚Briefe aus den Bergen'); 1821: Aussicht von der Abtei Kanzheim [d. i. Kloster Banz] ins Tal (Kreislerbuch S. 232). – Einzelne Landschaftszeichnungen Hoffmanns kenne ich nicht. So sei auch nur an dieser Stelle erwähnt, daß der bekannte, u. a. mit Helmina von Chézy befreundete Dresdner Museumsdirektor Kraukling ein angeblich von Hoffmann herrührendes Aquarell besaß, das eine Gegend bei Bamberg darstellt; es wurde am 3. Dez. 1884 als Nr. 1108 der Sammlung bei Heberle versteigert, wie Alfred Rosenbaum mir unterm 27. August 1909 mitteilte.

** Zuerst abgedruckt in dem Privatdruck ‚Heinrich Loest über E. T. A. Hoffmann 15. August 1823' (zu beziehen von Paul Gehly in Köln) S. 12.

b) In der dritten Periode 1813—1822

Dieser Betätigung seines Zeichentalents blieb Hoffmann auch in der dritten Periode, der des Erzählers seit dem Februar 1813, treu. Am 29. Januar 1815 taucht im Tagebuch sogar der alte Plocker Plan wieder auf, ein eigenes Buch für Karikaturen anzulegen. *Ludwig Catel* schreibt gleich nach Hoffmanns Tode in seinem schönen Nekrolog (künftig vollständig in meinem Sammelwerk ‚Hoffmann nach den Berichten seiner Bekannten'): ‚im Zeichnen und Malen war er sehr geschickt, die Eigentümlichkeit der Züge und der Figur einer Person mit großer Schnelligkeit und sprechend wiederzugeben. Er benutzte zuweilen seine Kunstfertigkeit hierin, um in Verbindung mit seinem treffenden Witz das gesellige Leben um ihn her in dem Lichte darzustellen, in welchem es oft vor einem prüfenden Geiste erscheinen mußte, welcher über dem Genuß freundschaftlichen Umgangs doch nie vergaß, daß das Leben inhaltlos sei, sobald es nicht dem Ideal nachjage.' *Adolf Bernhard Marx*, der als Referendar am Kammergericht Hoffmann noch persönlich kennengelernt hatte, sagt 1865 (s. künftig ebenda) kürzer und kühler, H. habe sich zwar erwiesen ‚als geschickter und geistreicher Porträt- und Karikaturen-Zeichner; nur war nicht zu leugnen, daß seine Porträts . . . an den anderen Zweig seiner Zeichenkunst streiften.' Über die zeichnerische Produktivität, die Hoffmann bei Lutter & Wegner entfaltete, s. den Nachbericht unter 2.

An die Stelle der eigentlichen Malerei dagegen tritt in dieser dritten Periode die bis dahin von Hoffmann nur ganz vereinzelt geübte Herstellung von sorgfältig ausgearbeiteten Vorlagen für graphische Blätter (Stiche und Lithographien), die zunächst teilweise selbständig erscheinen (als politische Karikaturen), aber bald nur noch zum Schmuck eigener (und mit solchen verbundener fremder) Werke dienen. Hoffmann machte eben seit 1814 mehr und mehr seine zeichnerische (wie seine musikalische) Begabung der erzählenden Dichtung dienstbar, die er aus äußeren und inneren Gründen entschlossen zu seinem künstlerischen Hauptberuf machte.

2. *Receptives Verhältnis zur bildenden Kunst*

Wie Hoffmann so bis zuletzt, wenn auch nur nebenher, die bildende Kunst ausübte, so blieb er stets stark interessiert an Bildern und Künstlern.

Galerien besichtigte er eingehend, ohne sich in seinem Urteil durch hergebrachte Meinungen blenden zu lassen. In der Gemäldesammlung zu Pommersfeldern bei Bamberg zog er die angeblich Raffaelsche Madonna stark in Zweifel, während er die beiden Porträts von Balthasar Denner auf das höchste bewunderte. Im September und Oktober 1813 suchte er von neuem öfters die Dresdener Galerie auf und wurde diesmal besonders von Holbeins Madonna und von Carlo Dolces Cäcilia gefesselt. Seit 1814 besuchte er ebenso fleißig die Ausstellungen der Berliner Akademie; die von 1814, 1816 und 1820 haben ihn zu literarischen Arbeiten angeregt.

Mit Vorliebe verkehrte er ferner bis zuletzt (wie mit Musikern und Schauspielern) mit bildenden Künstlern: in Dresden 1813 mit Schweikardt und Ettlinger, in Berlin 1814 mit Philipp Veit, seit 1816 mit Wilhelm Hensel, 1820 mit den Bildhauern Rauch und Tieck.

3. *Bilder und Künstler in Hoffmanns erzählenden Dichtungen der dritten Periode*

Was Hoffmann so an Anschauung gewann, das setzte er seit 1813 in Erzählung um. Wir erinnern nur an ein paar besonders auffällige oder bekannte Beispiele:

a) In den ‚Abenteuern der Silvesternacht' (Neujahr 1815) läßt er zwei Figuren, die er im Bilde gesehen, als Menschen auftreten: eine von Mieris gemalte Frau als Julia-Giulietta, und den Peter Schlemihl in der Gestalt, wie er in Franz Leopolds Radierung zu Chamissos Buch erscheint.

b) Namentlich aber liebt es Hoffmann, ganze Bilder in Erzählung umzusetzen. Eine Teegesellschaft

aus Dragantpuppen, die er um Weihnachten 1814 bei einem Berliner Konditor gesehen, lieferte um Neujahr 1815 das erste der eben genannten Abenteuer der Silvesternacht, und gleich darauf, nämlich Mitte Januar 1815, entstand auf Grund von Hummels ‚Gesellschaft in der italienischen Locanda' die ‚Fermate'. Im Winterhalbjahr 1817/18 veranlaßte Kolbes Bild ‚Doge und Dogaressa' die gleichnamige Erzählung und seine ‚Böttcherwerkstatt' die vom ‚Meister Martin dem Küfner und seinen Gesellen'. 1820 bildeten acht Blätter aus Callots ‚Balli di sfessania' das Gerüst des Capriccios ‚Prinzessin Brambilla'.

c) Endlich läßt Hoffmann mit Vorliebe Maler als Helden seiner Erzählungen auftreten. Er wählt dazu teils historische Künstler wie Albrecht Dürer (im ‚Feind') und Salvator Rosa (im ‚Signor Formica'), teils persönliche Bekannte wie seinen oben genannten Schulfreund Matuszewski (in einer Nebenrolle gegen Schluß des ‚Artushofs') und Wilhelm Hensel (anagrammatisch als Lehsen, in der ‚Brautwahl'). Noch häufiger aber erfindet er Malergestalten. Wie er schon 1798/99 in der ‚Maske' in dem trinkfesten deutschen Maler Treuenfels die relativ lebendigste Gestalt des im übrigen saftlosen Werkes geschaffen, so treffen wir 1813 Franz Bickert im ‚Magnetiseur' (er sollte dann im Januar 1814 als Hoffmanns Vertreter ‚Allegorien im gotischen Stil' dichten, wie Hoffmann seinem Verleger ankündigt), 1814 den alten Maler als Ahnherrn des sündigen Geschlechts in den ‚Elixieren des Teufels', 1815 Erasmus Spikher in den ‚Abenteuern der Silvesternacht' und Traugott im Artushof, 1816 Berthold in der ‚Jesuiterkirche in G[logau]' usw. bis zu Leonhard Ettlinger, der als wahnsinniger Vor- und Doppelgänger des Kapellmeisters Kreisler in dessen Biographie bedrohlich hineinragt — beide, nebenbei bemerkt, Hypostasen Hoffmanns, denn der Maler Hoffmann war der Vor- und Doppelgänger des Kapellmeisters Hoffmann gewesen, und der Dichter Hoffmann blickte zurück auf beide.

IV. DIE GEMEINSAME WURZEL VON HOFFMANNS ZEICHEN- UND ERZÄHLERTALENT

Wie damit schon angedeutet ist, erschöpft sich die Beziehung des Dichters Hoffmann zur bildenden Kunst keineswegs darin, daß der Dichter Werke und Gestalten fremder Künstler benutzt, daß er selbst Künstlergestalten erschafft, daß er seine Bücher mit Bildern schmückt. Weit wichtiger ist es, daß das Zeichen- und das Erzählertalent Hoffmanns auf *eine* Grundkraft seines Wesens zurückgehn, nämlich auf seine außerordentliche Fähigkeit, zu beobachten und das Beobachtete greifbar vor Augen zu stellen. ‚Sie, verehrter Freund, der sie alles sehen!' apostrophiert ihn einmal bewundernd der Serapionsbruder Contessa (Rheinisches Taschenbuch für 1820, S. 238 Note); und der Serapionsbruder Hitzig sagt nach der Schilderung des Trubels in Warschau im Herbst 1806 (I, 301): ‚Seinem Falkenauge entging... nichts, und niemand wußte das — wenn auch nur mit einem halben Blick — Gesehene schärfer aufzufassen und anschaulicher darzustellen.' Schon Hoffmanns Jugendbriefe sind voll von Beispielen dafür, mag man nun an das Idyll bei dem Knopfmacher Küster in Marienwerder denken (Hippel S. 118/19) oder an die romantische Schilderung des Zackenfalls (S. 171).

Aber nicht nur wirklich gesehene Gestalten und Vorgänge, sondern auch solche, die er sich lediglich vorstellte, standen wie bei einem Maler sofort mit allen Linien und Farben vor Hoffmanns geistigem Auge. Auch hierfür bieten schon die frühesten Briefe glänzende Beispiele. Im Winter 1794/95, den Hippel bei seinem Vater auf dem Lande verbrachte, malte Hoffmann sich aus, wie er im Sommer den Freund dort auf einige Wochen besucht (S. 58 unten). Während ein anderer sich

etwa mit der Wendung begnügt hätte: ,Ich freue mich, in Arnau auf einem Pferde zu sitzen', schreibt Hoffmann: ,ich sehe mich schon in gelben Hosen, aufgeschnallten Stiefeln, einem grünen Kollett mit schwarzsamtnem Koller und kleinen Aufschlägen und einem runden Hute auf einem Klepper im schönen Sommerwetter herumtraben.' Eben diese Fähigkeit ist das serapiontische Prinzip, das Hoffmann-Lothar Ende 1818 als seine Forderung an den Dichter verkündet: ,Woher kommt es denn, daß so manches Dichterwerk, das keinesweges schlecht zu nennen, wenn von Form und Ausarbeitung die Rede, doch so ganz wirkungslos bleibt wie ein verbleichtes Bild, daß wir nicht davon hingerissen werden, daß die Pracht der Worte nur dazu dient, den inneren Frost, der uns durchgleitet, zu vermehren? Woher kommt es anders, als daß der Dichter nicht das wirklich schaute, wovon er spricht, daß die Tat, die Begebenheit, vor seinen geistigen Augen sich darstellend mit aller Lust, mit allem Entsetzen, mit allem Jubel, mit allen Schauern, ihn nicht begeisterte, entzündete, so daß nur die inneren Flammen ausströmen durften in feurigen Worten! Vergebens ist das Mühen des Dichters, uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben sollen, woran er selbst nicht glaubt, nicht glauben kann, weil er es nicht erschaute.' Und daher die Forderung an den Dichter: ,Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geschaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt, laut damit zu werden. Wenigstens strebe jeder recht ernstlich danach, das Bild, das ihm im Innern aufgegangen, recht zu erfassen mit allen seinen Gestalten, Farben, Lichtern und Schatten und dann, wenn er sich recht entzündet davon fühlt, die Darstellung ins äußere Leben zu tragen.'
So scheint Hoffmann prädestiniert zu sein zum Realisten in Malerei und Erzählung. Aber seine Beobachtungskraft war verbunden mit einer ebenso starken Kraft umbildender Phantasie. Der Bamberger Maxplatz, schreibt er Kunz am 8. September 1813, sei ihm ,in schimmernden Lichtern oft wie der Markusplatz erschienen, da sich der Dunst der sublimsten Weine zum optischen Linsenglase verdichtet, vor dem sich allerlei närrische Gestalten in skurrilen Bocksprüngen lustig und ergötzlich bewegten'. Und Rochlitz schreibt in einem Rückblick auf dasselbe Jahr 1813 (ich verweise wieder auf das öfter angekündigte Sammelwerk), daß ,schon damals seine brennende, brennend umherflackernde Phantasie alles in ihr Gebiet riß — alles, sogar was ihm selbst soeben begegnet oder von ihm getan war'; daß ,sich ihm mithin ... alles phantastisch um- und ausbildete.' So wird der Realist in der bildenden Kunst zum Karikaturenzeichner, in der Dichtung zum Märchenerzähler.

Diese fast beispiellose Vereinigung von realistischer Eindringlichkeit und Anschaulichkeit mit einer von rein subjektiven Antrieben geleiteten Phantasie kommt zunächst den Gestalten Hoffmanns zugute, sowohl den grausigen — etwa 1815 dem Dr. Dapertutto (in den ,Abenteuern der Silvesternacht') und dem Coppelius (im ,Sandmann') — wie den häufigeren und noch glücklicher erfundenen skurrilen, von denen wir, als drei von vielen, den Rat Krespel und den Paten Droßelmeier (aus ,Nußknacker und Mausekönig') von 1816 sowie den kleinen Zaches von 1818 nennen.
Dieselbe Fähigkeit, wie ein Maler — wir dürfen sagen: als Maler zu schauen, macht es aber Hoffmann gleichfalls möglich, ganze Szenen seiner Erzählungen streng bildmäßig zu gestalten. Solche Bildszenen finden sich z. B., worauf 1908 Sakheim [s.u.,VI1!] S. 117/20 mit Glück hingewiesen hat, in den beiden Kolbe-Novellen von 1817/18: eine Reihe von venezianischen Gemälden finden wir in ,Doge und Dogaressa', eine Galerie von solchen in ,altdeutscher' Manier à la Kolbe und Cornelius im ,Meister Martin'. Zwölf Genrebilder à la Chodowiecki zeigt 1822 der gelähmte Dichter dem besuchenden Vetter aus seinem Eckfenster. Alles dies ist berühmten Mustern glänzend nachgestaltet. Den Zeichner Hoffmann selbst aber zeigen uns die lebhaft bewegten skurrilen Szenen in den Märchen: die Trink-, Marsch-, Kampf- und Wettkampfszenen im ,Goldenen Topf', in ,Nußknacker und Mausekönig', im ,Fremden Kind', im ,Klein Zaches', in der ,Brautwahl', der ,Königsbraut' und dem ,Meister Floh'; ihnen steht die satirische Szene des ersten Kreislerfragments (das

verunglückte fürstliche Namensfest) würdig zur Seite. Als seltnere und entschieden schwächere, wenngleich ebenso originale Seitenstücke sind auch hier die grausigen Szenen anzuführen, wie die Hexenszenen im ‚Berganza' (Februar 1813) und im ‚Goldnen Topf' (Januar 1814), bei denen Hoffmann an Callot dachte, oder die ‚Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden' (Dezember 1813), bei der man an den älteren Brueghel denken könnte.

Jean Paul hatte seinen Siebenkäs als eine Galerie von Blumen-, Frucht- und Dornen-Stücken bezeichnet, wobei ‚Stücke' im Sinne von Gemälden gemeint war. Der Maler-Poet Hoffmann konnte seine ersten Sammlungen erzählender Schriften mit Recht im selben Sinne als Phantasie- und Nacht-Stücke bezeichnen.

DIE NEUEREN SAMMLUNGEN VON E.T.A. HOFFMANNS WERKEN UND PRIVATAUFZEICHNUNGEN NACH INHALT UND ANORDNUNG UNTERSUCHT

Vorbemerkung

Das Folgende ist keine *Bibliographie*, denn es werden darin keine Titelblätter reproduziert. Aber ebensowenig wird man darin erschöpfende *Besprechungen* finden; denn ich gehe auf die Art der Textwiedergabe nur gelegentlich und flüchtig, auf die biographischen Beigaben und die Ausstattung der behandelten Ausgaben gar nicht ein: das würde ein kleines Buch erfordern. Noch weniger handelt es sich um eine vom Herzen kommende und zum Herzen gehende *Empfehlung* einer bestimmten Ausgabe; denn ich kann weder eine z. Z. abgeschlossene Gesamtausgabe der *Schriften* empfehlen noch eine solche der *Zeichnungen* oder der *Briefe*.

Was ich bringe, sind *Analysen* des Inhalts der Ausgaben: ich gebe also im Gegensatz zum Bibliographen gerade das, was die Titelblätter *verschweigen*, nämlich die *leitenden Ideen* der Herausgeber. Stillen Gelehrten werden meine Ausführungen vielleicht nicht trocken genug, schönen Seelen nicht gemütvoll genug sein. Für diesen Fall übernehme ich persönlich hiermit ausdrücklich wissenschaftlich, moralisch und juristisch die volle Verantwortung für das, was ich geschrieben habe.

Berlin, Ende Mai 1925.

A. Die Schriften.

Wir besprechen im folgenden unter I ganz kurz die älteren Gesamtausgaben bis zur Hempelschen einschließlich, unter II etwas ausführlicher die im Aufbau fast identischen von Grisebach, Maassen und Ellinger, unter III—VII dann eingehend (als das eigentliche Thema dieses Abschnittes) die neuen Versuche, Anläufe und Anregungen zu *Gesamtausgaben* und zu solchen *Auswahlausgaben*, die das künstlerisch Beste aus Hoffmanns dichterischem Werk geben wollen. Dagegen sind Sammlungen von *stofflich* verwandten Schriften Hoffmanns (musikalische Schriften, Kreisleriana, Künstler-Erzählungen, Berlinische Geschichten) *nicht* Gegenstand dieses Aufsatzes.

Etwaige *Beigaben* zu Sammlungen von Hoffmanns Schriften sind nicht hier (unter A) besprochen, sondern weiter unten: Bilder unter C, Tagebücher und Briefe unter D.

I. Die älteren Gesamtausgaben bis zur Hempelschen.

Buchhändler-Unternehmungen; die Texte nach rein äußerlichen Gesichtspunkten angeordnet, alle beginnend mit den 'Serapions-Brüdern'. (Nr. 1—3 genau beschrieben in Bw = meiner Ausgabe von Hoffmanns Briefwechsel: s. u. D I 1).

1. *von Reimer sr.* Vorbereitet seit 1826, erschienen 1827/28. Inhalt:

a) Bd. 1—5: die beiden Buchpublikationen Hoffmanns aus Reimers Verlag, nach dem Umfang geordnet: die 4 starken Bände der Serapions-Brüder in 4 Bänden, die zweibändigen Nachtstücke in 1 Bd.

b) Bd. 6—10: Buchpublikationen aus anderen Verlagen, ebenso geordnet: erst drei zweibändige in je 1 Bd., dann vier einbändige zusammen in 2 Bdn. (S. Bw 563/90, bes. 589f.)

c) 1839 als Supplement dazu Bd. 11—15 bei Brodhag in Stuttgart: kleine Texte und Biographisches. (S. Bw 636/67, bes. 665/67.)

2. *von Baudry in Paris.* Gedruckt 1840, erschienen mit dem Titeljahr 1841. 1 Bd. Lex.-8°, der in zweispaltigem Druck den Inhalt der 15 Bde. unserer Nr. 1 wiederholt. Die *Texte* geordnet wie dort, die *biographischen* Beigaben besser. (S. Bw 668/71.)

3. *von Reimer jr.* Vorbereitet seit Herbst 1842, erschienen Ende 1844 bis Ende 1845. (S. Bw 671/73.) 12 Bde., jeder mit 2 Steindrucktafeln nach Federzeichnungen von Theodor Hosemann. Inhalt:

a) Bd. 1—10 wie in Nr. 1;

b) Bd. 11. 12: Auswahl von *Texten* aus Brodhags Supplement; *nichts* Biographisches.

Wiederholt 1856f und 1871/73 mit wachsender Verschlechterung der Texte und der Illustration (nämlich ohne die unentbehrlichen 8 Callotschen Bilder, die das *Thema* des 'Brambilla' bilden und demgemäß in den drei älteren Gesamtausgaben wiederholt waren). — Eine neuere Wiederholung s. u. sub III.

4. *von Hempel.* Erschienen 1879/83. 15 Bände, mit subalternen Erläuterungen unter dem Text, in folgender elenden Disposition:

a) 1—8: die drei Sammelpublikationen Hoffmanns, nach dem Umfang geordnet, also Serapionsbrüder, Phantasiestücke, Nachtstücke;

b) 9—12: die beiden Romane

[bis hierher also immer 1 Bd. Hoffmann = 1 Bd. Hempel];

c) 13—15 *alles übrige,* also die 4 einbändigen Buchpublikationen und die kleinen Schriften etwa in demselben Umfange wie in Nr. 3; dazu noch ein Lebensbild Hoffmanns von Boxberger (fast Wort für Wort aus den beiden Büchern von Hitzig und Kunz kompiliert).

II. Neuere Gesamtausgaben in bibliographischer Folge der Texte.

1. *von Grisebach.* Vorbereitet seit 1898, erschienen 1899 bei Max Hesse in Leipzig. 15 Bände:

a) 1—12: Hoffmanns Buchpublikationen *in der Folge des ersten Erscheinens* — seitdem selbstverständlich, damals eine Tat;

b) 13—15: die kleineren Schriften, darunter 6 musikalische Aufsätze.

Der Text infolge der eiligen Herstellung (in drei Vierteljahren!) teilweise ziemlich fehlerhaft (s. meine Ausg. von Hoffmanns Märchen der Serapionsbrüder, 1. Aufl. von 1906, S. 362/63 Note). Sehr dankenswert die Beigabe eines *Registers,* des ersten zu einer Hoffmann-Ausgabe und bis 1922 des letzten.

2. *von demselben.* Bearbeitet 1904, erschienen 1905. Unter Benutzung der Stereotypplatten von Nr. 1 hergestellt. Die kleineren Schriften sind jedoch auf Edgar Istels wiederholtes Drängen um 14 musikalische Schriften vermehrt, von denen allerdings nur 9 von Hoffmann stammen; die neue Ausgabe enthält also deren 20, von denen 15 echt sind. (Vgl. meinen Aufsatz 'Hoffmann als Musikschriftsteller' in den Süddeutschen Monatsheften, speziell im Heft vom März 1908 auf S. 289 unten bis S. 292 Mitte; diese Stelle wiederholt in dem Privatdruck 'Hoffmann und Härtel' auf S. 56 unten bis S. 59 Mitte.)

3. *von Maassen.* Vorbereitet für 1906, erschienen seit Ende 1907 (u. d. J. 1908 ff) bei Georg Müller in München. Bisher Bd. 1—4 und 6—8; Folge der Texte bis jetzt genau wie bei Grisebach. Textwiedergabe sehr sorgfältig; die Lesarten sind vollständig aufgeführt, aber dieser Apparat ist infolge seiner mechanischen Anordnung und der Unterbringung *im gleichen Bande, hinter* dem Text, äußerst unbequem zu benutzen. Zahlreiche Erläuterungen, vielfach dankenswert, aber nicht selten über das Notwendige hinausgehend.

a) Zu Bd. 1—3 (1908/09) Einleitungen von 23—28 (zusammen 79) Seiten. Grund dieser Beschränkung Bd. 1 S. IX/X angegeben:

> [Erstens]: *Quellennachweise,* Festlegungen literarischer Vorbilder in stofflicher und sprachlicher Beziehung, werden hier (in den Anmerkungen) wie *besonders in der Einleitung* nur in *sehr prägnanten* Fällen gegeben, um so mehr als ich eine *eingehende Untersuchung* dieser Materie seit Jahren vorbereite... [Zweitens]: Anführung und Besprechung alter und neuer *Rezensionen* der Hoffmannschen Schriften wie [drittens] *eigene ästhetische Untersuchungen* über diese sind hier [in den Einleitungen] im Prinzip *ausgeschieden;* beides behält sich der Herausgeber für *besondere umfassende Publikationen* vor.

b) Von Bd. 4 an *völlig neues Programm.* Vor dem dritten Programmpunkt, den „eigenen *ästhetischen Untersuchungen*", scheut Maassen besonders bezüglich der Märchen, also der *künstlerisch ausschlaggebenden* Kategorie von Hoffmanns Dichtung, in einer damenhaften Empfindsamkeit zurück. In Band 4 heißt es S. CI: „über den Grundgedanken, die Idee des Märchens ['Klein Zaches'],... über Charakter und Struktur des Ganzen sollen hier *keine Worte verloren werden.* Jedem, der Hoffmanns Geist und Phantasie in gleicher Weise gerecht werden kann, wären es *überflüssige Redensarten.* Und für die anderen?" In Band 7 S. IX: „An die Anatomie von Hoffmanns märchenhaften Gebilden wird jeder, ist er neben seinem Interesse an der Lösung einer wissenschaftlichen Aufgabe auch ein aufrichtiger Verehrer des Dichters, nur mit *Vorsicht,* mit einer gewissen *Ängstlichkeit* herantreten: muß er doch durch gar zu herzhafte Schnitte des analytischen Seziermessers befürchten, *die Schönheit der Neugierde aufzuopfern,* um dabei

sich und andern, die seine Bemühungen verfolgen, *den Genuß des Werkes* selbst *gründlich zu verderben*." Und in Bd. 8 S. XCVIII unter Berufung auf diese Stelle: „Ich muß gestehen, daß meine *Scheu* vor der Zergliederung von Hoffmanns Märchen... noch zugenommen hat." Der erste der drei Pläne aber, das *Quellenbuch*, und der zweite, die Sammlung der *Rezensionen*, sind nur als *einheitliche* Publicationen aufgegeben; ihr Inhalt wird nunmehr *auf die Einleitungen und Anmerkungen der einzelnen Bände verteilt*. Jedem Bande werden möglichst abschließende *Monographien* über die darin enthaltenen Texte vorangestellt mit ausführlicher Besprechung (in der Regel *wörtlicher Wiedergabe*) der Quellen und der älteren Beurteilungen; ist eine Quelle nicht zu ermitteln, so wird wenigstens nach Möglichkeit ein älteres Seitenstück aus der Literatur abgedruckt, auf Grund einer jahrzehntelang daraufhin betriebenen Durchmusterung von Tausenden meist verschollener Unterhaltungsschriften des 18. Jahrhunderts, die niemals wieder jemand dem Herausgeber nachtun wird. Die Einleitungen der Bände 4 und 6—8 (1910/25) sind daher im Durchschnitt genau so lang wie die zu Bd. 1—3 zusammengenommen, und dementsprechend sind auch die Erläuterungen erweitert (die nur zu häufig seitenlang das in der Einleitung Gesagte wiederholen). Dieses neue Vorgehen gibt den Bänden, in denen es angewandt wird, einen Wert, von dem die ganze zukünftige Hoffmann-Forschung dankbar zehren wird wie von dem Virgil-Kommentar des Servius, dem Bibelkommentar des Nicolaus de Lyra und den ältesten Dante-Kommentaren; zugleich verschuldet es aber die oft beklagte Langsamkeit des Erscheinens (in sechzehn Jahren vier Bände!) und damit die Ungewißheit der Vollendung. Bei einer Bearbeitung wie in Bd. 1—3 wäre die kritische Ausgabe mit allen Lesarten *längst fertig*.

4. *von Ellinger*. Vorbereitet seit 1905, erschienen 1912 bei Bong in Berlin. 15 Bände; Folge der Texte genau wie bei Grisebach. Die musikalischen Schriften sind nach meinen zu Nr. 2 zitierten Ermittlungen von Apokryphen gesäubert und vermehrt: während sich, wie oben dargelegt, in Grisebachs 2. Ausg. im ganzen 15 musikalische Aufsätze Hoffmanns finden, bringt Ellinger 38, die zwei Bände (13 und 14) füllen. Die Texte sind mit höchster Sorgfalt wiedergegeben, die Notenzitate in Bd. 13 und 14 durchweg mit den Ausgaben der besprochenen Kompositionen verglichen, die Einleitungen und Anmerkungen bringen in knappster Form alles Wesentliche. Wegen des Näheren verweise ich auf meine Besprechung in den Grenzboten vom 26. Februar 1913. Dem dort Gesagten füge ich nur zweierlei hinzu: 1. der Lesartenapparat ist zu dürftig; er beschränkt sich in der Regel auf das Stoffliche (s. meine Ausgabe von zwölf Berlinischen Geschichten Hoffmanns [München 1920] S. 369 unten bis 374 oben, wo ich — auch gegen Maassen — zeige, wie ich mir die Form eines textgeschichtlich fruchtbaren Lesarten-Apparates denke). 2. Der Verlag hatte, wie ich bereits 1913 a. a. O. getadelt habe, in übel angebrachter Sparsamkeit es abgelehnt, der Ausgabe ein Register beizugeben. Diesem schweren Mangel der Ausgabe wird jetzt bei einem vermehrten Neudruck durch *Felix Hasselbergs* Sorgfalt abgeholfen; die Ausgabe wird dann neben der noch nicht halb fertigen Maassens *die einzige sein, die für wissenschaftliche Zwecke brauchbar ist*.

III. Hirschbergs Nachlese.

Walter de Gruyter ließ 1922 die vom jüngeren Reimer auf ihn überkommenen Stereotypplatten von dessen dritter und schlechtester Ausgabe neu abziehn und beauftragte den Musikhistoriker Dr. med. Leopold Hirschberg mit der Zusammenstellung zweier Supplementbände.

1. *Der Inhalt*. Hirschberg unterzog sich der Arbeit mit großem Eifer und unter dem Hauptgesichtspunkt, keinen Satz fortzulassen, der möglicherweise von Hoffmann herrührt. („Sollte ich mich irren," heißt es einmal bei dem Abdruck einer belanglosen Anekdote unsicherer Herkunft, „so ist die Serapions-Ausgabe [wie er die von ihm betreute Ausgabe nennt] nicht entstellt, während sie im gegenteiligen Fall" — man male sich das Unglück aus — „*unvollständig* wäre.") So bringt er in der Tat einige in den bisherigen Gesamtausgaben fehlende, wenn auch meist bibliographisch schon bekannte Publikationen Hoffmanns, namentlich Übersetzungen (Rodes Violinschule, Canzonetten, die 'Olympia'), die Rezension von zwei Werken J. Fröhlichs (die, wie ich mit Vergnügen zugebe, sehr wohl von Hoffmann stammen kann) und kleine Beiträge zu Zeitungen. Ein Teil von diesen kann nicht mit Sicherheit Hoffmann zugeschrieben werden, doch ist z. B. Hoffmanns (leider nicht zur Ausführung gelangter) Plan eines „Singe-Instituts", den Hirschberg aus dem Bamberger Intelligenzblatt vom 6. Mai 1809 mitteilt, biographisch sehr interessant.

Ein ganz erhebliches Manko gegen Ellingers Ausgabe bedeutet es freilich, wenn Hirschberg in den Rezensionen alle Notenzitate durch die Sigle *(N)* ersetzt, auch solche, die unmittelbar Teile eines Hoffmannschens Satzes sind. Man liest also, um von Hunderten von Beispielen nur drei von *einem* Blatte (Bd. 13 S. 215/16) zu nennen:

Der Komponist wird selbst wohl nicht Stellen, wie die folgende, für wirkliche Imitationen im kontrapunktischen Sinn halten: *(N)*

und:

und dann sind Sätze, wie z. B. *(N)* wohl schon zu sehr verbraucht.

und:

Phrasen wie *(N)* sind wohl in den ernst gehaltenen Symphonien zu vermeiden...

Ob einem Musikfreunde mit einem derartigen Abdruck gedient ist, ist mir sehr zweifelhaft; er erscheint mir wie eine Ausgabe der 'Brambilla' ohne die thematischen Bilder nach Callot.

In seinem Eifer bringt aber Hirschberg auch Texte, die schon darum nicht Hoffmann zugeschrieben werden sollten, weil sie keine Faser von dessen unverkennbarer Art zeigen. Er verschont uns zwar zum Glück mit der idiotischen 'Monica', mit der andere krebsen gehn (s. u. sub VII; Hirschberg *dagegen* Bd. 1 S. XII Mitte), mutet uns aber das alberne Szenar von Maccos Ballet 'Arlequins Reise über den Blocksberg' zu, das Hoffmann Ende 1808 komponiert hatte, um schnell ein paar Gulden zu verdienen.

Das ist viel schädlicher (da es das Bild des Schriftstellers *positiv entstellt*), als wenn ein paar minder wichtige oder zweifelhafte Aufsätze, Anekdoten und Gedichte wegbleiben; denn natürlich schlummern in der Allgemeinen Musikalischen Zeitung so gut wie in Berliner Zeitschriften und Zeitungen Dutzende, wenn nicht Hunderte von nicht identifizierten und vielleicht niemals identifizierbaren Beiträgen Hoffmanns. (Einige ebenso lange wie wichtige hat mir kürzlich Felix Hasselberg in einer Berliner Zeitschrift vorgelegt.) Der Herausgeber meint in seiner Vorrede („im Lenz 1922"), daß selbst noch Ellingers Ausgabe „immer nur als eine „Auswahl" zu bezeichnen" sei, daß aber in den zwölf Reimerbänden mit seiner Nachlese „nunmehr eine *absolut* vollständige Ausgabe von Hoffmanns schriftstellerischem Lebenswerk vorliegt, zu dem auch nichts mehr hinzukommen *kann*". O si tacuisses! Ein halbes Jahr darauf hatte Friedrich Schnapp die dreiaktige „Maske" aus dem Winterhalbjahr 1798/99 in der von Hoffmann durchkorrigierten und auf den Deckeln eigenhändig bemalten Pracht-Abschrift gefunden, und nicht viel später fand Oskar Krenzer Hoffmanns ersten Musikaufsatz (über das Melodram, März/April 1808) in einem eigenhändigen Auszuge Hoffmanns.

Wahre Orgien feiert Hirschbergs Vollständigkeitsfimmel in dem dritten Anhange zu seiner Nachlese, der sämtliche „Unter- und Inschriften eigner Zeichnungen" in Buchdruck wiedergibt. Ein Beispiel: Hoffmann bezeichnet auf dem großen Grundriß seiner Wohnung und des Gensdarmenmarktes vom Juli 1815 bei der Darstellung der Taubenstraße die Tür seines Hauses (Nr. 31) und, durch Abkürzungen, jedes der 5 *Fenster* seiner Wohnung, die auf diese Straße hinausgingen; durch die Straße fährt in einem Zweispänner Fouqué. Hirschberg reproduziert diese Beschriftung in Typensatz (ohne jede Erläuterung) wie folgt:

Fen: F. F. F. F. — Thür Tauben Straße No 31 — Baron Fouqué aus Nennhausen

Kurzum, der Herausgeber erweist sich als typischer Dilettant sowohl in seiner Angst davor, daß jemand ihm eine Auslassung nachweisen könne, wie in der Überwindung dieser Angst durch die stolze Zuversicht, nunmehr jeden von Hoffmann herrührenden Satz und somit als erster eine unwiderruflich vollständige Gesamtausgabe gebracht zu haben. Der Fachmann weiß, daß man unter einer Gesamtausgabe nicht eine vollständige Ausgabe — so etwas gibt es nicht —, sondern eine in verständigem Rahmen *nach Vollständigkeit strebende* versteht; und deren hat uns Hirschberg für Hoffmanns Schriften die elfte vorgelegt. Aber es soll ihm gern bezeugt werden, daß seine Nachlese die letzte Edition ist, auf die einige eigene Sammelarbeit verwendet ist.

2. *Die Anordnung* ist chronologisch, was hier, wo es sich nur um kleinere Texte handelte, das Gegebene war. Mein Vorschlag (s. u., IV 1 a), die Texte aus der vorromantischen Zeit durch geeignete Brief- und Tagebuchstellen zu ergänzen, ist befolgt und auch auf die spätere Zeit ausgedehnt — soweit ich sehe, durchweg in verständiger Auswahl. Auch die Beifügung eines *Registers* zu allen vierzehn Bänden sei lobend erwähnt.

IV. Meine beiden Programme für eine Gesamtausgabe nach Perioden und Gattungen. Vorschlag, Hoffmanns Sammelpublikationen wieder aufzulösen; dessen Ausführung durch Harich.

1. 1912 handelte ich (Briefwechsel 677/85) „über die zweckmäßigste Anordnung einer Gesamtausgabe von Hoffmanns Schriften". Ich führte etwa folgendes aus:

a) Eine Gesamtausgabe hat zu *beginnen* mit den *vorromantischen* Produkten. Diese sind unbedingt *chronologisch* zu ordnen; da ihre Reihe außerordentlich lückenhaft erhalten ist, so ist sie eventuell durch Tagebuch- und Briefstellen literarischen Charakters aufzufüllen.

b) „Wie man in den weiteren Bänden die Texte der Kreislerperiode ordnet, also die Produkte der letzten 13 1/2 Jahre von 1809—1822, ist minder wichtig, und hier sind ganz verschiedene Methoden gleich berechtigt." Eine chronologische Anordnung (wie in der Propyläen-Ausgabe von Goethes Werken und in der Horen-Ausgabe der Schillerschen) ist m. E. für die Werke eines *reifen* Dichters *nicht* angebracht, vielmehr empfiehlt sich hier eine Anordnung nach *Gattungen*. (Um so nötiger ist natürlich die Beigabe einer chronologischen Tabelle.)

Was die von Hoffmann herausgegebenen *Sammelwerke* betrifft, so sind in einer Gesamtausgabe die nach Entstehung, Motiven und Gestaltung zusammengehörigen 'Nachtstücke' ebenso als ein einheitliches Werk zu behandeln wie das Murr-Kreisler-Werk. Dagegen läßt sich (wie S. 679 Mitte bis 680 unten eingehend dargelegt wird) darüber streiten, ob man die von 1809—1815 entstandenen Texte, die aus mehr oder weniger äußeren Gründen als 'Phantasiestücke' (und z. T. innerhalb dieser als 'Kreisleriana') zusammengestellt sind, und die von 1813—1821 geschriebenen, noch weniger homogenen Texte, die Reimern zuliebe nachträglich den Serapions-Brüdern in den Mund gelegt wurden, zusammenstehn läßt.

c) Will man diese Sammlungen von Märchen, Erzählungen, Gesprächen und Abhandlungen *konservieren*, so muß man auf sie eine *dritte* folgen lassen, die Hoffmanns sonstige kleine Schriften aus den Jahren 1808—1822 nach Gattungen geordnet zusammenstellt. Diese drei Sammlungen würden dann zusammen die erste (größere) Abteilung der Schriften aus der romantischen Periode bilden. Als zweite und letzte Abteilung würden die sieben in den Jahren 1815—1822 *einzeln* erschienenen größeren Schriften folgen, von den 'Elixieren' bis zum 'Meister Floh'.

d) Will man die beiden Sammlungen *auflösen* (das Für und Wider wird noch einmal S. 682 unten bis 683 oben erörtert), so ist der ganze Ertrag der romantischen Periode nach *Gattungen* zu ordnen; etwa:

I. Erzählende Schriften (u. z. 1. Märchen, 2. Romane, 3. Erzählungen mittleren Umfangs, 4. Anekdoten);
II. Dramatisches und Gedichte;
III. Gespräche;
IV. Rein-Theoretisches (u. z. 1. Abhandlungen, 2. Aphorismen, 3. Rezensionen);
V. Memoirenartiges.

Innerhalb dieser zehn Kategorien sind alle Texte streng chronologisch nach der Zeit des Beginnes der Niederschrift zu ordnen.

2. In befriedigender Weise ausgeführt ist dieser Plan bis jetzt weder in der einen noch in der anderen Form. Aber die unter (b und) d erörterte Idee, die 'Phantasiestücke' und die 'Serapionsbrüder' *aufzulösen* und aus der sich dann ergebenden Masse erzählender Schriften neben den Romanen auch die *Märchen* auszusondern und in besondere Bände zu stellen, hat inzwischen ein anderer, *ohne mich zu nennen*, als einen eigenen epochemachenden Gedanken in einer Gesamtausgabe durchgeführt. Walther Harich schreibt im Nachwort zu Bd. 1 seiner unter VI zu besprechenden Ausgabe auf S. II/III und VII, indem er meine Ausführungen in seinen anspruchsvollen Stil — den Stil des Propheten, des Helden und des Märtyrers — überträgt:

> Sammlungen wie die 'Phantasiestücke in Callots Manier' und die 'Erzählungen [!] der Serapionsbrüder'... sind als Einheiten in die Weltliteratur eingegangen, und diese Einheiten zu zerschlagen, mochte in der Tat fast *frevelnde Vermessenheit* genannt werden können. Und dennoch: es standen andre Werte auf dem Spiel.... Wer ein Hoffmann-entwöhntes Publikum wieder zum unmittelbaren künstlerischen Erleben dieses eigenartigsten Dichters hinführen will, der muß das *Odium* auf sich nehmen, auch ein Jahrhundert alte Kurswerte [!] zu ignorieren und das echte Gold aus den Schachten [!] wieder ans Licht zu fördern....
>
> Diese Ausgabe wird — als ein *Novum* in der Geschichte von E. T. A. Hoffmanns Auswirkung — die *heftigsten Anfeindungen* von den verschiedensten Seiten erfahren. Ein andrer als der *gewohnte* Hoffmann tritt uns hier entgegen, und gegen Gewohnheiten — mögen sie noch so verkehrt sein — ist noch niemand *ungestraft* angegangen. Dennoch wird diese Ausgabe sich durchsetzen, weil der Schöpfer der Musik-Dichtungen, der vier großen Märchen... stärker ist als der Redaktor der 'Phantasiestücke' oder der 'Serapionsbrüder'.

V. Auswahlausgaben nach ästhetischen Gesichtspunkten.

1. *Inhalt einer engsten Auswahl.* 1902 führte ich in der 'Insel' aus, eine *Gesamtausgabe* von Hoffmanns Dichtungen (wie Grisebach sie unlängst vorgelegt hatte) sei nicht das einzige und vielleicht nicht einmal das beste Mittel, ihn kennen zu lernen. „Was von seinen fertig gewordenen Sachen den Kunstfreund interessiert, sind — abgesehen von seinen tiefsinnigen musikalischen Aufsätzen — zwei kleine Gruppen von Dichtungen, bei denen Hoffmann nicht an das Publikum der Leihbibliotheken gedacht hat: einerseits die musikalischen Phantasien seiner Frühzeit, der Ritter Gluck, der Don Juan; andererseits drei erstaunlich freie, kühne Märchen: der Goldene Topf, Klein Zaches, Prinzessin Brambilla. Aber selbst diese Dichtungen wären, soweit wir vermuten können, in den Schatten gestellt von den beiden Bekenntnisromanen, mit denen er sich in den letzten Jahren trug: der Fragmentarischen Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler — einer Selbstdarstellung, wie sie nur wenigen großen Dichtern einmal im Leben gelungen ist — und Jacobus Schnellpfeffers Flitterwochen vor der Hochzeit." Da für diese aber nur einzelne Notizen niedergeschrieben seien, so sei zunächst die Biographie Kreislers in lesbarer Form herauszugeben, unter Beifügung verwandter kleinerer Texte und Kompositionen.

Das geschah dann im *Kreislerbuch,* das Rudolf von Poellnitz als Leiter des Insel-Verlages noch im Laufe des Jahres 1902 drucken ließ.

1905 zeigte ich dann auf dem Umschlag eines für ein Bibliophilenfest hergestellten Privatdruckes, Gewünschtes keck für Sicheres nehmend, als zweibändige Sammlung an: „*Hoffmanns Meisterwerke* in zwei Bänden: I. *Das Kreislerbuch,* oder: Johannes Kreisler in Wort, Ton und Bild. Enthält alle Kreisler-Texte aus dem Murr-Kreisler-Werk, den 'Fantasiestücken' und dem Nachlaß, sowie vier Kreisler-Kompositionen und fünf Kreisler-Zeichnungen, von denen zwei als Umschlag benutzt sind. II. *Drei Märchen:* Der goldene Topf, Klein Zaches, Prinzessin Brambilla. Mit den acht Kupfern zur 'Brambilla', im Einband des 'Klein Zaches'."

Aber Poellnitz war tot, und die neue Leitung des Insel-Verlages war für derartige Extravaganzen nicht zu haben. Sie bog vielmehr die Idee des II. Bandes ins Bürgerliche um, indem sie dem 'Goldenen Topf' und dem 'Klein Zaches' als Nr. 3 — den 'Meister Martin' anfügte und dieses seltsame Dreigespann (zwei Hengste und eine Kuh) dann nicht in 'Hoffmanns Meisterwerken' sondern in einer 'Bibliothek der *Romane*' produzierte, in die von Hoffmann doch offenkundig nur die 'Elixiere' und der 'Kreisler' hineingehören.

2. *Möglichkeiten einer weiteren Auswahl.* Diese Pläne von 1902/05 legten an Hoffmanns Produktion den denkbar strengsten Maßstab. Eine etwas weitherzigere Auffassung mußte neben die Kreislerbiographie die 'Elixiere des Teufels' stellen, neben die drei großen Märchen die anderen, neben 'Ritter Gluck' und 'Don Juan' die besten der späteren Erzählungen. In allen drei Richtungen ist teils von mir, teils von meinem ausgezeichneten Freunde *Richard von Schaukal* weitergearbeitet, wie unter 3—5 kurz gezeigt werden soll.

3. *Die Märchen.*

a) Die drei Märchen der Serapionsbrüder (*Nußknacker und Mausekönig, Das fremde Kind, Die Königsbraut*) gab ich 1906 bei Bard heraus. Die von Hoffmann gleichfalls den 'Serapionsbrüdern' zugeteilte '*Brautwahl*', die nur zur Hälfte märchenhaften Charakters ist (die 'Abenteuer der Silvesternacht' könnte man entschieden mit größerem Recht als Märchen bezeichnen) und die ich auch künstlerisch weniger hoch stelle, habe ich später (1910) gesondert erscheinen lassen, desgleichen (1908) den '*Meister Floh*', der ja seiner Anlage nach selbstverständlich zu den *großen* Märchen gehört, in der Ausführung aber aus den bekannten äußeren Gründen mißlungen ist.

b) Die drei großen Märchen, deren Ausgabe ich 1905 leider nur ankündigen konnte, und die fünf anderen, die ich dann 1906/10 herausgegeben habe, hat *Richard von Schaukal* von 1920—1924 in zwei Bänden für den Volks-Verlag der Bücherfreunde sehr sorgfältig herausgegeben.

4. *Die Elixiere.* Bards früherer Mitarbeiter Wolfgang Julius Mörlins bat mich am 23. Februar 1924 um meinen Rat bezüglich einer hübsch ausgestatteten Hoffmann-Auswahl zunächst in drei Bänden. Ich empfahl ihm unterm 28. Februar in Erweiterung meines Planes von 1905, die Kreisleriana, die drei großen Märchen und die Elixiere zu bringen. Für später schlug ich einen Band *Gespräche* vor (vom 'Gluck' 1809 bis zum 'Eckfenster' 1822), um diese von Hoffmann mit besonderem Glück gepflegte Form einmal im Zusammenhang vorzuführen.

Die Textwiedergabe vorzubereiten und Nachworte beizufügen hatte ich keine Zeit; diese Arbeiten hat Paul Alfred Merbach übernommen, und insofern hafte ich nicht für die Ausführung meines Planes. In einen vierten Band mit Erzählungen, den der Verleger nach-

träglich wünschte, sind auf meine Empfehlung 'Ritter Gluck' und 'Don Juan' hineingenommen; sieben weitere hat Herr Merbach nach seinem persönlichen Ermessen hinzugefügt.

Der Verleger hat mich, wie ich mit Dank bezeugen möchte, im Gegensatz zu den Verlegern der beiden unter VI und VII (und sodann unter D II und III) zu nennenden Ausgaben mit einem Exemplar der vier Bände, u. z. einem in schönen biegsamen Ganzlederbänden, erfreut.

5. Die schönsten *Erzählungen* neben dem 'Ritter Gluck' und dem 'Don Juan' hat Schaukal öfters (u. a. 1908 in der schönen Einleitung zu Max Hesses schlechter Auswahl) auf Grund sorgfältiger Erwägung verzeichnet und charakterisiert, aber bisher zu ihrer Herausgabe leider nicht Gelegenheit gefunden.

VI. Harichs Gesamtausgabe, geordnet nach Qualität und Stoff der Texte.

Walther Harich, dessen Biographie Hoffmanns 1921 für das Mai/Juni-Heft dieser Zeitschrift gewürdigt worden ist, hat 1924 Hoffmanns Schriften in 13 Bänden bei Lichtenstein in Weimar herausgegeben; der Prospekt erschien um den 1. April.

Was die Konstitution des Textes betrifft, so ist Harich im schwierigsten Teil der Arbeit, nämlich der Wiedergabe der Rezensionen Hoffmanns, sklavisch von Ellinger abhängig; er hat dessen mühsam hergestellte zweibändige Ausgabe (s. o., II 4) einfach zum Nachdrucken in die Setzerei gegeben. Die beiden Abweichungen von der chronologischen Reihenfolge, die Ellinger aus inneren Gründen getroffen und Bd. 15 S. 142 unten motiviert hat, übernimmt er stillschweigend, namentlich aber die sorgfältige Revision der Notenzitate. Selbstverständlich erwähnt Harich in dem sechzehn Seiten langen Nachwort meine und Ellingers kritische Arbeit, deren Ergebnisse er mit dem geistigen Aufwande einer photographischen Platte kopiert, mit keiner Silbe.

Bei einer Stichprobe bezüglich der Sorgfalt der Textwiedergabe fand Schaukal, dem die bisher eingehendste Besprechung der Ausgabe (im Literar. Handweiser vom Mai 1925) zu verdanken ist, in Bd. 5 auf den Seiten 23—96, also in noch nicht fünf Bogen, an gröberen Fehlern u. a. 'lustige' st. 'luftige', 'Zunder' st. 'Zünder', 'ein gefährliches' st. 'eine gefahrvolle', 'unharmonischen' st. 'enharmonischen', 'Emboucheur' st. 'Embouchoir', 'mich' st. 'mir', 'diese' st. 'jene', 'zum anderen Beruf' st. 'zu anderm Behuf', 'unter' st. 'aus'.

Im folgenden beschränke ich mich darauf, den *Aufbau* der dreizehn Bände zu besprechen; im übrigen, z. B. bezüglich der Nachworte Harichs, verweise ich auf Schaukals eben zitierte Rezension (der ich ein paar Einzelbemerkungen bezüglich der Anordnung der Texte ohne besondere Kennzeichnung entnehme).

1. *Harichs Vermischung der Prinzipien.* Harich lehnt sich, wie sub IV 2 ausgeführt, an meine in IV 1 (b und) d kurz wiedergegebenen Vorschläge für eine Gesamtausgabe an. Er vermengt diese Prinzipien aber in dilettantischer Weise mit den in V besprochenen Vorschlägen für eine *Auswahl* von Hoffmanns besten Dichtungen. Dadurch erzeugt er ein in sich haltloses Mischprodukt von Auswahl und Gesamtausgabe.

2. *Harichs vier Abteilungen:*

a) Bd. 1—6: *Auswahl* der künstlerisch besten Dichtungen. — Die Gesichtspunkte für eine solche waren, wie gesagt, von mir und dann von Schaukal wiederholt dargelegt, im bewußten Gegensatz sowohl zu der quasi-rationalistischen Beurteilung von Hitzig-Ellinger wie zu der indifferenten von Grisebach-Maassen. Ein Band war den *großen Märchen* einzuräumen (zu denen Harich, mit Schaukal, auch den 'Meister Floh' gestellt hat) und je ein Band den beiden *Romanen.* Das übrige Papier war (genau wie gleichzeitig von Mörlins-Merbach) für die besten *Erzählungen* zu verwenden, von denen ich für die engste Auswahl 1902 nur den 'Ritter Gluck' und den 'Don Juan' empfohlen hatte, so daß der individuelle Geschmack des Herausgebers noch weiten Spielraum hatte.

Harich entschied sich für eine recht reichliche Auswahl: außer den beiden von mir genannten Texten nahm er noch 30 andere Erzählungen auf. Er *ordnete* — um das vorwegzunehmen — diese 32 Texte *rein stofflich* in drei Gruppen, deren jede einen Band füllt: er gibt nämlich 19 musikalische („Musikdichtungen"), 8 unheimliche („Spukdichtungen") und 5 sonstige, die er, da das Wort „sonstige" in einem Bandtitel nicht möglich ist, mit der Verlegenheitsbezeichnung „Meistererzählungen" versieht. — Unter den *Musikdichtungen* finden wir einerseits die Theatersatire 'Der vollkommene Maschinist', die nichts mit Musik zu tun hat, andrerseits Kreislers 'Höchst zerstreute Gedanken' und den 'Gruß an Spontini', die beide nicht Dichtungen sind. Unter den weiteren 16 Texten sind mehrere, die entschieden nicht in eine Auswahl des Besten gehören, wie der Brief des Affen Milo und der Briefwechsel zwischen Wallborn und Kreisler. (Höher als diese steht immerhin noch das 'Sanctus', das

in der Auswahl fehlt.) — Unter den *Spukdichtungen* befremdet die Würdigung des Radierers Callot, die weder eine Dichtung noch spukhaft ist und bei einer *Auflösung* der 'Phantasiestücke' natürlich ebenso in die *Abhandlungen* gehört wie der Gruß an Spontini. Auf den 'Sandmann' folgt nicht dessen befreiendes Gegenstück, das meisterhaft aufgebaute 'Öde Haus' [vgl. meine Analyse in den oben zitierten 'Berlinischen Geschichten', S. 271—315 und 407—413], sondern drei schwache Serapiontica (der 'Unheimliche Gast', die Vampyr- und die Teller-Geschichte). — In der *Restabteilung*, also den „Meistererzählungen" ohne Musik und Spuk, finden wir neben den beiden Paradepferden 'Majorat' und 'Scuderi' erstens die Dresdner 'Erscheinungen' — jene illegitime Fortsetzung des 'Goldenen Topfes', eine „milde Gabe" für Gubitzens wohltätigen Zweck, von der Maassen aus guten Gründen argwöhnt, daß sie in der Betrunkenheit konzipiert ist —, zweitens das der 'Marquise von O****' schlecht nachgeahmte 'Gelübde' und drittens das Fragment 'Der Feind'. „Durfte man", fragt Harich emphatisch (Bd. 1 S. V) bei Erwähnung dieses Fünfbuches, „durfte man den Meistererzählungen auch nur ein einziges Stück noch hinzufügen?" Er will damit den geringen *Umfang* des Bandes entschuldigen; der Leser wird eher von dessen geringem *Gewicht* enttäuscht sein.

b) Bd. 7—10: Die Dichtungen *zweiten Ranges*. Diese Abteilung ist genau so eingeteilt wie die erste (mit Ausnahme der beiden Romane): nämlich in einen Band *Märchen* und drei Bände *Erzählungen*. Die Erzählungen zerfallen wie dort in sechs *Künstlergeschichten* (darunter das 'Fragment aus dem Leben dreier Freunde'!!), sechs *unheimliche Geschichten* und sechs *sonstige* (diesmal als „Erzählungen" schlechtweg bezeichnet).

c) Bd. 11: Die Dichtungen *dritten und letzten Ranges*, darunter die beiden Pamphlete gegen Napoleon, die 'Irrungen' nebst den 'Geheimnissen', die 'Marquise de la Pivardière' und anderes, was Harich diesen gleichachtet.

d) Bd. 12 und 13: die vorwiegend *theoretischen* Schriften, zu denen Harich auch die größeren Gespräche rechnet. Bd. 12 enthält vier längere Aufsätze über *Musik* und die Rezensionen; Bd. 13 vereinigt die vier größeren *Gespräche* ohne Rücksicht auf den Inhalt ('Berganza', 'Dichter und Komponist', den 'Theaterdirektor' und die Gespräche der Serapions-Brüder) mit 5 kleineren Schriften oder Zyklen über *Literatur und Theater (ohne* die oben genannte Satire 'Der vollkommene Maschinist!) in heilloser Verfilzung von formalen und stofflichen Kriterien. Will man die *Gespräche* Hoffmanns zusammenstellen, so gehören außer den beiden oben sub V 4 genannten notwendigen Eckpfeilern der Sammlung vielleicht auch einige halbdramatische Stücke hinein, wie Kreislers Klub (den ich Bw S. 675f Note 2 als Vorform des Serapions-Klubs erwiesen habe) und das 'Fragment aus dem Leben dreier Freunde'; aber jene theoretischen Aufsätze haben nichts damit zu tun.

3. *Not-Unterbringung obdachloser Texte.* — Zwei (allerdings geringfügige) Kategorien Hoffmannscher Schriften waren in diesem Schema nicht unterzubringen:

a) seine *dramatischen* Versuche. Die höfischen Lohnarbeiten dieser Art ('Pilgerin' und 'Wiedersehen!') wie die Stammtisch-Spielerei (Moderne Welt — moderne Leute), die Bearbeitungen ('Liebe und Eifersucht' und 'Undine') wie die Übersetzung ('Olympia') läßt Harich mit Recht weg — wahrscheinlich allerdings nur darum, weil sie bei Ellinger nicht stehen und er nicht auch noch zwei Exemplare von Hirschbergs Ausgabe dem nachdruckenden Setzer opfern wollte. [Das besorgte dann Harichs Kollege Frank: s. u. sub VII.] Die übrigen hängt er *stofflich* verwandten Gruppen von Schriften an: die 'Blandina' den *Märchen* der zweiten Garnitur und die Singspieltexte den Schriften über *Musik*.

b) Die einzige rein *autobiographische* Schrift Hoffmanns, die für die Bamberger Freunde Ende 1813 begonnene Darstellung der „Drei verhängnisvollen Monate", stellt Harich in demselben Sinne hinter die daraus hervorgegangene 'Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden'.

4. *Die Unklarheit des Aufbaues und ihre innere Ursache.* Die sub 2 dargelegte Haupteinteilung der Gesamtausgabe in vier Abteilungen ist nun aber weder aus den Bandtiteln noch aus dem Gesamt-Inhaltsverzeichnis am Schluß der Ausgabe zu ersehen, sondern läßt sich nur bei eingehendem, liebevollem Studium der Ausgabe aus gelegentlichen Bemerkungen in den *Nachworten* erschließen. So heißt es Bd. 1 S. V:

> Die Gruppierung sollte zugleich eine gewisse *Wertung* in sich bergen. So sind die „Spuk*dichtungen*" (wobei die Betonung auf „Dichtungen" liegt) den *künstlerisch weniger wertvollen* „Unheimlichen *Geschichten*" entgegengesetzt, die „*Meister*-Erzählungen" den zwei Bänden *jener* Erzählungen [der zweiten und dritten Garnitur], die mehr durch ihre Fülle und den Reichtum des *Stoffes* und ihre *Spannung* Interesse erwecken. (Schonender konnte man sich über die Produkte des „Vizekopfes" nicht auslassen.)

Dieselbe geheime Abstufung waltet zwischen den großen Märchen, die bei Harich als „Der kosmische Mythos" erscheinen, und den gewöhnlichen „Märchen", ebenso zwischen den „Musik*dichtungen*" und den „Künstler*geschichten*" mit dem 'Sanctus'.

Der Leser aber, der unvorbereitet die Bandtitel oder das Gesamt-Inhaltsverzeichnis auf sich wirken läßt, steht ratlos vor einem Haufen von Synonymen; er begreift nicht, warum unter den „Musikdichtungen" das 'Sanctus' und unter den „Märchen" der 'Goldene Topf' fehlt.

Diese äußere Unklarheit ist nichts weniger als zufällig; sie ist die notwendige Folge des für eine *Gesamtausgabe* unmöglichen Prinzips, die herauszugebenden Dichtungen in gute, leidliche und miserable zu scheiden. Wenn ein Herausgeber das trotzdem tut, so darf er es, wie Figura lehrt, nicht sinnfällig zugeben, um die späteren Bände seiner Edition nicht unmöglich zu machen. Eine Gesamtausgabe von Dichtungen kann selbstverständlich nur nach deren *Gattung* und *Alter* geordnet werden.

VII. Franks Gesamtausgabe.

Ist also das (Qualitäts-)Prinzip von Harichs Anordnung der erzählenden Schriften Hoffmanns schwer erkennbar, ungenügend durchgeführt und vor allen Dingen *durchaus verfehlt*, so ist doch immerhin für Bd. 1—12 ein Prinzip *vorhanden*. Eine Ausgabe *ohne* jedes Anordnungsprinzip durchzuführen, die noch weit hinter den anspruchslosen Conglomeraten der vor-Grisebachschen Zeit zurückbleibt, war der Firma Rösl & Cie. in München vorbehalten.

Dieser Verlag beschloß, in die von ihm produzierte Reihe der „Rösl-Klassiker" auch Hoffmann aufzunehmen, u. z. dessen Schriften, Tagebücher und Briefe. Für die Tagebücher und Briefe glaubte die Firma keinen Vermittler zu brauchen; sie nahm sie vergnügt, wo sie sie fand (s. u., D III). Bezüglich der Schriften gab sie dem Theatermann Dr. jur. *Rudolf Frank* in München den Auftrag, die Texte zu beschaffen, anzuordnen und ein Geleitwort voranzustellen; und dieser unerschrockene Mann, der Heine und Lessing bereits in ähnlicher Weise erledigt hatte, fühlte sich auch Hoffmann durchaus gewachsen.

1. Als *Vorlage* nahm er irgendeine Gesamtausgabe, die Hoffmanns Sammelpublikationen *zusammenläßt* — vielleicht die Hirschberg-de Gruytersche, der er jedenfalls bezüglich der *kleineren Texte* blindlings folgt (auch bezüglich des *(N)* für jedes Notenzitat).

2. Was die *Anordnung* der Texte und die Einteilung des gesamten vorzulegenden Materials in *Bände* betrifft, so ist es für den Außenstehenden nicht voll erkennbar, wer das bereits kurz charakterisierte Ergebnis tatsächlich verschuldet hat.

a) *Frank selbst* hatte noch im Sommer 1924 die Absicht, Hoffmanns Schriften und Privataufzeichnungen auf *29 Bände* zu verteilen (s. Kürschners Deutschen Literatur-Kalender auf 1925, Sp. 220). Ich nehme zu seiner Ehre an, daß dabei den Hoffmannschen Buchpublikationen 20 Bände zugedacht waren (nämlich jedem „Abschnitt" der Serapions-Brüder und jedem Bande der anderen Werke einer), den kleinen Schriften (nach Gattungen und Stoffen geordnet) 6 (freilich recht wenig!) und den Tagebüchern, den Briefen an Hippel und den übrigen Briefen je ein Band. Die Bände wären dann in der Regel halb so umfangreich geworden wie die der bisherigen Gesamtausgaben, und der Leser hätte sich schon auf Grund der Bandtitel zurechtfinden können. Frank hätte damit die Arbeit eines durchschnittlichen Buchdruckerei-Faktors geleistet, und mehr hätte sein Publikum nicht begehrt.

b) Der *Verlag* aber scheint dem Herausgeber in letzter Stunde einen Strich durch die Rechnung gemacht zu haben. Vielleicht haben die „Rösl-Klassiker", die mir im übrigen nicht bekannt sind, eine andere Normal-Band-Dicke; jedenfalls beschloß der Verlag, das Ganze ohne irgendwelche Rücksicht auf den Inhalt in *elf Bände* hineinzupressen. Man kann sich denken, wie dabei die Fetzen geflogen sind. Die Tagebücher, die sich den Rezensionen anschließen, füllen jetzt die Seiten 411—533 des zehnten und die Seiten 5—82 des elften Bandes; die Serapionsbrüder werden in zwei und einem halben Bande angesiedelt, die als erster, zweiter und dritter Band der Serapionsbrüder bezeichnet werden; ihnen sowohl wie der Brambilla, den Phantasiestücken, dem Murr-Kreisler-Werk werden beliebige, irgendwo aufgegriffene kleine Schriften aufgepackt, um den Rösl-Klassiker-Normalband vollzubekommen. So sind der Brambilla (von 1820), die — Gott weiß warum — in den ersten Band gestellt ist, aus Hirschbergs Nachlese Maccos Ballet Arlequin, die 'Pilgerin' von 1808 u. dgl. beigegeben, so daß der Band wirkt wie eine Gänseleberpastete, die mit Pferdefleisch garniert ist.

c) Und doch läßt sich nicht alle Schuld auf den Verlag schieben. Die großen Schriften sowohl wie die kleinen sind auch *unter sich* mit einer Willkür angeordnet, die etwas Empörendes hat, da sie mit dem Leser Schindluder treibt. Als Beispiele dafür nenne ich außer

dem eben skizzierten ersten Band noch den achten und neunten. Bd. 8 *beginnt* mit dem *'Meister Floh'* (1821/22). Auf diesen *folgt 'Klein Zaches'* (1818/19), auf diesen die beiden 1815 von Chamisso angeregten Stücke (Datura und Haimatochare). Dem schließen sich Schriften an, die der Verlag oder der Herausgeber als „autobiographisch" empfindet, darunter die aphoristischen Aufzeichnungen aus dem Notatenbuch von 1819/22, *'Des Vetters Eckfenster'* und der Schnellpfeffer-Entwurf. Auf diese späten Sachen folgen zur Abwechslung „zeitgeschichtliche" aus den Befreiungskriegen, nämlich die 'Vision' von 1814 u. dgl. — Bd. 9 aber beginnt, um zum Schluß etwas ganz Überraschendes zu bringen, mit den *'Nachtstücken'* (1816/17); ihnen folgen aus dem Schatze der Almanachfabrikate die 'Räuber' und der 'Elementargeist' (beide um die Jahreswende 1820/21 hergestellt, also vier Jahre später als die 'Nachtstücke'); diesen schließen sich Fragmente aus allen Lebensaltern Hoffmanns und Anekdoten an.

3. Auf derselben Höhe wie die Anordnung der von dem „Herausgeber" fertig vorgefundenen Texte steht seine 20 Seiten lange *Vorbemerkung*. Sie wäre köstlich zu nennen, wenn sie als Bierzeitung aufträte, wenn nämlich nicht nur der Anfang und der Schluß, sondern das Ganze *zum Spaß* geschrieben wäre: wenn m. a. W. das Temperament und der Witz des Verfassers sich mit Gewissenhaftigkeit und Urteilsfähigkeit verbänden. Aber, um mit Kleinigkeiten zu beginnen: die in der Vorbemerkung genannten Namen sind meist falsch (Gemaheh, Coppela, Holberg, Tousserel) und die Zitate nicht minder („Cacatum non est scriptum"). Mängel mittleren Formats übergehen wir, da die biographischen Beigaben hier nicht zur Besprechung stehen. Um so nachdrücklicher ist auf den schwersten Irrtum hinzuweisen, zumal er Frank auch als *Herausgeber* charakterisiert.

Franks größter Kummer ist nämlich, daß der Verlag aus geschäftlichen Gründen (s. S. XX Note) es abgelehnt hat, dem Rösl-Klassiker Hoffmann die stupide Schwarte 'Schwester Monica erzählt und erfährt' anzuhängen. Über dieses Buch ist hier im Juni 1911 von Margis, Maassen und mir gehandelt worden. Es kam 1815 heraus, also zu einer Zeit, wo der Schriftsteller Hoffmann vollkommen fertig dastand: in diesem seinen vierzigsten Lebensjahre erschienen der vierte Band der 'Phantasiestücke' mit den *'Abenteuern der Silvesternacht'* und der erste Band der *'Elixiere des Teufels'*. Aber nicht diese Werke, sondern das impotente Gestotter von den Taten und Meinungen der Schwester Monica ist nach Franks Urteil „für die Erkenntnis seines Wesens von einer kaum abzusehenden Bedeutung ... Denn hier ... ist der Herd aller geheimen Brände, die in diesem unschönen, unruhigen Körper schwelten. Hier setzt die Analyse der irrlichter[!]lierenden Psyche E. T. A. Hoffmanns ein. Aus dem hier ungezügelt und maßlos schwelgenden Sadism verstehen wir *Hoffmanns kalte Grausamkeit*, die sein ganzes Leben und Schaffen durchzieht, und sein häufig wiederkehrender *Traum von verstümmelten und zerrissenen Menschen* findet Erklärung und Deutung." Wie gewissenlos diese „Deutung" ist, ersieht man, wenn man Hoffmanns eigene Worte daneben setzt. Hoffmann schreibt am 29. August 1813 nach der Schlacht bei Dresden ins Tagebuch: „Vormittags war ich bei Hopfgarten auf dem Schlachtgefilde. *Scheußlicher Anblick!* Leichen mit zerschmetterten Köpfen und Leibern. Ein Russe war nicht schwer verwundet und rauchte sein Pfeifchen auf dem Boden liegend; *wir gaben ihm Schnaps und Brot,* und er war ganz zufrieden." Die zweite Fassung lautet: „Schlachtfeld gesehn. *Entsetzlicher Anblick!* Zerschmetterte Köpfe. Der lebende Russe, welcher leicht verwundet sein Pfeichen rauchte und Schnaps trank. Unvergeßliche Eindrücke! Was ich so oft im Traume gesehn, ist mir erfüllt worden *auf furchtbare Weise:* verstümmelte, zerrissene Menschen!!" Es handelt sich also um *Angstträume* Hoffmanns, deren Bilder er nun *mit Entsetzen* in der Wirklichkeit wiederfindet. Herr Frank macht *Wollustträume* daraus, um die ihm so sympathische Hypothese des Gugitz zu stützen; er fährt mit unverkennbarer Befriedigung in seiner Analyse der 'Monica' fort: „Der geheime[!!] Kammergerichtsrat, „ausgezeichnet im Amte", schwingt heimlich die Peitsche über dem ganzen rabiaten Rudel seiner Kreaturen" usw.

Man sieht, Monica-Dulcinea, für jeden unbefangenen Leser die Heldin eines Schundromanes der niedrigsten Gattung, hat zum dritten Male einen irrenden Ritter entflammt; und ich muß hier schon deshalb auf diese sonderbare Tendenz kurz zurückkommen, als ich vielleicht selbst, sehr gegen meine Absicht, durch eine beiläufige Bemerkung Herrn Frank darin bestärkt habe. Ich habe nämlich Bw 701/02 Note erwähnt, daß der sonst sehr verdienstvolle Musikerbiograph Fétis in einer fast nur aus Mißverständnissen zusammengesetzten Darstellung von Hoffmanns Leben erzählt, dieser habe *in Königsberg* nach Beendigung seiner Universitätsstudien [also *1795*] den Versuch gemacht, durch *Musikunterricht* sowie durch die Anfertigung großer *Gemälde* und schlüpfriger *(licencieux) Romane* seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Jeder Leser von einigem kritischen Vermögen sieht sofort, daß dies eine Ausschmückung von

Hitzigs Bericht über die *Nebenarbeiten* Hoffmanns in der Zeit von Mitte 1794 bis Mitte 1796 ist: Hitzig berichtet Teil I, S. 23—26 seiner Biographie Hoffmanns von dem *Musikunterricht* der Geliebten [Frau Hatt], den beiden *Romanen* 'Cornaro' und 'Der Geheimnisvolle' [die freilich mehr *mystérieux* als *licencieux* waren] sowie den beiden *Gemälden* aus der französischen Geschichte, die Hoffmann dem Geheimrat v. Hippel zu verkaufen versuchte. Ich bemerkte nun a. a. O. von dem Wort des Herrn Fétis von den romans licencieux, es sei „ein *Vorspuk von Gugitzens Phantasien*, nur *zwanzig Jahre früher* spielend". Der unselige Frank scheint diese scherzhafte Zusammenstellung der beiden „Forscher" ernst genommen zu haben; er zitiert S. XIX den Unsinn des Fétis und fügt hinzu, daß Gugitz' Entdeckung über den Roman von 1815 *diese Angaben bestätige!*

4. Um es kurz zu sagen: die dreizehnte Gesamtausgabe von Hoffmanns Schriften ist bei weitem die erbärmlichste und lüderlichste von allen.

B. Die Kompositionen.

Seit dem Sommer 1922 kommt mit *Gustav Beckings* sorgfältiger Ausgabe von 'E. Th. [!] A. Hoffmanns musikalischen Werken' (bei Siegel in Leipzig) auch dieser wichtige Teil von Hoffmanns Produktion aus dem mittelalterlichen Stadium des Abschriftenhandels in das des Druckes, der zu Hoffmanns Lebzeiten anscheinend nur zwei kleinen Sammlungen von Gesangstücken zuteil geworden ist.

Bisher sind Bd. 1 (Vier Sonaten für Pianoforte) und von Bd. 2 die Nr. 1 (Quintett in C-moll) erschienen, beide mit ausgezeichneten Einleitungen; weiteres ist in Vorbereitung. (Am meisten zu wünschen wären die Partituren der 'Lustigen Musikanten' und der 'Aurora'!)

C. Die Zeichnungen.

I. Maassen.

a) *Art der Publikation.* Während Maassen, wie wir unter AII3a gesehen haben, wenigstens anfangs die Untersuchungen über Hoffmanns Quellen und die Anführung der älteren Rezensionen *besonderen* Publikationen vorbehalten wollte, hat er von Anfang an die Absicht verfolgt, *alle* ihm erreichbaren *Zeichnungen* und Gemälde Hoffmanns über sämtliche Bände von dessen Schriften zu verstreuen. Wenn etwas Derartiges bei dem Wiederabdruck der Reimerschen Platten von 1871/73, die der Verlag mit Hirschbergs Hilfe als „Serapions-Ausgabe" aufgefrischt hat, geschieht, so ist das gewiß kein Unglück. Aber bei einer Ausgabe wie der Maassenschen habe ich dieses Verfahren vom ersten Tage an als barbarisch empfunden[1], da es die Texte zerreißt und die Bilder zu Dekorationen herabwürdigt. Man stelle sich eine kritische Gesamtausgabe von Goethes oder Stifters oder Kellers Schriften vor, die bei jedem dritten oder fünften Bogen von *irgendeiner Zeichnung* des Verfassers unterbrochen würde — einer Zeichnung, die vielleicht zehn Jahre älter ist als der Text, den sie „schmückt"!

b) *Inhalt.* In den sieben bisher erschienenen Bänden seiner Ausgabe bringt Maassen 29 von Hoffmann herrührende Bilder. Davon sind 7 nach Originalen angefertigt; 9 gehen auf Drucke zurück, die Hoffmann selbst veröffentlicht hat, und 13 auf postume, z. T. fast wertlose Wiedergaben. Von den 7 Originalen, die Maassen wiedergiebt, sind nur *vier* (farbige) beglaubigt als von Hoffmann herrührend: Itzig und Frau 1807, Bamberger Bürgermilitär 1809, Hoffmann und Marcus [wohl 1810] und Familie Kunz 1812/13. Die Bilder sind z. T. stark verkleinert: farbig wiedergegeben ist nur eins.

II. Hirschberg.

1. Leopold Hirschberg reproduzierte 1921 unter dem Titel 'Die *Zeichnungen* E. T. A. Hoffmanns' bei Kiepenheuer in Potsdam 62 *Reproduktionen* von Bildern Hoffmanns, also 62 ältere und neuere *Stiche, Lithographien* und dgl.

1 In den Beigaben zu meiner eigenen Ausgabe des Briefwechsels habe ich mich streng beschränkt auf solche Bilder, die Hoffmann entweder in einzelne Briefe hineingezeichnet hatte (wie Selbstporträts und die Karikatur der Madame Bader) oder doch für einen *einzelnen* Bekannten gleichsam als *persönliche Mitteilung* skizziert hatte (wie den Gensdarmenmarkt für Kunz, Schlemihls Nordpolfahrt für Hitzig, den Brand des Schauspielhauses für Wagner). Und im Kreislerbuch bringe ich ausschließlich Zeichnungen, die zum Text in Beziehung stehen.

a) *Inhalt.* Hirschberg reproduziert 28 Drucke, die Hoffmann selbst veröffentlicht hat, 27 Drucke, die in den Jahren 1823/86 von anderen veröffentlicht sind, und 7, die ich in den Jahren 1902/12 zuerst publiziert habe. War eine Originalzeichnung nach Hoffmanns Tode an zwei verschiedenen Stellen reproduziert (etwa einmal in Steindruck und einmal in Radierung), so gibt Hirschberg *beide* Reproduktionen wieder; die 34 postumen Drucke, die er reproduziert, entsprechen infolgedessen nur 29 Originalbildern Hoffmanns. Hirschbergs Mappe gibt mithin, um es zusammenzufassen, 28 + 29 = 57 Originalbilder Hoffmanns in Reproduktionen *nach Reproduktionen* wieder; sie gibt von Hoffmanns „Strich", von seiner künstlerischen „Handschrift" also nur in besonders günstigen Ausnahmefällen eine verschwommene Vorstellung. Die Größe der Hirschbergschen Reproduktions-Reproduktionen beträgt mit einer Ausnahme in der Höhe bis zu $14^1/_2$ cm, in der Breite bis zu $9^1/_2$, ist also noch geringer als bei Maassen.

b) *Anordnung.* Geordnet sind diese 62 Bilder in 1) Selbstportraits, 2) Zeichnungen „zu eigenen und fremden Werken", 3) Portraits anderer und 4) sonstige Bilder. Die vierte Abteilung hat den Verlegenheitstitel 'Fantasien'; sie enthält aber auch das Kostümbild 'Polnische Uniformen', das mit Phantasie nicht das allergeringste zu tun hat, die in Bamberg erlebte Szene 'Sterben müssen wir alle', die Zeichnung zu Chamisso 'Schlemihl' ('Der graue Mann'), die man unter 2 sucht, und die drei politisch-allegorischen Blätter. Besser wären die Gruppen 1 und 3 zusammengestellt, zumal auf zwei Blättern der 1. Gruppe auch andere Personen erscheinen und auf einem Blatt der 3. Gruppe umgekehrt auch Hoffmann — allerdings nur von hinten — zu sehen ist.

Doch kommen diese stofflichen Erwägungen erst in zweiter, dritter Reihe. Vor allen Dingen wären diejenigen Zeichnungen Hoffmanns, die er für den *Stich,* also für die Öffentlichkeit bestimmt hatte, zu trennen gewesen von den schnell hingeworfenen Produkten augenblicklicher Laune: jene entsprechen seinen literarischen *Werken,* diese den Tagebuch-Aufzeichnungen und Briefen.

2. 1922 wiederholte Hirschberg in der von ihm vervollständigten Ausgabe von Hoffmanns Schriften (s. o., A III) von den 57 in der Mappe wiedergegebenen Zeichnungen 23 (davon 2 nach besseren Vorlagen); *neu* reproduziert er 10 Reproduktionen des 20. Jahrhunderts, nämlich 4 von Maassen, 4 von mir und 2 von Arthur Sakheim erstmalig publizierte Zeichnungen. Dabei gibt er seinem oben charakterisierten Grundsatz getreu Blätter wieder, an deren Hoffmannschen Ursprung er selbst nicht glaubt, „um uns, *falls* einmal ihre Echtheit bewiesen wird, keiner *Unvollständigkeit* schuldig zu machen" (so Bd. 14, S. 256 oben).

3. Hirschberg bringt also *in seinen beiden Sammlungen zusammen* 57 + 10 = 67 verschiedene Zeichnungen Hoffmanns aus zweiter Hand. (Übersehen hat er mindestens 7, von denen je zwei 1910 und 1918, je eine 1806, 1902, 1921 erschienen ist.)

III. Steffen-Müller.

Franz Kugler hat (fast ausschließlich aus Hoffmanns Nachlaß, den sein Schwiegervater Hitzig verwahrte) eine Sammlung Hoffmannscher Bilder zu einem Album vereinigt, das 51 Blätter von Hoffmanns Hand und außerdem je einen — meist vorzüglichen — Abzug von fast allen damals bekannten Reproduktionen enthält. Von den 51 von Hoffmann eigenhändig hergestellten Blättern ist eines eine geometrische Hilfszeichnung von rein technischem Charakter; 2 sind Schablonen aus starkem Karton, 12 sind Übungskopien nach Hamilton-Tischbeins Vasenwerk, das Hoffmann bekanntlich 1803 in Plock aus freier Hand mit der Feder nachzeichnete.

Die 36 künstlerischen Originalzeichnungen, 3 der Vasenbildkopien und die eine Schablonenzeichnung läßt der Besitzer des Albums, Herr Rechtsanwalt *Walter Steffen* zu Brandenburg an der Havel, gegen Ende dieses Jahres (1925) unter meiner Mitwirkung im Propyläen-Verlag zu Berlin erscheinen. Er hat mir gestattet, diesem Grundstock 10 Zeichnungen Hoffmanns aus anderem Besitz hinzuzufügen, für die Hoffmanns Autorschaft nicht nur durch ihre Provenienz, sondern in jedem einzelnen Falle auch durch schriftliche Zusätze *von Hoffmanns Hand* objektiv gesichert ist. Das Format (45 × 35 cm) erlaubt es, alle Blätter in Originalgröße zu bringen; die (wenigen) farbigen oder farbig getönten werden in der Färbung des Originals wiedergegeben. Alle 50 Blätter sind einheitlich systematisch geordnet: 8 Querfolioblätter mit Zeichnungen zu Bamberger Theaterdekorationen machen den Anfang; ihnen folgen 5 Vorlagen zu Buchillustrationen; darauf kommen als das Gros 33 private Originalzeichnungen (in 5 Gruppen, vom seriösen Porträt bis zum reinen Phantasiespiel); die 3 Plocker Kopien und die Schablone machen den Schluß. Ein größerer Aufsatz über Hoffmann als bildenden Künstler leitet die Sammlung ein.

D. Privataufzeichnungen.

I. Meine Ausgaben mit Maassens Ergänzung.

1. *Hoffmann im Verkehr*, gedruckt 1903—1912. 1903 begann ich den Druck einer durch eigene Sammeltätigkeit seit 1895 vorbereiteten Gesamtausgabe der Dokumente zu Hoffmanns Leben, insbesondere — da die sechs späteren Tagebücher damals verloren schienen — seines Briefwechsels und der Aufzeichnungen seiner Bekannten über ihn. Als Quellen für Hoffmanns Leben in der Zeit *bis 1803* kannte ich damals fast nur die Briefe an Hippel und dessen Erinnerungen an Hoffmann (die in ihrer sehr anziehenden Originalform noch nicht gedruckt waren). Ich entschloß mich daher nach längerem Schwanken, für die erste Ausgabe der Dokumentensammlung diese Aufzeichnungen in einem Bande 'Hoffmann und Hippel' zu vereinigen; in einem zweiten Bande wollte ich den übrigen Briefwechsel, in einem dritten die Erinnerungen der übrigen Bekannten bringen. (Ich zitiere im folgenden den ersten Band als den „Hippelband", den zweiten als „Briefwechsel".)

Der in sich abgeschlossene Hippelband, der u. a. 71 Briefe Hoffmanns an Hippel bringt und neben genauen Quellennachweisen ein eingehendes Register enthält, war im März 1904 im wesentlichen ausgedruckt; der damalige Verleger wünschte ihn aber erst nach Beendigung des zweiten Bandes auszugeben, um wenigsten alle *Briefe* auf einmal vorzulegen.

Der Druck des Briefwechsels (mit den übrigen Bekannten) begann im Juli 1904 und war im Mai 1906 bis zum Jahre 1819 gediehen. *Fünf fingierte Briefe* Hoffmanns, die in Grisebachs Ausgabe der Schriften fehlten (1 an Fouqué, 3 „aus den Bergen" Schlesiens, 1 an Symanski) wurden mit aufgenommen, zumal ihr Inhalt stellenweise sehr persönlicher Art, fast autobiographisch zu nennen ist.

Darauf trat ohne mein Verschulden eine fast zweijährige Pause im Druck ein; erst 1908 konnte ich die Arbeit allmählich wiederaufnehmen. Ich ließ dann bis zum Sommer 1912 beide Bände mit Einschluß der Umschläge auf eigene Kosten zu Ende drucken und gab die fertige Auflage, die nur noch zu heften bzw. zu binden war, den Gebrüdern Paetel in Verlag. Der 'Briefwechsel' (im engeren Sinne) bringt im Wortlaut 178 Briefe etc. von Hoffmann und 21 an ihn. Der dritte Band — die Erinnerungen von Hoffmanns Bekannten außer Hippel samt dem Register und den Quellennachweisen für den zweiten und den dritten Band — *ist bis heute nicht erschienen.*

2. *Die beiden 1907/08 publizierten Briefreihen.* In der langen Zeit, die der Druck des Briefwechsels in Anspruch nahm, fanden sich natürlich hie und da noch Briefe, die dort nicht mehr an den entsprechenden Stellen untergebracht werden konnten, sondern für eine künftige Nachtragspublikation (sei es im 3. Bande, sei es in einem besonderen Hefte) zurückbleiben mußten. Zwei Reihen der Art wurden schon vor Erscheinen der Hauptsammlung veröffentlicht: 30 Briefe (seit 1799!) an Verlag und Redaktion der Allgemeinen Musikalischen Zeitung durch mich (in den Süddeutschen Monatsheften, wiederholt in dem Privatdruck 'Hoffmann und Härtel') und 7 sehr interessante Billets an Chamisso durch Herrn von Maassen. — Als ich im Sommer 1912 den Druck des 'Briefwechsels' beendete, gab ich dem Bande eine chronologische Liste aller mir damals bekannten Briefe von und an Hoffmann bei, die die eben erwähnten 30 + 7 sowie 8 weitere mit aufführte.

3. *Auffindung, Entzifferung und Herausgabe der Tagebücher: 1903—1915.* Hitzig hatte 1823 in seinem Buche 'Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß' 18 Einträge des Plocker Tagebuches aus dem Winterhalbjahr 1803/04 (mit Kürzungen) gebracht und eine Reihe ganz kurzer Stellen aus den sechs Schreibkalendern von 1809 und 1811—1815. Joseph Kürschner hatte 1889 zwei der von Hitzig bereits gebrachten Plocker Einträge in Faksimile wiederholt. *Sonst war keine Zeile aus den Tagebüchern bekannt.*

1903 erwarb ich von Kürschners Witwe für den Taxpreis, den diese dafür hatte festsetzen lassen, Hoffmanns Miscellaneen-Buch, das u. a. das Plocker Tagebuch enthält. 1904 verifizierte ich in einer von Hitzigs Enkel, dem gleichnamigen Geheimen Medizinalrat und Universitätsprofessor zu Halle, an das Märkische Museum zu Berlin gesandten Kiste unter Hunderten von Manuskripten verschiedenster Herkunft Hoffmanns (nicht mit dessen Namen versehene) Schreibkalender von 1812, 1813 und 1815; ich erhielt die Erlaubnis zu deren ausschließlicher Veröffentlichung. 1909 fand ich in Halle die noch fehlenden Schreibkalender von 1809, 1811 und 1814 und erwarb sie von der Witwe des inzwischen verstorbenen Geheimrats Hitzig für den von dieser festgesetzten Preis.

Diese sieben Tagebücher habe ich in jahrelanger Arbeit bis auf wenige einzelne Worte entziffert und im November 1915 bei den Gebrüdern Paetel hierselbst publiziert. Abgesehen

von dem moralischen Anspruch auf eine Schutzfrist, den wohl jeder Leser dieser Zeitschrift mir als dem *Entdecker und Entzifferer* der sechs Schreibkalender zubilligen wird, habe ich also, um auch die zivil- und strafrechtliche Seite der Sache nicht ganz unerwähnt zu lassen, nach § 29 des Gesetzes betr. das Urheberrecht vom 19. Juni 1901 bis Ende 1925 das alleinige Recht der Vervielfältigung: denn ich habe von den sieben Tagebüchern vier als deren Eigentümer und drei als der einzige von der Eigentümerin (nämlich der Stadt Berlin, vertreten durch den Custos des Märkischen Museums) dazu Autorisierte drucken lassen. Da Hoffmann unbeerbt gestorben ist, hat der Eigentümer einer ungedruckten Handschrift von ihm das Recht, das sonst dem Erben zusteht.

4. *Drei weitere Briefe in meinem Aufsatz 'Drei Arbeiten Hoffmanns':* 1915—1918. Zu Neujahr 1916 veröffentlichte ich in der Deutschen Rundschau einen Aufsatz 'Drei Arbeiten Hoffmanns aus den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III.', aus dem sich u. a. ergab, daß Hippel nur für die Zeit bis 1797 als eigentlicher Vertrauter Hoffmanns gelten kann. An neuen Texten brachte der Artikel je einen Brief an Iffland (von 1800, also — nach dem unter 2 erwähnten ersten Schreiben an Breitkopf & Härtel — schon einen zweiten Brief aus dem 18. Jahrhundert, der *nicht* an Hippel gerichtet war) und an Hampe (von 1819); in einem vermehrten Sonderabdruck der Arbeit, der 1918 bei Georg Müller in München erschien, kam ein älterer Brief an Hampe (von 1809) dazu, der bereits 1830 an versteckter Stelle erschienen war. Von da an stand es vollends bei mir fest, daß eine neue Auflage des Briefwechsels meiner ursprünglichen Absicht gemäß und der chronologischen Liste von 1912 entsprechend *alle* Briefe, auch die an Hippel, in Einer Folge bringen müsse. Die Briefe an Hippel *aus der Zeit des vollkommenen Vertrauens*, bis 1797, würden ja auch dann ohne Unterbrechung aufeinander folgen.

II. Harich-Lichtensteins Nachdruck.

Die im Vorstehenden unter 3 genannte Ausgabe der Tagebücher und die sämtlichen Briefe Hoffmanns aus den fünf unter 1, 2 und 4 genannten Publikationen hat Harich resp. Lichtenstein, *ohne eine einzige Briefzeile Hoffmanns aus eigener Wissenschaft hinzufügen zu können*, in den Bänden 14 und 15 der sub A VI besprochenen Gesamtausgabe *nachgedruckt*. Ich werde nicht, wie es das Korrekte gewesen wäre, auf dem Titelblatt, sondern lediglich im Nachwort als Gewährsmann genannt (daß ich an dem vermutlich bedeutenden materiellen Gewinn, den der Nachdruck meiner Arbeit für die beiden Unternehmer abwirft, mit keinem Pfennig beteiligt werde, versteht sich danach von selbst).

1. An Briefen Hoffmanns bringt Harich, wie jeder sich aus dem Vorstehenden berechnen kann,

a) aus meinem Bande 'Hoffmann und Hippel'	71
b) aus meiner Ausgabe von 'Hoffmanns Briefwechsel'	178
c) aus meiner Schrift 'Hoffmann und Härtel'	30
d) aus Maassens Abdruck der Briefe an Chamisso	7
e) aus meinem Aufsatz 'Drei Arbeiten Hoffmanns'	3
zusammen	289

Aber mehr noch: er bringt unter den Briefen sogar die drei *'Briefe aus den Bergen'* und den *fingierten Brief an Symanski*, die ich, wie bereits berichtet, darum (mit sinnfälliger Unterscheidung) vorläufig unter die Privatbriefe gestellt hatte, weil sie bei Grisebach *fehlten*. Selbstverständlich gehören sie aber in Hoffmanns *Schriften* (wie Heinses Düsseldorfer Gemäldebriefe und Heines 'Briefe aus Berlin' in deren Werke gehören), u. z. zum mindesten, die 'Briefe aus den Bergen' in die *Dichtungen*, denn bekanntlich treten Rübezahl und andere poetische Personen darin auf.

Auch die *technische* Einrichtung meiner Briefausgabe übernimmt Harich unbesehen: er nennt nämlich die Gegenstände, die Hoffmann seinerzeit *mit den Briefen zusammen* abgeschickt hat (wie Manuskripte, Bücher, andere Briefe u. dgl.) nach der von mir m. W. zuerst angewandten Methode unmittelbar *in der Überschrift* unter dem Namen des Adressaten, u. z. fast immer *genau mit meinen Worten*. Besonders auffällig ist das erstens dann, wenn es sich *nicht* um Titelzitate handelt, wie in Band 14 S. 288 „Mit rezensierten Musikalien und zwei Rezensionen", S. 371 „Mit dem Aufsatz über die Bamberger Calderon-Aufführungen", S. 374 „Mit einer Wurst, einer Hymne und einer Zeichnung", S. 422 „Mit der Rodeschen Violinschule und der alten Übersetzung derselben" usw., und zweitens in solchen Fällen, wo meine

Bezeichnung eines Hoffmannschen Werkes von der üblichen, also auch der des Harich, abweicht, wie Band 15 S. 303 „Mit dem zweiten Bande der Serapions-Brüder und dem ersten Bande des Murr-Kreisler", S. 319 „Mit dem Anfang des zweiten Murr-Kreisler-Bandes", S. 333 „Mit dem zweiten Teile des Murr-Kreisler-Werks" — alles *Silbe für Silbe* mir nachgedruckt. Eben weil Harich meine Arbeit *direkt in die Setzerei gegeben*, nicht etwa nur als Teil-Unterlage für eine selbständige Arbeit benutzt hat, nenne ich seine Ausgabe einen *Nachdruck*.

Diesen Charakter verliert sie auch nicht dadurch, daß die 289 nachgedruckten Briefe von Harich-Lichtenstein in Einer chronologischen Folge gegeben werden: denn auf Grund meiner dem Briefwechsel beigegebenen Liste hätte jeder Setzer ohne Hilfe eines Literaten das einwandfrei selbst besorgen können. Aber selbst bei der rein mechanischen Arbeit des Zusammenordnens der fünf Reihen ist es nicht ohne Unfälle abgegangen; so hat Harich es fertiggebracht, Hoffmanns ausführlichen Bericht an Hippel vom 30. August 1816 über die *ersten Aufführungen der 'Undine'* und über seine Tätigkeit als stellvertretender Vorsitzender des Kriminalsenats (in Band 15, S. 190/93 und ebenso im Inhaltsverzeichnis) unter das Jahr 1815 zu setzen, also in eine Zeit, da sowohl die Aufführung der 'Undine' wie auch Hoffmanns feste Anstellung noch in weiter Ferne lag. Harich läßt also auf S. 189 drucken: „Brühl hat ... sich meinen Rat bei der Szenerie erbeten ... Wegen den Undine-Dekorationen ziehe ich Schinkel ins Interesse"; auf der folgenden Seite: „Mein Undinchen wurde in einem Zeitraum von vierthalb Wochen *gestern zum sechsten Mal* bei überfülltem Hause *gegeben* ... alle rühmen ... die Dekorationen" und S. 192 im selben Brief: „Dein gehorsamer Diener führte im Kriminalsenat *als ältester Rat* mit Würde und Energie *den Rotstift*." Aber auf S. 194 heißt es dann: „Meine Undine kommt im Lauf des Winters auf das Theater; sie *wird bereits studiert*" und auf S. 197: „Noch immer bin ich *nicht definitiv fixiert* [d. h. fest angestellt am Kammergericht] ... Die Vorstellung der 'Undine' ist durch meine Schuld *verzögert*"; am Schluß des selben Briefes S. 198/99: „Früher, als die 'Undine' hier auf das Theater gekommen, kann ich sie nicht [an andere Bühnen] versenden ... Schinkel ordnet hier die Dekorationen ... an; sie sollen 8—10 Tausend Thaler kosten". Wenn irgend etwas, so beweist diese Folge, daß der sog. Herausgeber seine Druckvorlage mit Schere und Kleister zusammengestellt und den so gewonnenen Text weder vor noch nach dem Satze durchgelesen hat.

Harichs *Erläuterungen* zu den Briefen sind durchweg Auszüge aus den meinigen. Soweit ich sehe, hat er nur Ein Wort aus eigener Wissenschaft hinzugetan, indem er nämlich Rahels Bruder *Ludwig Robert* (den ich, als *meinen* Lesern bekannt, nicht weiter charakterisiert hatte) *seinen* Lesern als *Schauspieler* vorstellt (Band 15, vorletztes Blatt des Inhaltsverzeichnisses, sub 20. Dezember 1819).

2. Die *Tagebücher* Hoffmanns, die nach meinem Urteil das Außerordentlichste sind, was wir an menschlichen Aufzeichnungen Hoffmanns und vielleicht der deutschen Romantik überhaupt besitzen, habe ich absichtlich ohne einen Einschub, ja ohne jede Einzelerläuterung (die erst im 2. Band geliefert werden sollte) so abgedruckt, *wie Hoffmann sie geführt hat* und wie ich sie in jahrelanger Arbeit entziffert habe. Die Satzordnung, die ich nach langer Überlegung dafür eingeführt habe, ist von Sachkennern (auch im Auslande) als besonders zweckmäßig und diskret anerkannt worden. Wenn also Harich 1922 in einem Pamphlet mir bezüglich der Tagebücher Hoffmanns höhnisch zuruft, es sei mir „gelungen, sie *so ungeschickt, so umständlich, in einem derartigen Durcheinander* herauszugeben, daß die Leser, geschweige denn die Käufer entsetzt flohen.... Sie haben *das Kunststück* fertig gebracht, daß eines der von Ihnen edierten interessantesten Menschheitsdokumente: Hoffmanns intime Tagebuchaufzeichnungen, kaum *einen* Leser gefunden hat" — so kann diese Behauptung, die sogar bei ihm noch auffällt, nur ihm selber schaden. Was hat aber nun *Harich* mit diesem von mir pietätvoll vorgelegten Vermächtnis Hoffmanns gemacht? Er hat meinen Text (von dem er auch alle von mir als zweifelhaft gekennzeichneten Lesungen als sichere Worte Hoffmanns abdruckt) *in einige sechzig Fetzen zerrissen* und diese Makulaturblätter wie ein zweiter Kater Murr zwischen die bis 1918 zufällig bekannt gewordenen Briefe hineingestreut. Diese „redaktionelle" Arbeit ist *die einzige Leistung*, deren er als Herausgeber der Tagebücher sich rühmen kann.

III. Frank-Rösls Nachdruck.

1. *Inhalt und Anordnung*. Noch bequemer als Harich und Lichtenstein haben Frank und Rösl sich die „Herausgabe" oder besser Hereinnahme von Hoffmanns Privataufzeichnungen gemacht. Sie drucken nicht abwechselnd, sondern *hintereinander* ab:

a) die Tagebücher
b) aus dem Hippelbande die Briefe an Hippel 71
c) aus der 'Deutschen Rundschau' den Brief an Iffland 1
d) aus dem 'Briefwechsel' die 178 Briefe Hoffmanns, denen sie lediglich die 7 von Maassen dargebotenen *Billets an Chamisso* einfügen, also 185
zusammen 257

Briefe. Von dem, was Harich mir nachgedruckt hat, sind Frank also die 30 Briefe an Härtel entgangen (obwohl meine chronologische Liste im Briefwechsel sie mit aufführt!), desgleichen die beiden an Hampe. *Beabsichtigt* war diese Zurückhaltung nicht, denn Frank & Rösl nehmen noch ungenierter als Harich & Lichtenstein, was ihnen vor die Hände kommt. Was ich [in Klammern] ergänzt habe, respektieren diese wenigstens als *mein* Eigentum; Frank & Rösl drucken *alles mit*, u. z. ohne Kennzeichnung, als Hoffmannschen Originaltext. Und Harich & Lichtenstein nennen mich wenigstens *hinten* schamhaft als Quelle; Frank & Rösl, die mir gleichfalls die sieben heute noch urheberrechtlich geschützten Tagebücher und 250 Briefe nachgedruckt haben, nennen mich, um zum Schaden den Spott zu fügen, *für einen einzigen Brief* (den aus der 'Deutschen Rundschau' abgedruckten an Iffland) als Gewährsmann (Band 11, S. 266 Note); sonst kommt mein Name in allen elf Bänden nicht vor.

2. *Technische Schluderei.* Die Tagebücher sind in der von mir gefundenen Satzanordnung gedruckt (Harich & Lichtenstein waren vor diesem intimsten Eingriff zurückgescheut). Der Druck der Briefe dagegen ist äußerst lüderlich; folgen zwei, drei Briefe an denselben Adressaten aufeinander, so erhält der zweite und dritte keine Überschrift, so daß der Leser nicht ohne weiteres erkennen kann, ob eine Nachschrift zum alten Brief oder ein neuer Brief vorliegt. Was bei mir faksimiliert ist, wird entweder fortgelassen oder in großer fetter Kursiv gebracht, ohne jeden Sinn, nur um meine vom Röslschen Setzer anscheinend für kanonisch angesehene Ausgabe tunlichst zu faksimilieren.

Man verzeihe, wenn ich ein Kompliment variiere, das ich an dieser Stelle bereits Herrn Harich als Biographen Hoffmanns gemacht habe; es ist in dem heutigen Zusammenhange besser am Platze. Die in schöner Schrift auf schönem Papier gedruckte Ausgabe des Herrn Dr. Lichtenstein darf man, ohne dem alten Herrn *Himburg* zu nahe zu treten, mit dessen hübscher Goethe-Ausgabe vergleichen, die ja trotz ihrer philologischen Unzulänglichkeit auch heute noch Liebhaber findet. Neben den „*Rösl*-Klassiker" Hoffmann aber kann man nur die Erzeugnisse der Firma *Fleischhauer* in Reutlingen stellen.

IV. Eine vermehrte neue Ausgabe des Briefwechsels?

Band 1 und 2 der Sammlung 'Hoffmann im Verkehr' ist vergriffen. Die (ich darf wohl sagen: rechtmäßige, wenn auch hier nur im moralischen Sinne berechtigte) *zweite Auflage* von Hoffmanns Briefwechsel, zu der ich hiermit die ehrliebenden Verleger des deutschen Sprachgebiets auffordere, würde an (ganz oder teilweise) *wörtlich* wiedergegebenen Briefen *von* Hoffmann enthalten:

a) den von Harich nachgedruckten Bestand 289
(davon würden aber einige besonders wichtige und lange Briefe nach den inzwischen aufgefundenen Originalen berichtigt und ergänzt werden)
b) an weiteren seit 1910 an verschiedenen Orten gedruckten nach meiner heutigen Kenntnis 25
c) an bisher ungedruckten mindestens 24
zusammen 338

also 49 mehr als Harich-Lichtensteins Nachdruck und 81 mehr als Frank-Rösls Nachdruck.

Dazu kämen noch die erhaltenen (wenigen, aber durchweg interessanten) Briefe *an* Hoffmann 22
so daß die neue Ausgabe mindestens 360
Nummern zählen würde — 161 mehr als der alte Band 'Hoffmanns Briefwechsel'.

Das Material würde sich dementsprechend verteilen auf zwei Bände Text und einen Band Beigaben (Erläuterung und *Verzeichnisse*); die *fingierten* Briefe, die Briefstellen *über* Hoffmann und die beiden *Anhänge* (= Heft 3 der alten Ausgabe) würden *wegfallen.*

HOFFMANNS BEZIEHUNGEN ZU DRESDEN UND LEIPZIG

Vortrag, gehalten auf dem Leipziger Bibliophilen-Abend am 23. April 1926

Hoffmann hat 1798 *Dresden* kennen und lieben gelernt, und er hat von 1799 bis an seinen Tod als Komponist, Musikschriftsteller und Dichter mit Leipziger Verlegern und Redakteuren zu tun gehabt.

Von Ende April 1813 bis Ende September 1814 hat er abwechselnd in Dresden und Leipzig gelebt, und in diese 17 Monate fällt die *letzte* Blüte seines *musikalischen*, die *erste* Blüte seines *poetischen* Schaffens. Es ist kein Zufall, daß er das Märchen vom goldenen Topf, das *reinste Werk* seiner Kunst, in *Dresden* spielen läßt.

Wenn ich dieses enge Netz inniger Beziehungen darlegen und die 17 Monate von Hoffmanns Leben in Sachsen schildern wollte, so müßte ich ein *Buch* schreiben, das kein Mensch verlegen würde, oder *vier, sechs Mal* zu Ihnen sprechen. In *Einem* kurzen Vortrage läßt sich nur ein Überblick über das Ganze geben.

Immerhin möchte ich Ihnen *einige Wochen* aus dieser Zeit in der vollen Farbe des *Lebens* schildern. Nur so kann ich Ihnen erstens eine wirkliche *Vorstellung* von Hoffmanns buntem und wechselvollen Erleben geben und zweitens, was mir wichtiger ist, Ihnen zeigen, wie Hoffmann sich mit diesen Erlebnissen *abfand* und wie er immer innerlich Herr der Lage blieb.

Welche der 75 Wochen, um die es sich handelt, man zur eingehenden Darstellung wählt, ist ziemlich gleichgültig. Ich habe mich für die *ersten neun* entschieden, vom *Mittwoch dem 21. April bis zum Mittwoch den 23. Juni 1813*, die Hoffmann teils auf *Reisen*, teils in *Dresden* und teils in *Leipzig* verbrachte: so erhalten Sie von *allem etwas*. – Damit aber das Ganze nicht wie ein sinnloses Kaleidoskop wirkt, werde ich kurz die *weltgeschichtlichen Ereignisse* erwähnen, die Hoffmanns Erlebnisse in den letzten drei Quartalen des Jahres 1813 wesentlich bestimmten. Obwohl die Herren Kirstein und Witkowski im Gegensatze zu mir aus Berlin stammen, hoffe ich Duldung zu finden, wenn ich diese Vorgänge nicht in spezifisch preußischer Auffassung darstelle.

*

Auf einer Ferienreise als Glogauer Referendar lernte Hoffmann im August *1798 Dresden* kennen. Er sah, durch das Studium *Winckelmanns* gründlich vorbereitet, hier zum ersten Male antike *Statuen* aus Herkulaneum und Antium; er sah ferner, nachdem er Jahre lang sich im *Zeichnen und Malen* geübt hatte, hier zum ersten Male eine große *Gemäldegalerie*.

Ein Jahr darauf, im September *1799*, bot Hoffmann von Berlin aus der Firma *Breitkopf & Härtel* sechs Lieder mit Klavier und Guitarre zum Verlag an, ohne damit Glück zu haben.

Im Frühjahr *1800* machte er mit seinem Schul- und Universitätsfreund Theodor Gottlieb von Hippel, dem Neffen und Erben des Humoristen, nach bestandenem

Staatsexamen eine Erholungsreise. Die beiden fuhren über Potsdam, Wörlitz, Dessau und Halle nach *Leipzig*, das Hoffmann jetzt zum ersten Male sah, und nach dem geliebten *Dresden*, dessen Herrlichkeiten er als Führer dem Freunde zeigte.

Der Dienst führte Hoffmann aus Deutschland heraus in die vor einigen Jahren von Preußen annektierten Teile *Polens*. Das Tagebuch, das er am 1. Oktober 1803 als Rat in Płock an der Weichsel begann, zeigt, wie übermächtig gerade in diesem Monat seine *Sehnsucht nach Dresden* war, das für ihn neben dem Rheinland den Inbegriff der deutschen Kunstpflege bedeutete. Sonntag den 2. schreibt er, nachdem er eine gute Messe schlecht hat singen hören: „Was werde ich empfinden wenn ich die Schick, die Marchetti [in Berlin] – wenn ich wieder eine Messe in *Dresden* hören werde! – Es wird nicht zum Aushalten seyn, ich werde weinen wie ein Kind!" Am 8. schreibt er: „Wann werde ich wieder in den paradiesischen Gefilden wandeln! – Wann werde ich *Dresden* wiedersehen!" – Hoffnung darauf hatte er, wenn er, wie es Kollegen widerfahren war, in das Herzogtum Magdeburg versetzt worden wäre; auch ins Clevische wäre er gern gegangen. In diesem Sinne ruft er am 17. auf dem Papier des Tagebuches den Personalreferenten des Justizministeriums an: „Allmächtiger Beyme – bitte für mich! – hebe mich weg aus diesem Jammerthal in das Paradies an den Ufern der *Elbe* – oder läß mich den Rhein, wie Mosen das gelobte Land, aus der Ferne sehen!" Ende des Jahres steigen die Aussichten auf eine Versetzung, und Hoffmann schreibt am 5. Januar 1804: „die angenehme – was sag' ich angenehme! die herrliche, die himmlische Perspektive in das Eden an der *Elbe* und am *Rhein* ist's die mich mit Kraft stählt".

Im *Frühjahr* wurde er versetzt: zwar nicht nach Deutschland, aber wenigstens nach *Warschau*. Unter den dortigen preußischen Beamten fand er einen großen Kreis von Musikfreunden, darunter den bei der Verwaltung tätigen *Franz Anton Morgenroth*. Im folgenden Jahre, *1805*, wurde eine *Musikalische Gesellschaft* in Warschau gegründet, über die im Oktober des Jahres *Friedrich Rochlitz* in Härtels Allgemeiner Musikalischer Zeitung ausführlich berichtete. Er nennt Hoffmann als den *Zweiten Vorsitzenden* des Vereins, der als solcher dessen Sekretär und Bibliothekar sei und die theoretischen Vorträge zensiere.

Nach dem Zusammenbruch der preußischen Herrschaft in Polen begaben sich Hoffmann und dessen Warschauer Kollege Itzig 1807 nach *Berlin*. Itzig erlernte hier den Buchhandel und besuchte im Herbst 1807 die Leipziger Messe. Auf die Bitte seines Freundes hin bot er hier dem Verleger *Ambrosius Kühnel*, der als Vorgänger von C. F. Peters das *Bureau de Musique* innehatte, Hoffmanns *Harfenquintett* in c moll an. Kühnel wandte ein, daß das Quintett *seiner Schwierigkeit wegen wenig gesucht werden würde*. Im übrigen ließ er Hoffmann den Rat geben, den bereits genannten mächtigen Kritiker *Rochlitz* um seine Protektion zu bitten.

Nachdem Itzig in Berlin diese Bestellungen ausgerichtet hatte, schrieb Hoffmann Ende Oktober an Kühnel, die Harfenpartie des Quintetts lasse sich sehr gut auch auf dem *Klavier* ausführen; er möge es also betiteln: 'Quintett für die Harfe *oder das Pianoforte*' usw. Eine lange Liste anderer Kompositonen legte er ihm zur Auswahl bei und außerdem ein Billett an *Rochlitz* mit der Bitte um Weitergabe.

Rochlitz sagte daraufhin Hoffmann die Besprechung seiner Arbeiten nach Erscheinen *zu*, aber Kühnel blieb dem Verlage *abgeneigt*. Dagegen schlug er Hoffmann vor, zu Neujahr als Korrektor, Buchhalter oder Kommis bei ihm einzutreten. Inzwischen hatten sich für Hoffmann Aussichten eröffnet, im Herbst 1808 bei dem Bamberger Theater als Musikdirektor angestellt zu werden. An sich wäre Hoffmann

weit lieber nach Leipzig als nach Bamberg gegangen; da Kühnel aber ein sehr geringes Gehalt bot, zog er die Bamberger Stelle vor.

Im Mai 1808 erschien in Berlin ein Heft mit drei Canzonetten Hoffmanns; der Komponist sandte es an Rochlitz und teilte diesem bei der Gelegenheit seine Bamberger Absichten mit. Rochlitz gab schon Anfang Juni den Lesern der Allgemeinen Musikalischen Zeitung [im folgenden AMZ genannt] ausführlich davon Kenntnis und ließ noch im gleichen Monat die Canzonetten wohlwollend anzeigen.

*

In Bamberg wurde der neue Musikdirektor Hoffmann alsbald von der Partei seines Vorgängers gestürzt, und er war hinfort genötigt sich als Gesanglehrer in wohlhabenden Häusern durchzuschlagen. Daneben setzte er die bereits in Berlin begonnene Musikschriftstellerei fort und brachte Ende 1808 eine Novelle ins reine, die durch eine Erzählung von Rochlitz ('Der Besuch im Irrenhause') angeregt war. Es ist der 'Ritter Gluck'. Im Januar 1809 sandte er das Manuskript an Rochlitz *für die AMZ* und erbot sich zu regelmäßiger Mitarbeit an dem Blatte auch als *Rezensent*. Rochlitz *brachte* in der Tat den 'Gluck' und übersandte Hoffmann etwa ein halbes Dutzend kleiner Kompositionen zum *Rezensieren*. Einige Monate später machte er ihm Aussicht, neue Symphonien *Beethovens* zur Besprechung zu erhalten. – Auch des *Komponisten* Hoffmann nahm Rochlitz sich weiterhin an; er berichtete im Dezember 1809 über den Erfolg von dessen Melodram 'Dirna'.

Anfang 1810 schien sich Hoffmann eine Aussicht zu bieten, zu *besseren* Bedingungen, als 1808 vorhanden waren, eine Anstellung in Leipzig zu finden. Während bisher Leipzig von *Dessau* aus mit Opernaufführungen versehen worden war, kündigten damals die Brüder Joseph und Franz Seconda die Absicht an, abwechselnd in Dresden und Leipzig zu spielen, und zwar sollte *Joseph* im Winter in Leipzig und im Sommer in Linkes Bade in Dresden *Opern* geben, während Franz umgekehrt im Winter in Dresden, im Sommer in Leipzig *Schauspiele* vorführte. Hoffmann bot sich im März durch Rochlitz dem Joseph Seconda als Musikdirektor an; als aber sein Brief eintraf, hatte der Unternehmer schon *Friedrich Schneider* engagiert. Hoffmann schilderte dann im Sommer 1810 seine Lage als „musikalischer Schulmeister" mit bitterer Ironie in dem berühmten Aufsatz 'Des Kapellmeisters Johannes Kreisler musikalische Leiden', den Rochlitz im September veröffentlichte.

Schon im Frühjahr 1810 hatte Hoffmann seine Rezension von Beethovens fünfter Symphonie (in c moll) an Rochlitz gesandt. Ihr folgte (um von den vielen Bamberger Rezensionen nur die über Beethoven zu nennen) in den nächsten Jahren die Besprechung der Coriolan-Ouvertüre und die der Trios Op. 70. – An freien Arbeiten sandte Hoffmann für die AMZ u.a. noch die herrliche Novelle 'Don Juan'. – Auch in anderer Weise war er für Härtels Verlag tätig, z. B. durch die Übersetzung einer französischen Violinschule.

Anfang Februar 1813 hatte Hoffmann, der als Schriftsteller und insbesondere auch als Erzähler noch völlig im Dienste der Tonkunst stand, die Rezension der Trios und den 'Don Juan' an Rochlitz gesandt. In demselben Monat traten zwei Ereignisse ein, die im Widerstreit miteinander die weitere Gestaltung von Hoffmanns Leben und Produktion bestimmt haben.

Ein Bamberger Buchhändler namens Kunz, der einen Verlag eröffnen wollte, schlug Hoffmann vor, seine nicht rein fachmännischen Beiträge zur AMZ in Buchform zusammenzustellen und durch neue Arbeiten zu vermehren, mithin in aller

Form als Schriftsteller aufzutreten. Hoffmann hatte sich zwar vorgenommen, das schon vor Monaten von Fouqué erhaltene Textbuch zur 'Undine' endlich in Musik zu setzen; aber Kunz wußte ihn zu bewegen, diese Arbeit abermals zu vertagen und zunächst eine Erzählung für die geplante Sammlung aufzusetzen, die erste nicht rein musikalische Schrift, die Hoffmann seit 1803 zu Papier brachte. Ihre grellen Szenen veranlaßten ihn, die ganze Sammlung als 'Fantasiestücke in Callots Manier' (also: Phantastische Gemälde in der Art des Callot) zu benennen. So wurde Hoffmann, zum mindesten fürs erste, von der Musik abgezogen.

Aber es ist, als wenn die verratene Muse der Tonkunst noch einmal versucht hätte, ihn an sich zu fesseln, indem sie seinen Wunsch von 1810 erfüllte. Der Leipziger Magistrat ernannte im Februar 1813 Friedrich Schneider zum Organisten an der Thomaskirche und veranlaßte ihn dadurch, sein Amt bei Seconda *niederzulegen*. Rochlitz, der Hoffmanns Bitte nicht vergessen hatte, empfahl nunmehr, unterstützt von Härtel, seinen Mitarbeiter an Seconda. Dieser *trug* Hoffmann die erledigte Stelle *an*; Hoffmann erhielt den gänzlich unerwarteten Brief am 27. Februar. Er erkundigte sich bei Rochlitz, ob Seconda zuverlässig sei; Rochlitz, der inzwischen mit Seconda eine Wochengage von 14 Talern für Hoffmann vereinbart hatte, antwortete diesem, Seconda sei beschränkt, doch vertrauenswürdig und seine Truppe sei ausgezeichnet. Hoffmann erhielt diesen Brief am 13. März, und am 17. war seine Anstellung *als Musikdirektor perfekt*.

Andrerseits schloß er am 18. März *als Schriftsteller* den formellen *Verlagsvertrag* mit Kunz.

In Dresden und Leipzig mußte es sich zeigen, ob das lange ersehnte Amt die Kraft hatte, Hoffmann *der Tonkunst zu erhalten.*

*

Einstweilen wurde die Entscheidung vertagt: der Lärm der Waffen brachte die Musen und ihren Streit in Hoffmanns Brust zum Schweigen.

Im Februar hatte Friedrich Wilhelm der Dritte sein Heer mobil gemacht und sich mit Rußland verbündet; am 16. März brach er die Beziehungen zu Frankreich ab, am folgenden Tage rief er das preußische Volk zum Kampfe auf. (Entworfen war die wirkungsvolle Proklamation bekanntlich von Hoffmanns Jugendfreund Hippel, der damals als vortragender Rat beim Staatskanzler Hardenberg die Militärsachen bearbeitete.)

Die Stadt Dresden, deren Festungswerke seit Jahren allmählich aber planmäßig abgetragen waren, hatte der König von Sachsen schon Ende Februar verlassen. Anfang März langte der französische General Reynier mit einem Teile seines Korps dort an und begann, die Stadt in aller Eile neu zu befestigen. Am 13. rückte Davout mit 12 000 Mann nach Dresden vor. Am 19. ließ er, da die Russen bereits ganz in der Nähe herumschwärmten, einen Pfeiler und zwei Bogen der von August dem Starken prächtig erneuerten Elbbrücke sprengen und zog dann ab. Am 22. besetzten die Russen (besonders Kosaken, Kalmücken und Baschkiren) Dresden; sie machten in zwölftägiger Arbeit die Brücke durch einen hölzernen Notbau wieder passierbar. Am folgenden Tage dirigierte Friedrich Schneider zum letzten Mal im Theater, und zwar Glucks 'Iphigenia in Tauris', um dann am 4. April sein neues Amt als Organist anzutreten.

In Bamberg schrieb Hoffmann an demselben 23. März einen Brief an Härtel. Er dankt ihm für die Empfehlung an Seconda und äußert sich in Anknüpfung an einen

Anfang Februar besprochenen Plan: „Um alles in der Welt wäre ich bey den jetzigen KriegsVerhältnissen nicht nach der *Vestung* Würzburg gegangen, ... um so erwünschter ist es mir ein Unterkommen in Leipzig und Dresden gefunden zu haben, als es mir die Hoffnung giebt *endlich* für meine *eigentliche* Tendenz arbeiten und auch als *TheaterComponist* bekannt werden zu können. – Zwar sieht es in diesen Gegenden (Leipz: und Dresd:) nach den ZeitungsNachrichten sehr kriegerisch aus allein nach meinen Ansichten kann dies nur *sehr vorübergehend* und bis zu meiner Abreise von hier, die mir Hr. Seconda bis zum *10ᵗ Aprill* und zwar nach *Dresden* bestimt hat, *alles entschieden* seyn."

In der Tat gingen die Ereignisse zunächst – wenigstens auf dem Papier – schnell weiter. Am *25.* März rief der russisch-preußische Oberbefehlshaber Fürst Kutusow in Kalisch im Namen der beiden Monarchen die *nicht* preußischen Deutschen zum Kampfe gegen Napoleon auf. Am *27.* erklärte Preußen Frankreich formell den Krieg. Am *29.* stellte Friedrich Wilhelm mit Alexander in Breslau die Ziele des Krieges fest: Frankreichs Kontrolle über Deutschland sollte aufhören; Preußen sollte die Souveränität behalten und die Machtstellung zurückbekommen, die Friedrich der Große ihm in vieljährigen Kämpfen gegen Kaiser und Reich errungen hatte; die Souveränität der übrigen deutschen Fürsten sollte aber zu Gunsten von Kaiser und Reich wieder beseitigt werden. Zu diesem Zweck sollten sich alle wehrhaften Deutschen außerhalb Preußens bei dem Major von Lützow, einem ehemaligen Unterführer Schills, für das von Lützow aufgestellte Freikorps melden, das die Aufgabe hatte, im Rücken des Feindes den Guerillakrieg zu führen und in Thüringen, Hessen und Westfalen Volksaufstände zu erregen. Die nichtpreußischen Fürsten, die sich dieser Bewegung widersetzten, sollten abgesetzt werden.

An dem Tage, an dem in Breslau diese frommen Wünsche ausgetauscht wurden, schrieb Hoffmann, wie sein Tagebuch uns zeigt, für alle Fälle noch einmal an Seconda „wegen der ungewissen KriegsUmstände". Offenbar hat Seconda ihm daraufhin anheimgestellt, seine Abreise nach Dresden noch um zwei Wochen zu verschieben. Dementsprechend kündigte Rochlitz, der Schneiders Ernennung zum Organisten seinen Lesern schon am 3. März mitgeteilt hatte, Hoffmanns Anstellung bei Seconda erst am 21. April an. Er schreibt, Seconda habe „Hrn. Hoffmann, sonst Kapellmeister in Warschau, dann in Bamberg, zum Musikdirector seiner Gesellschaft engagirt. Da wir diesen, in und ausser seiner Kunst so vorzüglich gebildeten, geistreichen und achtungswürdigen Mann näher zu kennen das Vergnügen haben, können wir nicht unterlassen, Hrn. Sec[onda] und seiner Gesellschaft zu dieser Acquisition Glück zu wünschen."

*

Am selben Tage, dem 21. April, waren Hoffmann und seine Frau morgens um 6 mit einem Bamberger Lohnfuhrwerk abgefahren. Die nächsten drei Wochen, die er erlebte, sind so abwechslungsreich, daß ich es glaube verantworten zu können, wenn ich sie Ihnen eingehend, meist Tag für Tag, darstelle.

Man fuhr den ganzen ersten Tag in Frieden durch das schöne Frankenland und verbrachte die erste Nacht in *Bayreuth*. Hier bekam Hoffmann jedoch zu hören, es sei gar nicht daran zu denken, daß er durchkommen werde. Als er aber bei seinem Entschlusse blieb, gab man ihm eine Empfehlung mit an den Offizier, der in Mönchberg die bayerischen Vorposten kommandierte.

Donnerstag den 22. visierte dieser in der Tat nach einigen Bedenken den Paß, und das Fuhrwerk kam unbehelligt durch alle Vorposten durch. Die zweite Nacht verbrachte man in *Hof*.

Von hier ging es Freitag den 23. weiter. Eine Stunde vor Plauen stieß man auf die erste Vedette der *Verbündeten*, einen preußischen Husaren, sodann auf die zweite, einen preußischen Wachtmeister mit einem Pikett Husaren. Mit beiden trank Hoffmann auf das Wohl seines angestammten Friedrich Wilhelm ein Glas Schnaps und wurde durchgelassen. Ebenso wenig behelligte ihn das preußische Kommando in Plauen selbst und dahinter im Walde ein russischer Offizier mit 25 Kosaken. Man verbrachte die dritte Nacht in *Reichenbach*. Dort war alles voll von preußischen Husaren und Kosaken; um $\frac{1}{2}$ 9 abends kamen Baschkiren und Kalmücken; die ganze Nacht zogen Kosaken durch.

Sonnabend den 24. ging es, zunächst zwischen einzeln streifenden Baschkiren, Kosaken und preußischen Husaren, dann zwischen größeren Truppenformationen hindurch über Zwickau, Kallnberg, Lichtenstein und Lungwitz nach *Chemnitz*, wo der Fuhrmann wohl hatte übernachten wollen. Da er aber die Stadt ganz voll von Truppen aller Waffengattungen fand, so fuhr er bis zum Dorfe Wiesa weiter, wo man mitten unter Kosaken und 40 Kanonen die Nacht zubringen mußte.

Sonntag den 25. fuhren Hoffmanns weiter über Oederan und Freiberg; der Weg füllte sich immer dichter mit Munitionswagen und vorrückenden Truppen. Bei Naundorf bog der Fuhrmann, statt in der Richtung nach Tharandt weiterzufahren, links ab nach Herzogswalde; dort wäre das Gefährt beinahe noch zerschmettert worden von einem herabrollenden Munitionswagen. Endlich kam man in Dresden an.

*

Hier waren am selben Tage, *Sonntag den 25. April*, der Kaiser von Rußland und der König von Preußen mit 20 000 Mann Gardetruppen unter großem Jubel der Bevölkerung eingezogen. Die ganze Nacht hindurch erschollen Hurras und russische Volkslieder; russische und preußische Offiziere umarmten sich auf den Straßen, und aus allen Kneipen hörte man die Namen Alexander und Friedrich Wilhelm.

Hoffmann selbst aber war bei dieser Freudenfeier in äußerster Verlegenheit: die Nachricht donnerte auf ihn nieder, daß Seconda *noch in Leipzig sei* und daß es sich gar nicht absehn lasse, wann er nach Dresden komme. Und der erste Blick auf den seit 13 Jahren ersehnten Elbstrom zeigte ihm die majestätische Brücke, eines der Wahrzeichen der Stadt, von der Sprengung zerrissen. In sehr niedergedrückter Stimmung bezog Hoffmann in dem Gasthof 'Zur Stadt Naumburg' in der Wilsdruffer Gasse (zwischen Altmarkt und Postplatz) ein Zimmer im vierten Stock, das er übrigens vierzehn Tage bewohnte.

Der Fuhrmann erhielt erst am Morgen des *folgenden Tages, Montag den 26.*, den Paß zur Rückfahrt; Hoffmann gab ihm einen Brief an Kunz mit, dem ich die bisherige Schilderung zum größeren Teil entnommen habe.

Vorher schon, in aller Frühe des 26., hatte Hoffmann seinen alten Warschauer Freund *Morgenroth* aufgesucht, mit dem er stets in brieflichem Verkehr geblieben war und der seit 1810 als Erster Geiger in der Königlichen Kapelle zu Dresden wirkte. Morgenroth versprach ihm die Nummer der AMZ von 1809 mit dem Abdruck des 'Ritters Gluck', die Hoffmann als Vorlage für den Neudruck in den 'Fantasiestücken' brauchte.

Gegen Mittag hörte er ein herrliches *Requiem von Hasse* und ging dann in Linkes Bad am nördlichen Elbufer. Dort traf er zufällig den Jugendfreund *Hippel*, dem er 1800 die Herrlichkeiten Dresdens gezeigt und von dem er seit 1808 nichts mehr

gehört hatte. Er verlebte mit Hippel und einem gleichfalls aus Ostpreußen stammenden Kollegen desselben einige Stunden im höchst glücklicher Stimmung.

Abends schrieb er zwei Briefe nach Leipzig. Er bat *Seconda* um teilweisen Ersatz des Reisegeldes und einen Gagenvorschuß; *Härteln* bat er, diesen Brief zu besorgen und ihm seinerseits einen Vorschuß auf die ihm aufgetragenen Rezensionen zu senden.

Dienstag den 27. schweifte Hoffmann in begreiflicher Unruhe ohne bestimmte Beschäftigung auf den Straßen und Alleen umher und suchte in der ländlichen Gegend von Linkes Bad vergeblich ein billiges Zimmer. Gegen Abend traf er sich dort wieder mit Hippel, der diesmal einen anderen, Hoffmann von Warschau her bekannten Kollegen, einen Vetter Itzigs, bei sich hatte. Die drei aßen im 'Engel' zusammen zu Abend.

Mittwoch den 28. besuchte Morgenroth Hoffmann, brachte ihm die versprochene alte Nummer der AMZ und sprach ihm Mut ein. Nach dem Essen an der Table d'hôte sah Hoffmann fünf preußische Kürassierregimenter und die beiden verbündeten Monarchen.

Donnerstag den 29. fing er trotz seiner Sorgen an, den 'Ritter Gluck' für die 'Fantasiestücke' abzuschreiben. Hippeln verfehlte er diesmal.

Als Hoffmann *Freitag den 30.* in niedergedrückter Stimmung beim Abendessen saß, kam eine Sendung von Härtel. Sie enthielt einen Wechsel auf einen höheren Betrag als er erbeten hatte, nämlich auf 70 Taler, und einen Brief von Joseph Seconda. Hoffmann wurde darin gebeten, den Schauspieldirektor *Franz Seconda* zu fragen, ob er länger als 14 Tage in Dresden zu bleiben gedenke. In diesem Falle möge Hoffmann sofort nach Leipzig kommen.

Sonnabend den 1. Mai ließ Hoffmann sich den Betrag des Wechsels auszahlen. Dann begab er sich erst zu *Morgenroth*, dem er wohl Auslagen zu erstatten hatte, darauf zu *Franz Seconda*. Der Schauspieldirektor erklärte ihm, daß er, wenn die verbündeten Monarchen in Dresden blieben, vielleicht sogar den *ganzen Sommer* dort spielen werde; jedenfalls solle Hoffmann *nach Leipzig fahren*. Hoffmann scheint aber sowohl im Bureau des *russischen Stadtkommandanten* wie in dem *Hardenbergs* vor der Reise *gewarnt* worden zu sein, da man in den nächsten Tagen starke Truppenverschiebungen erwartete; jedenfalls blieb er. Nachmittags hörte er eine herrliche *Messe* des vor $\frac{3}{4}$ Jahren verstorbenen Dresdener Komponisten *Joseph Schuster*; abends genoß er eine prächtige Aufführung von Cimarosas '*Heimlicher Ehe*' in der *italienischen Hofoper*: so entschädigte er sich für die Sorgen der vergangenen Woche.

Sonntag den 2. Mai hörte Hoffmann vormittags in sehr poetischer Stimmung eine *Messe* des 1801 in Dresden verstorbenen Johann Gottlieb *Naumann*. Den Abend verbrachte er in angenehmer Gesellschaft in Linkes Bad. Er lernte hier durch Morgenroth u. a. den Advokaten *Conradi* kennen, der ihn zu einem Glase Punsch in seine Wohnung mitnahm und in der Folge einer seiner intimsten Bekannten wurde.

So verliefen die ersten acht Tage, die Hoffmann in der von ihm so geliebten Stadt verbrachte, wenigstens in *äußerer Ruhe*. Doch sollte das bald ein Ende haben.

*

Zur Enttäuschung des Königs von Preußen waren die übrigen deutschen Fürsten seiner Aufforderung, ihre junge Souveränität freudig auf dem Altar des gemeinsamen Vaterlandes zu opfern, nicht nachgekommen, sondern teils auf Napoleons Seite, teils neutral geblieben. Und von ihren Untertanen, die zum größten Teil mit ihren angestammten Fürsten und deren Politik zufrieden waren, meldeten sich bei dem Major von Lützow bis Ende März 1160, bis Ende Mai alles in allem 3280 Mann, mit denen sich allerdings der erträumte Guerillakrieg nicht führen ließ.

Die Russen und Preußen, allein gelassen und in ihren Rüstungen stark behindert, zogen im März langsam durch Sachsen nach Thüringen. Ende April stießen sie, 90 000 Mann stark, unter Kutusows Nachfolger Wittgenstein im östlichen Thüringen auf Napoleon. Wittgenstein griff in Überschätzung seiner Fähigkeiten am 2. Mai bei *Großgörschen* in der Ebene von Lützen *Napoleon an*. Er wurde *geschlagen*, gab Sachsen ohne weiteren Kampf preis und zog sich über die Spree nach *Bautzen* zurück.

Hoffmann schildert in seinem Tagebuch und in Briefen, wie vom 3. bis 7. Mai Tag und Nacht ungeheure russische Bagage über die Elbe zog. Am 5. riet Hippel dem Freunde, in jedem Falle die Fahrt noch einige Tage aufzuschieben. Am 7. trägt Hoffmann ins Tagebuch ein: „Der StaatsKanzler v. Hardenberg ist *fort* – Hippeln habe ich *nicht mehr gesehen* – Der StadtCommendant ist ebenfalls *fort* – Die entsetzlichste *Unruhe* und *Besorgniß* – *wann* werde ich denn nach Leipzig kommen". Aber dann fährt Hoffmann der Künstler fort: „Probe von *Cortez* angehört und mich sehr *erbaut*".

„Den 8ᵗ", schreibt er am 10. an Kunz, „rückte von früh 3 Uhr Artillerie durch – um 10 Uhr ritt der *König von P[reußen]* durch die Stadt, um 11 Uhr *brante die Elbbrücke* (der von Holz aufgerichtete Theil zur Comm[unikation] da wo die beyden Bogen eingesprengt sind) und *beyde Schiffbrücken* deren Kähne brennend die Elbe herabschwammen, der KanonenDonner erschütterte die Fenstern der Haüser an der Elbe – um 11 $\frac{1}{4}$ Uhr ritt ein *franz[ösischer] Trompeter* und ein *fr[anzösischer] Uhlann* durch die Straßen, Cavallerie – Infanterie folgte und um 5 Uhr traf unter dem Gelaüte aller Glocken und von verschiedenen Deputationen empfangen Se. Maj: *der Kaiser Napoleon* mit zahlreichem Gefolge ein. Die Russen *blieben* in der Neustadt, und nun ging ein Tiraillieren mit Büchsen hinüber und herüber an welches bis in die späte Nacht . . . dauerte." Hoffmann schildert dann sehr anschaulich Einzelheiten, die er von dem Wall neben dem Theater beobachtet hatte.

Aber im Tagebuch schließt er den Eintrag über diesen 8.: „Abends spät Morgenroth bey mir – gemüthliche Stimmung trotz des Miseres".

Am folgenden *Sonntag, dem 9. Mai*, ging die Schießerei zwischen den Russen in der Neustadt und den Franzosen in der Altstadt weiter: „Den 9ᵗ", schreibt Hoffmann an Kunz, „hatten sich französische Jäger auf die Gallerie und auf den Thurm der katholischen Kirche postirt und schossen munter herüber – jetzt flogen KartätschenKugeln (die Russen hatten Geschütz aufgepflanzt) bis in den *Neumarkt*, und um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr plazte mitten auf dem *Altmarkt* eine hereingeworfene Granate. – Mit dieser Gefahr unbekant ging ich noch V[or]M[ittags] um 10 Uhr an das Brühlsche Palais und fand in der Nähe des Schloßthors mehrere Menschen, wurde aber in dem Augenblik von einer Kugel, die von der Mauer abschlug, am Schienbein, jedoch so matt getroffen, daß eigentlich nur meine neue StiefelKlappe verwundet wurde ich aber nur einen blauen Fleck davontrug – Die wie ein Geldstück platt gedrückte Kugel hebe ich zum Andenken auf und mit diesem Andenken

gänzlich zufrieden uneigennützig nicht nach mehr verlangend entfernte ich mich ziemlich schnell, und gab auch die Idee auf den Wall zu besuchen, indem eben in den noch übrigen Schießscharten franz[ösisches] Geschütz aufgefahren wurde. – An kein Amt an keine Vesper war zu denken denn die Kugeln zersplitterten die Fenstern der *Kirche* und schlugen in die Thüre ein, so daß schon in aller Frühe ein alter Mann auf der KirchenTreppe erschossen wurde – an das *SchloßThor* fuhren zischend unaufhörlich Kugeln – kurz in der ganzen Gegend konte man den Tod der Neugierde sterben."

Als es gegen Abend ruhiger wurde, verschaffte Freund Morgenroth Hoffmann ein früher von ihm selbst bewohntes möbliertes Zimmer in der Nähe des Gasthofes, am Altmarkt Nr. 33 bei Mad. Vetter, abermals 4 Treppen hoch: ein „kleines KünstlerLogis", wie das Tagebuch es nennt, oder wie es in dem Brief an Kunz in leichter Übertreibung heißt, „ein höchst romantisches Stübchen ganz in der Nähe des Uranus". Dann begab sich Hoffmann mit dem Freunde in Tilkes Garten; er verzeichnet im Tagebuch „ziemlich heitre Stimmung der Unruhe unerachtet".

In der *Nacht zu Montag dem 10.* verließen die Russen auch die Neustadt. Der geschickte Ingenieur Napoleon ließ nach eigener Zeichnung die Elbbrücke *in $1\frac{1}{2}$ Tagen* für Truppen und Geschütze wieder passierbar machen.

Dienstag den 11. bat Hoffmann Seconda um 20 Taler für den Fall, daß er wirklich noch nach Leipzig kommen solle; zugleich sandte er Kunz die Abschrift des 'Ritters Gluck'. Über die wiederhergestellte Elbbrücke zogen 30–40 000 Mann Napoleonischer Truppen, insbesondere Franzosen, Württemberger, Italiener, Polen, in die Stadt ein, in der sich bei dieser Überfüllung natürlich starker Mangel an Fleisch und Brot zeigte. Trotzdem bucht der unverwüstliche Hoffmann: „mit der Frau Abends im Tilkeschen Garten, *gemüthliche Stimmung* unerachtet schwerer Sorgen".

Unter *Mittwoch dem 12.* findet sich im Tagebuch die erste Andeutung einer Arbeit für die *AMZ*. Es heißt dort: „Früh an der *Rezension* der Braunschen und [der] Wilmsschen *Sinfonie* gearbeitet – dan in den Brühlschen Garten – N[ach]M[ittags] den Kaiser, den Vizekönig u.s.w. auf der Brücke gesehen wie er Cavallerie und Artillerie vorbeydefiliren ließ . . . Der *König von Sachsen* kam auch mit dem Gelaüt der Glocken und unter Kanonendonner an – Man sagt er bleibt hier und so werde ich am Ende doch nicht nach Leipzig dürfen [= brauchen] . . . Abends Morgenroth bey mir."

Donnerstag den 13. verzeichnet Hoffmann für die Allgemeinheit: „von allen Seiten Jammergeschrey und Elend – Mangel an Brod". Für sich bucht er: „Zum erstenmahl wieder *fleißig* an der Rez[ension] der Wilm[s]schen Sinfonie gearbeitet und dieselbe glücklich beendigt – Abends in der Dreyßigschen SingeAkademie gewesen und ein wunderschönes *Miserere von Naumann* gehört, welches aber nicht sonderlich executirt wurde – Nachher in gemüthlicher Stimmung".

So ging Hoffmanns Leben bis zum Dienstag dem 18. weiter. Er sandte am 14. die Doppelrezension an Härtel ab; verfaßte am 15. und 17. die weit wichtigere, von jeder Schönfärberei freie Besprechung von *Beethovens Messe in C dur*, der er eine ausgezeichnete allgemeine Betrachtung über alte, neue und neueste Kirchenmusik voranschickte, und sandte am 18. auch diese Arbeit nach Leipzig ab.

*

Unter diesem 18. Mai heißt es in Hoffmanns Tagebuch: „N[ach]M[ittags] ist der Kaiser fort mit den Garden." In der Tat griff Napoleon, wie ich gleich vorwegnehmen möchte, am 20. die Verbündeten bei Bautzen an und zwang sie am 21., ihren Rückzug fortzusetzen; nur Ungeschicklichkeiten und Mißverständnisse des Marschalls Ney retteten sie vor völliger Vernichtung. Die Russen wollten gleich bis nach Polen zurückgehn, man einigte sich dann auf Mittelschlesien. Napoleon besetzte Breslau, wo man ihn vor vier Wochen auf dem Papier vernichtet hatte, und schnitt die Verbündeten so von Berlin ab.

Unterdessen hatte Hoffmann Dresden verlassen. Nachdem er seinen beiden alten Verpflichtungen für die AMZ nachgekommen war, hätte er sich nun endlich der *'Undine'* zuwenden können. Aber statt des Komponisten meldete sich, wie Mitte Februar, wieder der *Dichter* in Hoffmann: *Mittwoch den 19.* begann er mit großem Glück eine *zweite* lange Erzählung für Kunz, die er später den *'Magnetiseur'* nannte. Er behandelt darin die dunklen Gebiete des Schlafes, des Traumes und der Hypnose, u.z. der Hypnose in der Hand eines Verbrechers.

*

Am Morgen des folgenden Tages, *Donnerstag den 20. Mai*, fuhren Hoffmann und Frau in der gemütlichsten Stimmung mit der Postkutsche ab. Über die Reise schreibt er ein halbes Jahr später nach Berlin: „Auf der ersten Station nur zweyhundert Schritte vor Meißen, als Postillion und Schirrmeister abgestiegen waren und hinter dem Wagen hergingen, wurde ein wildes junges Pferd das vorne angespannt scheu, lenkte nach dem Graben und riß den mit Geldtonnen, Kaufmanns-Gütern und 12 Passagieren schwer beladenen Wagen herum, daß er mit der größten Gewalt umstürzte. Ich wurde über meine Frau weggeschleudert und mit einer leichten Quetschung davongekommen hatte ich Besinnung und Kraft meine Frau aus den Kisten und Kasten herauszureißen – aber welch ein Anblick! sie war leblos und das Blut strömte aus dem Kopfe, so daß man nichts vom Gesicht sah – ich trug sie fort auf einen Rasen und hatte noch Geistesgegenwart genug ein Fläschchen Eau de Cologne, das glücklicher Weise sich in dem Körbchen das ihr noch am Arme hing ganz befand, in mein Tuch zu gießen und das Gesicht zu reinigen – der Kopf ist zerschmettert, mußt ich denken, aber zu meiner Freude sah ich gleich, daß es nur eine wiewohl äüßerst bedeutende Stirnwunde von 2 bis 2$\frac{1}{2}$ Zoll Länge war, meine arme Frau erholte sich aus der Ohnmacht, und ich konte sie bis zu einem ganz nahe vor der Stadt gelegenen Hause bringen, wo wir äüßerst gutmüthige Leute fanden, die uns mit etwas Wein erquickten; endlich kam die bestellte Porte-Chaise aus Meißen und meine Frau wurde unter dem Zulauf des Volks in den Gasthof gebracht, wo ein recht geschickter Chirurgus gleich den ersten Verband unternahm. Mit uns in der Diligence saß der Appellat[ionsgerichts]Rath Graf Fritsche aus Dr[esden] mit seiner jungen liebenswürdigen Frau (höchstens 23 Jahr), die er erst vor wenigen Monaten geheyrathet; sie wollten nur bis Meißen und dann auf ihr Gut Siebeneichen fahren – diese wurde *todt* auf die erbärmlichste Weise zugerichtet unter dem Wagen hervorgezogen."

Hoffmanns Tagebuch bestätigt diese Angaben; der hilfreiche Meißener war der Senator Goldberg, der Gasthof war der 'Zur Sonne'.

Freitag den 21. blieb das Ehepaar in Meißen, da die Frau noch fieberte. Hoffmann selbst hatte Schmerzen am ganzen Körper; doch war sein Geist so erfüllt von der am Mittwoch begonnenen *Erzählung*, daß er sie trotzdem mit Glück fortsetzte.

Sonnabend den 22. fuhr man von 11 bis 5 mit Extrapost nach Wermsdorf,

Sonntag den 23. von 7 bis $\frac{1}{2}$ 3 nach *Leipzig*, das gleichfalls seit der Niederlage der Verbündeten bei Großgörschen am 2. Mai von den Franzosen besetzt war.

* *
*

Das Ehepaar kehrte für eine Nacht im 'Hôtel de France' ein, obwohl ihnen dort „ein schreckliches Loch zum Hofe heraus" angewiesen wurde. Dann stellte sich Hoffmann (noch am Nachmittag) seinem Brotgeber Seconda vor, der ihn sehr artig empfing. Seit dem 21. April, an dem Hoffmann die Fahrt zu Seconda angetreten und Rochlitz seine Anstellung bei diesem verkündet hatte, waren 33 Tage verstrichen.

Am Abend hörte Hoffmann von Secondas Truppe Glucks 'Iphigenia in Tauris' mit Madame Kramer in der Titelrolle und Julius Miller als Orest. Nach der Vorstellung machte er bei einem Glase Wein Bekanntschaft mit dem Tenoristen. Miller war 1782 in Dresden geboren, also 6 Jahre jünger als Hoffmann, hatte Violinspiel erlernt, aber als Autodidakt sich im Gesange ausgebildet und war 1799 zum erstenmale in Amsterdam als Tamino aufgetreten. Mit der Dessauer Truppe war er um 1809 nach Leipzig gekommen und dort 1810 von Joseph Seconda als *primo uomo* der neuen Truppe engagiert worden. Gleich ausgezeichnet in Spiel und Gesang, hatte er sich auch wiederholt erfolgreich als Singspielkomponist versucht.

Montag den 24. hielt Hoffmann bereits eine Probe am Flügel ab, und zwar mit Glück. Härtel empfing ihn sehr freundschaftlich, Rochlitz sehr höflich; Seconda zahlte ihm 14 Taler Gage aus, und Hoffmann bezog ein freundliches Logis im 'Goldenen Herzen' in der Fleischergasse.

Auch die Orchesterprobe am Morgen des *25.* fiel sehr gut aus.

Zusammenfassend schreibt Hoffmann später an einen Bamberger Freund: „Eine größere Antipolarität in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht als *Bamberg* und *Leipzig* kann es wohl in der Welt nicht geben. Ja ich möchte sagen: ist es in Bamberg des Guten zu wenig, so ist es in Leipzig beynahe des Guten zu viel. Aber so viel ist doch gewiß, daß man sich *wie ein Fisch im Wasser, im rechten Elemente, froh und frey bewegen kann.* Mein Empfang war überall über alle Maßen herzlich und gemüthlich; *Rochlitz und Haertel* begrüßten mich wie den *alten Freund*, und die Herrn des *Orchesters* behandelten mich mit einer *Artigkeit*, ja mit einer Art von *Submission*, die mich in gewisser Art verlegen machte. Ich sah' wohl ein, daß das kleine Saamenkorn, was ich gestreuet, (ich meine die Musik[alische] Zeit[ung]) hier aufgeschossen und geblüht habe." Von den *Violinisten* nennt er ebenda „die gefeyerten Namen: Campagnoli, Matthaei, Lange pp". Von den *Sängerinnen* schreibt er: „Unsere *prima donna* Mad. Krahmer hält das Mittel zwischen der Koehl und der Heunisch. Die zweyte Sängerin singt, mit einer dünnen Stimme und ohne alles Gefühl wie ein Haubenstock, *alles* – das schwierigste *prima vista* vom Blatt, spielt aus der Partitur u.s.w. und ist, von 16 Jahren und bey ziemlich hübscher Bildung, mir doch *höchst odios* – die übrigen helfen aus." Von den *Sängern* urteilt Hoffmann: „Mit zwey ganz besonders guten, ja vortrefflichen Tenoristen, so wie mit einem ganz herrlichen Bassisten hat uns der Heiland gesegnet, und unter den übrigen gibt es nur *zwey*, die nur *schwach* musikalisch sind; sonst wird gut und fertig vom Blatt gesungen, und Sie können daher denken, daß mein Amt eben nicht schwer ist."

Unter den Opern, die Hoffmann in den jetzt folgenden vier Wochen in Leipzig einstudierte und dirigierte, befinden sich Dalayracs 'Schwarzes Schloß' *(Léon ou le*

Château de Montenero), Wenzel Müllers 'Alter Überall und Nirgends', Paers 'Sargino', Isouards 'Aschenbrödel' *(Cendrillon),* Mozarts 'Figaro' und Wranitzkys 'Oberon'.

Die großen Anforderungen des neuen Amtes ließen Hoffmann in diesen ersten Wochen nur selten zu zusammenhängender literarischer Arbeit kommen. Für Kunz setzte er bis zum 10. Juni den *'Magnetiseur'* fort, um die Erzählung dann fürs erste liegen zu lassen. Für Härtel schrieb er nur die allerdings vortreffliche und ausführliche *Rezension* von Beethovens Musik zu Goethes *'Egmont'.*

Was seinen Umgang in dieser Zeit betrifft, so war Hoffmann mindestens sechsmal (zum Teil mit seiner Frau) bei *Rochlitz*; er schreibt nach Bamberg, daß dieser die Witwe des Bankiers Winkler mit 150 000 Talern Vermögen geheiratet habe, ein ganz herrliches Landhaus in Connewitz besitze und auch in der Stadt fürstlich eingerichtet sei. Er mache ein gar angenehmes gemütliches Haus, und Hoffmann habe sich bei ihm sehr wohlgefühlt. Im Tagebuch erscheint Rochlitz als etwas steif im Umgang, aber sonst angenehm.

Im übrigen verkehrte Hoffmann nachmittags und abends gern in *Wirtsgärten*: er hielt sich wiederholt in *Gohlis* auf, weit häufiger aber noch in der 'Grünen Linde' und in Boses Garten. Er war dort bald mit seiner *Frau* zusammen, bald mit Mitgliedern von Secondas Truppe, namentlich dem Sängerpaar Miller-Kramer, einmal auch mit der Familie des Kupferstechers Christian *Schule* und am 17. Juni mit dem Aktuar Friedrich *Wagner*, einem „exotischen Menschen", wie er schreibt, der Opitz, Iffland und andere kopiere, und zwar mit Geist. Einen Tag vor Hoffmanns Ankunft hatte bekanntlich die Frau dieses Aktuars als ihr neuntes Kind den späteren Komponisten Richard Wagner geboren.

Nach dem Theater ging Hoffmann gern in das nahe gelegene Reichardtsche Kaffeehaus, wo Künstler und Literaten verkehrten, auch in Treibers Keller am Markt, der zu meiner Studentenzeit und hoffentlich auch jetzt noch als Aeckerleins Keller beliebt ist. Hoffmann schreibt darüber später nach Bamberg mit der leichten Renommage, die ihn so gut kleidet: „Das Leben in Leipzig ist sehr angenehm und gar nicht so theuer wie man es ausgeschrien. Man würde noch wohlfeiler leben, wenn nicht eine ganz fatale Einrichtung stattfände, die manchen Gulden kostet. Auf dem Markte und in der Petersstraße giebt es nehmlich sogenannte *italiänische Keller*: Marinoni, Treiber, Rossi u.a.m. Geht man nun vorüber, so ist die Straße vor der Thüre so *abschüssig*, daß man ganz unversehens die Treppe hinunterstolpert; ist man unten, so befindet man sich zwar in einem *sehr artig meublirten* Zimmer, aber die verdammte *Kellerluft* – gegen diese muß man ein Glas *Bischof* oder *Burgunder* trinken, und einen *SardellenSallat* mit Muscheln, CervelatWurst, Oliven, Kapern, Luccheseröhl u.s.w. essen – ja diese Einrichtung kostet manchen Gulden!"

*

Übrigens war Hoffmann noch nicht zwei Wochen in Leipzig, als Secondas Unternehmen in große Schwierigkeiten geriet. Der seit dem März in Dresden herrschende Kriegszustand wirkte schließlich doch auch auf den Besuch des Theaters. Am 4. Juni hieß es, die Gagen würden herabgesetzt werden; am 5., dem Sonnabend vor Pfingsten, erklärte Seconda seinen Leuten, am Pfingstmontag werden er zum letzten Male spielen lassen: dann möge jeder sehen, wo er bleibe. Kein Zureden half, obgleich die Mitglieder der Truppe überzeugt waren, daß kein Grund zum Verzagen vorliege.

Der Vormittag des Pfingstmontags schien allerdings die Besorgnisse des Theaterunternehmers in vollem Umfange zu rechtfertigen. Unmittelbar vor den Toren Leipzigs fand ein Gefecht zwischen Franzosen und Russen statt. Hoffmann notiert ins Tagebuch in dem dort erforderlichen Telegrammstil: „Um 11 Uhr ganz unvermuthet die Russen vor die Stadt gekommen, stark geschossen – einige Angst ausgestanden". Nach Bamberg schreibt er, er habe an diesem Tage im Vertrauen auf seine Schnellfüßigkeit zum ersten Male in seinem Leben ein nicht unbedeutendes blutiges Gefecht aus geringer Entfernung angesehen.

Am nächsten Tage aber wurde bekannt, daß die Verbündeten und Napoleon am 5. Juni einen Waffenstillstand vereinbart hätten.

In denselben Tagen erwirkte der Schauspieldirektor Franz Seconda seinem Bruder Joseph die Erlaubnis, in Dresden statt in Linkes Bad auf dem Hoftheater zu spielen und dessen Dekorationen, Requisiten und Garderobe zu benutzen. Joseph Seconda erfuhr das am 11. Juni und beschloß, in spätestens 14 Tagen nach Dresden überzusiedeln.

Vorher sollte man in Leipzig noch zweimal empfindlich daran erinnert werden, daß das Feuer des Krieges nur überdeckt, nicht gelöscht war.

Am 17. Juni schreibt Hoffmann ins Tagebuch: „Morgens sind die Würtemberger und Franzosen mit Artillerie ausmarschirt, wie es heißt um die Russen und Preußen, die einen freyen Durchzug haben zu transportiren – allerley seltsame Gerüchte verbreiten sich". In der Tat hatten die Truppen, die von den Generälen Fournier und Graf Normann-Ehrenfels befehligt wurden, einen weniger harmlosen Auftrag. Der Major von Lützow hatte mit den 480 Berittenen seines Freikorps auf eigene Faust einen Streifzug nach Franken unternommen; die Bestimmungen des Waffenstillstandes vom 5. waren ihm nicht näher bekannt geworden. Als die Reiter von ihrem romantischen Ritt sorglos zurückkehrten, wurden sie am 17. Juni von den Truppen, deren Ausmarsch Hoffmann am Vormittag beobachtet hatte, bei Kitzen in der Nähe von Leipzig überfallen und nahezu aufgerieben. Hoffmann schreibt am folgenden Tage ins Tagebuch: „V[or]M[ittags]. Auf die widerrechtlichste Weise gefangene pr[eu]ß[ische] Offiz[iere] vom Lützauschen Freykorps gesehen, zum Theil schwer verwundet, und dadurch auf die unangenehmste Weise affiziert worden". Am Schluß dieses Tageseintrags heißt es: „Es ist jezt bestimt, daß Seconda nach Dresden geht."

Am 21. wurde sodann der Belagerungszustand über Leipzig verhängt.

Am 23. Juni traf Hoffmann Anstalten zur Abreise nach Dresden.

Am 24. mußte er mit seiner Frau, deren Kopfwunde noch nicht zugeheilt war, auf einem elenden Leiterwagen abreisen. Man übernachtete in Oschatz und kam am folgenden Tage in Dresden an.

Damit waren die neun Wochen verstrichen, über die ich Ihnen ausführlich berichten wollte. Die *15 Monate*, die Hoffmann noch in Dresden und Leipzig verlebte, kann ich nur in schnellem Überblick streifen, und von den guten Beziehungen, die er in der Folge von Berlin aus mit Leipzig unterhielt, sollen nur die in den ersten beiden Jahren erwähnt werden.

Von jenen 15 Monaten verbrachte Hoffmann ein gutes Drittel, nämlich $5\frac{2}{3}$ Monate, in *Dresden*; er machte also die Gefahren und Ängste, Hoffnungen und Freuden mit, die in dieser ereignisreichen Zeit den Dresdenern beschieden waren.

* *
*

Die ersten 6–7 Wochen fallen noch in die ruhige Zeit des Waffenstillstandes, der erst am 10. August zu Ende ging. Die Verbündeten hatten im Mai erfahren müssen, daß ihrer zwei Napoleon nicht gewachsen waren und daß aus der allgemeinen Volkserhebung über die Köpfe der Fürsten hinweg nichts wurde. Sie mußten, auf die Gefahr einer wesentlichen Programmänderung hin, weitere Mächte hinzuziehn. Nach vielem Hin-und-Her war das geglückt: *Schweden* trat unter der tatsächlichen Leitung von Napoleons altem Rivalen Bernadotte der Koalition bei, und auch *Österreich* erklärte nach langem Schwanken *am 12. August* Napoleon den Krieg. Fortan nahm *Clemens Metternich* die politische Führung Mitteleuropas in seine starke Hand, in der sie bekanntlich bis 1848 gelegen hat – also *35 Jahre lang*, während Napoleons Herrschaft über West- und Süddeutschland nur *7 Jahre* gedauert hatte.

Die Koalition stellte drei Armeen auf: die *Hauptarmee* unter Schwarzenberg in Böhmen, die *schlesische Armee* unter Blücher, die *Nordarmee* unter Bernadotte.

Napoleon verließ am 15. August Dresden und wandte sich zunächst gegen die *schlesische*Armee, aber Blücher wich ihm am 21. aus.

Unterdes rückte die *Hauptarmee* von Böhmen gegen das nur mit 30 000 Mann besetzte Dresden vor, unterließ aber unbegreiflicherweise am 25. den Angriff.

Am 26. früh kam Napoleon aus Schlesien zurück, warf größere Truppenmassen in die Stadt und übernahm die Leitung der Verteidigung. Als die Verbündeten sich um 4 Uhr nachmittags endlich zum Angriff entschlossen, war es zu spät; sie wurden zurückgeschlagen.

Am 27. griff Napoleon seinerseits an, nahm vom linken Flügel der Verbündeten eine Division gefangen und warf ihren rechten Flügel auf die Höhen zurück.

In der Nacht zogen dann die Verbündeten sich über das Gebirge nach Böhmen zurück, nachdem 15 000 gefallen oder verwundet und 20 000 gefangen waren.

Diese Vorgänge spiegeln sich in lebhaften Farben und mit zahlreichen Details in Hoffmanns Tagebüchern und in deren erweiterter Bearbeitung für die Bamberger Freunde wider.

Im September einigten sich die Verbündeten auf Gneisenaus Plan, Napoleon bei Leipzig einzukreisen. Die *schlesische Armee* unter Blücher und die *Nordarmee* unter Bernadotte überschritten die Elbe. Am 7. Oktober verließen, wie Hoffmann bemerkt, Napoleon und der König Dresden; in der Stadt und der Umgegend blieben wieder nur 30 000 Mann. Am folgenden Tage bot Metternich dem Könige von Bayern Erhaltung seines Staatsgebietes und seiner Souveränität an, und der König, der nunmehr keinen Grund mehr hatte, Napoleon vorzuziehn, trat daraufhin zu den Verbündeten über. Vom 10. bis 14. Oktober erwartete Napoleon vergeblich die schlesische Armee bei Düben, um sie über die Elbe zurückzuwerfen; Blücher wich ihm wie im August aus. Unterdes rückte auch die *Hauptarmee* unter Schwarzenberg aus Süden heran. Die drei Armeen schlossen den Ring um Leipzig und schlugen hier Napoleon, wie Sie besser als ich wissen, in den Tagen vom 16. bis 19. Oktober. Am 1. November zog sich der Kaiser über den Rhein zurück.

Nach der Schlacht bei Leipzig wurde Dresden mit seinen 30 000 Franzosen von dem österreichischen General Klenau blockiert. Die Befestigung der Stadt wurde verstärkt, die Tore blieben von abends um 7 bis morgens um 9 geschlossen. Der Mangel an Lebensmitteln nahm zu; das Feuerungsmaterial wurde immer teurer; Hunger und Kälte erzeugten Epidemien. Am 5. und 6. November versuchte die Besatzung vergeblich einen *Ausfall* und *kapitulierte* einige Tage darauf. Die Stadt erhielt einen russischen Generalgouverneur, unter dem die königlich sächsischen Behörden als solche ungestört weiter arbeiteten.

Soweit die *allgemeinen* Ereignisse, deren Gewalt auch der Individualist *Hoffmann* sich auf die Dauer nicht völlig entziehen konnte. Zunächst ist aber kurz von seiner Amtsführung am Theater zu berichten. Im Hoftheater spielte zweimal in der Woche die italienische Oper, deren Vorstellungen Hoffmann gern besuchte; an den anderen Abenden Secondas deutsche Operntruppe. Das Orchester fand Hoffmann nicht so gut wie in Leipzig, aber stolz war er doch, als er am 2. Juli im Königlichen Hoftheater Paers 'Sargino' „an demselben Platz, auf demselben rothbeschlagenen Lehnstuhl, vor demselben Pianoforte" dirigierte, wie der Komponist 1803 bei der Uraufführung. Das Theater ging an guten und bösen Tagen wie ein Uhrwerk unbekümmert weiter; selbst in der Zeit der Schlacht bei Dresden war der Betrieb nur auf wenige Tage unterbrochen.

Trotz der doppelten Behinderung durch die allgemeine Not und Sorge sowie durch die intensive Theaterarbeit war Hoffmann in diesen $5\frac{2}{3}$ Monaten als Schriftsteller für Härtel und Kunz mit einigen wichtigen Werken und außerdem noch als Komponist tätig, während die Kleinarbeit des Rezensierens wegfiel.

Ende Juni nahm er die Arbeit am *'Magnetiseur'* wieder auf, und am 1. Juli, nach der *Probe* zu jener ihm denkwürdigen 'Sargino'- Aufführung, faßte er endlich Mut, die seit drei Vierteljahren aufgeschobene Komposition der *'Undine'* zu beginnen. Beide Arbeiten führte er abwechselnd fort; den 'Magnetiseur' schloß er Mitte August, den 1. Akt der 'Undine' Anfang September ab.

Mitte September wurde das große theoretische Gespräch *'Der Dichter und der Componist'* begonnen. Hoffmann brachte es ins reine, als die Nachrichten von der Schlacht bei Leipzig sich bestätigten; vermutlich ist erst damals der Schluß hinzugefügt, der den Krieg als Befreier aus dumpfem Dahinvegetieren feiert. „Die goldnen Thore sind geöffnet und in Einem Strahl entzünden Wissenschaft und Kunst das heilige Streben, das die Menschen zu Einer Kirche vereinigt."

Kurz vorher, Mitte Oktober, hatte Hoffmann einen *Hymnus* für die gern von ihm besuchte Dreyßigsche Singakademie gesetzt. Mitte November komponierte er in zehn Tagen mit Glück die erste Hälfte des 2. Aktes der *'Undine'*, aber nur, um diese Arbeit und jegliche Kompositionstätigkeit dann wieder *sieben Monate* ruhen zu lassen.

Alles drängte ihn jetzt zu dem Märchen vom *Goldenen Topf*, das ihn seit dem August in Gedanken beschäftigte. In diesem seinem romantischen Hauptwerk schildert er das tägliche Leben der Dresdener Bürger gelehrten Standes mit greifbarer Anschaulichkeit und läßt doch eine höhere Welt ahnen, in die für den Eingeweihten diese Wirklichkeit eingebettet ist. Ende November und Anfang Dezember schrieb er das erste Drittel davon nieder.

* *
*

Am 8. Dezember mußten Hoffmanns wieder ihre Sachen packen, und am 10. befanden sie sich wie früher im 'Goldenen Herzen' in der Fleischergasse zu *Leipzig*.

Die Anforderungen, die Hoffmanns Amt an ihn stellte, waren fast erdrückend. In der Regel hatte er täglich *zwei* Proben im ungeheizten Theater abzuhalten und dann abends zu dirigieren. Außer seiner Frau und dem Schauspieler Keller sprach er außerdienstlich in den ersten Monaten fast keinen Menschen. Am 11. Januar 1814 schreibt er ins Tagebuch: „Das tägliche Spielen wird mir im höchsten Grade zu[r] Last – die daraus folgende ungemüthliche St[immung] steht mei[n]e[n] hohen Zwecken entgege[n] – schon seit 8 Tagen schlafe ich unruhig und bin von ängstlichen Unglück weissagenden Traümen geplagt – übrigens lebe ich fortdauernd wie ein Anachoret – ohne Mittheilung – ohne Freunde!"

Zusammenstöße mit seinem Brotgeber waren schon in Dresden vorgekommen und wiederholten sich jetzt. Nach einer besonders heftigen Auseinandersetzung am 25. Februar mußte Hoffmann am 26. ins Tagebuch schreiben: „*Heute hat mir Seconda die Stelle aufgekündigt – consternirt* – ich mußte Abends in die Probe von [Paers] Camilla mit unbeschreiblichen Gefühlen – m[e]i[ne] ganze Carriere ändert sich abermahls!!" Er erkrankte dann heftig an einem gichtisch-rheumatischen Leiden, so daß tatsächlich sein Dienst schon vor Ablauf der Kündigungsfrist aufhörte. Als Sedonda ihn am 2. April aufforderte, nach Dresden zu kommen, lehnte er ab.

Hoffmann war in den gut drei Vierteljahren, die er jetzt in Leipzig verbrachte, literarisch so produktiv, wie niemals vorher und nachher. Das gilt auch durchaus schon von der Zeit, in der er noch für Seconda angestrengt tätig war.

Drei Tage nach der Ankunft begann er, das vollendete erste Drittel des *Märchens* ins *reine* zu schreiben; in den folgenden Wochen fuhr er damit fort. Inzwischen aber, noch vor Neujahr, lieferte er einerseits an Härtel zwei größere *Rezensionen* und andrerseits an Kunz eine chauvinistisch-rhetorische Darstellung der Schlacht bei Dresden in Form einer apokalyptischen *Vision*, die Napoleon mit giftigem Hasse als Ausgeburt der Hölle, dessen herzlich unbeträchtliche Gegner Alexander und Friedrich Wilhelm aber als strahlende Helden und Göttersöhne erscheinen läßt. So zeigt der Dezember 1813 gleichsam in einem Miniaturbild den dreifachen Charakter von Hoffmanns Schriftstellerei, die sie bis zu seinem Tode behielt: Hoffmann der *Künstler* schildert kraft seiner stets regen Beobachtung in tausend einzelnen Zügen das reale Leben und durchdringt kraft seiner Phantasie diese Welt mit einer zweiten, die nur er geschaut hat; Hoffmann der *Kunstrichter* beurteilt aufmerksam und durchaus wohlwollend, aber mit strenger Gerechtigkeit die Arbeiten von zwei Künstlern mittlerer Stärke; Hoffmann der *Literat* schreibt hemmungslos, was das Publikum lesen will – und, was das schlimmste ist, er glaubt selber daran.

In der ersten Hälfte des Januar 1814 schrieb Hoffmann für die AMZ den Brief des gebildeten Affen, der seiner in der Wildnis zurückgebliebenen Freundin die Segnungen der Zivilisation schildert, und das höchst interessante musikalische Fragment 'Die Automate'.

Vom 24. Januar, seinem 38. Geburtstage, bis Mitte Februar beendete er den 'Goldenen Topf' im Konzept, bis Anfang März in der Reinschrift, ohne sich dadurch am Rezensieren für Rochlitz hindern zu lassen.

Seitdem Kunz im Februar 1813 dem Rade von Hoffmanns dichterischer Phantasie den Anstoß gegeben, steht es nicht still: es läuft von Monat zu Monat schneller, obgleich die 'Undine' immer noch halb vollendet im Pulte schlummert. An demselben 4. März, an dem Hoffmann den 'Goldnen Topf' vollends ins reine brachte, ging ihm die Idee zu den 'Elixieren des Teufels' auf, jenes Romans, der die Schauer eines Calderónischen Mysteriums sehr geschickt mit den Schauern eines modernen Kriminalromans vereinigt. Hoffmann konzipierte den 1. Band des Werkes vom 5. März bis zum 23. April, die Reinschrift wird am 5. Mai fertig.

Immerhin brauchte er Geld: er zeichnete also eine Karikaturenserie, die ein leichtgeschürztes Gegenstück zu jener hochpathetischen 'Vision' darstellt, nämlich eine Reihe kolorierter Spottbilder auf den besiegten Napoleon. Hoffmann begann diese einträgliche Beschäftigung *am selben Tage* wie die 'Elixiere', nämlich am 5. März; das letzte Blatt entstand Mitte April. – Während dieser Zeit, am 8. März, besuchte ihn Rochlitz. „Er fand ihn", erzählt Rochlitz 1822 in der dritten Person, „in einem der geringsten Zimmer eines der geringsten Gasthöfe, auf einem schlechten Bett sitzend, wenig gegen die Kälte verwahrt, die Füsse von Gicht krumm zusammengezogen. Er hatte ein Bret vor sich liegen und darauf schien er beschäftigt. Mein Gott! rief jener, was machen Sie denn? »Karikaturen!« sagte H. lachend. »Karikaturen, auf die verwünschten Franzosen! Ich erfinde, zeichne und colorire sie. Ich bekomme für jede von . . . [Baumgärtner], dem Knauser, einen Ducaten.«"

Im *Mai* arbeitete Hoffmann abwechselnd an zwei Dichtungen geringeren Ranges, dem geistreichen aber in Ironie sich auflösenden Schauspiel *'Prinzessin Blandina'*, das nicht über den ersten Akt hinauskam, und der rüden Verbrechergeschichte *'Ignaz Denner'*, die Kunz mit Recht für die 'Fantasiestücke' ablehnte.

Dann erst wandte er sich zur *Musik* zurück. Im *Juni* beendete er den 2. Akt der *'Undine'* und um den 10. *Juli* den großen, auf ausgedehnten Studien beruhenden Aufsatz *'Alte und neue Kirchenmusik'*, zu dem Rochlitz ihn im April angeregt hatte.

Trotz seiner Produktivität hat Hoffmann nie die Absicht gehabt, von der Schriftstellerei zu leben. Da er sich nicht wieder in den Dienst eines privaten Theaterunternehmens stellen wollte, ging sein Streben jetzt nach der preußischen Hauptstadt, um dort zunächst ein leichtes Amt und später vielleicht einen Dirigentenposten an den Königlichen Theatern zu erhalten. Als er also am 6. Juli wieder ebenso zufällig wie vorm Jahr in Dresden dem Freunde Hippel begegnete, bat er diesen, ihn in Berlin womöglich als Expedient in einem Ministerium unterzubringen. In den nächsten Monaten wurde darüber verhandelt, mit dem Hoffmann wenig willkommenen Ergebnis, daß er zunächst als Hilfsrichter am Kammergericht arbeiten solle.

Vorher, in der zweiten Hälfte des Juli und den ersten Tagen des August, brachte er endlich den *Schlußakt der 'Undine'* zu Papier und lieferte daneben, um Geld zu bekommen, pseudonym eins der so beliebten musikalischen *Schlachtstücke*, 'Die Schlacht bei Leipzig', an Baumgärtner, den Verleger seiner Napoleon-Karikaturen.

Mitte September sandte er Härteln die letzten ihm noch aufgetragenen Rezensionen.

Am 24. reiste er fort nach *Berlin*, wo er am 26. eintraf und Anfang Oktober als Hilfsarbeiter beim Kammergericht eintrat.

* *
*

Auf Rochlitz' Wunsch schrieb er noch im Herbst einen zusammenhängenden Bericht über das *Berliner Musikleben* und sandte ihn am 10. Dezember nach Leipzig. Er richtete bei dieser Gelegenheit einige Bitten an Härtel, von denen ich eine als Beleg für sein Verhältnis zu dem ausgezeichneten Manne hersetze: „Ferner werden Sie selbst das unerhörte Unglück eines Tabakrauchers fühlen, wenn er mit verwöhnter Zunge am ganzen Ort kein Blatt finden kan, das ihm nicht Mund und Gaumen zerscheuert? – In der That ist der theuerste Tabak hier mit solch' unausstehlichen Samen zersezt, daß er mich wie Opium betaübt, könte ich wohl durch Ihre Güte auf irgend einem Wege und ohne Furcht den Mauthnern in die Hände zu fallen ein paar Pfund jenes herrlichen Knasters, den ich aus der Kraftschen Handlung *a* 1 rth 8 ggr das ℔ erkaufte, erhalten? – Der kleine Vorrath den ich von L[eipzig] mitnahm ist leider schon verraucht, denn von dem süßen Duft angezogen griff alles in meine Dose, und ich hatte wenigstens den Genuß, daß es in der That so roch wie auf dem Reichardtschen Kaffeehause."

Im Herbst 1815 wurde im Schauspielhause zur Feier der 400jährigen Regierung der Hohenzollern ein Festspiel von Fouqué, *'Thassilo'*, gegeben: der Korrespondent der AMZ erwähnte das im November „wegen der herrlichen Chöre der Krieger, der Frauen, Greise und Kinder, die von dem jetzt hier lebenden Regierungsrathe Hoffmann meisterhaft componirt sind."

Mit der *Aufführung* der *'Undine'* ließ das Königliche Schauspielhaus sich ebensoviel Zeit wie vorher Hoffmann mit der *Komposition* der Oper; sie wurde erst *1816* gegeben, am 3. August, als Festvorstellung an Königs Geburtstag. Die AMZ berichtete *dreimal* darüber, zuletzt ausführlich durch *Carl Maria von Weber.*

Hoffmann konnte nur mit einer wehmütigen Freude den Erfolg dieses Werkes genießen. Er erlebte ihn erst, nachdem sein Berufsschicksal sich entschieden hatte. Am 1. Mai desselben Jahres 1816 war er am Kammergericht als *Rat fest angestellt* worden und dadurch aller *Sorgen enthoben*, aber auch aller *Hoffnungen beraubt*. Im September des Jahres schreibt er einem *Komponisten:* „Mich selbst bitte ich gar nicht zu den gangbaren Componisten zu rechnen, da es mir zu sehr an Praktik fehlt um noch viel zu schreiben. *Undine* war höchst wahrscheinlich die erste und lezte Oper die ich hier auf das Theater brachte." Einem *Dichter* schreibt er 14 Tage darauf, daß es seit der Zeit, da er wieder in dem Triebrad des Staats lustig zutrete, mit seiner poetischen Gabe höchst miserabel aussehe. Einer Dichterin schreibt er noch im Herbst 1818: „Gewiß hegen Sie ein zu günstiges Vorurtheil für meine Werke, das mich zwar ehrt aber auch zugleich beschämt, da ich bis jezt, das Mährchen vom *goldnen Topf* vielleicht ausgenommen, *nichts* von eigentlicher Bedeutung geliefert."

Der Aufenthalt in Leipzig hatte, wie Sie aus diesen seinen Worten entnehmen, *nicht nur* den Abschied von der *Dirigententätigkeit* und vom *musikalischen Schaffen* großen Stils bedeutet: er war für eine Reihe von Jahren auch der Abschied von der *großen Dichtung*, die erst vom Herbst 1818 ab bis zum Herbst 1821 eine Nachblüte erlebte.



Das künstlerische Schaffen
E. T. A. Hoffmanns

in Umrissen angedeutet

von

Hans von Müller

*

Mit einer Steinzeichnung
von
Hugo Steiner-Prag

Leipzig
Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei
1926

Meinem Freunde

Heinrich Uhlendahl

zur Erinnerung

an den 25. Juni 1922

Vorwort

Im folgenden wird versucht, die Entwicklung des Künstlers Hoffmann aufzuzeigen. Bei Hoffmanns Vielseitigkeit bedarf es einer ganzen Akademie von Forschern, um seinem Leben und Schaffen gerecht zu werden; es wird in der Regel auf Täuschung oder Selbsttäuschung beruhen, wenn sich jemand den Anschein gibt, als vermöge er aus eigener Kraft die complicierte Individualität (in Temperament und Charakter, in Zu- und Abneigungen), den Untersuchungsrichter, den Componisten, den Musikschriftsteller, den Dramaturgen, den Verfasser der 'Elixiere', den Märchendichter, den Schöpfer des Kreisler und den geschickten Unterhaltungsschriftsteller zu übersehen (um von den Zeugnissen seiner geringer entwickelten Fähigkeiten, etwa als Dramatiker oder als Zeichner, Aquarellist und Gouachemaler zu schweigen). Meine eigene Arbeit gilt in erster Linie dem Menschen Hoffmann, wie er durch seine Bekannten dargestellt ist und wie er sich selbst darstellt in seinen Briefen, in seinen Tagebüchern und in den Kreislerschriften. In zweiter Linie habe ich mich um den Märchendichter bemüht; aber schon hierin bedarf ich der Arbeit der Mitstrebenden. Völlig auf solche angewiesen bin ich für den Componisten, für den Musikschriftsteller und für den geängstigten und niederdrückenden Verkünder des Dämonischen. Diese drei Hauptgebiete von Hoffmanns Production habe ich zwar zeitlich neu abstecken können, die Erkenntnis ihres Inhaltes verdanke ich aber anderen; im folgenden werde ich für jedes Einzelgebiet die Specialforscher nennen, denen ich mich anschließe.

Die Darstellung, die hier vorgelegt wird, beruht auf den Worten, die bei der hundertsten Wiederkehr von Hoffmanns Todestag, am 25. Juni 1922, im Plenarsitzungssaale des Kammergerichts zu Berlin gesprochen worden sind, nachdem der Chefpräsident dieses Gerichtes Hoffmanns äußeres Leben geschildert und ihn als Straf- und Untersuchungsrichter gewürdigt hatte. Daraus erklärt es sich erstens, daß die Daten von Hoffmanns Leben, insbesondere die Folge seiner vielen Wohnorte, als bekannt vorausgesetzt werden; sie sind auch jetzt nicht eingefügt, da sie sich aus jedem allgemeinen Nachschlagewerke ersehen lassen. Zweitens erklärt sich daraus das Schweigen auf speciellere Fragen (etwa nach dem höchst interessanten, ganz singulären Stil Hoffmanns) und drittens, leider, die Überfülle von Citaten — ein allenfalls zulässiger Behelf in einem erbetenen Vortrag, aber für einen Aufsatz zweifellos nicht angemessen. Diese beiden Mängel ließen sich nicht beheben, ohne daß man eine völlig neue Arbeit lieferte; wen sie stören, der mache den nachsichtigen Freund verantwortlich, der gegen die schweren Bedenken des Verfassers seit Jahr und Tag den Druck des Vortrages für das 150. Jahr nach Hoffmanns Geburt gefordert hat.

Wenn also auch von einschneidenden Änderungen abgesehen wurde, so ist doch manches weggelassen, was nur Ort, Zeit und Gelegenheit des Vortrages mit sich gebracht hatten; andrerseits sind Hinweise auf neue Funde eingefügt und namentlich ein langer Auszug aus dem Aufsatz 'Zur musikalischen Romantik', in dem Gustav Becking 1924 (in der Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte) als Erster den Componisten Hoffmann in die Geschichte der deutschen Musik eingereiht hat. Ich habe zu Beckings Darlegungen um so größeres Vertrauen, als er die von ihm betrachteten Componisten nach Altersgruppen zusammenstellt, also nach dem selben Princip verfährt, das ich seit einem Vierteljahrhundert auf die Dichter anwende. Während man bisher überzeugt war, daß „das Ideal des rein Romantischen im 'Freischütz' Fleisch und Bein geworden" sei, und bedauernd feststellte, daß der Kritiker Hoffmann das noch nicht ganz zu fassen vermochte, so sieht Becking in Hoffmanns und Webers Kunst zwei einander

entgegengesetzte Arten echt romantischer Musik, und wägt als echter Historiker Vorzüge und Nachteile beider Gattungen gegen einander ab, ohne aus persönlicher Vorliebe Partei zu ergreifen. Durch die Einfügung der m. E. grundlegenden Erkenntnis Beckings erhält das vorliegende Heft einen Wert, der es weit über den anspruchslosen Vortrag von 1922 erhebt.

Berlin, am 15. Januar 1926 Hans von Müller

Zum Anfang blicken wir flüchtig auf die vor 1804 liegende Zeit, in der Hoffmann die ihm gemäße Art noch nicht gefunden hatte. Er übte sein Talent zur bildenden Kunst bald in Gouachen allegorischen und historischen Charakters, bald in Portraits und Caricaturen, bald in der Decorierung von Zimmern und der Herstellung von Theaterprospecten. Er componierte Vocalmusik meist nach Goetheschen Texten und versuchte sich in Instrumentalcompositionen. Auf die Musik zu dem von ihm selbst gedichteten Singspiel 'Die Maske' (drei Akte, 1798/99; kürzlich von Friedrich Schnapp aufgefunden und vorbildlich herausgegeben) folgte die reifere Musik zu Goethes 'Scherz, List und Rache' (auf einen Akt zusammengezogen, 1801), an die der Componist noch in den letzten Jahren seines Lebens gern zurückdachte. Endlich schrieb Hoffmann in dieser Zeit zwei Romane (deren einer drei Bände umfaßte), die zum Glück ungedruckt blieben; er brachte Aphorismen und literarische Skizzen in Lichtenbergs und Sternes Art zu Papier und ließ sich durch ein Preisausschreiben Kotzebues sogar zu einem Lustspiel (in drei Akten) verleiten, das mit Recht keinen Preis, aber immerhin eine ehrenvolle Erwähnung erhielt.

*

Im Frühjahr 1804 trat Hoffmann als Rat am preußischen Obergericht in Warschau in einen Kreis künstlerisch interessierter Juristen ein und wurde durch sie in die damals modernen Probleme eingeführt. In erster Linie sind hier Heinrich Loest und Eduard Itzig zu nennen,

die, aus Berlin stammend, dort August Wilhelm Schlegels Vorlesungen gehört hatten und nun Hoffmann mit den Schätzen der Romantik im weiteren Sinne, insbesondere mit den Dramen Calderóns in Schlegels Übersetzung, mit den deutschen Originaldichtungen von Novalis, Tieck und Brentano und mit den Kunstschriften Wackenroders bekannt machten. In zweiter Linie sind aus diesem Kreise Hoffmanns mit Itzig eng befreundeter Landsmann, der mystische Dramatiker Zacharias Werner, zu nennen und der Schlesier Franz Anton Morgenroth, der sich später ganz der Tonkunst widmen sollte.

In diesem Kreise fand Hoffmann den festen Halt für sein Leben und Schaffen in der Gesinnung und Lehre der Romantik, die über das schale Leben des Alltags einen Himmel von Seligkeit wölbt, der dem gehört, der ihn mit dem inneren Sinne schaut. Achtzehn Jahre lang, von Mitte 1804 bis Mitte 1822, hat Hoffmann in dieser Gesinnung ein oft sehr schweres Leben ertragen und in fast ununterbrochener Folge Werk auf Werk hervorgebracht.

Diese achtzehn Jahre zerfallen nach der Art von Hoffmanns Production in zwei fast gleiche Hälften.

Erste Hälfte
1804 – 1813

Von Tieck und Wackenroder lernte Hoffmann, daß die Musik die höchste aller Künste, ja die Kunst κατ᾽ ἐξοχήν sei. Dem gemäß gehörte sein Schaffen von 1804 bis Anfang 1813 ungeteilt der Tonkunst.

Compositionen

Übersicht über die Hauptwerke

Noch 1804 schuf er sein erstes großes Werk, die Composition von Brentanos 'Lustigen Musikanten'. Ich kenne die Partitur, die in Paris liegt, nur aus der Besprechung des Berliner Liedercomponisten und Justizrats Friedrich Wollank aus dem Jahre 1828. Danach ist das selbständigste und schönste Stück der Composition das Quartett, das mit der Strophe beginnt:

Da sind wir Musikanten wieder,
Die nächtlich durch die Straßen ziehn;
Von unsern Pfeifen frohe Lieder
Wie Strahlen durch das Dunkel fliehn.

Es zeichnet sich, nach Wollank, aus durch die glückliche Behandlung des Textes in den contrastierenden Empfindungen, durch Frische der Melodien und effektvolle Begleitung. Von überraschender Wirkung ist es, wenn nach den wehmütigen Zwischenstrophen der Fabiola, des Piast und des Knaben in stürmischer, heftiger Fröhlichkeit der vierstimmige Refrain mit seinen kurzen Rhythmen wieder einfällt:

Es sauset und brauset
Das Tamburin;
Es rasseln und prasseln
Die Schellen darin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern;

Um Sing und um Sang,
Um Kling und um Klang
Schweifen die Pfeifen
Und greifen ans Herz
Mit Freud' und mit Schmerz.

Noch im April 1809 schreibt Hoffmann einem Freunde, von den 'Lustigen Musikanten' datiere er seine bessere Periode.

1807 schuf Hoffmann unter dem Titel 'Liebe und Eifersucht' eine dreiaktige Oper nach Calderón-Schlegels 'Schärpe und Blume'. Eine Reihe von anderen Arbeiten dieser Art übergehen wir, um nur noch das Hauptwerk der Bamberger Zeit zu nennen: die 1811/12 entstandene Musik zu der dreiaktigen großen romantischen Oper 'Aurora' von Holbein. Von Max Voigt entdeckt, ist sie von Erwin Kroll ausführlich gewürdigt. Nach dessen Darlegungen zeigt das Werk „bereits die charakteristischen Züge der deutschen romantischen Oper"; Hoffmann verwendet darin „Leit- und Erinnerungsmotive, er arbeitet ständig auf musikalischen Contrast hin, er verfeinert die Orchesterfarben und mischt sie auf neue Art, er bedient sich bestimmter, durchgehaltener Tonarten und kühner Harmonien zur Charakterisierung".

Zu Werners Trauerspiel 'Das Kreuz an der Ostsee' lieferte Hoffmann 1805, noch in Warschau, die Musik, in Bamberg desgleichen zu den dreiaktigen Melodramen 'Dirna' (anscheinend aufgeführt in Bamberg, Nürnberg, Donauwörth und Salzburg) und 'Saul' (in Bamberg und Würzburg gegeben).

Von Kirchencompositionen sind eine Messe (1803/05), ein Miserere (1809) und eine Reihe schöner Hymnen zu nennen, darunter die herrlichen A-capella-Chöre 'Ave maris stella' und 'O sanctissima' (beide 1808).

Unter Hoffmanns weltlichen Instrumentalcompositionen folgte auf mehrere Sonaten (vier von Becking herausgegeben und eingeleitet) und das spätestens 1807 entstandene Quintett in C-moll (ebenso) als bedeutendste das Grand Trio in E-dur (1809).

An Vocalmusik hat Hoffmann einige große Arien und zahlreiche Duettinen und Canzonetten geschaffen.

Die historische Stellung des Componisten Hoffmann

Becking teilt die deutsche musikalische Romantik in drei Altersgruppen, die durch je zwei führende Meister vertreten sind. Die erste Generation besteht aus den Altersgenossen der literarischen Hochromantiker, also der Novalis, Tieck und Wackenroder (geb. 1772/73) und wird repräsentiert durch den Prinzen Louis Ferdinand von Preußen und Hoffmann (geb. 1772/76). Die zweite Generation entspricht in ihrem Geburtsalter der Spätromantik, deren größter Lyriker, Eichendorff, 1788 geboren war: ihre Vertreter sind Weber und Schubert (geb. 1786/97). Die dritte Generation liegt ihrem Alter nach schon außerhalb der literarischen Romantik: ihre beiden Repräsentanten Mendelssohn und Schumann (geb. 1809/10) sind noch um einige Jahre jünger als die letzten Nachzügler der literarischen Romantik, die Lenau, Mörike und Anastasius Grün (geb. 1802/06).*)
Hier ist nur anzudeuten, wie Becking die erste, in den 1770er Jahren geborene Generation abhebt gegen ihre classischen Vorgänger und namentlich gegen ihre Nachfolger, in denen das populäre Vorurteil die Romantiker an sich sieht.

---

*) Wagner und Brahms rechnet Becking nicht mehr zu den Romantikern. Wagner, der dem Geburtsalter (1813) nach dem jungen Deutschland sehr nahe steht (Feuerbach 1804, Laube und Stirner 1806, Gutzkow 1811) ist nach Becking durchaus im Realen eingestellt. „Der Egoismus des Wirklichkeitsmenschen, der lange Zeit zurückgehalten war, der vitale Drang sich durchzusetzen, brach überall durch: und Richard Wagner war Führer und Repräsentant dieses Geistes. Für ihn gibt es keine Wissenschaft um ihrer selbst willen, kein 'L'art pour l'art'; nichts hat Wert außerhalb des Lebens. ... Nicht die Welt spendet dem Menschen Geheimnisse, deren teilhaftig zu werden ihn glücklich macht; Erfüllung seiner selbst, machtvolle Durchführung der in ihm lebenden Kräfte ist seine Bestimmung. Hierher auch, nicht aus Himmelshöhen, stammt die Liebe, welche die Welt erlösen soll. ... Isolde, die sich selbst ins 'Reich der Nacht' trägt und dort letzte Steigerung ihrer (menschlichen) Liebe, 'höchste Lust' feiert, geht den umgekehrten Weg wie der Romantiker, der von dort oben immer nur Ideales empfängt."
Bei Brahms (geboren 1833 als Altersgenosse der Hamerling und Felix Dahn) nimmt nach Beckings Eindruck alles Romantische sich aus wie eine fremde Welt, „die der Componist, wie der Dichter eines historischen Romans, schildern kann, ohne darin unterzutauchen".

Der classische Musiker — Haydn, Mozart, Beethoven — beherrscht und prägt sein Object (die Welt) nach den Gesetzen der Vernunft. Componieren heißt ihm: verarbeiten, formen, gestalten; er führt stets. Der Romantiker aber, Hoffmann wie Weber, läßt sich führen. Er „durchforscht seine Welt, erlebt ihre Schönheit und eignet sie sich an. Aber es erscheint ihm unmöglich, sie nach seinem Willen zu lenken, sie umzuformen und zu gestalten." Er ergibt sich dem Gegebenen.
Die erste Generation der romantischen Componisten, vertreten durch Louis Ferdinand und Hoffmann, empfindet alle gute Musik als romantisch. Beide übernehmen in ihren Compositionen unverändert Mozartsche Wendungen, „augenscheinlich in dem Glauben, daß es idealeres, vortrefflicheres Material gar nicht geben könne ... Da die Componisten davon überzeugt sind, daß die Classiker die Grundregeln der Musik überhaupt mustergültig aufgestellt haben, leisten sie ihnen in allem Erlernbaren unbedingte Gefolgschaft." Nur deuten sie diese übernommenen Formen in romantischem Sinne.
Hoffmann verwechselt — darin wie Wackenroder Schüler der Aufklärung — die individuelle Eigenart des Schaffens mit der Beherrschung bestimmter Regeln. So empfindet er seine classischen Vorgänger (etwa Mozart) als Seher, die außerdem eine besonders kunstvolle Fachtechnik besitzen. Wenn ein begabter Musiker diese Technik sich zu eigen macht und ihr Bachs Kontrapunkt hinzufügt, daneben dann noch fleißig Palestrina und die Neapolitaner studiert, dann kann es ihm nach Hoffmanns Ansicht nicht fehlen. Das Kunstwerk ist für Hoffmann ein Tor zu einer dahinter liegenden Welt; ist das Zauberwort gesprochen, so öffnet es sich, und der Musiker kann Dschinnistans Schätze mit Händen greifen. „Einzig Staunen und Hingabe bleibt dem Componisten, nicht Gestaltung. Seine Herrschaft reicht nur bis an die Pforte des romantischen Reiches ... Hier ist seine Macht zu Ende; auf die Gestalten, die nunmehr ihr Spiel beginnen, hat er keinen Einfluß mehr. ... Auch Louis Ferdinand versteht die schwarze Kunst, in alten, kaum geänderten Formen und Gehäusen versteckte Türen zu finden, die in Hoffmanns Geisterreich führen. Er stößt sie auf, und ungehindert wogen die Bilder. Aber ... die Phantasiewelt hat keine Wirklichkeit, es fehlt ihren Erscheinungen

die anschauliche Gestalt. Sie sind leere Schemen, nur von Sehnsucht durchzogen. . . . Die Realisierung würde allen Reiz vernichten."

Anders die zweite Generation, Weber und Schubert. Ihnen gilt nicht mehr jede gute Musik als romantisch. Was der Componist eigentlich meint, das hat er ihrer Ansicht nach anschaulich darzustellen; es genügt nicht, daß er es ahnen läßt. Dadurch wird „die freie Phantasie und das ungebändigte Erlebnis, das bei Hoffmann gewissermaßen nur so auf der Lauer lag", ausgeschlossen.

Was speciell die Oper angeht, so fordert Hoffmann, daß der Text ein echtes Drama sei und die Musik sich der stetig herausgearbeiteten Handlung einordne: das Hauptgewicht soll also auf die Ensemblesätze als die eigentlichen Knotenpunkte der Handlung fallen. Weber dagegen beschränkt sich—wie Hoffmann in seiner 'Freischütz'-Besprechung feststellt – im wesentlichen darauf, durch Lieder und Chöre Zustände und Stimmungen zu schildern (um von der durch Webers eigene Schuld total mißglückten dramatischen Anlage der 'Euryanthe' nicht erst zu reden). „Hoffmann schwebt etwas viel Umfassenderes vor, als Weber in seiner Art vollenden kann. Der 'Freischütz' rundet ab, vereinheitlicht, aber schränkt zugleich stark ein. Die Fiction des für die Oper passenden Dramas wird aufgegeben; die Poesie wird wieder die gehorsame Tochter der Musik und Abstecher ins Gebiet des eigentlichen romantischen Dramas sind ihr nicht mehr verstattet." – Zweiter Gegensatz: Hoffmann vollzieht, wie oben angedeutet, die Einheit von Oper und Drama nur in der Phantasie. Was er eigentlich meint, das verwirklicht er nicht. „Formung ist nicht das Ziel; das Fenster zum Geisterreich genügt. Weber dagegen, der mit der zwiespältigen Form nicht arbeiten kann, verwirft auch den doppelten Schauplatz. Sowohl die schemenhafte Phantasiewelt wie die banale Wirlichkeit, die bei Hoffmann wie durch Parallelismus mechanisch mit einander verbunden waren, gibt er auf. Sein anschauliches Märchenreich liegt in der Mitte zwischen beiden: es hat weder ihre Nachteile noch ihre Vorzüge. Die Geister gewinnen Fleisch und Blut, aber sie verlieren ihren tiefen Sinn. Samiel ist ein handfester Bilderbuchteufel, sehr schwarz, aber ohne Connexionen in Hoffmanns Geister-

reich ... Die Menschen dagegen zeichnen sich durch höchste Idealität aus, aber sind als Wirklichkeitstypen unmöglich. Hoffmann, der immer vom literarischen Drama aus urteilte, fand dies alles abgeschmackt."

Der gleiche Unterschied der beiden Generationen besteht in ihrem Ideal vom Liede. Nach Hoffmanns Forderung soll auch hier der Componist der Intention des Dichters entsprechen. „Der Musiker muß sich also in seine Vorlage so hineinversetzen, als ob er der Verfasser selbst wäre. Dann wird derselbe Funke, der im Innern des Dichters das Lied entzündete, in seiner Seele den Ton wecken, der dort wie ein wunderbares, alles in sich schließendes, alles beherrschendes Geheimnis ruht." Technisch hat der Componist so zu verfahren, daß er den Kern des Ganzen in einer einzigen bündigen Melodie trifft, ohne auf Einzelheiten einzugehn und allen Wendungen des Dichters zu folgen: in gewissem Sinne stehen also das poetische und das musikalische Kunstwerk neben einander. Schubert dagegen strebt nicht danach, den vom Dichter gegebenen Tatbestand nachzuerleben, sondern er stellt sich vor, wie er selber in ähnlicher Lage empfinden werde. „Alles geht durch die 'Auffassung' hindurch, die sich von der Deklamationsform der Texte stets ziemlich weit entfernt. Der Neuguß zählt allein als wirkendes Kunstwerk, und nichts bleibt daneben bestehen, was die Einheitlichkeit der neuen Form stören könnte."

Ähnliche Unterschiede bestehen in dem Verhalten zum Ton an sich. Der Classiker fesselt ihn; er zwingt ihn, als Grundton zu ruhen. Der Romantiker läßt ihn ungehemmt ins Weite hinausklingen und ausschweifen; er läßt sich vom Glanz der Akkorde überwältigen. In dieser Ausstrahlung der objectiven Erscheinung sah Hoffmann das Absolute, das Unendliche. Aber schon in der Märchenwelt Webers und Schuberts haben Schweifen und Glanz keine Beziehung mehr zum Unendlichen: ihre Welt ist tatsächlich geschlossen, nur ignorieren sie, solange es geht, die Grenzen, und wundern sich, wenn sie nach kurzer Wanderung im Kreise sich wieder zu Hause finden.

Zusammenfassend führt Becking für die romantische Dichtung und Musik aus: die Generation Novalis-Hoffmann sucht nach der

schemenhaften blauen Blume als Symbol einer wesenlosen Welt; die Generation Eichendorff-Weber-Schubert schwimmt wohlig in den anschaulichen Qualitäten einer nicht mehr erstrebten, vielmehr erreichten und ruhend um uns her gebreiteten idealen Umgebung märchenhafter Stimmungen. Sie verzichtet „auf das Erlebnis des 'Absoluten', um dessentwillen Novalis und Hoffmann alle Banalitäten der anderen Seite gern mit in Kauf genommen hatten ... Hoffmanns Dschinnistan ist im einzelnen unbeschreiblich; nur in Bildern und Metaphern läßt sich davon reden." ... Als der höchste, unteilbare Wert, den es darstellt, „belohnt es denjenigen, der es zu erleben imstande ist, nur durch die Tatsache seiner Erschließung". Bei Weber dagegen sitzen wir mittendrin in der 'Waldromantik'. „Wie in einem Prisma brechen sich die Strahlen, und die bisher bleichen Schemen schillern in allen Farben. Der 'Freischütz' schüttet die ganze Fülle der neuen Qualitäten wie aus einem Wunderhorn über uns aus; und Schubert kann sich gar nicht genug tun, aus dem Reichtum seiner Nacherlebnisse immer neue Schätze zu heben. Nicht auf problematische Klänge und Klangfarben, wie sie bei Hoffmann weiten Ausblicken in das Geisterreich dienten, kommt es jetzt an, sondern auf anschauliche Charakteristik, bequem ausgebreitet zum Auskosten. Hoffmann verwirft musikalische Illustration, Weber verwendet sie mit Vorliebe. ... So trennen sich die Welten der beiden Generationen, und die zweite geht wahrlich nicht allmählich aus der ersten hervor. Zwischen beiden liegt ein entscheidender Einschnitt; die 'Undine' ist nicht Vorläuferin des 'Freischütz', sondern ein Typ für sich."

Musikalische Aufsätze

Wie aus den eben citierten Ausführungen Beckings bereits ersichtlich geworden ist, hat Hoffmann sich nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch eingehend mit den Erfordernissen der Tonkunst beschäftigt. Im März 1808 schrieb er für ein Wiener Fachblatt im Anschluß an eine Berliner Aufführung über das Wesen des Melodrams; das Blatt ging ein, ehe der Artikel erscheinen konnte, einen

Auszug daraus von Hoffmanns Hand hat aber Oskar Krenzer aufgefunden und mit sorgfältigen Erläuterungen veröffentlicht. Von 1809–1814 schrieb Hoffmann in ähnlicher Art für die Leipziger ‚Allgemeine Musikalische Zeitung'*); diese Texte sind auf Grund einer 1908 von mir veröffentlichten kritischen Liste 1912 von Georg Ellinger in vorbildlicher Art herausgegeben und mit großer Umsicht und Liebe eingeleitet. Allerdings hat der Leser sich stets vor Augen zu halten, daß Hoffmann nicht historisch vorgeht, sondern, ohne sich dessen bewußt zu werden, das überkommene classische (oder barocke) Musikgut romantisch umdeutet. Mit diesem Vorbehalt gebe ich im folgenden einen kurzen Auszug aus Ellingers Darlegungen:

Hoffmanns praktische Übung in der Tonkunst ist in gleicher Weise wie die ihm innewohnende poetische Kraft diesen Beurteilungen zustatten gekommen. Infolge der Vertrautheit mit der musikalischen Formensprache, die er der unausgesetzten Übung im musikalischen Satze verdankte, konnte er die äußere Structur des zu besprechenden Werkes sicher erfassen. Und die Hingebung, mit der er sich zum Zweck eigener schaffender Arbeit in das damals in der Musik Erreichte versenkte, machte es ihm möglich, das Kunstwerk unmittelbar nachzuempfinden und gleichsam aus sich heraus neu zu schaffen. So berücksichtigt er in seinen Besprechungen auf das genaueste den äußeren Aufbau des Werkes und verdichtet zugleich den Stimmungsgehalt durch poetische Vorstellungen. Er schiebt dabei an die Stelle der musikalischen Eindrücke verwandte sichtbare, körperliche, und versinnbildlicht so die Grundstimmung des Klanges durch äußeres Geschehen. So verbindet er in Wackenroders Art, aber weit virtuoser als dieser, das romantische Helldunkel mit eindrucksvoller, sinnfälliger Darstellung.

Den Recensionen pflegt er ausführliche allgemeine Betrachtungen voranzuschicken, die den Leser in Stand setzen, das zu besprechende Werk richtig zu würdigen. In diesen Einleitungen handelt er, histo-

*) Seit 1816 hat Hoffmann dann, wie hier vorweggenommen werden mag, ausführliche Aufführungsberichte für Berliner Blätter geschrieben, als letzten den oben wiederholt erwähnten über die Première des 'Freischütz'. Die Hauptreihe dieser Arbeiten ist auf Grund stilistischer Indicien von Felix Hasselberg ermittelt, aber noch nicht wieder abgedruckt.

risch oder grundsätzlich, u. a. über die in Haydn, Mozart und Beethoven erreichte Blüte der Instrumentalmusik, über die Symphonie, den Operntext, die Geschichte der Oper, das französische Singspiel, den Unterschied von Lied und Arie, das Wesen der Kirchenmusik und das Oratorium. Er versucht in diesen Darlegungen, sich über die in dem innersten Wesen der Kunst begründeten Gesetze klar zu werden, lenkt aber dabei seinen Blick immer wieder auf das geschichtlich Gewordene. Tolerant auch gegen geringere Künstler, sobald er redliche Bemühung feststellt, deutet er den Geist der großen Meister in einer Weise, die vor ihm niemand geahnt, nach ihm niemand übertroffen hat.

Musikalische Erzählungen

Noch im Jahre 1808 erwuchs Hoffmann aus der Form der musikalischen Erörterung eine neue Gattung: die romantische musikalische Erzählung. Die Schriften dieser Art hatten bei Hoffmann von vorn herein einen stark offensiven Charakter: sie sind nachdrücklich in philistros gerichtet. Gleich in dem ersten Werke dieser Gattung, dem 'Ritter Gluck' von 1808, läßt Hoffmann einen Wahnsinnigen den Berliner Musikbetrieb verspotten, und er stellt sich dabei durchaus auf die Seite des Wahnsinnigen. 1810 schildert er seine Bamberger Musiklehrerexistenz bitter in den 'Musikalischen Leiden des Kapellmeisters Johannes Kreisler'. 1812 berichtet er als reisender Enthusiast über eine Bamberger Aufführung des seit der Studentenzeit eingehend studierten und über alles bewunderten 'Don Juan', bei der ihm eine völlig neue Deutung der Handlung aufgeht, über die heute noch gestritten wird. Alle drei Werke sind in Bezug auf greifbare Anschaulichkeit kaum zu überbieten, und trotzdem ist namentlich das dritte, der 'Don Juan' von einer fast beispiellosen magischen Kraft der Stimmung.

*

Mit diesem außerordentlichen Werk und der Besprechung von Beethovens Trios schließt die erste Hälfte von Hoffmanns Meisterzeit.

Die zahlreichen Schöpfungen dieser neun Jahre gehören, wie wir gesehen haben, alle irgendwie der Tonkunst an; sie stehen durchweg auf einem hohen Niveau, und der Freund Hoffmanns wird immer mit besonderer Liebe bei dieser Zeit verweilen — wenn auch die höchsten Werke der *zweiten* Hälfte vorbehalten blieben.

Zweite Hälfte
1813–1822

Die zweite Hälfte von Hoffmanns Künstlerzeit beginnt am Abend des 15. Februar 1813 mit einer Unterredung zwischen ihm und seinem Bamberger Verleger Kunz.

Berganza / Magnetiseur / Undine

Hoffmann hatte sich gerade vorgenommen, die lange aufgeschobene Composition von Fouqué's 'Undine' zu beginnen, aber Kunz wußte ihn zu bestimmen, vorher für eine von ihm geplante Sammlung Hoffmannscher Aufsätze eine ausführliche Satire auf die Bamberger Salons zu verfassen, die 'Nachricht von den neuesten Schicksalen des [von Cervantes erfundenen] Hundes Berganza'.
War hier noch vielfach von Musik die Rede, sodaß man die Arbeit bis zu einem gewissen Grade als eine Fortsetzung der 'Musikalischen Leiden des Kapellmeisters Kreisler' ansprechen kann, so führte gleich die folgende Erzählung für Kunz auf ein Gebiet, das für den Hoffmann der letzten Zeit charakteristisch ist und das immerhin im 'Don Juan' schon gestreift worden war: die Frage nach dem geheimnisvollen Einfluß eines starken Willens auf einen schwächeren mittels magnetischer Kraftübertragung. Es ist der 'Magnetiseur', der mit zwei größeren Unterbrechungen mühsam vom Mai bis zum August 1813 zu Ende geführt wurde.
In einer Pause der Arbeit am 'Magnetiseur', am 1. Juli 1813, wurde endlich die 'Undine' begonnen. Aber auch sie ist erst nach langen Unterbrechungen zu Ende geführt worden, 13 Monate nach Beginn. Diese erste größere Composition der Spätzeit blieb auch die letzte, und so sei es gestattet, die Oper an der Hand eines 1906 geschriebenen Aufsatzes von Hans Pfitzner, der bekanntlich einen Klavierauszug von ihr besorgt hat, kurz zu würdigen:
Die Ouvertüre und die großen Ensemblesätze sind mit sicherer Hand hingestellt und zeigen den mit der Form wohlvertrauten Musiker.

Überhaupt ist die Technik des ganzen Werkes eine durchaus ernste; sogar eine gewisse Vorliebe für kontrapunktische Bildungen ist zu beobachten, die oft zu einer nicht kunstlosen, wohlklingenden Polyphonie führt. Was die Melodie angeht, so sind manche liedförmige Stücke Mozarts würdig. Die Harmonik ist logisch, immer dramatisch ausdrucksvoll, sprechend und deutend, mitunter fast kühn zu nennen. Auch Leitmotive finden sich, häufiger und consequenter als bei Mozart und Beethoven, früher als bei Weber: Undine, Kühleborn, der Pater Heilmann sind durch ein solches kenntlich, andere Motive bezeichnen die Warnung vorm Treubruch und den rührenden Abschied Undinens. Die Instrumentation weist zuweilen besondere Feinheiten auf. Als besonders bemerkenswert erscheint es Pfitznern, daß Hoffmann, der leidenschaftliche Verehrer und Kenner italienischer Musik, keinen italienischen Zug in diesem Werke habe; gegenüber Mozart mute es deutsch an und sei insofern ein Mittelglied zwischen Mozart und Weber.

In den Pausen der 'Undinen'-Composition, insbesondere in der Zeit zwischen dem 17. November 1813 und dem 17. Juni 1814, in der die Arbeit an der kaum halb vollendeten 'Undine' so gut wie vollständig ruhte, entstanden zahlreiche wichtige Schriften, darunter der 'Goldne Topf' und der erste Teil der 'Elixiere des Teufels'. An jede dieser beiden Dichtungen knüpft sich eine Reihe ähnlicher an, die man als philosophische Märchen resp. als dämonische Erzählungen bezeichnen kann. Da die zuletzt genannte Reihe früh wieder abbricht, möchte ich sie zuerst besprechen, obwohl die 'Elixiere', an die sie anschließen, jünger sind als der 'Goldne Topf'.

Die dämonischen Erzählungen

Die 1814/15 verfaßten 'Elixiere des Teufels' beruhen auf einer fatalistischen oder genauer gesagt dämonischen Weltanschauung, wie vor ihnen in gewisser Weise schon der 'Don Juan' und der 'Magnetiseur' und wie nach ihnen unter anderen die drei 1815/16 entstandenen von Offenbach vertonten Erzählungen (die 'Abenteuer der Silvesternacht', der 'Sandmann', die Krespelgeschichten) und

das 1817 gedichtete 'Majorat'. Der französisch schreibende Paul Sucher, ein Schüler des vortrefflichen Novalis- und Nietzsche-Interpreten Henri Lichtenberger, hat 1911 in der weitaus besten gelehrten Arbeit, die bisher Hoffmanns Dichtungen gewidmet ist, gezeigt und Max Pirker hat es in seiner ausgezeichneten Besprechung dieses Werkes weiter ausgeführt, daß Hoffmann occulte feindliche Mächte postuliert, die plötzlich auftauchen, um den Menschen hinterlistig und tückisch auf Schritt und Tritt zu belauern. Diese 'dunkle Macht' heftet sich an irgendein unbedeutendes Ereignis und lähmt von da an jeden Willensentschluß des Helden. Das den Leser beklemmende passive Lebensgefühl, das diesen Dichtungen zu Grunde liegt und das u. a. ebenso vorherrscht in Tiecks romantischen Jugendwerken (ich erinnere nur an den 'Blonden Eckbert') wird verstärkt durch Vorstellungen von Vererbung des Charakters, ja von ausgesprochener Seelenwanderung; ein und dasselbe Leben mit all seinen schauerlichen Verbrechen wird in verschiedenen Generationen wiederholt.
Wie ich bereits im Herbst 1921 in einem Vortrage über die Erzähler der deutschen Romantik ausgeführt habe, dürfte diese düstere Lebensansicht Hoffmanns in erster Linie zurückzuführen sein auf die tiefe Versenkung in Calderóns Dramen, von der seine Briefe und Aufsätze aus dem Sommer 1812 Zeugnis ablegen. Die Lebensanschauung und die Kunst dieses Classikers der Gegenreformation ist in Julius Harts zu wenig bekannter Geschichte der Weltliteratur unübertrefflich zusammengefaßt; ich kann die Grundstimmung der 'Elixiere des Teufels' und der verwandten Dichtungen Hoffmanns nicht besser charakterisieren als durch Harts Worte, obgleich dieser dabei nicht im entferntesten an Hoffmann gedacht hat: „Klagende Stimmen, Laute der Wehmut tasten aus der Calderónschen Poesie hervor, und ein trüber Flor der Melancholie liegt über ihr verschlungen. In all dem Glühenden und Glänzenden, in all den Farben und Lichtern steht schweigend ein dunkler Schatten, der uns aufregt, heimliche Schauer durch unsere Seele jagt; und durch die üppige, sinnliche, berauschende Musik klingt unaufhörlich, unablässig ein dumpfer, schwerer Ton, wie der ferne Hall einer Totenglocke, und läßt die Nerven erzittern."
Der Zufall, das Schicksal, kurz das, was sich nicht aus dem Spiel

der Kräfte errechnen läßt, wird für Calderón, wie Hart weiter ausführt, „zu einem Finsteren, Dämonischen, zu einem Unheimlich-Gespenstischen und Grauenhaften, das über dem Leben hängt, dessen Nichtigkeit und die Schwäche des Menschen erweist, und wieder zu einem Mystisch-Dunklen, Erhabenen, das die Seele von Andachtschauern erbeben läßt. Wohl besitzt der Mensch einen freien Willen, doch ist er auch wie die Welle, die von Stein zu Stein hinfällt. Über dem blind Dahinschreitenden wohnen höhere Gewalten. Ein guter und ein böser Engel gehen zu seiner Rechten und Linken und führen ihn durch das düstere enge Felsental des Lebens. In jenem verkörpert sich das Schicksal als himmlische Gnadenmacht, in diesem das Schicksal als Urschuld und Erbsünde. Jener eine dumpfe, schwere Ton, der unablässig durch die Musik Calderóns einförmig, erregend hinklingt, fließt mit hervor aus dieser Melancholie des Fatalismus. Er hat etwas Lähmendes an sich, wie die Ahnung eines schweren hereinbrechenden Unheils, und das Lastende eines Alpdruckes: über der ganzen Welt des Dichters liegt ein großes Bangen ausgegossen, ein dumpfes Erwarten. Mit gebundenen Händen steht der Mensch, ein Kraftloser, ein Verurteilter, und starrt mit weitgeöffneten kranken Augen in das Licht des Tages hinein. Er weiß, daß auf seine Stärke nichts mehr ankommt und daß er nichts mehr als ein Opfer in den Händen einer höheren Gewalt ist. Was hat diese über ihn beschlossen? Wird sie ihn verurteilen, oder wird sie ihn begnadigen?" Die Wucht, mit der die hierher gehörigen Werke, insonderheit die 'Elixiere', der 'Sandmann' und das 'Majorat', sich dem Gedächtnis des Lesers einprägen, verleitet dazu, diesen Eindruck für Hoffmanns ganze Production zu verallgemeinern. Dem gegenüber möchte ich mit Nachdruck hervorheben, daß die soeben dargelegte finstere, fatalistisch-quietistische Weltansicht sich in voller Stärke nur in Werken aus den Jahren 1812—1817, insbesondere aus der Zeit vom März 1814 bis zum September 1816 bemerkbar macht. Schon 1818 sah Hoffmann selbst auf diese Zeit wie auf etwas Überwundenes zurück. Im October dieses Jahres, während der Arbeit an dem freien und heiteren Märchen 'Klein Zaches', schreibt er einer Kunstgenossin, die ihm ihre Huldigung dargebracht: „Gewiß hegen Sie ein zu günstiges Vor-

urteil für meine Werke, das mich zwar ehrt aber auch zugleich beschämt, da ich bis jetzt, das Märchen vom goldenen Topf vielleicht ausgenommen, nichts von eigentlicher Bedeutung geliefert".

Die Märchen

In dem Märchen, das Hoffmann hier mit Recht hervorhebt, und in den späteren Dichtungen der gleichen Gattung hält Hoffmann sich im wesentlichen frei von dem lähmenden Angstgefühl, das den Grundton der eben besprochenen Dichtungen bildet. Der 'Goldne Topf' ist gleich dem ersten Teil der 'Elixiere' in der großen 'Undinen'-Pause, und zwar im Winter 1813/1814 entstanden. Hoffmann bezeichnet das Werk als ein „Märchen aus der neuen Zeit": tatsächlich ist es eine in der jüngsten Vergangenheit in Dresden spielende Geschichte mit mythischen, in der Urzeit liegenden Voraussetzungen. Die dritte und die achte der zwölf „Vigilien" geben den Grundgedanken, der sich schon bei dem französischen Mystiker Saint-Martin findet, dessen Hauptwerke gerade 1811 und 1812 ins Deutsche übersetzt waren: der Funke der Erkenntnis hat die ursprüngliche Einheit der Natur gesprengt, den heiligen Einklang der Wesen gestört, die Weltseele in Millionen einander fremder Einzelseelen zerspalten; das Einzelwesen kann nur zum Glück gelangen, wenn es sich dem Allwesen hingibt. Die Tochter des Geisterfürsten sagt in der achten Vigilie dem Studenten Anselmus von sich und ihren beiden Schwestern, die den Menschen in Schlangengestalt erscheinen: „Zur Frühlingszeit sollen sie sich in den dunklen Holunderbusch hängen und ihre lieblichen Kristallstimmen ertönen lassen. Findet sich dann in der dürftigen, armseligen Zeit der innern Verstocktheit ein Jüngling, der ihren Gesang vernimmt; ja, blickt ihn eine der Schlänglein mit ihren holdseligen Augen an; entzündet der Blick in ihm die Ahnung des fernen wundervollen Landes, zu dem er sich mutig emporschwingen kann, wenn er die Bürde des Gemeinen abgeworfen; keimt mit der Liebe zur Schlange in ihm der Glaube an die Wunder der Natur, ja an seine eigne Existenz in diesen Wundern glutvoll und lebendig auf — so wird die Schlange sein."

In verschiedenen Richtungen abgewandelt hat Hoffmann das Thema des 'Goldenen Topfes' in zwei Reihen anderer Märchen: 1816/17 anspruchslos in den beiden Kindermärchen 'Nußknacker und Mausekönig' und 'Das fremde Kind', seit 1818 in größerem Rahmen in den drei Büchern 'Klein Zaches', 'Prinzessin Brambilla' und 'Meister Floh'. Im 'Klein Zaches' sagt der Geisterfürst zu dem Studenten Balthasar: „Ich liebe Jünglinge, die so wie du, mein Balthasar, Sehnsucht und Liebe im reinen Herzen tragen, in deren Innerem noch jene herrliche Akkorde widerhallen, die dem fernen Lande voll göttlicher Wunder angehören, das meine Heimat ist. Die glücklichen, mit dieser innern Musik begabten Menschen sind die einzigen, die man Dichter nennen kann.... — Dir ist (ich weiß es, mein geliebter Balthasar), dir ist es zuweilen so, als verstündest du die murmelnden Quellen, die rauschenden Bäume, ja als spräche das aufflammende Abendrot zu dir mit verständlichen Worten! — Ja, mein Balthasar, in diesen Momenten verstehst du wirklich die wunderbaren Stimmen der Natur, denn aus deinem eignen Innern erhebt sich der göttliche Ton, den die wundervolle Harmonie des tiefsten Wesens der Natur entzündet."

Wie man aus den beiden Proben ersieht, sind auch diese Dichtungen Hoffmanns der empirischen Welt, dem aktiven Leben entgegengesetzt; aber ihre Resignation ist eine heitere, befreiende, fern von dem Druck und der Qual der fatalistisch-dämonischen Erzählungen.

Hoffmanns Märchen sind in unseren Tagen zum ersten Male dichterisch-gefühlsmäßig gewürdigt durch Ricarda Huch (1899); wissenschaftlich untersucht sind sie zum ersten Male von Fritz Strich (1910) und Johann Černy (1911). Der Dichter, Übersetzer und Essayist Richard von Schaukal, der als leidenschaftlicher Verehrer Hoffmanns seit einem Menschenalter immer von neuem versucht hat, die Gestalt des Geliebten zu beschwören, hat 1922 die Tendenz und die Technik dieser Märchen so anschaulich geschildert, daß ich nichts Besseres tun kann als seine Worte hersetzen: „Hoffmanns Helden gehen alle in der Welt irre; sie scheinen den Menschen, die sich mit ihr abzufinden robust genug sind, lebensunfähige Narren: aber sie haben die Anwartschaft auf ein höheres Leben, das sie in einer von den Robusten nicht geahnten Weise beglückt. Diese höhere Wirklichkeit aber — das ist zugleich die von Hoffmann

erlebte Weltanschauung und seine besondere Art, ihr in seiner Kunst Gestalt zu geben — steht in der allen gemeinen Art wie ein Palast aus einem andern als irdischen Stoff oder wie ein Regenbogen, durch dessen farbiges Dasein Wälder und Wiesen so wie sonst hindurchgehen. Der dazu berufene Mensch erlebt diese Wirklichkeit als Gegenwart, während seine nächste Umgebung daran nicht teilhat. Es ist der Mythos, die Spiegelung des menschlichen Erlebens im Über- und Unterirdischen, der „Sinn“ des Zufälligen. Riesige Schatten, unheimliche und groteske, wandeln gleichsam rundum mit. Denn diese doppelte oder dreifache Welt ist rund und bewegt sich aus ihrem Mittelpunkt, der ahnungsvollen Anschauung des Dichters, gesetzmäßig wie sonst eine Welt. Die dem Berufenen als Mittler schicksalsgemäß irgendeinmal entgegenkommenden Vertreter dieses in das Diesseits unsichtbar eingebauten Jenseits sind ihrerseits dem Leben des Tages irgendwie auf regelmäßige Weise eingegliedert, spielen ihre körperliche Rolle, zuweilen freilich mit einigen auffälligen Sonderbarkeiten. So ist der gekrönte Salamander ('Goldner Topf') königlicher Archivarius und lebt in Dresden mit seinen drei Töchtern, von denen etwa Serpentina eben Clavierstunde hat. Prosper Alpanus ('Klein Zaches') besitzt ein Landhaus vor der Stadt, dessen Wunder sich so wie der Zaubergarten des Archivarius Lindhorst dem banalen Gemüt, aber auch der prosaischen Anwandlung des poetischen als durchaus nicht bewundernswert erweisen. Pate Drosselmeier ('Nußknacker und Mausekönig'), dessen geheime Macht bloß die kleine Marie kennt, ist den andern ein zwar schrullenhafter und 'künstlicher' Mann, aber nichts weniger als geheimnisvoll; die Revenants, die durch die 'Abenteuer der Silvesternacht' und die nicht minder abenteuerliche Berliner Gegenwart der 'Brautwahl' schreiten, sowie die Wiederverkörperungen von Pflanzen, Genien und Dämonen, die auf der bürgerlichen Scene des 'Meister Floh' ihr zum Teil possenhaftes Wesen treiben, sind immer wieder, sozusagen von vorn besehen, was die Civilstandesregister von ihnen aussagen; mit einem Mal aber steht diese unheimliche Welt wie die Fee Rosabelverde ('Klein Zaches') „in aller Pracht und Hoheit strahlend“ oder wie Dapertutto ('Abenteuer der Silvesternacht') in höllischer Glorie vor dem Hellsichtigen.“

Die Kreisler-Dichtungen

Gleichen Ranges neben den vier großen Märchen, die Hoffmann als philosophischen Dichter zeigen, sind seine immer wieder aufgenommenen Versuche, sein eigenes Ich mit seinen Hoffnungen, seinen Enttäuschungen und seiner Bescheidung auf ein Glück, das nicht von dieser Welt ist, in der Figur des Kapellmeisters Kreisler zu schildern — nach Oswald Spenglers Urteil der tiefsten poetischen Conception des deutschen Musikers, die als dichterische Gestalt ebenbürtig neben Faust, Werther und Don Juan stehe.

Wie Hoffmanns Tagebücher zeigen, trug er in Bamberg jahrelang die Liebe zu einer Gesangsschülerin in sich und mußte dann erleben, daß das geliebte Mädchen auf den Wunsch ihrer Mutter einen körperlich, moralisch und geistig minderwertigen, aber angeblich sehr wohlhabenden jungen Kaufmann ehelichte, der sie dann — nebenbei bemerkt — in wenigen Jahren, noch zu Hoffmanns Lebzeiten, in jeder Beziehung unglücklich machte. Hoffmann schluckte die Enttäuschung tapfer herunter und bildete nach dem lieblichen Modell sein ewiges Ideal, seine unsterbliche Geliebte. Kreisler liebt die begnadete Sängerin Julia, aber nicht mit begehrender Sinnenliebe, sondern mit der Liebe des Künstlers, die diesen zum S c h a f f e n entzündet.

Das erste Stück dieser Art ist die ganz im Anfang unserer Periode, in der Zeit des 'Berganza', in Bamberg entstandene hymnische 'Ombra adorata', aus der ich als Probe von Hoffmanns Gefühls- und Sprachgewalt einige Sätze hersetzen möchte. Hoffmann oder vielmehr der Kapellmeister Kreisler erzählt, wie er ermattet von Alltagsarbeit und bedrückt von Alltagssorgen den Concertsaal betritt, in dem ein Freund dirigiert. Nach einer unbedeutenden Ouverture beginnt das Ritornell einer Arie:

> Es war sehr zart gehalten und schien in einfachen, aber tief in das Innerste dringenden Tönen von der Sehnsucht zu reden, in der sich das fromme Gemüt zum Himmel aufschwingt und alles Geliebte wiederfindet, was ihm hienieden entrissen. — Nun

strahlte wie ein himmlisches Licht die glockenhelle Stimme eines Frauenzimmers aus dem Orchester empor:

„Tranquillo io sono: fra poco teco sarò mia vita!“

Wer vermag die Empfindung zu beschreiben, die mich durchdrang! — Wie löste sich der Schmerz, der in meinem Innern nagte, auf in wehmütige Sehnsucht, die himmlischen Balsam in alle Wunden goß. — Alles war vergessen, und ich horchte nur entzückt auf die Töne, die, wie aus einer andern Welt niedersteigend, mich tröstend umfingen. —

Ebenso einfach wie das Recitativ ist das Thema der folgenden Arie: 'Ombra adorata', gehalten; aber ebenso seelenvoll, ebenso in das Innerste dringend, spricht es den Zustand des Gemüts aus, das von der seligen Hoffnung, in einer höheren, besseren Welt bald alles ihm Verheißene erfüllt zu sehen, sich über den irdischen Schmerz hinwegschwingt.

Es folgt eine schöne Charakteristik der Composition; dann fährt Hoffmann fort:

Aber was soll ich von dir sagen, du herrliche Sängerin! Mit dem glühenden Enthusiasmus der Italiener rufe ich dir zu: „Du von dem Himmel Gesegnete!“ Denn wohl ist es der Segen des Himmels, der deinem frommen, innigen Gemüt vergönnt, das im Innersten Empfundene hell und herrlich klingend ertönen zu lassen.

Wie holde Geister haben mich deine Töne umfangen, und jeder sprach: „Richte dein Haupt auf, du Gebeugter! Ziehe mit uns, ziehe mit uns in das ferne Land, wo der Schmerz keine blutende Wunde mehr schlägt, sondern die Brust wie im höchsten Entzücken mit unnennbarer Sehnsucht erfüllt!“

Ich werde dich nie mehr hören; aber wenn die Nichtswürdigkeit auf mich zutritt und, mich für ihresgleichen haltend, den Kampf des Gemeinen mit mir bestehen, wenn die Albernheit mich betäuben, des Pöbels ekelhafter Hohn mich mit giftigem

Stachel verletzen will, dann wird in deinen Tönen mir eine tröstende Geisterstimme zulispeln:

„Tranquillo io sono: fra poco teco sarò mia vita!"

In einer nie gefühlten Begeisterung erhebe ich mich dann mächtigen Fluges über die Schmach des Irdischen; alle Töne, die in der wunden Brust im Blute des Schmerzes erstarrt, leben auf und bewegen und regen sich und sprühen wie funkelnde Salamander blitzend empor; und ich vermag sie zu fassen, zu binden, daß sie, wie in einer Feuergarbe zusammenhaltend, zum flammenden Bilde werden, das deinen Gesang — dich — verklärt und verherrlicht.

Die letzte und größte Arbeit dieses Kreises ist die 'Fragmentarische Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler'.

Auch aus diesem Werke rücke ich mit Kürzungen eine Stelle ein, die mit der eben citierten im Wesen verwandt ist, wenn sie auch äußerlich humoristisch gefärbt ist. Die Prinzessin Hedwiga berichtet dem Kapellmeister Kreisler, der sie in der Musik unterrichtet, daß ein Maler Leonhard Ettlinger ihre Mutter geliebt habe und darüber wahnsinnig geworden sei. Kreisler erwidert, dann sei in Ettlingers Brust nicht die Liebe des Künstlers aufgegangen. Auf die Frage der Prinzessin, was er damit meine, unterscheidet er zunächst, frei nach Brentano, alle Menschen in solche, die gute Leute, aber schlechte (oder vielmehr gar keine) Musikanten seien, und in eigentliche Musikanten. Nach dieser Einleitung schildert er, wie die guten Leute sich verlieben und den Gegenstand der Liebe heimführen in das Gefängnis der Ehe. Sie schreien dann etwa: „O Himmel, sie ist mein, die Schönste! All mein sehnend Hoffen ist erfüllt!" „Also lärmend", fährt Kreisler fort, „gedenken die guten Leute es nachzumachen den Musikanten, jedoch vergebens, da es mit der Liebe dieser durchaus sich anders verhält. — Es begibt sich wohl, daß besagten Musikanten unsichtbare Hände urplötzlich den Flor wegziehen, der ihre Augen verhüllte, und sie erschauen, auf Erden wandelnd, das Engelsbild, das, ein süßes unerforschtes Geheimnis, schweigend ruhte in ihrer Brust. Und nun lodert auf in reinem Himmelsfeuer, das nur leuchtet und wärmt,

ohne mit verderblichen Flammen zu vernichten, alles Entzücken, alle namenlose Wonne des höheren, aus dem Innersten emporkeimenden Lebens, und tausend Fühlhörner streckt der Geist aus in brünstigem Verlangen und umnetzt die, die er geschaut, und hat sie – und hat sie nie, da die Sehnsucht ewig dürstend fortlebt! – Und sie, sie selbst ist es, die Herrliche, die, zum Leben gestaltete Ahnung, aus der Seele des Künstlers hervorleuchtet, als Gesang – Bild – Gedicht! – Ach, Gnädigste, glauben Sie mir, sei'n Sie überzeugt, daß wahre Musikanten, die mit ihren leiblichen Armen und den darangewachsenen Händen nichts tun als passabel musizieren, sei es nun mit der Feder, mit dem Pinsel oder sonst, in der Tat nach der wahrhaften Geliebten nichts ausstrecken als geistige Fühlhörner, an denen weder Hand noch Finger befindlich, die mit convenabler Zierlichkeit einen Trauring erfassen und anstecken könnten an den kleinen Finger der Angebeteten; schnöde Mesalliancen sind daher durchaus nicht zu befürchten, und scheint ziemlich gleichgültig, ob die Geliebte, die in dem Innern des Künstlers lebt, eine Fürstin ist oder eine Bäckerstochter, insofern letztere nur keine Eule. Besagte Musikanten schaffen, sind sie in Liebe gekommen, mit der Begeisterung des Himmels herrliche Werke und sterben weder elendiglich dahin an der Schwindsucht, noch werden sie wahnsinnig. Sehr verdenke ich es daher dem Herrn Leonhard Ettlinger, daß er in einige Raserei verfiel; er hätte, nach der Art echter Musikanten, die durchlauchtige Frau Fürstin ohne allen Nachteil lieben können, wie er nur wollte!" –

Leider ist dieses persönlichste Werk Hoffmanns nicht vollendet worden, da der Dichter den Herbst 1822, in dem er nach Erledigung anderer Verpflichtungen das im Kopf längst entworfene letzte Drittel zu Papier bringen wollte, nicht mehr erlebt hat. Leider hat aber auch Hoffmann selbst die Wirkung der gewaltigen Dichtung schwer dadurch beeinträchtigt, daß er in einer unglückseligen Laune die beiden ersten Drittel unorganisch verband mit einer possenhaften Tierfabel, den 'Lebensansichten des Katers Murr'. Erst im Anfang dieses Jahrhunderts ist die Biographie Kreislers einzeln erschienen, befreit von dem stimmungsmordenden Beiwerk, aber vermehrt um die älteren Kreislerschriften, wie die 'Musikalischen Leiden' und die 'Ombra adorata',

und um die Compositionen, die Hoffmann Kreislern zugeschrieben hat, insbesondere das Agnus dei aus der Messe und die beiden vorhin genannten A-capella-Chöre. Der damalige Herausgeber ist wegen seines kecken Unterfangens mehrfach getadelt worden von Leuten, denen die Forderungen der Pietät höher stehen als die Forderungen der Kunst. Andere haben ihm Recht gegeben. Ein norddeutscher Dichter schrieb ihm nach Erscheinen des Buches, Anfang 1903: „Sie haben etwas sehr Merkwürdiges vollbracht: nämlich der deutschen Nation einen großen Dichter geschenkt! Denn Hoffmann war bisher eine Specialität." Und nach den Worten eines österreichischen Dichters, des bereits genannten Schaukal, ist die von der Katerzutat befreite Biographie Kreislers „die schönste deutsche Prosadichtung, ein Kronjuwel der Weltliteratur."

So hat sich aus dem Musiker Hoffmann der Musikschriftsteller, aus dem Musikschriftsteller der romantische Dichter entwickelt. Das ist die Geschichte des Künstlers Hoffmann.

Daneben besaß dieser große Künstler noch eine Anzahl technischer Fertigkeiten, deren jede genügt hätte, ihren Träger berühmt zu machen. Er war erstens, wie eingangs berichtet, von Jugend auf ein geschickter und geistreicher Zeichner. Er hat dieses Talent bis zu seinem Tode vielfach angewandt zu Portraits, zu witzigen Karikaturen, zu Decorationen aller Art, zur Verschönerung seiner Bücher. Die bisher vorliegenden Wiedergaben ließen allerdings in der Regel nicht erkennen, ob die Originale klein oder groß, schwarz oder bunt, mit der Feder oder dem Bleistift gezeichnet waren. Erst in den letzten Jahren hat Carl Georg von Maassen drei Bilder, Leopold Hirschberg drei weitere (von mir vorher identificierte und literarisch bekanntgemachte) und Walter Steffen 36 Originalzeichnungen (denen ich als Mitherausgeber zehn weitere einfügte) in Originalgröße und in den Originalfarben (resp. in Wiedergabe des Originalstriches) veröffentlicht, sodaß jetzt wenigstens ein Anhalt dafür vorliegt, sich Hoffmanns Schaffen auf diesem Nebengebiet vorzustellen.

Zweitens bewies Hoffmann 1811/12 in Bamberg als Mitarbeiter Holbeins, daß er ein vorzüglicher Dramaturg war. Theoretisch bewährte er sich als solcher in dem Bericht über die Bamberger Calderón-Aufführungen, in der Satire 'Der vollkommene Maschinist' und namentlich in dem geistreichen Dialog 'Seltsame Leiden eines Theaterdirektors', den er 1816 in Berlin entwarf und 1818 als besonderes Buch herausgab. Max Herrmann hat 1922 dem Dramaturgen Hoff-

mann einen längeren Vortrag gewidmet, den ich leider nur aus Zeitungsberichten kenne.

Drittens entwickelte Hoffmann sich seit 1815 zu dem ersten deutschen Unterhaltungsschriftsteller seiner Zeit. Seit hundert Jahren sind die hierher gehörigen Arbeiten in Dänemark, Schweden, Rußland und Frankreich so bekannt wie in Deutschland. Ich denke dabei an die 'Formate' und den 'Artushof' von Anfang 1815 und an die zahlreichen ähnlichen Werke aus den letzten Jahren; nur als Beispiel nenne ich erstens zehn mehr oder weniger populäre Titel aus den beiden Jahren 1818/19: 'Doge und Dogaresse', 'Meister Martin der Küfner', 'Der Kampf der Sänger', 'Das Fräulein von Scuderi', 'Die Bergwerke von Falun', 'Signor Formica', 'Haimatochare', 'Die Brautwahl', 'Aus dem Leben eines bekannten Mannes', 'Der Zusammenhang der Dinge', und zweitens fünf Titel aus den letzten anderthalb Jahren 1821/22: 'Die Königsbraut', 'Datura fastuosa', 'Des Vetters Eckfenster', 'Meister Johannes Wacht', 'Der Feind'. Die Gesamtheit dieser novellistischen Arbeiten steht zweifellos höher als die Lebensleistung der Erzähler Tieck, Fouqué und Hauff, um nur drei von den besten Zeitgenossen zu nennen; das schöne Gleichgewicht ist zu rühmen, das in ihnen herrscht zwischen der Spannung auf der einen Seite, der Rührung und dem gelegentlichen Spott auf der anderen.

Aber über diese Werke, die Hoffmann gleichsam mit der linken Hand geschrieben, weiß jede Literaturgeschichte hinlänglich zu berichten. Hier sollte nur von dem großen Künstler Hoffmann gesprochen werden, und meine Betrachtung über diesen schließe ich mit Schaukals Satze: „Wer den Dichter des 'Goldnen Topfes', der 'Ombra adorata' und des Kreisler einmal erkannt hat, muß ihn unter die herrlichsten Sieger über das Irdische aufnehmen".

Nachwort

In den letzten Jahren ist eine Industrie erstanden, die sich damit befaßt, Gesamtausgaben von Hoffmanns Schriften auf mechanischem Wege (mit oder ohne Benutzung von 50 Jahre alten Stereotypplatten) herzustellen. Dieses Gewerbe, das mit gleichem Eifer in Nord-, Mittel- und Süddeutschland betrieben wird, gab mir im Frühjahr 1925 Anlaß zu einem scharfen Abwehrartikel, den die 'Zeitschrift für Bücherfreunde' soeben, Ende Februar 1926, veröffentlicht hat. Um so erfreulicher ist es mir, daß gleich darauf die vorliegende Skizze erscheinen kann, in der mit Dank geschildert wird, mit welchem Erfolge auch außerhalb der ausgezeichneten Gesamtausgaben von Maassen und Ellinger im zwanzigsten Jahrhundert von ehrlichen Forschern die Erkenntnis von Hoffmanns Kunst gefördert worden ist.

Im März 1926 Der Verfasser

Harichs 'Hoffmann' [II]
[Aus der Einleitung zu 'E.T.A. Hoffmann und Jean Paul']

§ 35. Harichs 'Hoffmann' 1920; I: Allgemeines.

a) Harichs ästhetische Schrift von 1913.

Wie ich 1912 in 'Hoffmanns Briefwechsel' Heft 1 S. XLV/VII Note ausführlich dargelegt habe, haben Ricarda Huch im November 1899 und Franz Blei im Juni 1900 eine neue Bewertung von Hoffmanns Dichtungen angebahnt, und ich habe 1901 (z. T. veröffentlicht im Februar und November 1902) die Folgerungen daraus gezogen, indem ich Hoffmanns Werke nach ihrem (wenn man so sagen darf) specifischen Gewicht gruppierte und daraufhin ein völlig verändertes Bild seiner Entwicklung skizzierte.

Etwa ein Jahrzehnt nach dieser neuen Wertung von Hoffmanns Production setzte eine neue literargeschichtliche Erkenntnis seiner Hauptwerke, insbesondere seiner Mythik ein, die 1910 von Fritz Strich eingeleitet, im Herbst 1911 unabhängig davon von Paul Sucher glänzend durchgeführt und im August 1913 von Max Pirker in wichtigen Punkten ergänzt wurde. Die bibliographischen Daten sind den Kennern bekannt und gehören nicht hierher.

In dem selben Jahre 1913 schrieb der damals 25jährige Walther Harich als Schüler des schöngeistigen Professors Philipp Witkop in Freiburg zum Zwecke der Promotion eine „ästhetische Studie über Hoffmanns Hauptwerke". Harich wußte nichts von der grundlegenden wissenschaftlichen Arbeit, die seit 1910 für Hoffmanns Dichtung geleistet wurde (vielleicht weiß er auch heute noch nichts davon) — aber er las seinen Hoffmann mit Liebe, Geschmack und Aufmerksamkeit in dem um die Jahrhundertwende aufgekommenen Sinne: er verglich in meiner Art Hoffmanns Dichtungen untereinander und suchte mit Glück auf dem Wege der Einfühlung ihren Gehalt zu ergründen. Freilich gab er oft mehr Inhaltsangabe als Analyse und ging dabei sehr in die Breite (der Abschnitt über das Murr-Kreisler-Werk umfaßt im Druck 76 Seiten Lexikon-Octav!), aber er gab eine Anzahl guter Beobachtungen und feiner Bemerkungen insbesondere über die beiden Romane und die vier großen Märchen. Harichs Lehrer Witkop hat offenbar die Arbeit als ausreichend für eine Dissertation angesehen; das war, subjectiv betrachtet, nicht mehr als billig, denn Harichs „Studie" war zum mindesten nicht schlechter als Witkops eigenes Opus über die 'Neuere

deutsche Lyrik', dessen zweiter Band soeben (1913) erschienen war. Harich wurde also zur mündlichen Prüfung zugelassen, die er am 22. Februar 1914 bestand. Den Druck der Dissertation und damit die Promotion selbst schob er noch auf. Wäre die Arbeit um Ostern 1914 in ihrem damaligen Umfang erschienen, so hätte jeder Sachkenner sie — zwar nicht als wesentliche Förderung unserer Erkenntnis, wohl aber als das liebenswürdige Werk eines geschmackvollen Liebhabers willkommen geheißen.

b) Harichs biographische Studien 1916—19.

1) 1916 kam Harich meine Ausgabe der Tagebücher zu Gesicht, die, seit 1908 im Druck, im November 1915 im Paetelschen Verlage erschienen war. Jetzt erst fing er an, sich für den Menschen Hoffmann zu interessieren. Nachdem er das Buch durchgelesen, verschaffte er sich die drei vorher im gleichen Verlage erschienenen Publicationen, die auf dessen Schlußseiten angezeigt sind und um die er sich bis dahin nicht gekümmert hatte: 'Hoffmann und Hippel', Hoffmanns sonstigen Briefwechsel (s. o., § 30, b) und das Fragment einer Biographie Hoffmanns (s. o., § 32, c). Harich lernte also das letzte meiner im Paetelschen Verlage erschienenen Bücher zuerst kennen, und das mußte freilich das Vergnügen an den älteren Arbeiten beeinträchtigen. So las er z. B. über die Entstehungszeit der 'Undine' und über Hoffmanns Arbeit am 'Goldnen Topf' erst die Wahrheit in den Tagebüchern und dann die Erfindung in den Briefen Hoffmanns. Sein armer Kopf schwindelte; „denn" — so klagt er später in der Vorrede zu seinem Buche — „was im Jahre 1912 festzustehen schien, war vielfach 1915 als Irrtum [vielmehr: als Fiction Hoffmanns] ersichtlich gemacht." Da sollte der Teufel sich zurechtfinden!

Immerhin entdeckte Harich bei näherer Betrachtung allerlei Brauchbares auch in den älteren Publicationen. Mein 'Fragment einer Biographie Hoffmanns' stellte dessen Leben und Werke in der Zeit von Neujahr 1802 bis März 1804 völlig neu dar. Und die Beigaben zum Briefwechsel enthielten zahlreiche Winke für den Aufbau einer Biographie Hoffmanns und für die zweckmäßigste Anordnung einer Gesamtausgabe seiner Schriften, für die ich eine Auflösung der 'Phantasiestücke' und der 'Serapions-Brüder' in ihre Bestandteile und deren Anordnung nach Gattungen zur Discussion stellte und ausführlich erörterte.

Jetzt sah Harich plötzlich eine Aufgabe — nein: zwei Aufgaben vor sich. Er beschloß, seine ästhetischen Betrachtungen über Hoffmanns Werke nach meinen Anweisungen zu einer Biographie zu erweitern; seiner Meinung nach hatte ich alles dazu erforderliche Material in den Jahren 1901—14 bereitgestellt, sodaß er nur zuzugreifen brauchte. Als zweiter Plan sollte dann die Gesamtausgabe nach Gattungen folgen; doch davon ein andermal.

Besonders bequem gestaltete sich die Arbeit unseres Doctoranden für die Plocker Periode. Er schrieb den Hauptinhalt meines 'Fragments einer Biographie Hoffmanns' bogenweise Satz für Satz ab, mit kleinen rein stilistischen Varianten, und — unterschlug die Vorlage? Aber nein! Er nannte sie (in der Fußnote Band 1 S. 68) als seine Quelle für Hoffmanns Ernennung zum Regierungsrat; dieses bemerkenswerte Factum (das im wesentlichen schon bei Hitzig zu finden war!) hätte ich „mit vorzüglichem Fleiß" klargelegt und in jener Schrift dargestellt. Dixi, sprach er schmunzelnd zu seinem lieben Herzen, et animam salvavi.

2) Aber ich hatte nicht nur über die Plocker Zeit geschrieben; insbesondere hatte Harich in der ersten Fußnote des 'Fragments' meinen Aufsatz 'Aus Hoffmanns Herzensgeschichte 1796—1802' (s. o., § 27) citiert gefunden, und er mußte sich für seinen Zweck natürlich auch diesen und womöglich meine sonstigen Arbeiten verschaffen. Er erbat sie von mir brieflich unterm 2. September 1918, um seine „Hoffmann-Kenntnis zu ergänzen".

Er suchte mich dann persönlich auf und erwarb von den sechsunddreißig bis dahin für mich hergestellten Privat- und Sonderdrucken zu Hoffmann die zwölf, die damals noch zu haben waren. Ich wies ihn bei diesem ersten und letzten Beisammensein, bei dem er gleichfalls sich zunächst nur als Sammler und Enthusiast einführte, ausdrücklich hin auf den

(oben in § 33 besprochenen) in mehrfacher Hinsicht grundlegenden Aufsatz über 'Drei Arbeiten Hoffmanns', der bei Georg Müller für zwei oder drei Mark zu haben sei. Aber obgleich Harich in München wohnte, ist ihm der Weg zu Georg Müller doch zu beschwerlich gewesen: es verursachte ihm wahrlich schon Mühe genug, die zwölf Privatdrucke durchzusehn und ihren Inhalt in den der vier ihm bereits bekannten Bücher hineinzuarbeiten. Denn hier war die ungewohnte Arbeit noch lästiger als bei der verspäteten Lectüre des Briefwechsels: in den ersten Jahren des Jahrhunderts hatte ich natürlich wiederum manches noch nicht gewußt, was mir 1912 schon geläufig gewesen war. Unser Doctorand war — si parva licet componere magnis — in der verzweifelten Lage eines Feuilletonisten, der mit einer zufälligen Auswahl von Eduard Meyers Schriften in ein Zimmer gesperrt wird und nun eine Geschichte des Altertums von der Einigung Aegyptens an über die Gracchen und Caesar hinweg bis zur Entstehung des Christentums nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft schreiben soll, ohne Lücken zu lassen oder sich in Widersprüche zu verwickeln. „Neue Funde", klagt unser Märtyrer, „warfen alte Resultate um ... Über ein Jahr habe ich gebraucht, um mich durch die Arbeiten Hans v. Müllers zu dem endgültigen [als wenn es das gäbe!] Resultat seiner Feststellungen hindurchzufinden"*.

c) Harichs öffentliche Stellung zu seinen Quellen.

Die technische Hauptfrage war nun für Harich, wie er sich in der Vorrede seiner Schrift zu seinem einzigen größeren biographischen Quellencomplex, eben meinen ihm bekannten Arbeiten, stellen sollte.

1) Hätte er sie ignoriert, so wäre das Plagiat erwiesen und das Buch unmöglich gewesen. Hätte er offen gesagt, wie die Dinge lagen, so hätte die Freiburger Facultät doch vielleicht nachträglich Bedenken erhoben gegen eine Biographie, die gerade in ihren biographischen Bestandteilen nach Tatsachen, Auffassung und Anordnung das Werk eines anderen war; und sicherlich hätte kein Buchhändler das Werk in Verlag genommen.

Harich wählte mit einem Geschick, das man nur bewundern kann, einen Mittelweg. Auf S. 12 seiner Vorrede lobt er einerseits (für die Facultät und für die wissenschaftliche Kritik) mit vollen Backen meine Ausgaben der Briefe und Tagebücher. Wer nur diese Lobhudeleien liest, muß Harich für die anspruchsloseste und anerkennungsfreudigste Seele von der Welt halten. Andrerseits aber läßt er (für den nicht eingeweihten Leser) durchblicken, daß in diesen Ausgaben lediglich Rohstoff angehäuft sei. „Die Arbeitskraft von zwei Jahrzehnten" [1901—1914!], heißt es einige Zeilen später (ob ironisch oder lobend, weiß man nicht), reichte gerade aus, diese Fülle von Material zusammenzutragen", das er, Harich, „nur als Material" benutzt habe, um „die lebendige Wirklichkeit Hoffmanns zur Darstellung zu bringen".

2) Aber Harich sah sich durch seine Situation genötigt, noch einen wesentlichen Schritt weiter zu gehen. Nach seiner Auffassung sind zwar Hoffmanns Tagebücher und Briefe nur Rohstoff, und es bedarf eines dichterisch begabten Schriftstellers, um ein Kunstwerk daraus zu gestalten: jene sind das Mittel (das „Material"), dieses ist der Zweck. Er mußte jedoch damit rechnen, daß ein Teil seiner Leser der (stets von mir vertretenen) entgegengesetzten Meinung war, daß für sie also eine Biographie Hoffmanns nur der Führer zu sein hat zu der wunderbaren dreifachen Selbstdarstellung Hoffmanns in den Tagebüchern (für sich selbst), in den Briefen (für die Freunde) und in den Dichtungen (für die Mensch-

* Nicht immer ist dem Compilator das gelungen. 1908 hatte ich geglaubt, Hoffmanns Frau habe Maria Thekla geheißen, Michalina sei ein Patronymikon; 1914 hatte ich das auf Grund neuer Funde ausdrücklich widerrufen und gesagt, der Rufname sei Michalina, gesprochen Mikalina. (Es ist das fast das einzige Mal, daß ich eine eigene Combination zurückzunehmen hatte.) Harich vereinigt beide Lesarten: S. 69 schreibt er, die Frau habe Maria Thekla geheißen, Michalina sei nur das Patronymikon; S. 65 (also vorher!) liest man, der Name sei „Michaelina [so!] (sprich: Mikalina!)". So hat der ehrliche Harich treu alles wiedergegeben, was er vorgefunden hat; wissentlich hat er seinen Lesern keine meiner Feststellungen unterschlagen.

heit). Es war also zu befürchten, daß dieser oder jener doch zu den Tagebüchern und Briefen griff und dann in meinen Beigaben mit jähem Entsetzen — Harichs leitende Gedanken im Original fand.

Um das zu verhüten, mußte Harich auch die Art meiner Herausgabe discreditieren. Er deutet also an, daß besagter Rohstoff zwar mit Fleiß zusammengesucht und aufgehäuft sei, aber so, daß sich kein Mensch in dem Wust zurechtfinde. „Es ist zu verstehen," sagt er auf der angeführten S. 12 der Vorrede (gleichsam mit gedämpfter Stimme, ad spectatores), „es ist zu verstehen, daß diese Editionen [nämlich die der Hippel-Documente, der sonstigen Briefe und der Tagebücher] nur einen kleinen Leserkreis fanden."

Später, in dem § 37 näher zu besprechenden offenen Brief an mich, ist Harich deutlicher geworden. Was er in der Vorrede zu seinem Buch discret angedeutet hat, schmettert er hier frisch und fröhlich hinaus; und ich gestehe, daß diese Offenheit mir weit sympathischer ist als jenes diplomatische Getuschel. Er schreibt: „Sie haben einige der wichtigsten Documente der Romantik, documents humains im weitesten Sinne des Wortes, edieren dürfen: Hoffmanns Briefe und Tagebücher. Aber mein Gott! Was haben Sie damit gemacht! Beide Male ist es Ihnen gelungen, sie so ungeschickt, so umständlich, in einem derartigen Durcheinander herauszugeben, daß die Leser, geschweige denn die Käufer entsetzt flohen. Beide Ihrer [!] größeren Editionen (1912 und 15) sind heute noch im größeren Bestand ihrer ersten Auflage zu haben. Sie haben das Kunststück fertig gebracht, daß eines der von Ihnen edierten interessantesten Menschheitsdokumente: Hoffmanns intime Tagebuchaufzeichnungen, kaum einen Leser gefunden hat, trotz jahrelanger Hochkonjunktur auf dem Büchermarkt."

Harich hat (wie in § 37 näher nachgewiesen wird) dieses Schnellfeuer nicht in der Hitze des Gefechts eröffnet, sondern bei kaltem Blut, vierzehn Monate nachdem meine Recension seines Buches an weithin sichtbarer Stelle erschienen und ihm sofort bekannt geworden war. Die Ausführungen sind offenkundig abermals nur auf Außenstehende berechnet, um sie vom Vergleich meiner Arbeiten mit denen Harichs zurückzuschrecken; wer die Tagebücher, die Hippel-Documente und die sonstigen Briefe in der Hand gehabt hat, weiß, daß sie genau nach der Zeitfolge hintereinander abgedruckt sind und daß eine andere Anordnung der hier gegebenen Texte innerhalb eines der drei Bände garnicht möglich ist*.

3) Die Aufgabe, die Harich sich gestellt hatte, zwang ihn eben — mit der Logik, die in den Dingen selbst liegt — meine Arbeit gleichzeitig restlos auszunutzen und zu discreditieren. Bildlich gesprochen: Harich unternahm es, die Universalerbschaft eines Forschers bei dessen Lebzeiten anzutreten, und er bescheinigte dann dem Erblasser mit herzlichem Dank, daß dieser den Mist geliefert, auf dem er, der Erbe, nun seine Melonen ziehe.

d) Die beiden Ergebnisse von Harichs Bemühungen.

1) Das Werk.

Ich sage: Harich unternahm es, mich zu beerben. Aber sein Versuch, mein Eigentum in seiner Hand zusammenzufassen, konnte (wie bereits angedeutet) schon darum nicht glücken, weil er dies mein Eigentum, selbst soweit es 1918 schon erschienen war, nur teilweise zu Gesicht bekam. Wie Harich Hoffmanns Werke besprach, ohne Strich und Sucher zu kennen, so stellte er dessen Leben dar, ohne meine Schrift von 1916/17 gelesen zu haben — um

* Was Harichs Verhöhnung wegen mangelnder Ausnutzung der Conjunctur betrifft, so erwidere ich darauf zunächst, daß für den Vertrieb nicht der Herausgeber, sondern der Verlag verantwortlich ist, dessen freies Eigentum die Gesamtauflage aller drei Bücher war. Übrigens sind die Hippel-Documente und die sonstigen Briefe vergriffen; und wenn die Ausgabe der Tagebücher weniger gekauft worden ist als Harichs leichter lesbare Compilation, so läßt sich daraus kein Vorwurf gegen das Buch selbst herleiten. Wie jeder Sammler weiß, lagen die Erstausgaben der meisten Kleistischen Dramen noch in den 90er Jahren, die von 'Dichtung und Wahrheit' und die des 'West-Östlichen Divans' sogar noch in diesem Jahrhundert in großen Posten beim Verleger: möglich, daß ein Harich auch diese Ausgaben und ihre Urheber deshalb geringschätzt.

andere, minder wichtige nicht zu nennen*. Sobald er jedoch einen Augenblick nicht am Leitseil meiner Ermittlungen und Combinationen hing, schlug er die tollsten Purzelbäume: die Kritik hat ihm nicht den zehnten Teil seiner Mißverständnisse und Verwechslungen vorgehalten. Ein — verhältnismäßig noch unbedeutendes — Beispiel, das stofflich zu unserem engeren Thema gehört, wird im folgenden Paragraphen (36) sub b 1 angeführt.

Aber auch wo Harich nur zuzugreifen brauchte, hat er häufig daneben gefaßt: seine Gewissenhaftigkeit reichte nicht einmal dazu aus, richtig abzuschreiben. Ein Beispiel dafür, und zwar ein recht bemerkenswertes, findet man gleichfalls im folgenden Paragraphen, sub b 3; auf einen anderen Fall von schülerhafter Verwechslung beim Ausschreiben fremder Ermittlungen habe ich in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins (Jg. 41, S. 34 Note) hingewiesen. Auch die Belege hierfür ließen sich mit Leichtigkeit verdutzendfachen.

Harich ließ 1920 seine Dissertation auf 690 Seiten Groß-8⁰ gleich in großer Auflage drucken; er widmete sie Philipp Witkop, dem Referenten für die Promotion. Der wesentlich größere, für den Handel bestimmte Teil der Auflage wurde Erich Reiß in Berlin in Verlag gegeben und von diesem am 23. October 1920 im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel (auf S. 11747 f) unter den „Fertigen Büchern" angezeigt**. Die Versendung scheint sich jedoch (vielleicht durch die Binde-Arbeit) verzögert zu haben; wenigstens erhielt ich mein Exemplar — soviel ich weiß, eins der zuerst verschickten — erst am 24. November.

2) Die Würde.

Befriedigender als das wissenschaftliche Ergebnis von Harichs Bemühungen war das gesellschaftliche.

Schon am 6. December erschien in der 'Täglichen Rundschau' ein von Kurt Aram gezeichneter ausführlicher Aufsatz über Harichs Arbeit an auffallender Stelle, nämlich als Leitartikel der Unterhaltungsbeilage.

Arams guter Glaube steht für mich außer jedem Zweifel; ich habe das schon in der 'Zeitschrift für Bücherfreunde' betont und wiederhole es hier gleich am Anfang der Erörterung, um ein Mißverständnis garnicht erst aufkommen zu lassen. Aber Aram kannte die Briefbände nur vom Hörensagen, und er wußte nichts vom Kreislerbuch, nichts von den drei grundlegenden großen Aufsätzen in der Deutschen Rundschau, nichts von den Tagebüchern und ihren Beigaben: so war er darauf angewiesen, Harichs Zerrbild nachzuzeichnen. Andrerseits war er fest davon überzeugt, daß Harich, wie es im allgemeinen bei Dissertationen ja üblich ist, die Ergebnisse eigenen Forscherfleißes und eigenen Combinationstalentes vorlegte, und er war glücklich darüber, einer bisher unbekannten Begabung den schweren Weg zur Anerkennung erleichtern zu dürfen. Mit dem Temperament des Dichters geht Aram sowohl in dem Urteil über Harichs Selbständigkeit wie in der Geringachtung des von mir Ermittelten noch erheblich über das hinaus, was Harich in seiner Vorrede ausführt; er nähert sich in dem zweiten Punkte dem, was Harich selbst erst 1922 öffentlich geäußert hat.

Aram feiert Harich einerseits als den großen künstlerischen Synthetiker, der sich nur mit Oswald Spengler, Rudolf Pannwitz, Ernst Bertram vergleichen lasse (Gundolf war ihm offenbar noch zu spießbürgerlich) — also mit den großen Sehern und Deutern, die nebenbei „auch Gelehrte sind, zum Teil stupende Gelehrte".

---

* Insofern urteilt mein Freund Schaukal zu günstig über Harich, wenn er in der unten (§ 39) zu nennenden Schrift S. 244 Note 1 sagt, Harichs Versuch sei zwar als Darstellung mißglückt, vereinige aber die von mir in zwanzig Jahren festgestellten Tatsachen. Harich bringt nur einen Teil dessen, was ich in den dreizehn Jahren von Mitte 1901 bis Mitte 1914 habe drucken lassen.

** Der Prospect beginnt mit dem Satze: „Walther Harich, ebenso wie E. Th. A. Hoffmann ein Dichter-Musiker, hat, unterstützt von sämtlichen berufenen Hoffmann-Forschern, die endgültige Hoffmann-Biographie geschrieben." (Stilistischer Prototyp — sans comparaison im übrigen: „Der Studienrat N. N. hat, unterstützt von sämtlichen deutschen Classikern, ein Lesebuch für Obertertia geschaffen.")

Andrerseits betont er — und das ist immerhin noch verblüffender, — Harich sei „mit allem Fleiß und der vollen Rüstung des modernen Philologen ausgestattet"; für den schöngeistigen Leser wird sogleich entschuldigend hinzugesetzt: „auch Nietzsche war ja Philologe". Von der in der Hoffmannbiographie niedergelegten Forscherarbeit sagt Aram:

> Für einen Philologen möchte das als **Lebensleistung** genügen, denn es gibt keinen anderen deutschen Künstler, dessen Lebensbild durch Klatsch und krause Anekdoten so entstellt ist, dessen Lebensgang in äußeren und inneren Führungen und Wandlungen so unendurchdringbar wie eine Dornenhecke vor jedem lag, den seine Kunst dazu trieb, den Menschen, der in ihr ringt, näher kennenzulernen.

Mit der Mischung von Verhöhnung und Anerkennung, wie sie sich auch bei Harich findet, wird dann zugegeben:

> In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich [zwar] Hans v. Müller mit dem zähen Fleiß einer fanatischen Liebe ... in dies Phänomen verbissen [sic] ... und den unentwirrbar erscheinenden Knäuel dieses Lebens und Schaffens Stück für Stück, Jahr für Jahr ein wenig mehr entwirrt: das geschah in zahlreichen kleineren Veröffentlichungen, die in Zeitschriften verschiedenster Art zerstreut lagen, und in seiner großen Briefausgabe. Aber über der Fülle des neuen Materials wollte noch kein lebendiges Gesamtbild sich runden [wörtlich nach Harich] ... Da tritt nun Walter Harich ... mit seiner Biographie hervor, übersieht keine Einzelheit, gibt sogar eine jede, so weit sie irgend von Belang ist, und schenkt uns die Geschichte dieses wirren, krausen Lebens, bis ins Innerste philologisch erleuchtet ...

Nachher heißt es in Übertrumpfung des vorhin citierten Satzes:

> Sogar einem **ehrgeizigen Philologen** könnte dies als Leistung genügen, denn sie dürfte die Anerkennung aller Germanisten finden müssen.

Diese immer wiederholte Betonung des Philologen in Harich wirkt auf jeden Sachkenner wie eine grausame Verhöhnung, und auch Harichs Gegner muß zugeben, daß sie in dessen Vorrede, die zunächst doch die Grundlage von Arams Hymnus ist, keine Stütze findet. Harich ist vielmehr (der Kritik gegenüber) vorsichtig genug, dort ausdrücklich zu erklären: „Philologischer Ehrgeiz war mir fremd." Aram gebärdet sich also päpstlicher als der Papst, wenn er den Lesern der Täglichen Rundschau immer und immer wieder das Gegenteil versichert und den Germanisten zuruft, sie müßten, wenn sie sich nicht blamieren wollten, die Leistung dieses ehrgeizigen Philologen anerkennen.

Harich wird aber seinem Apostel ob dieses entschiedenen Widerspruchs gegen die von ihm zur Schau getragene Bescheidenheit nicht böse gewesen sein. Wir erinnern uns, daß er seit dem Februar 1914 seine Promotion aufgeschoben hatte; wenn er sie jetzt mit einer um ein Vielfaches erweiterten Dissertation nachholen wollte, so mußte er wünschen, daß die wissenschaftliche Selbständigkeit der neuen Teile seiner Arbeit, die nach seiner eigenen Vorrede höchst fragwürdig war, öffentlich anerkannt wurde. Nichts konnte ihm also gelegener kommen als Arams Fanfare; sie war geradezu der moralisch notwendige Auftact zu der bevorstehenden Ceremonie.

Vier Tage nach dem Erscheinen des Artikels, am 10. December 1920, verlieh die philosophische Facultät der Universität Freiburg Herrn Walther Harich aus Mohrungen auf Grund seiner Hoffmann-Biographie die Würde eines Doctors der Philosophie.

*

Soviel über Harichs Buch als Ganzes; seine eingehende Beschäftigung mit meinen Arbeiten wird es rechtfertigen, daß ich auch bei der seinigen länger als bei anderen verweile.

§ 36. Harichs Hoffmann; II: Die Stellung zu dem Thema der vorliegenden Schrift.

Hier geht uns speziell an, wie Harich Hoffmanns Erlebnis mit Minna und dessen Folgen — die Wirkung auf Jean Paul einerseits, die Spiegelung in Hoffmanns Dichtung andrerseits — darstellt. Es trifft sich glücklich, daß die Stellen, an denen diese drei Probleme erörtert

werden, Harichs ganzes Verfahren in nuce darstellen. Wer den Schriftsteller hier bei der Arbeit beobachtet, der kennt die Technik des ganzen Buches. Womit ich aber ganz gewiß nicht sagen will, daß Harich nicht zahlreiche weit schlimmere Böcke geschossen hat, als hier (in der unter b besprochenen Stelle) zur Strecke kommen.

a) Harich über Hoffmanns Brautstand.

Band 1 S. 59 wird die Verlobung, S. 66/67 die Entlobung berichtet, beides nach meinem Aufsatz von 1908. Im Gegensatz zu Ellinger (und zu Schaukal: s. u., § 39) nennt jedoch Harich seine Vorlage überhaupt nicht; keiner seiner Leser kann ahnen, daß die Existenz einer Minna Dörffer erst von mir erraten ist aus einigen halbverwischten Spuren. — Sachlich ist die hier wiedergegebene Auffassung seit Neujahr 1916 veraltet: die Brautzeit erscheint als eine Periode künstlerischer Stagnation, während wir längst wissen, daß der Künstler oder vielmehr der Dilettant Hoffmann in ihr nicht weniger und nicht Schlechteres produciert hat als in den Jahren vorher und nachher von Herbst 1794 bis Herbst 1804.

b) Harich über Jean Pauls Stellung zu Hoffmann.

Über Jean Pauls Stellung zu Hoffmann schreibt Harich Band 1 S. 151 Z. 18—36.

1) Über den persönlichen Verkehr der beiden Dichter konnte er in den 1918 gekauften zwölf Drucken nichts finden; von dem Goedeke-Artikel von 1904 hatte ich ihm keinen Abzug mehr geben können, und Nerrlich, Černy, Fife waren ihm unbekannte Namen. So war er in diesem Punkte völlig hilflos: von Jean Pauls Besuch in Bamberg 1810 weiß er überhaupt nichts, und bei Hoffmanns Reise nach Bayreuth 1811 denkt er sich, der Himmel weiß warum, Kunz als Begleiter. So bildet sich Z. 18—21 folgender Bericht:

> Einige Abwechslung ... brachte eine Reise, die er mit Kunz zu Jean Paul nach Bayreuth machte. Leider ist uns keine Schilderung des einzigen Zusammentreffens der beiden Dichter überkommen ...

2) In der Schrift von 1908 (S. 14 des Sonderdrucks) hatte ich nach dem Bericht über Hoffmanns Bruch mit Minna gesagt: „ihre Freundin Karoline Richter hat ... bekanntlich noch nach einem Jahrzehnt ihren berühmten Mann vor dem schlechten Menschen gewarnt." In einer Fußnote dazu citierte ich im Wortlaut Kunzens Bericht als Quelle. Harich, der fanatisch alle Fußnoten haßt, hielt sich aber nicht an dieses zum Zugriff bereitliegende Citat, sondern klammerte sich fest an meine Worte mit Einschluß meiner halb scherzhaften Bezeichnung für den Treulosen. Diese setzt er spaßhafter Weise sogar in Anführungszeichen und verrät so ausdrücklich seine Abschreibetätigkeit; aber auch hier deutet er mit keiner Silbe an, von wem er abschreibt. Also unser Biograph schreibt Z. 24—26:

> Allerdings war Jean Paul durch seine Gattin vor „dem schlechten Menschen" Hoffmann gewarnt worden.

3) Vorher hatte ich in jenem Aufsatz (S. 12 des Sonderdruckes) berichtet, wie Doerffers 1798 in Berlin mit dem Geheimen Obertribunalsrat Mayer in Verbindung getreten seien,

> der nach der Scheidung von seiner Frau sich bemüht hatte, seinen drei Töchtern Minna, Karoline und Ernestine die „allerausgesuchteste" Bildung zu geben. In der Tat heirateten alle drei Schriftsteller, als erste Minna 1796 Carl Spazier ... Karoline und Ernestine nahmen statt der verlorenen Minna nun Minna Doerffer in ihren Bund auf.

Man verstehe: 1796 heiratet Minna Mayer Spazier; zwei Jahre darauf kommt Minna Dörffer nach Berlin und wird von Caroline (später Richters Frau) und Ernestine (später Mahlmanns Frau) als Freundin aufgenommen, — statt der 1796 verlorenen Minna, wie ich scherzhaft gesagt hatte; diese Minna Spazier wird Minna Dörffer vermutlich nie gesehen haben. — S. 14 schrieb ich dann, daß Caroline Richter Hoffmann die Entlobung nie verziehen habe. — Harich macht daraus Z. 26—31 folgenden Galimathias:

> Man entsinnt sich, daß Hoffmanns ehemalige Braut Minna Doerffer zu dem vertrautesten Freundinnenkreis der drei [!] entzückenden [?] und hochbegabten Töchter des Obertribunalsrats Mayer in Berlin gehörte. Als Minna Mayer Jean Pauls Gattin wurde [wann mag das nach Harichs Vorstellung geschehen sein? 1796? 1798? 1801?], mußte Minna Doerffer den Zurückgebliebenen [also Caroline und Ernestine] die Schwester ersetzen. An ihrem Mißgeschick mit Hoffmann nahmen die drei [!] Freundinnen innigsten Anteil . . .

Diese drei Stellen stehen innerhalb von vierzehn Zeilen Einer Seite. In einer Dissertation sollte so etwas eigentlich nicht vorkommen: namentlich nicht die letzte Stelle, die besonders deutlich zeigt, in welcher Weise Harich aus dem von mir stupid zusammengekarrten „Material" „die lebendige Wirklichkeit zur Darstellung bringt".

c) Harich über Hoffmanns dichterische Verwertung seines Erlebnisses mit Minna.

Im Nachwort zur 'Brautwahl' (s. o., § 29) hatte ich S. III/IV gesprochen von

> der reichen, gebildeten und hübschen Kaufmannstochter Albertine Voßwinkel, die . . . 1816 . . . Lehsens . . . Kunst kennerhaft zu würdigen glaubt, die 1817 . . . seine Person „zu lieben vermeint", die dann aber 1819 ff mit dem . . . eleganten und strebsamen Referendarius Glogin ohne Frage wesentlich glücklicher werden wird als es ihr mit dem „armseeligen Pinsler", wie ihr Vater ihn nennt, möglich gewesen wäre.

Nachdem dann das ganz ähnliche Verhältnis der Veronica Paulmann (im 'Goldnen Topf') zu dem Studenten Anselmus und dem Hofrat Heerbrand besprochen ist, heißt es auf S. IV weiter:

> Seitdem wir Hoffmanns Roman mit seiner Cousine Minna, der gebildeten Tochter des Geheimen Obertribunals-Rathes Doerffer kennen, wissen wir, warum dieser Gedankengang ihm so nahe lag und dieses Motiv ihn zu immer neuer Gestaltung reizte. „Ich habe mit Kraft ein Verhältniß vernichtet, welches sie und mich unglücklich gemacht haben würde" schreibt er im Gefühle, es recht gemacht zu haben, im Frühjahr 1803 an Hippel.

S. VIII wird dann von dem Schutzgeist der Liebenden, Leonhard, gesagt (u. z. in Opposition gegen Ellinger und Ricarda Huch):

> Seine Absicht geht offensichtlich von vornherein auf das hinaus, was sich dann theils vor unseren Augen begiebt, theils für die Zukunft angedeutet wird. Albertine soll von den Werbungen des alten Narren Tusmann und des „unausstehlichen Bengels" Dümmerl befreit werden, damit dann die beiden jungen Leute in Ruhe ihr Herz prüfen können: Edmund ohne die anstachelnden Qualen der Eifersucht, und Albertine ohne in Lehsen die einzige Rettung von jenen beiden verhaßten Freiern sehen zu müssen . . Dann wird Edmund schon von selbst erkennen, daß er sich nur der Kunst vermählen dürfe, und Albertine, daß eine bürgerlich sichere und geehrte Existenz an der Seite eines zuverlässigen und strebsamen Mannes ihre Bestimmung ist.

S. XVII endlich wird noch einmal nachdrücklich hingewiesen auf „Hoffmanns Erlebniß mit Minna Doerffer und seine tiefen Spuren in Hoffmanns Dichtung". Dieses Erlebnis des Dichters habe der 'Brautwahl' im Gegensatz zu anderen Bearbeitungen der Fabel den „ureigenen Zug" gegeben, daß auch der glückliche Freier nicht der Rechte für das Mädchen sei und das Mädchen nicht die Rechte für ihn.

Harich bildet aus diesen vier Stellen Band 2 S. 198 Z. 25—37 folgende Darlegung:

> Von Beginn an ist es deutlich, daß er [Leonhard] aus Lehsen und Albertine kein glückliches Paar machen, sondern den verzweifelten Jüngling nur durch die Verlobung von unglücklicher Leidenschaft befreien will. Aus den „Künstlernovellen" [warum die Anführungszeichen?] ist uns dieses Motiv bereits bekannt, aber besonders deutlich spiegelt sich hier Hoffmanns Jugenderlebnis mit seiner Cousine Minna Dörffer. Wie Hoffmann sich durch diese Verlobung aus innerer Zerrissenheit erlösen wollte

und später „mit Kraft“ ein Verhältnis vernichtete, „welches sie und mich unglücklich gemacht haben würde,“ so wird Lehsen, den die Kunst nach Italien gelockt hat, sicher nicht wieder in die Arme seiner letzten Endes ziemlich prosaischen Braut zurückkehren, und Albertine wird in dem tüchtigen und eleganten Referendar Glozin ein ruhigeres und angemesseneres Glück finden als in dem unruhvoll gejagten Künstler.

Im Gegensatz zu der zuletzt angeführten Lesefrucht läßt sich gegen diese Wiedergabe nichts Wesentliches einwenden. Aber man hätte vielleicht erwarten dürfen, daß Harich irgendwo und irgendwie zu verstehen gäbe, daß ich im Nachwort zur 'Brautwahl' alles dieses im Gegensatz zu der bis dahin herrschenden Auffassung dargelegt habe. Wirklich ist er auch, um der Kritik gegenüber formal als correct zu erscheinen, vorsichtig genug, dieses Nachwort zu nennen, ebenso wie er vorher (s. o., § 35 b 1) das 'Fragment' über Plock genannt hatte. Aber die Art, **wie** es (S. 197 Z. 19—14 v. u.) geschieht, ist noch ungewöhnlicher als dort. Er sagt:

> Sowohl Hans v. Müller wie Carl Georg v. Maaßen ... beschäftigen sich ausführlich nach allen Richtungen hin mit der Erzählung. Wir verfolgen ihre Ausführungen **nicht** im Einzelnen, da sie als Urgrund der 'Brautwahl' **kein menschliches Urerlebnis**, sondern nur alltägliche Zufälligkeiten aufweisen.

Ich frage jeden Leser, ob ein Schriftsteller, der seine Vorlagen in dieser Art „anführt“, als ein ehrenhafter Gelehrter gelten kann.

§ 37. Harichs Hoffmann; III: Harichs Rechtfertigungsschrift vom August 1922.

Zu diesem negativen — Gedächtnisfehler hat Harich neuerdings einen mindestens ebenso auffälligen positiven vorgebracht, und ich bitte um die Erlaubnis, auch diesen noch richtigzustellen, ehe wir von dem Manne Abschied nehmen.

In den maßgebenden Zeitschriften und von den besten Kennern (in der Deutschen Rundschau von Gustav Roethe, in der Deutschen Literaturzeitung von Otto Pniower, im Literarischen Centralblatt von Richard von Schaukal) war festgestellt worden, daß Harich keineswegs nur die Tatsachen, sondern auch die psychologischen Urteile und den biographischen Aufbau aus meinen Arbeiten unverändert übernommen habe. Auch ich konnte in einer kurzen Besprechung, zu der die Zeitschrift für Bücherfreunde mich überraschend aufgefordert hatte (eingesandt am 10. Januar 1921, erschienen um den 1. Juni), bei allem Streben nach wohlwollendster Beurteilung das nicht verschweigen.

Harich schwieg ein Jahr und länger dazu still.

Im August 1922 brachte er plötzlich eine „Auseinandersetzung“ mit mir zu Papier. Er ließ sie durch seinen Verleger (Erich Reiß in Berlin) erst in dessen Zeitschrift 'Faust' (Heft 7, erschienen etwa Ende October, S. 36—40), dann, in einem vermehrten Neudruck von neun Seiten, als Gratisbeilage zu seinem Buche verbreiten. In dieser Schrift, aus der ich oben bereits eine Stelle citierte, redet Harich mich so häufig direct an, daß sie wie ein offener Brief an mich erscheint; ich bin aber erst spät und durch Dritte zu ihrer Kenntnis gelangt.

Während Harich, wie oben (§ 35 sub d) ausgeführt, mich in seinem Buche gleichzeitig ausgenutzt und zu einem emsigen, aber herzlich ungeschickten Materialsammler degradiert hatte, geht er jetzt einen Schritt weiter: er proclamiert sich als meinen Wohltäter, der mich überhaupt erst der Öffentlichkeit vorgestellt habe. Jeder Zeitungsrecensent seines Buches habe mich dank seiner Vorrede lobend erwähnt als Harichs Wegbereiter, als den fleißigen Handlanger, der ihm die Steine gereicht zu seinem Wunderbau.

> Wie viele von diesen Lobrednern — fährt er fort — haben Hans v. Müller vorher gekannt? Wie viele von ihnen haben je seine Bücher in der Hand gehabt? Im allgemeinen wurde dieses Lobgericht aus Ingredienzien meiner Vorrede angerichtet*.

* Ich kenne nur Eines dieser aus Harich'schen Ingredienzien angerichteten Lobgerichte, nämlich den in § 35 sub d besprochenen Aufsatz Kurt Arams in der Täglichen Rundschau; mich verlangt wahrlich nicht nach weiteren Producten dieser Küche.

Ein neues Ereignis im Leben des Hoffmannforschers Hans v. Müller, der bis dahin kaum dreihundert Menschen überhaupt bekannt gewesen war. Jetzt rauschte sein Name durch den deutschen Blätterwald. In Verbindung mit meinem Buch!

Anstatt ihm, voll innigen Dankes für diesen Abglanz seines Ruhmes, aus vollem Herzen zuzujubeln, hätte ich mich jedoch zu seinem gerechten Befremden auffässig gezeigt und in meiner Recension sein Verhalten gegen mich bemängelt; ich hätte ihm in kleinlicher Weise vorgeworfen, daß er mich nicht an jeder einzelnen Stelle, wo er mir folge, qls Quelle genannt habe. Harich erwidert — und darin gipfelt seine Rechtfertigungsschrift — auf diesen angeblichen Vorwurf:

Selbst wenn ich es ... wirklich verabsäumt haben sollte, hier und da ihren Namen zu nennen, ... so enthebt mich ein Umstand aller Schuld Ihnen gegenüber: Als der Druck meiner Arbeit begann, machte ich Ihnen brieflich den Vorschlag, daß ich Ihnen die Druckbogen zuschicken würde mit der Bitte, etwaige Ausstellungen, die Sie betr. der Nennung Ihres Namens und der Art, wie ich Sie zitiere, machen könnten, mir mitzuteilen. Um alles in der Welt wollte ich Kompetenzkonflikte [!] mit Ihnen vermeiden. Sie haben ... diesen Vorschlag nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Wieso nicht? Ich werde es Ihnen sagen: weil Sie sich auf jeden Fall vorbehalten wollten, meine von Ihnen einfach als Konkurrenzunternehmen gefürchtete Biographie durch hinterher erhobene Anklagen zu schädigen. Wie aber können Sie nach diesem von Ihnen unbeantworteten Vorschlag mir nun den Vorwurf machen, Ihnen nicht gegeben zu haben, was Ihnen zukommt? Oder daß ich nicht zum mindesten das redliche Bestreben hatte, es zu tun? ... Sie wollten meiner Arbeit gegenüber nicht Ihr Recht. Denn dazu hätten Sie bloß von meinem Anerbieten Gebrauch zu machen brauchen. Sondern Sie wollten um jeden Preis Gelegenheiten schaffen, mein Buch zu diskreditieren! Nichts weiter!

Wenn ich wirklich eine solche Aufforderung erhalten (und bei ihrem Empfang Harichs Compilation bereits gekannt) hätte, so hätte ich darauf nur antworten können:

Setzen Sie auf das Titelblatt „nach H. v. M.s Ermittlungen dargestellt von W. H." und geben Sie vor jedem Abschnitt in kleiner Schrift an, welche meiner Veröffentlichungen (resp. welcher Teil einer solchen) diesem Abschnitt zu Grunde liegt. Jede weitere Nennung meines Namens ist überflüssig und jede Lobpreisung verbitte ich mir.

Aber ein Brief dieser Art ist nicht nur nie in meine Hände gelangt, sondern auch nie an mich abgesandt worden; zum Unglück meines Herrn Gegners habe ich den schriftlichen Beweis dafür in Händen, daß dieser Brief nur in seiner Novellistenphantasie existiert.

Ich gab Harichs Verleger unterm 6. Februar 1923 von diesem m. E. nicht unerheblichen Umstande Kenntnis und ersuchte ihn, die Verbreitung jener irrtümlichen Behauptung einzustellen.

Herr Reiß erwiderte mir unterm 15. Februar: „Was der Fall Harich betrifft, so müssen Sie begreifen, daß diese ganze Angelegenheit mich nicht tangieren kann und darf ... Ich meinerseits bin verpflichtet, Harichs Ausführungen den jetzt gedruckten Auflagen des Werkes beizufügen."

Dabei ist es m. W. geblieben. Ich hoffe aber, daß diese Feststellungen die selbe klärende Wirkung haben wie ein Gerichtsurteil. Ich hielt es nicht für der Mühe wert, in einem eigenen, rein polemischen Aufsatz Harichs Polemik zu erwidern, halte es aber doch für angebracht, in diesem Heft als der ersten seitdem erscheinenden selbständigen größeren Publication seinen Irrtum richtigzustellen. Der Leser, dem ich versprochen habe, ihn von Minna Dörffer und Jean Paul zu unterhalten, möge also auch diese zweite Abschweifung (nach der ersten in § 35) verzeihen.

DIE MESSKATALOGE ALS QUELLE FÜR DIE LITERATURGESCHICHTE

AN DEM BEISPIEL E. T. A. HOFFMANNS DARGELEGT

Die halbjährlich erschienenen Meßkataloge, die von Literarhistorikern und Bibliographen auffallend wenig benutzt werden, belehren den heutigen Benutzer in zwei Richtungen. Die Anzeigen erschienener Bücher ergeben die tatsächliche oder doch die vom Verleger erwartete Ausgabezeit innerhalb des Jahres und öfters auch die verschiedenen Arten der Abzüge (auf Velin-, Schreib-, Post- oder Druckpapier). Weit interessanter aber sind die Voranzeigen; sie enthüllen die Pläne, über die Autor und Verleger sich einig geworden waren, von denen aber ein guter Teil entweder gar nicht oder in anderer Form ausgeführt worden ist.

Beides soll im folgenden an den Anzeigen des Weidmannschen Meßkataloges[1] aus der Zeit von Michaelis 1813 bis Ostern 1823 dargelegt werden, die erschienene oder geplante Werke E. T. A. Hoffmanns betreffen. Die Werke oder Bände sind geordnet nach ihrem ersten Auftreten im Meßkatalog; O vor der Seitenzahl bedeutet den zur Ostermesse, M den zur Michaelismesse ausgegebenen Katalog; *angekündigt* bedeutet: als künftig erscheinend angezeigt. Die in Klammern hinzugefügten Daten über Entstehung, Honorierung usw. der Werke (insbesondere auch die über die Zeit des Empfanges der Freiexemplare, die mit dem Erscheinungstermin fast identisch zu sein pflegt) beruhen durchweg auf handschriftlichen Quellen, die ich leider erst teilweise (1912 in Hoffmanns Briefwechsel bzw. 1915 in seinen Tagebüchern) habe veröffentlichen können.

1. Fantasiestücke in Callots Manier. Bd. 1. 2.
   (Verabredet mit Kunz in Bamberg 15. Febr. 1813, Contract 18. März, letzte Manuscriptsendung 19. August. Honorar für alle Auflagen 96 Thaler.)
   1813 M 222 als bereits erschienenes, in zwei Bänden abgeschlossenes Werk von Kunz angezeigt.
   (Erschien aber erst Ostern 1814, da Jean Paul auf das vom Verleger erbetene Vorwort monatelang hatte warten lassen.)

[1] Allgemeines Verzeichniß der Bücher, welche in der Frankfurter und Leipziger . . . messe des . . . Jahres entweder ganz neu gedruckt, oder sonst verbessert wieder aufgelegt worden sind, auch ins künftige noch herauskommen sollen. Leipzig: Weidmann. — Benutzt ist für die Jahrgänge 1813 und 1816—1823 das Exemplar der Preußischen Staatsbibliothek, Signatur Am 10221; für die Jahrgänge 1814 und 1815 das der Universitätsbibliothek zu Halle, Signatur Ab 534.

2. Die Übersetzung der Violinschule von Rode, Kreutzer und Baillot.
   (Auf Härtels Antrag vom 14. Sept. 1812 in den vierzehn Tagen vom 26. Dec. bis zum 8. Jan. 1813 angefertigt.)
   1814 O 158 von Breitkopf & Härtel als erschienen angezeigt. (Ebenso in der Leipziger Literaturztg. vom 4. April. Also ein Jahr liegen geblieben.)
3. Fantasiestücke . . . Bd. 3. 4.
   (Geplant seit August 1813; galten verlagsrechtlich als ein neues Werk. Erste Manuscriptsendung 16. Jan. 1814, letzte wohl 28. Febr. 1815.)
   1814 O 182 Voranzeige beider Bände von Kunz.
   1814 M 320/21: Bd. 3 erschienen.
   1815 O 174: Bd. 4 erschienen.
4. Lichte Stunden eines wahnsinnigen Musikers. Ein Buch für Kenner.
   (Geplant seit 8. Febr., begonnen 18. Mai 1812. Kunz wiederholt in Aussicht gestellt vom 15. Febr. 1813 bis zum 8. März 1818.)
   1815 O 254 von Kunz angekündigt mit dem Druckfehler *Leichte Stunden.* (Hoffmann scherzt darüber in einem Briefe an Fouqué vom 14. Mai 1815. — Nach dem Bruch mit Kunz um Neujahr 1819 für die Biographie Kreisler bestimmt: s. u.)
5. Die Elixiere des Teufels. 2 Theile.
   (Th. 1 concipiert 5. März bis 23. April 1814, mundiert 24. April bis 4. oder 5. Mai. Einer Reihe von Verlegern vergeblich angeboten; 16. Mai 1815 Duncker & Humblot in Berlin für 25 Friedrichsd'or in Verlag gegeben. — Th. 2 später für das gleiche Honorar geliefert.)
   1815 M 379 beide Bände als erschienen angezeigt.
6. Nachtstücke. Th. 1.
   (24. Nov. 1815 Reimer, dem Leiter der Realschulbuchhandlung, als einziger Band angeboten. Von diesem honoriert mit 30 Fr. d'or = 163 Thalern 18 Groschen in 3 Raten 13. Dec. 1815 bis 4. Mai 1816.)
   1816 O 195 als bereits vorliegendes einbändiges Werk von der Realschulbuchhandlung angezeigt.
   (In Wirklichkeit sandte Hoffmann erst 2. Sept. den Anfang der letzten Erzählung des Bandes und erhielt 29. Sept. seine Freiexemplare auf Velin- und Schreibpapier.)
7. Kinder-Mährchen. (Mit Fouqué und Contessa.) [Bdch. 1.]
   1816 M 431 Voranzeige eines ersten Bändchens von Duncker & Humblot.
   (Duncker & Humblot stießen Hoffmann jedoch in dieser Angelegenheit *sehr vor den Kopf* [Reimer an Hitzig 29. Juli 1826], und Hoffmann wandte nunmehr unter heftigen Ausfällen gegen Duncker & Humblot auch dieses Sammelwerk Reimern zu. 16. Nov. sandte er sein und Fouqués Manuscript sowie die Zeichnungen an Reimer. Er erhielt von diesem für alle drei Verfasser

150 Thaler Gold in 3 Raten vom 11. Nov. 1816 bis zum 8. Jan. 1817; seine Freiexemplare [offenbar alle auf Druckpapier] erhielt er 16. Dec. 1816.)

1817 O 106 als einmalige Veröffentlichung von der Realschulbuchhandlung angezeigt.

8. Nachtstücke. Th. 2.

1817 O 313 Voranzeige der Realschulbuchhandlung.

1817 M 427 als erschienen angezeigt.

(Hoffmann erhielt 36 Louisd'or = 180 Thaler Honorar in 4 Raten vom 15. Febr. bis 13. Oct. 1817. Am 25. Nov. erhielt er seine Freiexemplare auf Velin- und Schreibpapier.)

9. Kinder-Mährchen. Bdch. 2.

1817 M 409 als erschienen angezeigt von der Realschulbuchhandlung.

(Hoffmann erhielt als Honorar für seinen Anteil 70 Thaler Gold in 2 Raten am 11. Nov. bzw. 8. Dec. 1817. Die Freiexemplare, auf Velin- und Druckpapier, für alle drei Verfasser erhielt er in 3 Sendungen vom 24. Nov. bis zum 6. Dec.)

10. Seltsame Leiden eines Theater-Direktors.

1818 O 116 als bereits erschienen angezeigt von Maurer in Berlin (desgl. auch in Zeitungen).

(Tatsächlich ist erst Oct. 1818 das Vorwort geschrieben; das Buch erschien im November.)

11. Die Meister des Gesanges. Ein Roman für Freunde der Tonkunst.

(Etwa Ende Jan. 1818 bot Hoffmann Reimern einen Kunstroman an. Dieser stimmte zu und fragte nach dem Titel. Nachdem er Mitte Februar die Frage wiederholt hatte, schrieb Hoffmann am 17., ihm sei bis jetzt noch *kein vernünftiger Titel* eingefallen; *Künstlerleben* sei *gemein und abgedroschen.* Am 24. setzte er dann den oben genannten Titel fest.)

1818 O 283 Voranzeige der Realschulbuchhandlung.

1818 M 500/01 desgleichen.

1819 O 324 Voranzeige der Firma G. Reimer.

(Dann von beiden Teilen aufgegeben.)

12. Die Seraphinen-Brüder. Gesammelte Erzählungen und Mährchen.

(Mitte Februar 1818 schlug Reimer Hoffmann vor, seine zerstreut erschienenen Erzählungen zu sammeln. Am 17. sagte Hoffmann zu und gab an, daß *schon jezt Vorrath zu einem artigen Bändchen da* sei. Er bat Reimer, auf Grund seiner buchhändlerischen Erfahrung zu bestimmen, ob er die Sachen *unter dem simplen Titel „Erzählungen"* gehen lassen oder sie in der Art von Tiecks „Phantasus" einkleiden solle. Reimer entschied sich für das letztere, und Hoffmann setzte nunmehr den obengenannten Titel fest in Erinnerung an die *Seraphinen-Abende,* die er in der ersten Berliner Zeit nach den Freiheitskriegen mit Hitzig, Chamisso, Contessa, Koreff, Robert und anderen abgehalten hatte.)

1818 O 284 kündigte die Realschulbuchhandlung eine einbändige Sammlung unter diesem Titel an.
1818 M 468 zeigte dieselbe Firma das erste Bändchen unter dem gleichen Titel als bereits erschienen an!
(Weiteres s. unter 14A.)

13. Sechs Duettinen für Sopran und Tenor.
(1812 auf italienische Texte componiert.)
1818 M 477 mit italienischem Titel angekündigt von Schlesinger in Berlin.
(Erschien dann, anscheinend Anfang 1819, ebenda mit deutschem Titel; 21. Januar 1819 verschenkte Hoffmann ein Exemplar.)

14. Fantasiestücke in Callots Manier. 2. Aufl. 2 Theile.
(Herbst 1818 redigiert.)
1819 O 95 von Kunz in Bamberg angezeigt als „Zweite verbess. und in 2 Bänden zusammengedrängte wohlfeile Aufl."

14A. [Nicht so im Meßkatalog:] Die Serapions-Brüder. Th. 1. (14. November 1818 feierte Hoffmann nach Chamissos Rückkehr von der Weltumseglung endlich wieder einen Seraphinen-Abend. Man stellte dabei aus dem katholischen Kalender von Hoffmanns Frau fest, daß der Tag dem Märtyrer Serapion geweiht sei. Nun wurde der Name des Klubs sowohl wie des Buches in *Serapions-Brüder* geändert, und zur Motivierung des Namens dichtete Hoffmann eine Erzählung, die den Band eröffnete. Dieser dehnte sich in der Folge auf 604 Seiten aus. — Hoffmann erhielt als Honorar 190 Thaler in drei Raten vom 24. Juni bis zum 21. Dec. 1818 [das Goldagio wurde 1819 nachgezahlt] und 16. Sept. 1820 eine Nachzahlung von 50 Thalern. Seine Freiexemplare auf Velin- und Druckpapier bekam er am 20. Februar 1819.)

15. Klein Zaches, genannt Zinnober.
(Verfaßt [wohl erst im Herbst] 1818; erschienen Jan. 1819 bei Dümmler in Berlin.)
1819 O 252 angezeigt.

16. Die Serapions-Brüder. Th. 2.
1819 O 252 voreilig von Reimer (unter seiner eigenen Firma) als erschienen angezeigt; *Druck- und Velinpap.*
(Hoffmann erhielt auch für diesen Band 190 Thaler, u. z. in 4 Raten vom 21. Jan. bis 10. Juni 1819 [das Goldagio wurde auch hier nachgezahlt], und am 16. Sept. 1820 eine Nachzahlung von 50 Thalern. Seine Freiexemplare auf Velin- und Druckpapier bekam er am 11. Sept. 1819.)

17. Lebens-Ansichten des Katers Murr, nebst Biographie des Kapellmeisters Kreisler. Bd. 1.
1819 M 498 angezeigt von Dümmler in Berlin als bereits erschienenes einbändiges Werk unter dem primitiven Titel „Lebensgeschichte des Kater [sic] Murr"!

(Die erste Hälfte ist Mai/Juni, die zweite Oct./Nov. 1819 geschrieben; der Band erschien im December unter dem oben angegebenen Titel.)

18. Prinzessin Brambilla.
1820 O 247 voreilig als erschienen angezeigt von Max in Breslau.
(Vorwort erst Sept. 1820!)

19. Murr, nebst Kreisler. Bd. 2.
22. Jan. 1820 schrieb Hoffmann an Dümmler: *So Gott will, fangen wir Mitte künftigen Monaths an zu drucken, d. h. Murr Tom. 2.* Daraufhin:)
1820 O 299 Voranzeige.
(24. Oct. 1820 versprach Hoffmann, *nun den Kater Murr ganz gewiß binnen 8—10 Tagen in Gang zu setzen, so daß das Buch zu Weihnachten ans Tageslicht treten kann. Alles übrige werf ich bey Seite.* Am 5. Dec. heißt es weniger zuversichtlich: *Am Murr wird wirklich gearbeitet, wiewol zur Zeit leider! langsam, dann aber rascher und rascher.* Im selben Jahre 1820 erbat er dreimal Vorschüsse darauf von 10, 5 und 20 Fr.d'or. — Aber erst 2. Sept. 1821 sandte er den Anfang.)
1821 M 487 Anzeige des erschienenen Bandes.
(Hoffmann sandte aber 6. Nov. erst die Correctur des Bogens 16 und vollendete erst Anfang Dec. das Manuscript.)

20. Die Serapions-Brüder. Th. 3.
(Hoffmann erhielt 213 Thaler 12 Groschen [Silber] Honorar, u. z. im wesentlichen in 3 Raten vom 13. Jan. bis zum 30. Juni 1820. 6. Juni sandte er den veränderten Text der „Brautwahl", 11. Sept. versicherte er, *daß in dieser Woche der dritte Theil beendigt wird.*)
1820 M 484 von Reimer als erschienen angezeigt.

21. Die Serapions-Brüder. Th. 4.
(Hoffmann versprach den 11. Nov. 1820, am nächsten Tage den Anfang des Manuscripts zu senden. Er erhielt wie für den vorigen Band 213 Thaler 12 Groschen [Silber] Honorar, u. z. im wesentlichen in 4 Raten vom 11. Nov. 1820 bis zum 26. Apr. 1821.)
1821 O 285/86 als erschienen angezeigt (*Druck- und Velinpapier;* wohl etwas verfrüht, da Hoffmann seine Freiexemplare von beiden Arten erst 19. Mai erhielt.)

22. Meister Floh.
(23. Juli 1821 bot Hoffmann Wilmans in Frankfurt *ein Büchlein* an, 25. August nannte er den Titel. Das Manuscript sandte er in 5 Lieferungen 6. Nov. 1821 bis 7. März 1822.)
1822 O 263: Anzeige des erschienenen Buches.

23. Eine Übersetzung Hoffmannscher Erzählungen ins Dänische.
1822 O 290: *Hoffmann, E. T. A., Fortällinger, oversatte af A. P. Liunge. 2 Dele. 8. Kiöbenhavn, Reitzel.*

24. Murr, nebst Kreisler. Bd. 3.

(Hoffmann an Dümmler 2. Sept. 1821: *Der dritte und lezte Theil könte dann wohl, da ich nun nicht mehr abbreche, zur Neujahrsmesse fertig werden;* 29. Jan. 1822: *Murr Tom. 3 ist angefangen;* 30. Jan.: *In n[ächster] W[oche] kan sehr füglich der Druck beginnen, da ich bis dahin stark avancirt seyn werde.* An Vorschußzahlungen auf diesen Band sind vier belegt: auf **10**, 50, 20 und 80 = 160 Thaler.)

1822 O 321 Voranzeige Dümmlers.

(Hitzig [s. u., Nr. 26] II 129, 144 und 146: der Plan zu diesem Theil war *auf das Grundioseste angelegt* und *im Kopfe schon ganz vollendet;* Hoffmann glaubte, darin *zu leisten, was er früher noch nicht vermocht;* aber bei seinem Tode, 25. Juni 1822, war dieser Theil *leider auf dem Papier nicht angefangen.* Dümmler erhielt statt dessen Nr. 26 und eine Sammlung von Hoffmanns letzten Erzählungen.)

25. Timotheus Schnellpfeffers Flitterwochen vor der Hochzeit. 2 Bände.

(Autobiographischer Roman. Auf einem Quartblatt in Hoffmanns Nachlaß [wohl von 1820] ist als Vorname des Helden erst anscheinend *Janotus* [nach Rabelais; latinisiert aus Jeannot], dann *Jakobus* geschrieben. 8. Jan. 1821 schreibt Hoffmann an Hitzig: *Was ich jezt bin und seyn kan, wird pro primo der Kater, dann aber, wills Gott, auf andere Weise noch der Jacobus Schnellpfeffer, der vielleicht erst Ostern 1822 erscheinen dürfte, zeigen.* Dann wählte Hoffmann aber für seinen neuen Doppelgänger den Vornamen *Timotheus,* da so der Kalenderheilige seines eigenen Geburtstages [24. Jan.] heißt. — Herbst 1821 sagte er das Werk unter dem so verbesserten Titel gegen einen Vorschuß von 25 Fr.d'or Max in Breslau zu; jeder Band werde etwa 400 Seiten stark sein. Max sprach 25. Nov. und 4. März 1822 den Wunsch aus, beide Bände Michaelis 1822 herauszubringen. Er wolle sie sehr schön drucken lassen bei Vieweg in Braunschweig oder auch, wenn es Hoffmann bequemer sei, bei einem Berliner Drucker.)

1822 O 321 Voranzeige *(Druck- u. Velin-Papier).*

(Die Niederschrift kam über das erwähnte Quartblatt nicht hinaus. Nach Hoffmanns Tode wurde Max abgefunden mit der Erzählung *Meister Johannes Wacht,* die er in ein Sammelwerk aufnahm.)

26. Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß. [Zusammengestellt von J. E. Hitzig.] 2 Theile.

(Schon 2. Juli 1822 in der Voss. Ztg. angekündigt.)

1822 M 555 Voranzeige u. d. T.: Hoffmanns, E. T. A., Leben. mit 1 Kupf. 8. Berlin, Dümmler.

(März Vorwort, April Nachwort.)

1823 O 71 Anzeige (ohne Angabe der Bandzahl).

(Erschien Anfang Mai.)

[E.T.A. Hoffmann in Dresden am Tage des Napoleonfestes 1813]

Hoffmann war am 17. März 1813 von Joseph Seconda engagiert als Musikdirektor seiner Operntruppe, die abwechselnd zu Leipzig und zu Dresden, und zwar hier in Linkes Bade spielte. Wegen der kriegerischen Ereignisse konnte Seconda im Sommer des Jahres nicht daran denken, in dem weit außerhalb der Verschanzungen liegenden Linkeschen Bade spielen zu lassen. Durch die Fürsprache seines Bruders, des Schauspieldirektors Franz Seconda, erhielt er jedoch die Erlaubnis, in Dresden abwechselnd mit der italienischen Truppe das Hoftheater mit seinen Dekorationen, Requisiten und der Garderobe zu benutzen, und so zog die Truppe am 24. und 25. Juni auf Leiterwagen von Leipzig nach Dresden. Am 26. mietete Hoffmann in dem Häuschen eines Herrn Fuhrmann ein kleines Logis in der damals noch ganz ländlichen, mit zwei Baumreihen bestandenen Bautzener Straße, die außerhalb der Neustadt das „Schwarze Tor" (an der Stelle des jetzigen Albertplatzes) mit Linkes Bad verbindet. Aus seinem mit Weinlaub umrankten Gartenfenster konnte Hoffmann elbaufwärts bis in die Sächsische Schweiz blicken.

Im Juni hatte er in Leipzig nach sechs Proben dreimal mit Glück die Oper „Sargino" dirigiert, deren Komponist, Ferdinando Paër aus Parma, 1803 auf diese Oper hin in Dresden fest angestellt, 1807 aber nach Paris berufen worden war. Am Morgen des 1. Juli hielt Hoffmann nunmehr in Dresden eine Probe der Oper ab und dirigierte am Abend des folgenden Tages mit Glück das Werk. Trotz seiner Bedenken gegen Paers melodiöse aber völlig undramatische Musik war es ihm doch merkwürdig, daß er den „Sargino" an demselben Platz, auf demselben rotbeschlagenen Lehnstuhl, vor demselben Pianoforte dirigierte, von dem aus Paër ihn bei der Uraufführung geleitet hatte.

Zum 10. August waren die teils hochsentimentalen, teils (durch eine Bedientenrolle) komischen „Wegelagerer" angesetzt, die Paër 1803 unter dem Titel I. Fuorusciti für die Dresdener Oper komponiert hatte. Hoffmann, der Paërs komische Opern immerhin wesentlich höher schätzte als die tragischen, hatte die Aufführung abermals mit Sorgfalt vorbereitet, und es war ihm unlieb, dass der Kaiser, der als der wahre Beherrscher Sachsens in Dresden residierte, paradoxerweise die Feier seines Geburtstages auf diesen Tag vorverlegte. In der Tat begann die Reihe der Kanonaden schon am Vorabend, um sich am nächsten Morgen in der Frühe fortzusetzen. Nach der großen Parade auf der Ostrawiese erscholl wieder Kanonendonner beim Tedeum in der katholischen Kirche, und Kanonendonner begleitete die Bewirtung der verbündeten Truppen unter freiem Himmel, zu der der König von Sachsen hundert Eimer Wein gespendet hatte. Kanonendonner kündigte auch am Abend den Toast des Königs auf das französische Kaiserhaus und das große Feuerwerk an. Kein Wunder, dass dieses künstliche Gewitter die Darstellung der „Wegelagerer" übertönte. Die wackere, von Hoffmann hochgeschätzte Primadonna Mad. Krahmer sang die Rolle der Isabella, der Gattin Eduard Ligozzis, die von dessen Todfeind Hubert Ardinghelli gefangen ist. Gewiß war die Künstlerin bemüht, ihr Bestes zu geben; aber als sie im sechsten Auftritt des zweiten Aktes die Angst der Isabella um das Leben ihres Gatten und den Wunsch, im schlimmsten Falle mit ihm zu sterben, mit allem Schmelz und aller Kraft ihrer Stimme herausschmetterte, da ward die grosse Arie schmählich gestört und fast parodiert durch die periodisch einfallenden Kanonenschläge.

Während Hoffmann sonst mit Rücksicht auf die morgens um 7, spätestens um 8 beginnenden Proben in dieser Zeit sehr häuslich lebte und früh das Bett aufsuchte, machte er diesmal eine Ausnahme, da bei dem Lärm nicht an Schlaf und am nächsten Tage nicht an Arbeit zu denken war. Er betrachtete nach dem Theater die Illumination der öffentlichen Gebäude (die Bürgerschaft hatte es vorgezogen, am 25. April zu Ehren der Preußen und Russe zu illuminieren). Am Hause des sächsischen Generalstabs leuchtete der französische Adler mit der Unterschrift „Sa gloire est notre triomphe". Dann sah er das Feuerwerk und dessen Widerschein in der Elbe. „Von dem Tumult den ganzen Tag und die ganze Nacht haben Sie keine Idee", schrieb er am 12. einem Bekannten; „mit brummt noch der Kopf davon".

Während seines „fleißigen einsiedlerischen Lebens" auf dem Lande vor den Toren Dresdens arbeitete Hoffmann abwechselnd an seiner letzten großen Komposition, der seit Jahresfrist im Kopfe vorbereiteten romantischen Oper „Undine", und am „Magnetiseur", seiner ersten Erzählung, deren Stoff nicht musikalischer Art ist; diese stand kurz vor der Vollendung. Sie

leitet die Schilderungen dunkler Seelenzustände ein, die – bereits durch die älteren Musiknovellen „Ritter Gluck" und „Don Juan" vorbereitet – in den nächsten Jahren durch die „Elixiere des Teufels" und die acht „Nachtstücke" wirksamer fortgesetzt wurden.

Es war die große Wendezeit in Hoffmanns künstlerischem Leben: er ging jetzt von der Musik, in der er als Komponist, Dirigent und Kritiker seine Aufgaben ruhmvoll erfüllt hatte, wie unter einem unwiderstehlichen Zwange zur Erzählung über. Und als wenn er noch in Dresden das Programm seines ganzen künstlerischen Schaffens auf diesem neuen Gebiete darlegen wollte, schloß sich unmittelbar an den „Magnetiseur" der „Goldene Topf" an, das erste und wohl beste aus der anderen Hauptreihe seiner erzählenden Werke, die er auf dem Sterbebette mit dem „Meister Floh" abgeschlossen hat. In diesen seinen eigentümlichsten Schriften schildert er eine doppelte Welt, nämlich neben der des scharf und erbarmungslos beobachteten Alltags eine höhere, nur Auserwählten erkennbare, die in Urzeiten zurückreicht und den Alltag geheimnisvoll durchdringt.

Als Hoffmann in der Nacht zum 11. August, das Herz voll Ekel über den kommandierten leeren Festlärm, auf der Bautzener Straße seinem bescheidenen Heim zustrebte, mag ihm der Anfang des „Goldenen Topfes" aufgegangen sein, nämlich die beiden Abschnitte, in denen der Held des Märchens durch dieselbe Allee vom Schwarzen Tor zum Linkeschen Bade wandert und ein Feuerwerk in den Fluten der Elbe sich seltsam spiegeln sieht. Schon am 19. August konnte er seinem Verleger den ganz neuartigen Charakter dieses Werkes schildern, in dem das Wunderbare „keck ins gewöhnliche alltägliche Leben tritt und seine Gestalten ergreift", und schon an diesem Tage wußte er, daß das Märchen etwa einen Band füllen würde. „In keiner, als in dieser düstern, verhängnisvollen Zeit, wo man seine Existenz von Tage zu Tage fristet und ihrer froh wird, hat mich das Schreiben so angesprochen", heißt es in dem Brief; „es ist, als schlösse sich mir ein wunderbares Reich auf, das, aus meinem Innern hervorgehend und sich gestaltend, mich dem Drange des Aeußern entrückte."

Einen Tag darauf packte er seine Habseligkeiten zusammen, und am 22. zog er in die Stadt, da die Russen und Preußen im Anmarsch waren und Fuhrmanns Häuschen „äußerst angenehm – gerade in der Schußlinie einer bedeutenden Schanze" lag. So endete wieder ein kleiner Abschnitt dieses bewegten Künstlerlebens; es folgten die Tage von Napoleons letztem Sieg auf deutschem Boden, der Schlacht bei Dresden, und sodann die fast ebenso bangen Wochen der völligen Einschließung der Stadt, bis nach der Schlacht bei Leipzig auch Dresden befreit wurde.

Unter den Linden Nr. 9

Geschichten vom „öden Haus“

Zu den „Erinnerungen aus der Kleinen Mauerstraße“ im Abendblatt der „DAZ“ vom 10. 9. wird uns geschrieben:

Schon 1817 stand auf dem Grundstück Unter den Linden 9 ein Haus, das trotz oder vielmehr wegen seines unscheinbaren Aeußeren zu den eigenartigsten der Straße gehört; wenigstens fand das E. T. A. Hoffmann. In seiner in ***n spielenden Erzählung „Das öde Haus“, die den zweiten Band der „Nachtstücke“ eröffnet, schildert er zuerst die Prachtgebäude der „Allee, welche nach dem ***gen Thore führt“, und das rege Leben, das in dieser Straße herrsche; um so mehr steche ein niedriges, von zwei hohen schönen Gebäuden eingeklemmtes Haus, dessen Fenster stets dicht verhangen waren, von allen übrigen ab. In diesem Hause läßt Hoffmann eine entsprechend düstere Geschichte spielen. Daß die geschilderte Straße die Berliner „Linden“ sind, ist schon 1823 von Hoffmanns Biographen Hitzig angegeben; und daß es sich um Nr. 9 handle, wie öffentlich zuerst 1888 von Julius Rodenberg bekannt gemacht worden ist, war nicht schwer zu erraten, da das „öde Haus“ in Hoffmanns Erzählung dicht an den „prachtvoll eingerichteten Laden“ eines Konditors anstößt, und damit nur die Fuchssche Konditorei Unter den Linden 8 gemeint sein kann.

Tatsächlich wohnte in dem Hause, wie in Hoffmanns Erzählung, eine ältere Dame, die Unglück in der Liebe gehabt hatte. Sie war 1753 als Tochter des Großindustriellen Wegely, des Begründers der Berliner Porzellanmanufaktur, geboren und hatte 1775 einen Herrn v. Arnim geheiratet; 1777 gebar sie ihm einen Sohn Friedrich (dessen Sohn Oskar hat, nebenbei bemerkt, 1844 Bismarcks Schwester Malwine geheiratet, deren jüngere Tochter Sibylle dann wieder 1885 Bismarcks Sohn Wilhelm ehelichte). Die Ehe wurde aber nach der Geburt eines zweiten Sohnes getrennt; während der Mann auf seinem Gute Kröchlendorff blieb, begab die Frau sich nach Berlin zurück und hauste hier einsam und menschenscheu, allgemein für eine Witwe geltend, in ihrem Hause Unter den Linden 9, in dem sie auch am 26. Mai 1823 gestorben ist.

Am 13. August des folgenden Jahres wurde dann das schmale, tiefe Grundstück verkauft an Johann Gottlieb Siegmeyer, Geheimer Calculator am Generalpostamt. Dieser riß alsbald das „öde Haus“ ab, um es durch einen Neubau zu ersetzen, und legte mit einer von Friedrich Wilhelm III. bewilligten finanziellen Beihilfe die Kleine Mauerstraße durch das Grundstück.

Hans v. Müller

Am 30. März vollendet der Literarhistoriker, Bibliograph und Genealoge Hans von Müller in Berlin das fünfzigste Lebensjahr. Als Sammler und Forscher ist Müller ein Schüler Eduard Grisebachs, zu dessen nächsten Freunden er von 1896 bis 1905 gehörte und dessen Leben und Schaffen, besonders in den Jahren 1865 bis 1876, er mit Liebe und Kritik beschrieben hat. Wie seinen Meister führte ihn das Sammeln von Autographen und Erstdrucken zu literarischen Entdeckungen und zu deren Bekanntmachung in Ausgaben und Darstellungen, und seitdem er 1915 in den Dienst der Preußischen Staatsbibliothek getreten ist, haben auch deren vielfach noch ungehobene Schätze ihm Anlaß zu Mitteilungen an die gelehrte Welt gegeben. Müllers Abneigung dagegen, bereits Bekanntes popularisierend zu wiederholen, hat ihn sowohl von der Veranstaltung von Gesamtausgaben wie von der Abfassung größerer biographischer Werke abgehalten, soweit [illegible] seine Tätigkeit [illegible] nicht nach Verdienst bekannt ist; um so mehr erscheint es als Pflicht, bei dieser Gelegenheit auf sie hinzuweisen.

Als kritischer Genealoge zerstörte Hans von Müller die Legenden von der polnischen ~~Abstammung~~ Herkunft E.T.A. Hoffmanns und Nietzsches; dafür vermochte er aber nachzuweisen, daß jener durch drei seiner Großeltern von dem vielbesungenen Ännchen von Tharau abstammt.

F – um nur [illegible] einige [illegible] allgemein interessierende Ergebnisse ~~dieser seiner Tätigkeit~~ zu nennen – (auf diesem Gebiete)

Von Müllers biographischen Arbeiten ist die Schrift über Grisebach bereits genannt. Daneben war es dem Gelehrten vergönnt, mehrere bis dahin kaum bekannte Abschnitte von E.T.A. Hoffmanns Leben aufzuhellen: wir nennen dessen heftige Jugendleidenschaft für eine neun Jahre ältere Frau, seinen fünfjährigen Brautstand mit einer Cousine, seine Lebensfreundschaft mit einem schlesischen Musiker, sein vielseitiges Schaffen in der Plotzker Verbannung.

Als Herausgeber biographischen Materials war Hans von Müller gleichfalls ~~in erster Linie~~ vorwiegend für Hoffmann tätig. Er legte als erster Hippels und Speyers liebenswürdige ~~Hippels~~ Erinnerungen an diesen ~~seinen Jugendfreund~~ vor; er sammelte und erläuterte gleichfalls als erster Hoffmanns Briefwechsel in vier Bänden; endlich entdeckte und ent-

zif-

öffnete er Hoffmanns sieben Tagebücher und legte damit eins der außerordentlichsten Seelendocumente vor, das die deutsche Literatur besitzt.

Außer Handschriften von hohem literarischen Interesse hat der Gelehrte ~~[illegible]~~ auch einige gänzlich verschollene Drucke entdeckt und kritisch herausgegeben oder besprochen: so Lessings jugendlich-scharfe 'Critik über das Jöcherische Gelehrtenlexicon' ~~[illegible]~~ von 1752, ~~[illegible]~~ die von Herder für seine Volksliedersammlung benutzte 'Preußische Blumenlese' von 1775 und den Originaldruck ~~[illegible]~~ von Bürgers zweiter Bearbeitung des 'Münchhausen' von 1788. Hoffmanns Märchen 'Das fremde Kind' und 'Die Brautwahl' gab Hans von Müller in der bis dahin nie wiedergedruckten Urfassung heraus; den 'Meister Floh' desselben Dichters legte er als erster in ungekürzter Form vor.

Bekannter noch wurden Müllers freie Sammlungen Hoffmannscher Texte: das 'Kreislerbuch' und die 'Berlinischen Geschichten', in denen ~~[illegible]~~ der Herausgeber sich bemüht, Hoffmannsche Texte und Fragmente zu einer wirkungsvollen Einheit zusammenzufassen.

Als Bibliograph verzeichnete ~~[illegible]~~ und beschrieb Hans von Müller nach einem neuen Verfahren sämtliche Drucke von Lohensteins Werken aus den Jahren 1652–1748; er gab die Druckgeschichte des jüngsten Faust-Volksbuchs, nämlich der katholischen Bearbeitung des Faustbuches des Christlich-Meynenden, für die Zeit etwa von 1730 bis 1820; ~~den, von etwa 1730~~ er verzeichnete (zusammen mit Paul Wallich) die deutsche Voltaire-Literatur der Jahre 1733–1800; er katalogisierte Hoffmanns Compositionen und stellte, mit negativer und positiver Kritik, dessen Beiträge zur Allgemeinen Musikalischen Zeitung fest; er verzeichnete endlich alle Publicationen von neun deutschen bibliophilen Vereinigungen aus den Jahren 1899 bis 1920. Eine Liste aller bekannt gewordenen Malereien und Zeichnungen Hoffmanns befindet sich unter der Presse als Beigabe zu einer Faksimile-Ausgabe von fünfzig Handzeichnungen des Dichters, die der Propyläen-Verlag vorbereitet.

Als Literarhistoriker (im engeren Sinne, ~~[illegible]~~ nämlich als Darsteller der Literaturentwicklung) stellte Müller etwa achthundert deutsche Dichter und Denker seit Reimarus und Günther

in

in achtzehn Altersgruppen zusammen, zunächst um eine Anweisung zur Ordnung von Privatbibliotheken zu geben, sodann aber als Beispiel für seine Lehre, daß die Entwicklung einer Nationalliteratur nur dann zu übersehen ist, wenn man die führenden Dichter in Gruppen zusammenfaßt, die nach dem Geburtsalter, nicht nach dem zufälligen Zeitpunkt des ersten Vorkommens ~~Auftretens~~ im Buchhandel gebildet sind.

In ähnlicher Weise wie in dieser literarhistorischen Skizze ist es ~~Müller~~ dem Gelehrten auch in seinen Arbeiten als Bibliograph und Herausgeber mehr noch als um die Vorlegung neuen Materials um die Verfeinerung der Darstellungsmittel zu tun.

Hans von Müller hat immer den größten Wert darauf gelegt, nicht nur mit den toten sondern auch mit den lebenden Literaten in Fühlung zu stehen. Er gehört seit 1896 der jetzt schon sagenhaften Genossenschaft Pan an, und er stand dem Kreise der 'Blätter für die Kunst' sowohl wie dem der 'Insel' nahe; ~~unter~~ von seinen nächsten persönlichen Freunden in Vergangenheit und Gegenwart nennen wir außer Grisebach noch die Schriftsteller Otto Erich Hartleben, Paul Ernst, Felix Poppenberg, Franz Blei, Richard von Schaukal und Ernst Hardt, die Musiker Busoni und Pfitzner, die Maler Ubbelohde und Kubin. Ernst hat ihm den 'Weg zur Form', Blei das 'Lustwäldchen', Schaukal seine Biographie Hoffmanns öffentlich gewidmet. Die philosophische Fakultät der Universität Königsberg ernannte Müller 1922, fünfundzwanzig Jahre nach dem Erscheinen seiner ersten größeren Publikation, zum Ehrendoktor „in Anerkennung der Verdienste, die er sich in langjähriger, scharfsinniger, opfermutiger und erfolgreicher Forschertätigkeit von vorbildlicher methodischer Strenge und gewissenhafter Gründlichkeit auf editorischem, biographischem, genealogischem und bibliographischem Gebiete sowie durch glückliche archivalische und bibliothekarische Funde um die deutsche Literaturgeschichte des 17., 18. und 19. Jahrhunderts, vor allem aber um die wissenschaftliche Neubegründung unserer Kenntnis und Erkenntnis E. T. A. Hoffmanns erworben hat".

ANMERKUNGEN

Ein (M) am Schluß einer Anmerkung bedeutet: Randbemerkung Hans von Müllers in seinem Handexemplar. Diese Handexemplare befinden sich mit Ausnahme des Sonderdrucks ‚Aus Hoffmanns Herzensgeschichte' im Besitz des Herausgebers.

Neues von und über E.T.A. Hoffmann

S. 3 Z. 20ff *daß Hoffmanns Tagebücher in fremde Hände gerathen und, wie es scheint, nicht zur Veröffentlichung zu erhalten sind*: Die Tagebücher wurden 1904 und 1909 durch Hans v. Müller in Hitzigs Nachlaß gefunden.

S. 4 Z. 12–11 v.u. *„entstrahlt", was aber vielleicht auf einem Druckfehler beruht*: Ist nicht der Fall!

S. 10 Z. 7–12 *eine köstliche, mit unmittelbarster Frische wiedergebene Szene ... in einer alten Hamburger Zeitung*: Die Schilderung dieser Szene in den Hamburger ‚Jahreszeiten' von 1846 verdient keinen Glauben.

S. 11 Z. 4 *geb. in Berlin um 1798*: am 2. März 1798.

Z. 16 v.u. statt *Seiler* Seidler.

S. 16 Z. 17f *hat Hitzig die Tagebücher und Entwurfbücher Hoffmann's verschenkt*: Das stimmt nicht ganz; die Tagebücher wurden später in Hitzigs Nachlaß gefunden (s.o.); ein „Entwurfbuch" (das sog. „Notatenbuch") hat Hitzig freilich 1824 aus der Hand gegeben.

Z. 5 v.u. *von Lekrycki*: recte: von Lekszycki

S. 17 Z. 11 v.u. *Ende der 50er Jahre zu Warmbrunn erfolgten Tode*: sie starb am 27. Januar 1859.

Z. 10–9 v.u. *der noch heute hochbetagt in Dresden lebenden Tochter von Hoffmann's rechtem Vetter Johann Hoffmann*: Wie sich später herausstellte, war dieser Johann Hoffmann nur ein Namensvetter Hoffmanns.

S. 20–21 Hippel kannte nur Hoffmanns Tante Johanna Sophia Doerffer (1745–1803) und wußte – wie H. v. Müller damals – nichts von der Existenz deren jüngerer Schwester Charlotte Wilhelmine (1755–1779), an welche Hoffmann in der Kreislerbiographie denkt, wenn auch der Kosename „Tante Füßchen" offenbar aus „Tante Sophie" gebildet ist.

Zu E.T.A. Hoffmann. Verzeichnis der Schriftstücke

S. 24 Z. 16–20 *mit den beiden um 1700 sich trennenden Zweigen der bis 1540 zurückzuverfolgenden Familie Bagieński-Hoffmann (insbesondere auch mit den Nachkommen von Hoffmanns rechten Vettern und Heinrich Hoffmann)*: Die Genannten sind nicht mit Hoffmann verwandt, und es bestehen keine genealogischen Zusammenhänge zwischen der Familie „Bagieński-Hoffmann" und E.T.A. Hoffmann, wie es Herr Theodor Hoffmann, der sich später „v. Bagieński gen. Hoffmann" nannte, im Genealogischen Handbuch bürgerlicher Familien (Bd. 7, Berlin 1900) durch phantasievolle Kombinationen nachzuweisen trachtete.

S. 26 Z. 12 *(Brief über Sondershausens Zehn Jungfrauen.)*: Angeblicher Brief an einen jungen Componisten, über Sonderhausens Zehn Jungfrauen. (M)

Z. 2 v.u. *verloren*: von Hitzig verschenkt. (M)

S. 27 Z. 6f *In beiden Briefen wird irgendeine diskrete Angelegenheit behandelt worden sein*: wohl vom Enkel des Empfängers um 1900 abgerissen, um den Namen Itzig in der Adresse (auf der Rückseite) zu vernichten. (M)

Z. 23f *jedenfalls ins Manuskript der Biographie geklebt und mit diesem verloren*: Der Satz ist gestrichen und ersetzt durch: (von Hitzig an Christian Friedrich Lessing

[vielmehr, wie Müller später feststellte, an Hitzigs Vetter Benoni Friedländer] geschenkt, jetzt im Besitz von dessen Erben Geh. Justizrat [Carl Robert] Lessing in Berlin). (M)

S. 28 Z. 22 v.u. — *Ich kenne zwei Ölbilder von Hoffmanns Hand*: Nach Müllers späterer Berichtigung sind beide Bilder in Gouache gemalt.

Z. 12 v.u. — Statt *Ölportrait:* Portrait

S. 30 Z. 1 — *ein schlechtes Gedicht* korrigiert in: ein Gelegenheitsgedicht (M)

Z. 2 — *unterzeichnet H. K.:* D. h. Heinrich Cuno.

Z. 3 — *wahrscheinlich des Scherzes wegen* korrigiert in: zur Composition (M)

Z. 5–10 — Die Zeilen sind von Müller gestrichen; dazu die Randbemerkung: 1. Cladde 1803/08 s. ‚Nachträgliches' [S. 37 ff unserer Ausgabe].

Z. 21–20 v.u. — *Notizen aus der letzten Zeit, vielleicht für den ‚Schnellpfeffer'*: Es sind Notizen von der Schlesischen Reise (1819), während der Fahrt im Wagen geschrieben.

S. 32 Nach Z. 24 — Handschriftliche Ergänzungen Müllers nach den Zeilen 24, 30 und 32:
1a. von **Contessa:** 1 Brief Neuhaus 1823 Mai 12: (Lessing) [d.h. im Besitz von Carl Robert Lessing].

Nach Z. 30 — 6a. von **Speyer:** 1 Brief Bamberg 1823 Mai 18: 2 S. 4° (Halle).

Nach Z. 32 — 7a. **von Jean Paul:** 1 Brief Baireut 1823 Mai 20: (wo? von Gubitz im Gesellschafter vom 17/12 25 abgedruckt).

Z. 19–15 v.u. — Gemeint ist Friedrich Perthes in Hamburg.

Z. 14 v.u. — Statt *verloren oder in Leipzig*: (wo?) (M)

S. 33 Z. 4 — *Unterschrift abgekürzt und unleserlich*: sie lautet „C Œ" = Carl Oels.

Z. 6 — *in einem Briefe*: in einem angeblichen Briefe (M)

Z. 19 — *den erwähnten Hoffmannschen Brief*: den erwähnten angeblichen Hoffmannschen Brief (M)

S. 34 Z. 19 — Hinter *Truhn* die Ergänzung Müllers: Breitkopf & Härtel

Berichtigungen und Ergänzungen

S. 35 Z. 8f — *Die Jahrgänge 1812, 1813 und 1815 haben sich nachträglich noch in Halle gefunden*: Die Jahrgänge 1809, 1811 und 1814 kamen 1909 ebenfalls in Halle zum Vorschein.

Z. 17f — *und das mag Hoffmann diese Aufzeichnungen verleidet haben*: Diese Vermutung hat Müller später aufgegeben; er sah vielmehr den Grund zum Abbruch der Tagebuchaufzeichnungen in dem bürgerlich-eintönigen Dasein, das Hoffmann jetzt in Berlin führte.

Einleitung zum Kreislerbuch

S. 48 Z. 16f — (nebst Fußnote): *aus der alten ostpreußischen Pastorenfamilie Bagieński-Hoffmann*: S. die Anmerkung zu S. 24.

Z. 21 — *1736–1796* Hoffmanns Vater starb am 27. April 1797.

S. 49 Z. 9–8 v.u. — *Desto inniger war seine Liebe zu „Tante Füßchen"*: Vgl. die Anmerkung zu S. 20–21.

S. 50 S. 7f — *seines gleichaltrigen lustigen Vetters*: Ernst Ludwig Hartmann Doerffer war 2 Jahre jünger als Hoffmann (geb. 11. Januar 1778, gest. 3. Juni 1831).

S. 51 Z. 11f — *des dortigen Bürgermeisters und Stadtpräsidenten Rorer-Trzynski*: Michael Rorer-Trzciński, 1765 kgl. polnischer Sekretär, 1769 zum Stadtrat auf Lebenszeit ernannt, war Magistrats-Schreiber in Posen.

Z. 6–4 v.u. — Gubitz ‚Erlebnisse Bd. I (Berlin 1868), S. 246 ff.

S. 51 letzte Z. — *Von den Compositionen der Berliner Zeit*: Die im Folgenden genannten fünf a cappella-Chöre sind größtenteils in Glogau komponiert, u. z. das ‚Ave maris stella‘ am 27. Juni, das ‚O sanctissima‘ am 4. Juli 1808.

S. 52 Z. 6ff — *Er ersetzte hinfort seinen dritten Vornamen Wilhelm durch Mozarts Vornamen Amadeus*: Schon auf dem Titelblatt der ‚Lustigen Musikanten‘ – 1804 oder 1805 – nennt er sich E.T.A. Hoffmann.

S. 54 Z. 18 — *keinesfalls später als Anfang 1814*: Wahrscheinlicher ist Sommer 1814.

Z. 21 ff. — *Von Juni 1809 bis April 1812 hat Hoffmann anscheinend allen brieflichen Verkehr mit Bekannten ruhen lassen*: Wenn man „Bekannten“ durch „Freunden“ ersetzt, trifft das zu.

Z. 9–8 v.u. — *Aus diesem Grunde hat denn auch Hitzig die Bücher 1823 verbrannt*: Irrtum Müllers; s. die Anm. zu S. 35, Z. 8 f.

S. 55 Z. 12f — *die Oper ‚Undine‘, die er im Spätjahre* [1812] *begann*: Die Partiturniederschrift begann Hoffmann erst am 13. Juli 1813 in Dresden.

Z. 19 — *1796–1864:* Julie Marc starb am 16. März 1865, zwei Tage vor ihrem 69. Geburtstage.

Z. 23 f — *Julia wird kaum etwas davon bemerkt haben*: Nach ihrem Brief an ihren Vetter F. Speyer vom 15. März 1837 doch!

S. 58 Z. 8–5 v.u. — *Der Abfassung nach fallen ferner in diese Monate ‚Kreislers musikalisch-poetischer Clubb‘ und, wenigstens teilweise, die ‚Ahnungen aus dem Reiche der Töne‘*: ‚Kreislers Clubb‘ ist frühestens in der zweiten Jahreshälfte 1814 geschrieben, da die darin enthaltene ‚Prinzessin Blandina‘ im Mai 1814 entstand; die ‚Ahnungen aus dem Reiche der Töne‘ schickte Hoffmann am 11. Juni 1814 an Cotta; sie dürften also kurz vorher zu datieren sein.

S. 61 Fußnote — Vielmehr ist der Heiligenname des 24. Januar Timotheus; den Namen Johannes Chrysostomus entlehnte Hoffmann dem Geburtstage Mozarts (27. Januar).

S. 63 Z. 12 — *Zu Ende war es auch mit dem Schaffen in der Musik*: Hoffmann hat in der Zeit von 1815 bis 1821 zwar kein umfangreiches musikalisches Werk mehr geschaffen, aber doch noch mehrere Kompositionen geschrieben.

S. 90 Z. 2–5 — *Hans Pfitzner, der ... hoffentlich noch einen Verleger findet für den lange geplanten Klavierauszug der ‚Undine‘*: Pfitzners Klavierauszug erschien 1906 in der Edition Peters (Leipzig).

Später machte Müller in seiner ‚Autobibliographie 1896–1915‘ (erschienen 1937) folgende Bemerkungen über das ‚Kreislerbuch‘: „Wenn ich ... das seit 1916 vergriffene Buch nicht neu herausgegeben habe, so liegt das an einer Beobachtung, die ich 1902 während der Arbeit machte und auch in der Einleitung (S. XXXIII mit Note) angedeutet habe. Als Hoffmann 1821 zu der Dichtung zurückkehrte, hatten sich ihm die 1819 statuierten Voraussetzungen verschoben; er schrieb eine Vorgeschichte, an die er 1819 noch nicht gedacht hatte. (Daß die gleichzeitig verfaßte zweite Hälfte von Murrs Ansichten in noch stärkerer Weise der ersten Hälfte widerspricht, habe ich 1915 in der Ausgabe dieses Werkchens ausgeführt.) In einer Neuausgabe des Kreislerbuchs würde ich also nicht den vergeblichen Versuch wiederholen, die Lebensgeschichte Kreislers zu rekonstruieren, sondern die Entwicklung der Kreisler-Figur in Hoffmanns Schaffen zeigen, beginnend mit ‚Kreislers Leiden‘ (1810) in der von mir aufgefundenen Urfassung, und abschließend mit Meister Abrahams Billet (von Hoffmann verfaßt im Dezember 1821). Ein Nachwort müßte die Ähnlichkeiten und die Verschiedenheiten der einzelnen Phasen der Fabel aufzeigen.“

S. 174 Z. 10 v.u. Wippermann: Der bekannte Herausgeber des Deutschen Geschichts-Kalenders, Prof. Dr. jur. Karl Wippermann (M)

Z. 6–5 v.u. Zu *die unterstellte Gefahr erst entdeckt werden sollte* die Fußnote: Mathias Edler von Rath, Appellationsrath in Klagenfurt, 1820–24 Mitglied der Central-Untersuchungs-Commission in Mainz, an Metternich: „Man sucht nicht für das Verbrechen den Thäter, sondern umgekehrt für den Thäter das Verbrechen." A. Petzold in ‚Die Zentral-Untersuchungs-Kommission in Mainz', Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung Bd. 5 S. (171–258) 187; in der Note dazu (34) citiert Petzold Knarrpantis Äußerung auf S. 104 dieser Ausgabe als Parallele. (M)

S. 175 Z. 20f *Im Sommer 1821 gelang es Hoffmann endlich, das unwillkommene Nebenamt abzuschütteln*: Dazu setzt Müller am Rande ein Fragezeichen und fügt hinzu: „cf aber Kamptz" – was sich auf Kamptz-Schuckmanns Schreiben an den Staatskanzler Hardenberg vom 4. Februar 1822 bezieht, worin gefordert wird, daß Hoffmann „so schleunig als möglich nicht allein aus der Immediat-Untersuchungs-Commission sondern auch aus seinen hiesigen Amts- und übrigen Verhältnissen" entfernt werden müsse. Tatsächlich war Hoffmann bis zu seinem Tode noch Mitglied der Immediat-Untersuchungs-Kommission, wenn auch deren Tätigkeit schon vorher praktisch aufgehört hatte.

S. 176 Z. 6 *altvorderischen*: alvörderischen (M)

S. 178 Z. 3 v.u. *zweifeln*: [ver]zweifeln (M)

S. 179 Z. 18 Vor *Don Quixote* ist einzuschalten: Reinaert, (M)

S. 180 Z. 22 Statt *Knarrpanti-Stücke*: Knarrpanti-Parenthesen o.ä. (M)

S. 182 Z. 12 Statt *S. 136*: S. 137 (M)

S. 186 Z. 17–14 v.u. Statt *Ein näheres Eingehen – darauf aufmerksam gemacht werden*: Eine vollständige Analyse der Handlung würde den Rahmen dieses Nachworts überschreiten und bei den angedeuteten Widersprüchen immer problematisch bleiben. Zur Erleichterung der Lektüre soll also nur noch darauf aufmerksam gemacht werden (M)

Z. 2–1 v.u. Statt *Zur Beurtheilung unseres Märchens sei nur darauf hingewiesen*: Bei dem fragmentarischen Charakter unseres Märchens müßte eine Beurtheilung desselben auf eine Aufzählung der glücklichen und mißlungenen Stellen hinauslaufen. Dafür ist hier kein Platz; es sei nur darauf hingewiesen (M)

S. 187 Zu „Famagusta" und „Samarkand" die Bemerkung Müllers: Samarkand und Famagusta [sind] im Personenverzeichnis der ‚Lustigen Musikanten' als Herzogtümer [bezeichnet]!

S. 188 Z. 9f Zu *Er beobachtete völlig planlos und ohne jede Methode* die Bemerkung Müllers: Cf Z. C. von Uffenbach, Reisen III 349 ff.

Z. 4 v.u. Hinter *Schwärmerin* hat Müller eingeschaltet: Kothfresserin pp, cf Anonymen-Lexikon 7446 (II 223)

S. 189 Z. 15f *von Aurengzib zerstört wurde*: Dazu die Fußnote: Eine Tochter Aurengzibs war Lalla Rûkh, mit der sich Hoffmann 1821 mehrfach beschäftigt hatte. (M)

Z. 17ff *der König von Frankreich will mit ihr ein Bündniß schließen und sendet zu dem*

Zwecke einen General Saint-Phar, der sich dann als ehemaliger Bräutigam der jetzigen Königin entpuppt und sie heirathet: Dazu die Bemerkung Müllers: nicht in der Erzählung!

Z. 21 — *als Oper von Vial und Favières*: Dazu die Fußnote: cf Freimüthiger 1803, 620 (im 1. und 3. Act stark umgearbeitet!). (M)

Z. 10 v.u. — Nach *hörte Hoffmann 1807/08 die Oper* schaltet Müller ein: Auff. in Bamberg! [bezieht sich auf Hoffmanns Direktion der Oper am 21. Oktober 1808.] Schinkel entwarf 1821 [1820] in Aquarell eine Landschaft dazu ([Wolzogen] IV 592 f)

Z. 5 v.u. — *die 1814 verstorbene Bethmann*: Dazu die Korrektur Müllers: [gest.] 16/8 1815

. 191 Z. 12 — Statt *Kronblätter*: Kronblättern (M)

Z. 24f. — Statt *Schon zwei Jahre vor der Entstehung des ‚Meisters Floh' schildert Hoffmann*: Schon 1817 nennt Hoffmann im ‚Steinernen Herzen' (Nachtstücke II 339) den Cactus grandiflorus, der nur um Mitternacht blüht und weithin sein Aroma verbreitet; 1820 schildert er (M)

Z. 27 — Hinter *ihn umströmen* fügt Müller ein: ;in der im Sommer 1821, unmittelbar vor Beginn des ‚Meisters Floh' vollendeten ‚Datura fastuosa' wird (am Schluß des vorletzten und am Anfang des letzten Capitels) ausgeführt, wie „durch das schnelle Aufkeimen zum höchsten Moment der Seligkeit und ebenso schnelles Hinwelken" „das Mysterium der Liebe und des Todes selbst" „gefeiert wird".

Z. 29 — Statt *uur*: nur (M)

. 192 Z. 7 — Statt *Und wirklich*: ; am Morgen entdeckt man die Ursache: (M)

Z. 13 — Hinter *zu den Fischen* fügt Müller ein: , die Seidenraupen zu den Würmern. Hinter *stellt* fügt Müller ein: A. a. O., S. 108, verteidigt Pepusch lebhaft die Disteln; Statt *Pepusch*: er selbst (M)

. 193 Z. 2 — Dazu noch die Ergänzung: Unmenge! (M)

. 194 Z. 1 — Statt *die erste Hälfte*: das erste Drittel (M)

Z. 4 v.u. — Hinter *ebenso* fügt Müller ein: natürlich (da nicht von Hoffmann gesehn)

. 195 Z. 19 — Statt *Angabe*: Ausgabe (M)

. 197 Z. 13 — Das Wort *Streichen* fehlt auch in Hoffmanns Manuskript!

Ein Berliner Theaterbrief E.T.A. Hoffmanns

. 201 Z. 18 — *George Groepel*: Der Name wird von Hoffmann so geschrieben; richtig ist Gerhard Graepel.

Z. 11 v.u. — *zwei Tage nach der 23. Aufführung*: In dem weiter unten zitierten Brief an Adolph Wagner gibt Hoffmann diese Aufführungszahl an; tatsächlich war die Oper bis zum 27. Juli 1817 vierzehnmal gegeben worden.

. 202 Z. 7 v.u. — *1788–1823*: Pensioniert wurde Unzelmann am 10. April 1821.

. 203 Z. 15 v.u. — *nach einer sorgfältigen alten Abschrift*: im Kestner-Museum in Hannover; das Original, das Müller nicht kannte, lag in der Musikabteilung der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin (der jetzigen Deutschen Staatsbibliothek) und befindet sich noch heute dort.

S. 212 Z. 4 — *am 25. Oktober 1795*: Vielmehr am 26. Oktober 1795.

Z. 4f — *und drei Töchter*: und fünf Töchter

Z. 5 — *die in den dreißiger Jahren*: von denen vier

Z. 6ff — *Gottliebe – zu Königsberg*: Lovisa Sophia hatte den Hofgerichts-Advokaten Johann Jakob Doerffer in Königsberg geheiratet, Maria Elisabeth den Pastor Friedrich Christoph Hoffmann in Neumark, Charlotte Juliane den Amtmann Johann Gottlieb Jentico, Gottliebe den Hofgerichts-Sekretär und Konsistorialrat Johann Wilhelm Schlemüller.

Die im Folgenden mit (M) bezeichneten Korrekturen hat Hans v. Müller am 31. Januar 1915 in ein für Max Voigt bestimmtes Exemplar eingetragen, das sich heute im Besitz von Dr. Wolfgang Kron in München befindet.

Z. 12 — *aus der alten Königsberger Juristenfamilie dieses Namens*: aus Didlacken im Kreise Insterburg (M)

Z. 14 ff — *war im Nebenamt Konsistorialrat und besaß, wie in den achtziger Jahren* [des 18. Jahrhunderts] *der bekannte Bürgermeister, Polizei- und Kriminaldirektor Hippel*: kam wie sein Schwippschwager Schlemüller ins Consistorium (M)

Z. 22 — *den jüngsten*: den zweiten (M)

Z. 25 f — *zum Mitgliede des Gerichts*: Dazu die Randbemerkung Müllers: „Stimmt nicht ganz“ [Er wurde 1768 Justizrat beim Brandenburg-Neuhausenschen Justiz-Kollegium.]

S. 213 Z. 4 — *von denen der eine*: von denen der zweite (M)

Z. 25 — *am 19. März 1796*: am 13. März 1796 (M)

Z. 27 — *lud den verwaisten Ernst sogleich ein*: hatte Ernst schon im Februar aufgefordert (M)

S. 215 Z. 27 f — *mit einem praktischen Schulmann am Orte*: Vgl. dazu S. 609 (FS)

Z. 5 v.u. — *Hitzig ergänzt das M. in „Michaëline“, wie er Hoffmanns Frau fälschlich nennt (s.u.)*: Hitzig sieht in dieser M. Hoffmanns spätere Frau. (M)

S. 217 — Die Fußnote ergänzt Müller durch: Cf Plocker Tagebuch 4/1 04.

S. 218 nach Z. 5 — Vor dem mit *Um Neujahr 1802* beginnenden Absatz hat Müller eingefügt: In der „überaus lustigen Verbrüderung“, von der Hoffmann in dem vorhin angeführten Briefe redet, befand sich als besonders lustig aber auch besonders fragwürdig ein Criminalrath **Gottwald.** Dieser war gleich bei der Occupation von Posen 1793 dorthin gekommen und hatte Anfang 1794 eine Tochter des bisherigen dortigen Magistratssecretärs Michael Rohrer[2] [bei uns Fußnote 1 auf S. 219] geheirathet, der, seit 1758 im Communaldienst beschäftigt, bei der Occupation wegen seiner mangelhaften Kenntniß der deutschen Sprache mit vollem Gehalt (im Werthe von 350 Mark [jährlich!]) zur Ruhe gesetzt worden war. Bei ihm lernte Hoffmann eine jüngere Tochter Rohrer, die jetzt 21jährige hübsche **Michalina** kennen und machte ihr alsbald lebhaft den Hof.

Z. 12 — *Am 2. Februar wurde Hoffmann zum Rat an der Posener „Regierung“ ernannt*: Berichtigt in Fragment I (M) [S. 406/07 unserer Ausgabe.]

S. 219 Z. 1–11 — Statt *Er hatte sich – in Schutz*: Bekanntlich berichtet Hoffmanns Hausgenosse Schwarz, Hoffmann habe Michalina Rohrer „gern sein genannt, ohne sich die Fesseln der Ehe anlegen zu lassen“; Michalinas Schwester (Frau Gottwald) habe jedoch Schwarzens Gattin und Schwägerin veranlaßt, die Unschuld zu beschirmen, und die beiden Schwestern hätten darauf die kleine Polin „dergestalt in Schutz genommen (M)

S. 219 Z. 15 — *damit freilich nicht die Wahrheit*: damit freilich wohl nicht die Wahrheit (M)

Z. 18 — *Ende März:* Ende April (M)

Z. 27 f. — *fungierten die schlichten Männer Peter Sobolewski und Theodor Tott*: fungierte von Hoffmanns Seite der Justizcommissar Theodor Todt, der später in Berlin wieder mit Hoffmann zusammen war (s. Tgb. von 1815 sub 9/1 u. 22/2) und sich auch an der Stiftung zu dessen Grabstein betheiligte, von seiten der Frau ein Pole Peter Sobolewski. (M) [Sobolewski war ebenso wie Todt Justizkommissar (= Rechtsanwalt) in Posen.]

Z. 3–1 v.u. — Die 2. Fußnote hat Müller gestrichen und dazu bemerkt: Falsch. Sie heißt Michalina.

S. 220 Z. 14 — Statt *Maria Thekla*: Michalina (M)

Z. 15 — Statt *am 20. Januar 1859*: am 27. Januar 1859 (M)

Nachwort zu Hoffmanns ‚Brautwahl'

Von Müllers z.T. durchgreifenden Änderungen und Umstellungen im Handexemplar des Nachworts werden im Folgenden die wichtigsten Korrekturen und Ergänzungen mitgeteilt.

S. 224 Z. 5–8 — *Der Held selber – in Italien findet*: Der Held selber ist in beiden Erzählungen ein junger Maler, der zunächst in der Heimath durch einen alten Meister in das Wesen seiner Kunst eingeführt wird, dann aber die Vollendung seiner Kunst und seines Lebens in Italien findet; der Lehrmeister des Helden steht in beiden Erzählungen in geheimnisvollem Zusammenhange mit einer Person der Vergangenheit.

Z. 24 — Der Absatz soll folgendermaßen beginnen: Mit diesem Lehrmeister begeben wir uns aber, in beiden Erzählungen, auf das Gebiet des Irrationalen. Im ‚Artushof' ist das Irrationale ins Innere des alten Malers verlegt, er ist geistig gestört.

Z. 9–8 v.u. — Den Nebensatz *wie sie vielleicht Otmar Schissel von Fleschenberg uns einmal schenken wird* hat Müller gestrichen.

S. 225 Z. 12 v.u. — Statt *Dancus*: Daucus

Z. 3–1 v.u. — Diese Zeilen sind gestrichen.

S. 229 Z. 8 — Statt *um Neujahr 1818*: um die Jahreswende 1817/18

S. 230 Z. 20 — Statt *der Brautwahl:* der sog. Brautwahl

Z. 7 v.u. — Ebenso.

S. 236 Z. 21 — Zu *im Herbst 1817* die Fußnote: In einem früheren Jahre beschwört in der gleichen Stunde, die „den Hexenkünsten günstig" ist – 23. September abends von 11 bis 12 – bei Dresden die Rauerin die Geister. [Im ‚Goldnen Topf'.]

S. 244 Z. 6 — Das Adjektiv *allegorische* ist gestrichen.

Z. 19 — Zu *gemein haben* die Fußnote: Garnichts gemein hat sie mit Fanny Mendelssohn Bartholdy, die ja Hensel bekanntlich erst im Frühjahr 1821 kennengelernt hat. Fanny war nach der Schilderung ihres Sohnes (‚Die Familie Mendelssohn 1829–1847', 11. Aufl. II 377) „klein von Gestalt und hatte – ein Erbtheil von Moses Mendelssohn – eine schiefe Schulter", „Nase und Mund waren ziemlich stark"; körperlich schön war sie nur in Bezug auf Augen und Zähne. Dafür war sie an echter künstlerischer Begabung, an Tiefe des Gemüthes und an Schärfe des Verstandes ebenso das Gegentheil von Albertine.

S. 251 Z. 9–12 — *dem selben Jahrzehnt – nicht durch Druck*: dem selben Jahr 1595, in dem der für die ‚Brautwahl' so wichtige ‚Kaufmann von Venedig' verfaßt zu sein scheint. Der Verfasser ließ seine Compilation nicht durch Druck

S. 254 Z. 29f — Der Relativsatz *der später die Markgrafschaft Bayreuth erbte* ist gestrichen. Statt dessen ist die Fußnote folgendermaßen ergänzt: Christian erhielt nach dem Geraischen Hausvertrag die 1603 erledigte Markgrafschaft Kulmbach und verlegte die Residenz nach Bayreuth.

S. 259 Z. 3 v.u. – S. 260 Z. 2 — *Der einzige – Goldschmidt* ist ersetzt durch: Im einzelnen spielt, wie wir gesehen haben, der Goldschmidt

S. 260 Z. 17ff — Die Zeilen sind gestrichen.

‚Schwester Monika erzählt und erfährt'

S. 261 Z. 2 — *in dem vorstehenden Aufsatz*: Es ist der Aufsatz ‚Ein anonymes pornographisches Werk von E.T.A. Hoffmann? Von Paul Margis in Breslau'. Margis lehnt Hoffmanns Autorschaft – wenn auch mit einigen Bedenken – nicht durchaus ab. Unmittelbar auf seinen Aufsatz folgt eine scharfe Entgegnung Carl Georg von Maassens und im Anschluß daran diejenige Müllers.

Pückler und Helmine

S. 288 Note 7 — Die Fußnote ist ergänzt durch: Das selbe machte z.B. Wilhelm I. 25/4 66 mit Hitzigs Enkelin **Clara Hitzig** (während deren Eltern und Geschwister bürgerlich blieben), die dann 19/5 Adolf von Steffens (1817–1898) ehelichte. Dessen Vater Wilhelm Steffens († 1867 als Oberforstmeister a.D.) war 1841 mit seinen Söhnen geadelt (Diplom ist 1856 ausgefertigt), hatte 1859 das Fideicommiß Frauweiler im Kreise Bergheim (127 ha) für seinen Sohn Adolf (damals Legationssecretair) gestiftet und erlangte im selben Jahre den Freiherrnstand, der aber nur an den erstgeborenen Sohn aus adliger Ehe vererbt werden sollte. Da mußte la fortune corrigirt werden. – Uebrigens ließ Adolf sich 1878 wieder scheiden; das Fideicommiß ist verkauft.

Charlotte Reimann
und Hoffmanns künstlerische Huldigung an sie

S. 301 Z. 20 — Die Zeile ist ergänzt durch: und die vier Deckel zum Murr-Kreisler-Werk!! (M)

S. 302 Z. 10 — Zu *Voelsch* die Randbemerkung: 1784 Dec. 8 ff sollte beim Schneidermeister Völsch in der Weißgärber-Gasse, 2 Tr. hoch, eine Menge zur Lesegesellschaft bestimmter Bücher versteigert werden (Königeberger Gelehrte und Politische Zeitungen). (M)
Ferner als Nachtrag: **Jacobine Kurella** war ein Jahr älter, **Charlotte Voelsch** drei Jahre jünger als Charlotte Reimann. Ein **Gratulationsgedicht der Reimann** zum sechzehnten Geburtstage der Voelsch ist noch vorhanden (M)

S. 303 Z. 10–13 — *Seitdem lebten die drei verarmten Königsberger zusammen, eine klösterliche Einsiedlertrias, fast feindlich sich abschließend von der gesammten Außenwelt*: Dazu der Nachtrag: Das Leben der drei Rogehner ist nach der Erinnerung des Fräuleins Elise Voelsch weniger einförmig gewesen als nach der des Herrn Kühn; Fräulein Voelsch nennt mir eine größere Reihe von Freunden des Hauses. Besonders gern verkehrte, nach Angabe des Fräuleins Voelsch, Charlotte Reimann mit einer Familie Leineweber. Diese erfreute sie einmal durch ein ungewöhn-

	liches Geschenk: Charlotte hatte den Wunsch ausgesprochen, noch bei ihren Lebzeiten ihren **Sarg** zu besitzen; Leinewebers stifteten ihr also zum Geburtstag einen schönen blanken Eichensarg, und Charlotte hatte eine herzliche Freude darüber. (M)
S. 305 Fußnote	Dazu der Nachtrag: Das in Note 7 besprochene Mißverständniß der Angelica Voelsch beruhte thatsächlich auf **Brockhaus' Conversations-Lexikon.** (M)

Abriß von Hippels äußerem Leben

S. 307 Z. 1	Nach der Überschrift die handschriftliche Bemerkung Müllers: Als Motto Gregors VII. letztes Wort! [„Dilexi justitiam et odi iniquitatem propterea morior in exilio."]
S. 318 Z. 14–13 v.u.	Dem Zitat *und die dadurch contrahirten Schulden*: fügt Müller hinter „und die" in eckigen Klammern ein „nicht nur" hinzu.
Z. 13 v.u.	*wie es ausgedrückt wurde:* Diese vier Worte von Müller gestrichen.
S. 319 Z. 17f	Statt *Ansprache*: Proclamation (M)
S. 321 Z. 18	*Hippels goldene Uhr*: es war „eine" – nicht „seine" – „goldne RepetirUhr"
S. 322 Z. 13f	*Die genannte Commission tagte in Berlin vom Sommer 1821 bis zum August 1822*: Hippel traf schon Mitte Mai 1821 in Berlin ein; seine Ankunft meldete die Vossische Zeitung vom 15. Mai.
S. 323	Nach der letzten Zeile verweist Müller hinsichtlich der letzten Jahre Hippels auf ein späteres Kapitel ‚Hippels Fürsorge für die Wittwe [Hoffmann] und das Andenken Hoffmanns'; danach nahm Hippel im Jahre 1837 „den Abschied und zog zunächst nach **Berlin** ... Bald darauf zog Hippel zu seinem Schwiegersohn Schleinitz nach **Bromberg**". Er starb dort am 10. Juni 1843.

E.T.A. Hoffmanns letzte Komposition

S. 325	Zum Titel sei angemerkt, daß die ‚Türkische Musik' zwar nicht Hoffmanns „letzte Komposition", wohl aber seine letzte **vollständig** erhaltene ist.

Die Entstehung des Murr-Kreisler-Werkes

S. 378 Fußnote 1	Der 1909 in Berlin erschienene Roman ist von Mite Kremnitz verfaßt.

Fragmente einer Biographie E.T.A. Hoffmanns: Letzte Monate in Posen und Aufenthalt in Plock, Anfang 1802 bis März 1804

S. 400 Z. 15 v.u.	*einem van Scheven*: Georg Friedrich von Scheven (1771–1807)
S. 402 Z. 16f	*Carl Friedrich von Beyer*: Gest. 1819 als Geh. Obertribunalsrat in Berlin.
Z. 18 v.u.	*Hackebeck:* Geb. um 1755, gest. 1825 als Justizkommissar in Marienburg.
Z. 16–15 v.u	*August Friedrich Reichenberg*: Geb. 1759, gest. 1832; wurde 1827 – als Justizrat am Berliner Stadtgericht – pensioniert.
S. 403 Z. 10f	*Johann Ferdinand Hiltebrandt*: Gest. 1808 in Königsberg.

S. 403 Z. 11–10 v.u. — *Johann Friedrich Kirchheim*: Gest. 1814, als Stadtrichter in Stallupönen und Schirwindt.

S. 414 Z. 7 — *etrurischen Vasengemälde*: es handelt sich vielmehr um griechische Vasenbilder aus Unteritalien: s. S. 666 Fußnote.

S. 429 Z. 23 — *im Jahr 1720 ungefähr*: Genauer: Ende Mai/Anfang Juni 1728.
Z. 24 — *durch Riet*[?]: Vielleicht Friedrich Wilhelm Riedt (1710–1783), Sohn eines Silberdieners Friedrich Wilhelms I., zuerst Nachfolger seines Vaters; Kompositionsschüler J.G. Grauns und Schaffraths, dazu ein vortrefflicher Flötist; seit 1741 Mitglied der Königl. Kapelle.

S. 430 Z. 22ff — *Die Angelegenheit der Madame Wunschel – um nicht die Eifersucht der jungen Gattin zu erregen*: Es spricht vielmehr einiges dafür, daß mit „Mad. Wunschel" (einer Figur aus Kotzebues Lustspiel ‚Die beiden Klingsberg') Hoffmanns Schwägerin Frau Gottwald gemeint ist, deren Ehemann polizeilich gesucht wurde.

S. 431 nach Z. 8 — Die Notenzeile steht Kopf! (Hoffmann zitiert den Beginn des 2. Satzes aus Haydns sog. Vogelstimmen-Quartett Op. 33 Nr. 3, jedoch in D dur statt in C dur.)

S. 434 Z. 6–4 v.u. — *Vermutlich erwuchs daraus die Skizze zu einem Aufsatze über Sonaten, aus der Hitzig S. 246 „einige Ideen" mitteilt*: Die von Hitzig mitgeteilte Skizze stammt wahrscheinlich aus dem Frühjahr (März) 1808.

S. 435 Z. 27 — *Carl Theodor von Uklanski*: Er machte von Mai 1807 bis Februar 1808 eine Reise durch Polen, Österreich, Sachsen, Bayern und Italien, war im März 1808 in Dresden, Anfang 1809 in Paris, wo er A. v. Humboldt kennenlernte, dann in der Schweiz, 1809–10 am Rhein und berichtete über diese Reisen in mehreren Publikationen. Vermutlich um 1810 begab er sich von London aus nach Amerika; später (um 1827) lebte er in Berlin.

S. 438 Z. 5 v.u. — *überraschte uns die G.*: Vermutlich „die Gottwald"; vgl. die Anmerkung zu S. 430.

S. 440 Z. 3 — *van Scheven*: Wahrscheinlich ist „von Scheven" zu lesen. Scheven war aus Schwedisch-Pommern gebürtig. (Vgl. die Anm. zu S. 400.)

S. 442 Z. 5 v.u. — *Philippine Bessel*: Sie war Ende der 1790er Jahre in Berlin Gesangschülerin Franz v. Holbeins (Fontanos) gewesen, der sich schwärmerisch in das schöne Mädchen verliebte. Später heiratete sie den Schauspieler Carl Ludwig Paulmann (gest. 1832).

S. 446 Fußnote — Zweifellos wurden die von J.A.P. Schulz komponierten Chöre gesungen.

Aus der Einleitung zur ersten Ausgabe von Hoffmanns Tagebüchern

S. 496 Z. 5f — *eines Berliner Verlegers*: Es handelt sich um Julius Bard.

S. 497 Z. 18 — *auf Lager bleiben*: Dazu die Fußnote: Immerhin wurde sie in der 2. Auflage des 1. Bandes des ‚Hortus deliciarum' (Dantes ‚Neues Leben', Oct. 1908) als Bd. 10 dieser Sammlung angezeigt, als ‚Hoffmanns Tagebuch'(!), in Pappband 6 M. (M)

S. 501 Z. 12 — *und formell*: Diesen Ausdruck wollte Müller eventuell ändern; in einer Randbemerkung notiert er: ev. st. dessen „methodisch" oder „technisch".
Z. 14 — *impotenter*: hülfloser? (M)

S. 503 Z. 1	*und dessen*: und deren (M)
S. 506 Z. 9	*Liste*: Listen (M)

Drei Arbeiten Hoffmanns aus den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III.

S. 522 Z. 6	*Seit 1809*: seit 1804 oder 1805
Z. 17	Hinter *auf den eigenhändigen Titeln* ist einzuschalten: der Partitur der ‚Lustigen Musikanten' von 1804/05
Z. 19	Statt *zwischen April 1808 und November 1809*: schon 1804 oder 1805
Z. 17 v.u.	Hinter *Wieland* ist einzuschalten: und Aemil Ludwig Philipp Schröder schreibt sich (um 1810) A. L. P. (M)
S. 523 Z. 23	Statt *September 29*: August 27 (M)
Z. 24	Statt *Mitte*: Mai (M)
Z. 25	Statt *Juni*: Juli 15 (M)
Z. 26	Statt *September*: August 4 (M)
Z. 9 v.u.	Hinter *Hippel* ist eingefügt: sonst wohl nur in amtlichen Schriftstücken (M)
Z. 5–3 v.u.	Die Fußnoten 4 und 5 sind gestrichen (M).
S. 524 Z. 23	Der Absatz ist ergänzt durch: Ebenso noch in Warschau: Hippel 207/08! (M)
S. 526 Z. 3–1 v.u.	*gesprochen hat, die Entstehung seiner Oper – verlegt*: gesprochen hat und die Entstehung der Liegnitzer ‚Rückkehr' [s. S. 570] ist nach Oppeln verlegt. (M)
S. 527 Z. 24f	*Da lebte ich in einem vortreflichen Hotel* [*am ‚Ringe'*] *bey Madam Speichert, recht lustig.* Dazu am Rande die doppelt unterstrichene, von mir (F. S.) nicht zu erkärende Bemerkung Müllers: **nein!**
Z. 29	Der Absatz ist durch den ebenfalls unerklärlichen Zusatz Müllers ergänzt: cf meine Zusätze Maassen III 416 f.
S. 529 Z. 20 v.u.	*zu Mozart nach Wien zu reisen*: Mozart war bekanntlich schon am 5. Dezember 1791 gestorben!
S. 532 Z. 17	nach *im Modekleide* der Zusatz Müllers: (d.h. in Form einer Brieferzählung).
S. 537 Z. 2 v.u.	*1842 soll er noch am Leben gewesen sein*: Erst am 31. Dezember 1848 starb zu Hirschberg (Neuer Nekrolog der Deutschen Jg. 36 [Weimar 1850] Nr. 199, auf S. 1120) „der Pastor emer. **Karl Wilhelm Rensch** aus Neusalz – 88 J[ahre] a[lt]." (M)
S. 538 Z. 6–5 v.u.	Statt *Während er über die Wertung des Singspiels noch im ungewissen war*: Während er zunächst das Singspiel zur Prüfung an Bekannte verschickte (M)
S. 539 Z. 11ff	Statt *Er wußte es durchzusetzen, daß die Partitur im Dezember der Königin Luise vorgelegt wurde; er erhielt sie um die Jahreswende aus dem Kabinett zurück, und in dem Begleitschreiben ist ihm offenbar bedeutet worden*: Er übersandte die Reinschrift der 3bändigen Partitur und des Textbuches – alles in eigenhändig bemalte Umschläge eingebunden – spätestens Anfang November an die Königin Luise; aus dem Kabinett erhielt er daraufhin den Bescheid
Z. 18 ff.	Statt *Aber auch jetzt erspart er sich – unbegreiflicherweise*: Er ersparte sich nun allerdings eine neue Abschrift der Partitur und sandte statt dessen Iffland
Z. 22	Statt *überdies schon mehrfach nach auswärts verschickt war*: durch die wiederholten Versendungen nicht besser geworden war (M)

S. 542 Z. 6	Statt *den unlängst* lies: der unlängst (M)
S. 543 Z. 2	*des Dichters bei dessen Hauswirt*: des Dichters und des Componisten bei deren Hauswirt (M)
S. 550 Z. 9 v.u.	Statt *mithin*: wie wir sehen, durchweg (M)
Z. 7 v.u.	Statt *die über Hoffmann aus eigener Wahrnehmung berichtet haben*: die Erinnerungen an Hoffmann veröffentlicht haben (M)
S. 551 Z. 3 v.u.	Statt *Hpffmann* lies: Hoffmann (M)
S. 557 Z. 4	*Am 11. März*: Am 2. und 17. Januar, 16. Februar, 10. und 17. März sowie am 9. April
Z. 7	*am folgenden Tage:* am 5. Januar und am 12. März
Z. 11f	Statt *am 17. gab es wieder das genannte Ballett von Winter*: das Melodram wurde am 22., 25. und 31. März, ferner am 3. und 14. April 1808 wiederholt.
Z. 18	Statt *Besko* lies: Beske
Z. 16–11 v.u.	Statt *Er schrieb über dieses Werk – zum Druck*: Er berichtete dem Grafen Soden am 23. April 1808 über dieses Stück und über die Gattung des Melodrams im allgemeinen; der Empfänger ließ das ausführliche Schreiben nach Streichung der persönlichen Passagen in die Nrn. 41–42 der in Leipzig erscheinenden Allgemeinen Theater-Zeitung vom 17. und 20. Mai 1808 einrücken. (Die Zeitung, „gedruckt und verlegt von Carl August Solbrig", wurde von dem Schauspieler Carl Wilhelm Reinhold – eigentlich Zacharias Lehmann – herausgegeben und erschien vom 6. Oktober 1807 bis zum 30. September 1808.) Die Fußnote 4 ist zu streichen.
S. 558 Z. 11	Die Zeile ist ergänzt durch: 14. Juni Aufträge und Geld von Nägeli (M)
S. 559 Z. 12	Statt *bis zum 6. Juli*: bis zum 26. Juli
Z. 17	Die Zeile ist ergänzt durch: Die Arbeit für Nägeli schob er auf für Bamberg. (M)
S. 560 Z. 9–7 v.u.	Statt *zwischen März und Mai – künstlerisch geformt hat*: im Frühjahr **in Berlin aphoristisch zu Papier gebracht** und dann im Herbst in Bamberg künstlerisch geformt hat. (M)
S. 561 Z. 11 v.u.	Hinter *Gespräche* schalte ein: in der AMZ (M)
Z. 10 v.u.	Statt *die Rochlitz*: die der Redacteur der Zeitung, Rochlitz, (M)
S. 562 Z. 18	Statt *etwa zehn Wochen*. etwa zwei Monate (M)
nach Z. 27	ist einzuschalten: Hoffmann hatte Musik zu einem Ballett [zu einer Allegorie mit Ballett] ‚Das Gelübde' zu machen. (M)
Z. 29	Statt *Am 16. wurde das erste Schauspiel*: Am 16. wurde nach dem eben genannten Ballett [vielmehr der Allegorie mit Ballett] das erste Schauspiel (M)
S. 563 Z. 2	Ergänzt durch: 23. Oct. Wiederholung des ‚Gelübdes'; 9. Nov. ‚Die Wünsche; 18. u. 20. ‚Die Pilgerin'; 1. Jan. 1809 ‚Arlequins Reise über den Blocksberg' [wahrscheinlich ‚Arlequins besondere Abentheuer']. **Die Arbeit für Nägeli blieb über diesen Aufträgen abermals liegen.** (M)
Z. 9	Hinter *Musikanten* ist eingefügt: , das einzige Stück des Werkes, das noch in seinen Händen war. (M)
Z. 11	Hinter *Hoffmann* ist eingefügt: ,zwar zunächst des Honorars wegen, aber doch auch (M)
S. 564 Z. 21	Statt *Einweilen* lies: Einstweilen (M)

S. 567 Z. 7–12 *Dann scheint – vollkommen durch*: Die Zeilen sind wie folgt geändert: Am 5. April engagirte Cuno Hoffmann als Opernregisseur. Gleichwohl sandte Hoffmann am folgenden Tage den Brief an Hampe ab. Am 9. fiel das unselige ‚Gespenst' vollkommen durch; Morgenroths Meldung von Biereys Rücktritt bestätigte sich nicht (Bierey bleib im Gegenteil bis zum Dezember 1828 in seiner Breslauer Stellung!); so blieb Hoffmann in Bamberg. Die Korrespondenz mit Hampe schlief nun ein, wie es der mit Hippel bereits eschehen war und der mit Hitzig im folgenden Monat passierte. (M) Dazu setzt Müller allerdings in Klammern ein Fragezeichen.

Z. 17 v.u. Statt *der Musik zur Undine*: der seit dem Sommer 1812 geplanten ‚Undine' (M)

S. 570 Z. 14f *eine kleine Oper ‚Die Rückkehr'*: Dazu die Randbemerkung: Festspiel (M)

S. 571 Z. 15 v.u. Statt *der 1798 und 1802 geschaffenen*: der drei schon erwähnten (M)

S. 572 Z. 16 v.u. Hinter *Briefes!* ist eingefügt: In der Tat stand der Componist Hoffmann „praktisch" in der Kunst so, daß er in Berlin nichts von Belang mehr geschaffen hat. (M)

Z. 10 v.u. Ein *den* ist von Müller gestrichen.

S. 577 Z. 5 v.u. – S. 578 Z. 34 Das alles blieb unausgeführt. Die zeitgenössischen Erinnerungen an Hoffmann gedenkt der Herausgeber in Kürze vorzulegen.

S. 581 Z. 11–18 Diese geplante Publikation ist nie erschienen; Hoffmanns Brief an Speyer vom 18. Juli 1815 wurde zuerst von V. Hadwiger in der Prager Zeitschrift ‚Deutsche Arbeit' Jg. 9, Heft 9, Juni 1910 veröffentlicht; Frau Marcs Brief an Speyer vom 15. März 1837 erschien zuerst in der Dresdner ‚Abend-Zeitung' Nr. 206–208 vom 29.–31. August 1842, dann in einem vom Herausgeber besorgten Sonderdruck, Bamberg 1965.

S. 582 Z. 16 v.u. – S. 583 Z. 6 Der Band ist nie geschrieben worden.

S. 583 Z. 7–9 Nach den gedruckten Fahnen Hans v. Müllers vom Herausgeber im 5. Bande der Werke Hoffmanns (Winkler-Verlag München 1963, S. 883–911) veröffentlicht; das von Müller ins Jahr 1803 verlegte Stück ebda. S. 16 unten.

S. 583 Z. 5 v.u. – S. 586 letzte Z. Alles dies blieb unausgeführt.

S. 585 Z. 17 Statt *dem Vater[?]*: rect. wohl Vetter (M)

S. 587 Z. 3 Zu *Aloys Molinary* die Bemerkung: nach Thieme-Becker Alexander M. aus Berlin! (M)

Z. 5 v.u. Statt *und Erzählungen heraus; nach*: und Erzählungen heraus; sein Doppelstück ‚Die beiden Billets' (1784) und ‚Der Stammbaum' (1791) wurde von Goethe 1793 im ‚Bürgergeneral' fortgesetzt (Cf S. Schoeppl Ritter von Sonnenwalden [Sonnwalden]: Von Florians ‚Les deux billets' zu Goethes ‚Bürgergeneral', Progr. Laibach 1909). Nach (M)

S. 590 Z. 8–7 v.u. *Statt Karl Julius Hoffmann – Fortentwicklung:* Meusels Fortsetzer Lindner nennt ihn 1829 (Gel. Teutschland XXII 1, 651) Dönch, ebenso 1830 Karl Julius Hoffmann. Erst 1831 beginnt eine Veränderung des Namens (M)

Z. 6 v.u. Statt *schreibt er*: schreibt Dönch (M)

Hoffmanns erste Liebe

Müller hat diesen Aufsatz in sehr erweiterter Form gegen Ende seines Lebens bei Gräfe und Unzer in Königsberg zum Druck gegeben; postum ist die wichtige Arbeit dann 1955 unter dem Titel ‚Die erste Liebe des E.T.A. Hoffmann', herausgegeben von Walther Bulst, bei Lambert Schneider in Heidelberg erschienen.

Heinrich Loest über E.T.A. Hoffmann

S. 627 Z. 9–8 v.u. *Dichter und Entstehungszeit sind noch nicht ermittelt*: Der Text stammt aus Kotzebues einaktigem Singspiel ‚Feodore' (4. Szene); Hoffmann hat das Stück vermutlich durch den Abdruck in der ‚Zeitung für die elegante Welt', Nr. 133–135 vom 5.–8. Juli 1811 kennen gelernt und wohl auch bald darauf vertont – vielleicht für eine in Bamberg geplante Aufführung?

Z. 3 v.u. Eine neue Ausgabe ist nicht erschienen.

Aus der Einleitung zu ‚E.T.A. Hoffmanns Handzeichnungen'

S. 661 Z. 8 *als er am 1. September 1808 als Musikdirektor in Bamberg eintraf*: vielmehr in Warschau 1804 oder 1805

S. 669 Z. 4 *Ludwig Catel*: Dieser war schon 1819 gestorben! Allenfalls käme sein Bruder Samuel Heinrich Catel in Betracht; wahrscheinlich ist der Nekrolog aber von Ernst Friedrich Melzer verfaßt.

Z. 15 v.u. *die beiden Porträts von Balthasar Denner*: In der Galerie zu Pommersfelden haben sich nie Gemälde B. Denners befunden; der Bericht C. F. Kunz' von Hoffmanns Begeisterung über die beiden Porträts beruht daher auf einem Irrtum oder ist erfunden.

Z. 9 v.u. *Schweikard und Ettlinger*: recte: Schweigart und Edlinger

Das künstlerische Schaffen E.T.A. Hoffmanns

S. 717 Z. 12–11 v.u. *anscheinend aufgeführt in Bamberg, Nürnberg, Donauwörth und Salzburg*: Das Melodram wurde in Bamberg und Salzburg, anscheinend auch in Donauwörth, dagegen nicht in Nürnberg aufgeführt.

Den Ansichten Beckings über den romantischen Komponisten Hoffmann hat neuerdings Gerhard Allroggen (‚E.T.A. Hoffmanns Kompositionen', Regensburg 1970, S. 22 f.) entschieden widersprochen.

S. 720 Z. 14 f *wie Hoffmann in seiner ‚Freischütz'-Besprechung feststellt*: Daß diese Besprechung nicht von Hoffmann herrührt, hat Wolfgang Kron nachgewiesen (‚Die angeblichen Freischütz-Kritiken E.T.A. Hoffmanns', Max Hueber-Verlag München, 1957).

S. 722 Z. 3–1 v.u. Der Satz *Im März 1808 – erscheinen konnte* ist nach der Anm. zu S. 557 Z. 16–11 v.u. zu berichtigen.

letzte Z. bis S. 732 Z. 2 *einen Auszug daraus – veröffentlicht*: Vielmehr hat Krenzer Hoffmanns Brief an Soden vom 23. April 1808 vollständig veröffentlicht (Zeitschrift für Bücherfreunde. Neue Folge, Leipzig, Jg. 1924, S. 106 f.). Vgl. die Anm. zu S. 557 Z. 16–11 v.u.

S. 723 Z. 4–3 v.u. *als letzten den oben wiederholt erwähnten über die Premiere des ‚Freischütz'*: S. die Anm. zu S. 720.

letzte Zeile *aber noch nicht wieder abgedruckt*: Das geschah 1963 im 5. Bande der bei Winkler in München erschienenen Hoffmann-Ausgabe.

757 Z. 4 — *in Linkes Bade* ist zu sperren (M)
Z. 10 — *das Hoftheater* desgl. (M)
Z. 16 — Statt *das „Schwarze Tor"*: deren „Schwarzes Tor" (M)
Z. 8 v.u. — *worden* ist zu streichen (M)
Z. 3–2 v.u. — *an demselben Platz, auf demselben rotbeschlagenen Lehnstuhl, vor demselben Pianoforte*: dies alles in Anführungszeichen (M)

758 Z. 3 — Statt *I, Fuorusciti*: I Fuorusciti (M)
Z. 12 v.u. — Statt *und Russe*: und Russen (M)
Z. 10 v.u. — Statt *Dann sah er*: Dann sah H. (M)

759 Z. 2 v.u. — Statt *nach der Schlacht bei Leipzig:* infolge der Schlacht bei Leipzig (M)

REGISTER DER IN DEN AUFSÄTZEN GENANNTEN WERKE HOFFMANNS

Die Werke sind in Gruppen geordnet und zwar innerhalb der Gruppen möglichst chronologisch.

Literarische Einzelwerke, die Hoffmann in größere Sammlungen aufgenommen hat (nämlich in die *Fantasiestücke in Callots Manier,* die *Nachtstücke* und *Die Serapions-Brüder*) sind **unter diesen Sammlungen** in der dortigen Reihenfolge angeführt.

In Klammern gesetzte Seitenzahlen zeigen an, daß das betr. Werk nicht ausdrücklich genannt, daß aber darauf angespielt wird.

A. Werke der bildenden Kunst

Fresken

Dekorationen, Kostüme u.a.

Zeichnungen und Aquarelle

Zur Veröffentlichung bestimmte Zeichnungen oder Aquarelle

Bucheinbände (von Hoffmann nicht veröffentlicht)

Landschaften

Porträts

Gruppenbilder, teilweise karikiert

Verschiedene erfundene Bilder

Karikaturen

Veduten (frei behandelt)

Kopien

Verschiedenes

B. Kompositionen

I. Vokalkompositionen

Geistliche Werke

Opern und Singspiele

Melodramen

Schauspielmusiken und Ballette

Weltliche Chöre mit und ohne Begleitung

Arien, Lieder und Canzonetten für eine und mehrere Stimmen mit Begleitung

II. Instrumentalwerke

Orchesterwerke

Kammermusik

Klaviermusik

C. Schriften und Dichtungen

Romane, Sammlungen von Erzählungen, große Märchen

Einzelne Erzählungen, offene Briefe und Anekdoten

Stammtischschwänke

Gedichte

Autobiographische Aufzeichnungen

Anzeigen

Operntexte und Dramatisches

Schriften über Literatur und Theater

Schriften zur Musik und Musikrezensionen

Übersetzungen (Bearbeitungen)

Aufzeichnungen zu literarischen Arbeiten

Namenregister

Regierende Fürsten und deren Gemahlinnen sind unter ihren Vornamen verzeichnet.

Gleiche Personennamen sind wiederholt, wenn zwischen den Namensträgern keine Verwandtschaft besteht.

Eingeklammerte Seitenzahlen bedeuten, daß auf der angegebenen Seite der Name nicht direkt genannt ist, daß aber in irgendeiner Weise auf die betreffende Persönlichkeit angespielt wird – und sei es durch Anführung eines Werkes oder einer Schrift.